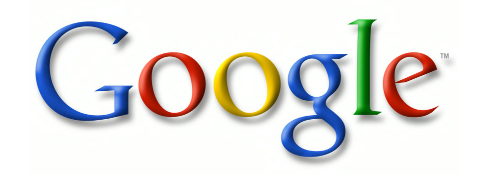
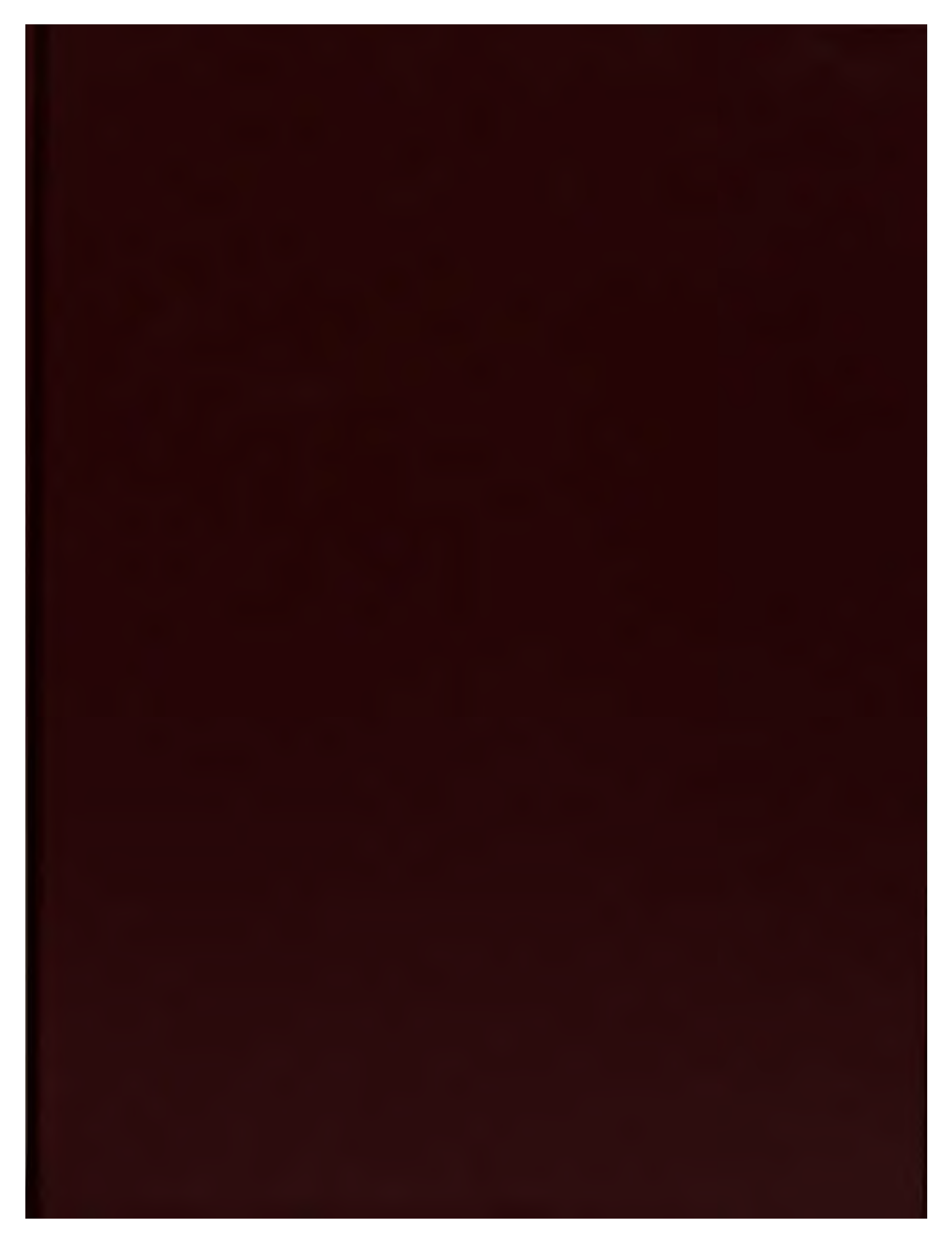
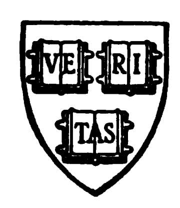





VE RI
TAS

ABHANDLUNGEN

der

königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften.

Fünfter Folge dreizehnter Band.

Von den Jahren 1863 und 1864.

Mit einer Tafel Abbildungen.

PRAG.

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Selbstverlag der kgl. Gesellsch. der Wiss.

1865.

Inhalt.

Personalstand

der

königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften

im April 1865.

Präsident (Vacat).

D. Z. Director.

Hr. **Carl N. Balling**, Ritter des kais. österr. Franz-Joseph-Ordens, ord. Prof. der allgem. und angewandt. techn. Chemie am k. polytechnischen Institute zu Prag, Inhaber der k. k. grossen gold. Medaille für Wiss. und Kunst, corresp. M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, Ehren-M. des landwirthschaftl. Vereins im Königr. Bayern, der ökon. Ges. im Königr. Sachsen und des Apotheker-Vereins im nördl. Deutschland, Ausschuss-M. der k. k. patr.-ökon. Ges. in Böhmen, wirkl. M. der k. k. Landwirthschafts-Ges. in Wien und der k. k. mähr.-schles. Ges. für Ackerbau, Natur- und Landeskunde in Brünn, M. des Vereines zur Ermunt. des Gewerbsgeistes in Böhmen, corresp. M. der k. k. Landwirthschafts-Ges. in Steyermark, der kais. russ. ökonom. Ges. zu St. Petersburg, der schles. Ges. für vaterländ. Cultur zu Breslau. (Altstadt 251.)

Beständiger Secretär.

Hr. **Wilhelm Rudolph Weitenweber**, Dr. der Med., emerit. Stadtphysicus von Elbogen, der kais. Leopold.-Carol. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Mogalla), der naturkund. Ges. für Niederländisch-Indien zu Batavia, der medic.-chirurg. Hufeland'schen Ges. in Berlin, der niederrhein. Ges. für Natur- und Heilk. in Bonn, der schles. Ges. für vaterländ. Cultur in Breslau, der Société des sciences medicales et naturelles zu Brüssel, der kais. Ges. für Naturwissenschaften zu Cherbourg, der medic. Ges. zu Dijon, der Ges. für Natur- und Heilkunde in Dresden, der physikal.-medic. Societät in Erlangen, der oberhess. Ges. für Natur- und Heilkunde in Giessen, der oberlausitz. Ges. der Wiss. sowie der naturforsch. Ges. in Görlitz, des naturwiss. Vereins für Steiermark in Graz, der naturforsch. Ges. in Halle, des ärztl. Vereins zu Hamburg, des naturwissenschaftl. Vereins des Harzes, der med. sowie der naturforsch. Ges. zu Leipzig, der Société Linnéenne und der Soc. imper. d'Agriculture, d'histoire naturelle et arts utiles de Lyon, der kais. russ. Societät der Naturforscher in Moskau, des

ärztl. sowie des pharmaceut. Vereins in München, des grossherz. badischen Vereins für Staatsarzneikunde in Offenburg, der kön. bayr. botan. Ges. sowie des histor. Vereins für die Oberpfalz zu Regensburg, der k. k. Ges. der Aerzte in Wien, des naturhistor. Vereins Lotos und der Gesellschaft böhm. Aerzte in Prag, der philos.-med. Ges. in Würzburg, der statist.-hist. Section der k. k. mähr.-schles. Ges. für Ackerbau, Natur- und Landeskunde in Brünn theils ordentl., theils corresp., theils Ehrenmitglied, Corresp. der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, Redacteur der Zeitschrift Lotos, d. Z. Historiograph der Prager med. Facultät. (Wohnt Neustadt Nro. 556.)

Cassier.

Hr. **Wilhelm Matzka,** Dr. der Phil., öff. ord. Professor der Math. an der Univ., Inhaber der k. k. gold. Verdienstmedaille für Wissenschaft und Kunst, emer. Decan u. Prodecan des philos. Professoren-Collegiums. (Wohnhaft Altstadt, Postgasse Nr. 1315.)

Bibliothekar.

Hr. **Wilhelm Kaulich**, Dr. der Phil., Docent der Phil. an der Prager Universität.

1. Ehrenmitglieder (nach ihrem Eintritte).

Se. Excell. Hr. **Carl Chotek** Graf v. **Chotkowa und Wognin,** Besitzer der Domäne Grosspriesen, Ritter des gold. Vliesses, Grosskreuz des kais. österr. Leopold- und des kais. russ. St. Alexander-Newsky-O., silb. Civilehrenkreuz, Ritter des k. sardin. St. Mauriz- und Lazarus-O., Sr. k. k. apost. Majest. wirkl. geheimer Rath und Kämmerer, Ehren-M. der k. k. patr.-ökonom. Ges. in Böhmen, der mähr.-schles. Ges. zur Beförd. des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn, des landwirthschaftl. Vereins in Bayern, des Ferdinandeums, des geogn.-montan. Vereins für Tyrol und Vorarlberg, wirkl. M. der Acad. der bildenden Künste und der k. k. Landwirthschafts-Ges. in Wien, M. der Ges. des Museums und des Vereins für Kirchenmusik in Böhmen, sowie auch der Ges. des Ackerbaues und der Künste in Laibach. (In Gross-Priesen.)

Se. Excell. Hr. **Joseph Mathias** Graf **Thun v. Hohenstein,** k. k. wirkl. geheim. Rath und Kämmerer, Commandeur des kais. österr. Leopold-O. und des herzogl. sächs. Ernestinischen Haus-Ord. 1. Classe, Assistenzrath des k. k. Damenstiftes auf der Altstadt Prag, Inhaber der 3. Compagnie des k. k. privil. Prager Scharfschützencorps, emerit. Präsident der k. k. patriot.-ökon. Ges., des pomol. und Schafzüchtervereins in Böhmen, Ehren-M. der kais. russ. Landwirthschafts-Ges. in Moskau und der hess. ökon. Ges. in Cassel, corresp. M. des Vereins für hess. Geschichte und Landeskunde, der k. k. Landwirthschafts-Ges. für Tyrol und Vorarlberg, Mitstifter der böhm. Sparcasse. (In Salzburg.)

Hr. **Joseph Ditmar** Graf v. **Nostiz-Rhinek,** k. k. wirkl. Kämmerer, wirkl. M. und gewes. Präsident der Ges. des Museums in Böhmen, stift. M. des Vereins zur Ermunt. des Gewerbsgeistes, beitr. M. der Ges. patr. Kunstfreunde, der Vereine zur Beförd. der Tonkunst sowie für die Kirchenmusik in Böhmen. (In Schönbach im Banat.)

Se. Excell. Hr. **Eugen** Graf **Czernin von u. zu Chudenic,** Regierer des Hauses Neuhaus und Chudenic, Besitzer der Domänen Neuhaus, Chudenic, Petersburg, Schönhof, Milčowes

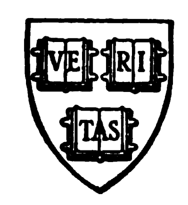
und Duppau, Erbmundschenk im Königr. Böhmen, k. k. wirkl. geheimer Rath und Kämmerer, Ehren-M. des pomol. Vereins in Böhmen, wirk. M. der Ges. des böhm. Museums, wirkl. M. der k. k. Landwirthschafts-Ges. und der Gartenbau-Ges. in Wien, dann des niederösterr. Gewerbsvereins, stift. M. des Vereins zur Ermunt. des Gewerbsgeistes in Böhmen, beitr. M. der Ges. patriot. Kunstfreunde in Prag. (In Wien.)

Se. Excell. **Leo Leopold** Graf **von Thun-Hohenstein,** k. k. wirkl. geheimer Rath und Kämmerer, Grosskreuz des k. k. Leopold-O., Ritter des Ordens der eisernen Krone 1. Classe, Grosskreuz des päpstlichen Pius-O., Ehrendoctor der k. k. Univ. in Lemberg, Ehren-M. der Univ. und gelehrt. Ges. in Krakau, der k. k. patr.-ökon. Ges. im Königr. Böhmen, der Institute für Wissensch. und Künste zu Venedig und Mailand, der Acad. der Wissensch. in Padua, des Museums Franc.-Carol. in Linz, des geolog. Vereins in Ungarn, des histor. Vereins für Krain, des naturhist. Vereins Lotos in Prag, des Ausschusses vom german. Museum in Nürnberg, der mähr.-schles. Ges. zur Beförderung des Ackerbaues, des geognost. Wernervereins in Brünn, wirk. M. der Ges. des böhm. Museums, stift. und beitr. M. der Ges. patriot. Kunstfreunde, Vorstand und wirkl. Mitglied des Vereins zum Wohle entlass. Züchtlinge, sowie stift. M. des Vereins zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder in Prag. (In Wien.)

Hr. **Leopold Sacher-Masoch** Ritter **von Kronenthal,** k. k. Hofrath, Comthurkreuz des Franz Joseph-O. und des kön. sächs. Albrechts-O., Indigena von Galizien, Ehrenbürger von Prag und Lemberg, wirk. M. der Ges. des böhm. Museums, Ehren-M. des naturhist. Vereins Lotos, der naturhist. Section der mähr.-schles. Ges. für Landeskunde in Brünn, M. der deutsch. geolog. Ges. in Berlin, ord. M. des naturwiss. Vereins für Steiermark in Graz, der böhm. Gartenbau-Ges. u. s. w. (In Graz.)

Se. Excell. Hr. **Andreas** Freiherr **von Baumgartner,** Dr. der Phil., Ritter des kais. österr. Ordens der eisernen Krone 1. Classe, des k. k. österr. Leopold- und des kön. sächs. Civilverdienst-Ordens, Grosskreuz des grossherz. toscan. St. Joseph-, des herz. parm. Ludwigs- und des Constant.-Georgs-Ordens 1. Classe, des kön. bayr. Maximilian- und des St. Michaels-, dann des päpstl. Gregor- und des kön. preuss. rothen Adler-O. 1. Classe, des kön. belg. Leopold-O., k. k. wirkl. geheimer Rath, Präsident der kais. Acad. der Wiss. in Wien, Ehren-M. der k. k. Ges. der Aerzte das., der schles. Ges. für vaterl. Cultur in Breslau, der k. Societät der Wiss. in Göttingen, der k. k. patriot.-ökon. Ges. im Königr. Böhmen, des Mus. Francisco-Carolinum in Linz, des Apotheker-Vereins im nördl. Deutschland, des physikal. Vereins zu Frankfurt a. M., der polytechn. Ges. zu Leipzig, M. der philos. Facultäten zu Wien und Prag, der k. Acad. der Wiss. zu München, der Carol.-Leop. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Volta II.), der k. belg. Ges. der Wiss. in Lüttich, der naturf. Ges. in Halle, des Vereins zur Ermunt. des Gewerbsgeistes in Böhmen, des Industrie- und Gewerbs-Ver. in Inner-österreich, der Ges. der Aerzte und Naturforsch. zu Heidelberg, corresp. M. des k. k. Instituts der Wiss. und Künste in Venedig, der mähr.-schles. Ges. für Ackerbau, Natur- und Landeskunde in Brünn, der Ges. für Natur- und Heilkunde in Dresden, der k. k. geograph. Ges. sowie der k. k. Landwirthschafts-Ges. in Wien und Laibach u. s. w. (In Wien.)

Se. Excell. Herr **Rudolph** Graf **von Stillfried-Ratonitz,** k. preuss. Oberceremonienmeister und wirkl. geh. Rath, Grosskreuz und Ritter mehr. hohen Orden, Ehren-M. der Ober-


VE RI
TAS

würtemb. Friedrichs- und k. belg. Leopold-O., Inhaber des herz. Lucca'schen St. Ludwigkreuzes zweiter Classe, des Verdienstkreuzes des sächs. Ernestinischen Haus-O., ferner der k. preuss. und herzogl. Parma'schen goldenen Medaille für Kunst und Wiss., der franz., sächs., bayr., niederländ. und der grossen kais. russ. Ehren-Med., wirkl. M. der kais. Acad. der Wiss. und der geograph. Ges. in Wien, des polytechn. Vereins für Bayern, der mähr. schles. Ges. für Ackerbau, Natur- und Landeskunde in Brünn, des böhm. Gewerbsvereins, corresp. M. der physikal.-ökon. Ges. in Königsberg, der oberlaus. Ges. der Wiss. in Görlitz u. s. w., Ehrenbürger von Wien. (In Wien.)

Hr. **Adolph Martin Pleischl**, Dr. der Med., k. k. Regierungsrath, Ritter des k. k. Franz-Joseph-Ord., emerit. k. k. ord. Prof. der Chemie an der Univ. zu Prag und Wien, wirkl. M. der k. k. patriotisch-ökon. Ges. und des pomolog. Vereins in Böhmen, der k. k. Ges. der Aerzte und der geograph. Ges. in Wien, Ehren-M. des pharmaceut. Vereins im Grossh. Baden, der k. preuss. ökonom. Ges. zu Potsdam, der ökonom. Ges. zu Leipzig und Dresden, M. der Ges. der Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg, der Societät für die ges. Mineralogie in Jena, corresp. M. der k. k. Landwirthschafts-Ges. in Krain und Görz, des landwirthschaftl. Vereins in Bayern, der schles. Ges. für vaterländische Cultur in Breslau, der oberlaus. Ges. der Wiss. in Görlitz. (In Wien.)

— **Ferdinand Hessler,** Dr. der Phil., k. k. Prof. der Physik am polyt. Instit. in Wien, corresp. M. der kais. Acad. der Wiss. und der geograph. Ges. in Wien, der k. k. patriotisch-ökonom. Ges. und Gewerbsvereins in Böhmen, der naturforsch. Ges. in Halle und des physical. Vereins zu Frankfurt a. M., emerit. Decan der philos. Facultäten zu Graz und Prag. (In Wien.)

— **Eduard von Eichwald,** Dr. der Med., k. russ. Staatsrath u. Prof., ord. M. der kais. russ. Academie der Wiss. zu St. Petersburg, der kais. Leopold.-Carol. Academie der Naturforscher (mit dem Beinamen Rondeletius), der Société geologique de France und anderer gelehrten Ges. (In St. Petersburg.)

— Se. Excell. **Carl Czörnig Freiherr von Czernhausen,** Ehrendoctor der Rechte an der Prager Univ., k. k. geheimer Rath, Sectionschef im k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten, Director der administrativen Statistik, Präses der Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmäler in Wien, Ritter des O. der eisernen Krone zweiter Classe, Comthur des O. der würtemberg. Krone, Commandeur des anhalt. O. Albrechts des Bären, Officier der kais. franz. Ehrenlegion, Ritter des herz. parma'schen Const. St. Georgs-O. erster Classe, des k. preuss. rothen Adler-Ordens zweiter Classe, des grossh. bad. O. vom Zähringer Löwen, des herzogl. Lucca'schen St. Ludwig-O. zweiter Classe, corresp. M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, Ehren-M. der Acad. der schönen Künste zu Mailand, der Athenäen in Bergamo und Brescia, des Gewerbsvereins zu Reichenberg, des Vereins für Landeskunde in der Bukowina, der k. k. Landwirthschafts-Ges. in Krain und Görz, wirk. M. der k. k. Landwirthschafts-Ges., der geograph. und der zoolog.-botan. Ges. in Wien und des nieder-österr. Gewerbsvereins, corresp. M. des k. k. Institutes der Wiss. zu Venedig, der patr.-ökon. Ges. in Böhmen, der mähr.-schles. Ges. für Ackerbau u. s. w. in Brünn, der Academia dei Georgofili zu Florenz, der kais. russ. geograph. Ges. in St. Petersburg, der k. belg. Centralcommission für Statistik in Brüssel, ausw. M. der Ges. für Erdkunde in Berlin, Ehrenbürger von Reichenberg. (In Wien.)

Hr. **Johann August Grunert,** Dr. der Phil. und Prof. der Mathematik in Greifswald, Ehren-M. der Acad. der nützl. Wiss. in Erfurt und der oberlaus. Ges. der Wiss. in Görlitz, der naturforsch. Ges. in Danzig, Halle, Leipzig und Marburg, corresp. M. der k. bayr. Acad. der Wiss. in München, der k. schwed. Societät der Wiss. in Upsala, der astronom. so wie der ökonom. Ges. in Leipzig. (In Greifswald.)

— **Georg Heinrich Pertz,** Ehrendoctor der Phil. an der Prager Univ., k. preuss. geh. Oberregierungsrath und Oberbibliothekar, Ritter des k. preuss. rothen Adler-O. zweiter Classe mit Eichenlaub, M. der Acad. der Inschriften zu Paris, ausw. Ehren-M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, der oberlaus. Ges. der Wiss. in Görlitz und der Ges. des böhm. Museums, ordentl. M. der k. preuss. Acad. der Wiss. (In Berlin.)

— **August Emanuel Reuss,** Dr. der Med., Ehrendoctor der Phil. an der Breslauer Univ., öff. ord. Prof. der Mineralogie an der Univ. zu Wien, Ritter des k. k. Franz-Joseph-O., wirkl. M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, wirk. M. der Ges. des Museums des Königr. Böhmen, wirkl. M. des naturhistor. Vereines Lotos, Ehren-M. der naturwiss. Section der k. k. mähr.-schles. Ges. zur Beförd. des Ackerbaues und der Landeskunde in Brünn, des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau zu Wiesbaden, M. der kais. Carolo-Leopold. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Saussure), der k. k. patr.-ökonom. Ges. in Böhmen, der deutschen geolog. Ges. in Berlin, der k. k. geograph. Ges. in Wien, corresp. M. der k. k. Ges. der Aerzte in Wien, des geognost. Wernervereins in Brünn, des naturwiss. Vereins des Erzgebirges zu Joachimsthal, der mineralog. Societät in Jena, der naturforsch. Ges. zu Halle, der schles. Ges. für vaterländ. Cultur in Breslau, der Ges. für Natur- und Heilkunde sowie der Ges. Isis in Dresden, des naturwiss. Vereins des Harzes und der Wetterauer Ges. für die ges. Naturkunde, Correspondent der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, emer. Rector Magnificus der Prager Universität, M. des k. k. Unterrichtsrathes. (In Wien.)

— **Joseph Hyrtl,** Dr. der Med. und Chir., k. k. Hofrath, ord. Prof. der Anatomie an der Wiener Univ., Ritter des k. k. österr. Franz-Joseph-O. und der k. franz. Ehrenlegion, wirkl. M. der kais. Acad. der Wiss., Ehren-M. der kais. russ. med.-chir. Acad. zu St. Petersburg und der anatom. Ges. in Paris, der k. schwed. Ges. der Aerzte in Stockholm, der Acad. der Medicin und der biolog. Ges. in Paris, der kais. Carolo-Leopoldin. Acad. der Naturforscher (unter dem Beinamen Cuvier II.), der Acad. der Naturwiss. in Philadelphia und Boston, der kön. Societät der Wiss. in Göttingen, der k. k. Ges. der Aerzte in Wien, des Istituto Veneto di scienze ed arti, der med. Ges. in Pest, Amsterdam, Brüssel, Freiburg, der physical.-med. Societät zu Erlangen und Cambridge, der Ges. für Natur- und Heilkunde in Bonn und Dresden, der schles. Ges. für vaterländ. Cultur in Breslau, der naturforschenden Gesellsch. für niederländ. Indien in Batavia, des Vereins böhm. Aerzte und der Ges. patriot. Kunstfreunde in Prag. (In Wien.)

— **Joseph Redtenbacher,** Dr. der Med., öff. ord. Prof. der Chemie an der Wiener Univ., wirkl. M. der kais. Acad. der Wiss. und der k. k. Ges. der Aerzte in Wien, der kais. Carol.-Leopold. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Klaproth), Corresp. der k. bayr. Acad. der Wiss. in München, M. der k. k. patriot.-ökon. Ges. und des Gewerbsvereins in Böhmen, der Chemical Society in London, der Wetterauer Ges. für die ges. Naturkunde, der

physical.-med. Societät in Erlangen, des physical. Vereins zu Frankfurt a. M., der k. k. Landwirthschafts- und Gartenbau-Ges. (In Wien.)

Hr. **Johann Lamont,** Dr. der Phil., Prof. und Conservator der kön. Sternwarte bei München, Ritter des O. der eisernen Krone 3. Classe, des k. bayr. Michael- und des päpstl. Gregor-O., M. des kön. bayr. Maximilians-O., ord. M. der k. bayr. Acad. der Wiss., M. der Royal Society, der k. astronom. Ges. in London und der britischen Association zur Förd. der Wiss., der kais. Leopold-Carol. Academie der Naturforscher (mit dem Beinamen Zach), der naturwiss. Ges. in Lausanne, der philos. Societät in Cambridge, der physical. Ges. in Berlin, der Wetterauer Ges. für Naturkunde, der kön. Societät der Wiss. in Edinburg, Ehren-M. der k. k. geograph. Ges. in Wien, Corresp. der kön. Societät der Wiss. zu Upsala, Lüttich u. s. w. (In München.)

— **Carl Fritsch,** Vicedirector an der k. k. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien, corresp. M. der kais. Acad. der Wiss., Ehren-M. des naturhistor. Vereins Lotos in Prag, M. der k. k. geograph. und der zoolog.-botan. Ges. in Wien, der naturwiss. Ges. Isis in Dresden und der Ges. für vaterländ. Cultur in Breslau. (In Wien.)

Se. Excell. **Joseph Alex.** Freih. **v. Helfert,** wirkl. geh. Rath, Dr. sämmtlicher Rechte an der Prager Universität, Ritter des k. k. österr. O. der eisernen Krone 2. Classe, Präses des Alterthumsvereins und M. der k. k. geograph. Ges. in Wien, der gelehrten Ges. in Krakau, des Athenäum in Bassano, der k. k. mähr.-schles. Ges. des Ackerbaues u. s. w. in Brünn, der histor. Vereine für Steiermark und Krain. (In Wien.)

Hr. **Adolph Lambert Quetelet,** Commandeur des k. belg. Leopold-, des k. dän. Danebrog- und des sächs. Ernestin. Haus-O., Director der kön. belg. Sternwarte und Prof. in Brüssel, beständ. Secretär und M. der k. Acad. der Wiss. daselbst, Ehren-M. der k. k. geograph. Ges. und corresp. M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, des Institutes von Frankreich, der Academien und gel. Ges. in London, Edinburg, Göttingen, Kopenhagen, Berlin, St. Petersburg, Batavia, München, Frankfurt a. M., Genf, Krakau, Turin, Lissabon, Neapel, Palermo, Madrid, Dublin, Boston, Rio Janeiro u. s. w. (In Brüssel.)

— **Heinrich Robert Göppert,** Dr. der Med., Ritter des k. preuss. rothen Adler-O. 2. Classe mit Eichenlaub, Commandeur des bayr. Michael-O., k. preuss. geh. Medicinalrath, Prof. an der Univ. und Director des botan. Gartens zu Breslau, Präsident der schles. Ges. für vaterl. Cultur daselbst, Adjunct und M. der kais. Leopold-Carol. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Du Hamel), Ehren-M. der Ges. des böhm. Museums und des naturhistor. Vereins Lotos in Prag, der Soc. geolog. de France in Paris, der physical. Ges. in Berlin und der phys.-ökon. Ges. in Königsberg, des R. Istituto Lombardo di scienze ed arti in Mailand, der Acad. der Wiss. in Amsterdam, der naturforschenden Ges. in Batavia, des physical. Vereins zu Frankfurt a. M., der naturhistor. Ges. zu Nürnberg und mehrer anderer Gesellsch. (In Breslau.)

— **Theodor Georg von Karajan,** Dr. der Phil., Ritter des kais. Franz-Joseph-O., Custos der k. k. Hofbibliothek, wirkl. M. und Vicepräsident der kais. Acad. der Wiss., M. der k. preuss. Academie der Wiss. in München und Berlin, der k. niederländ. Ges. der Wiss. in Leyden, der archäologischen Ges. in Caen, der deutschen Ges. in Leipzig, des Gelehrten-Ausschusses des german. Museums in Nürnberg, Ehren-M. des Alterthums-Vereins in Zürich, der

histor. Vereine für Kärnthen, Steiermark und Krain, der histor.-statist. Section der k. k. mähr.-schles. Ges. des Ackerbaues in Brünn, des Vereins für siebenbürg. Landeskunde in Hermannstadt u. s. w. (In Wien.)

Hr. **Franz** Ritter **v. Miklosich,** Dr. der Phil. und der Rechte, Ritter des kais. österr. Leopold- und des russ. St. Annen-O. 2. Classe mit der Krone, lebenslängl. Reichsrath im österr. Herrenhause, ord. Prof. der slav. Philologie und Literatur, gew. Rector Magnificus und Decan des philos. Professoren-Collegiums an der Wiener Univ., Director der k. k. wiss. Gymnasial-Prüfungscommission, Scriptor an der k. k. Hofbibliothek, wirkl. M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, corr. M. der k. bayr. Acad. der Wiss. in München, der kais. russ. Acad. in St. Petersburg, Ehren-M. des histor. Vereins für Steiermark, corresp. M. der Ges. für serb. Literatur in Belgrad und für südslav. Geschichte zu Agram. (In Wien.)

— **Peter Mar. v. Flourens,** Dr. der Med. an der Facultät zu Montpellier, best. Secretär der Acad. der Wiss. in Paris, Commandeur der k. franz. Ehrenlegion, M. des kais. Rathes für öff. Unterricht, Prof. am Museum d'histoire naturelle, M. der kais. Carol.-Leop. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Vicque d'Azyr), der naturforsch. Ges. in Niederländ.-Indien zu Batavia, der Ges. für Landwirthschaft u. s. w. in Lyon, des Istituto Lombardo di scienze etc. in Mailand, der k. Societät der Wiss. in Göttingen und des Vereins böhm. Aerzte in Prag. (In Paris.)

— **Gideon Johann Verdam,** Prof. der Mathematik an der Univ. zu Leyden, corresp. M. der naturforsch. Ges. für Niederländ.-Indien zu Batavia, und der k. k. geograph. Ges. in Wien. (In Leyden.)

— **Math. F. Maury**, Commandeur in der Marine der U. St., Director der Sternwarte und des hydrographischen Institutes in Washington, M. der belg. Acad. der Wiss. in Brüssel, der naturforsch. Ges. für Niederländ.-Indien zu Batavia u. s. w. (d. Z. in England.)

— **Ignaz Döllinger,** Dr. der Theol., Propst des Stiftes zu St. Cajetan, ord. öff. Prof. an der Münchner Univ., Ritter des k. bayr. O. vom hl. Michael und des Maximilian-O. für Wiss. und Kunst, ord. M. der bayr. Acad. der Wiss. u. s. w. (In München.)

— **Justus** Freih. **v. Liebig,** k. bayr. geh. Rath, Dr. der Phil. und Med., ord. öff. Prof. der Chemie an der Münchner Univ., Grosscomthurkreuz des k. bayr. St. Michael-O., Ritter vieler hohen Orden, Vorstand der k. bayr. Acad. der Wiss. in München, M. der Acad. der Wiss. zu Amsterdam, Brüssel, Bologna, Edinburg, Dublin, Göttingen, Kopenhagen, Lüttich, Mailand, München, Madrid, Neapel, Paris, St. Petersburg, Stockholm, Turin, Wien, der naturhist. Ges. zu Nürnberg und vieler anderer gelehrten Gesellschaften. (In München.)

— **Carl Friedrich Philipp von Martius,** Jubilar-Dr. der Phil., Med. und Chir., gew. Prof. der Botanik und Conservator des botan. Gartens an der Münchner Univ., k. bayr. geh. Rath, Comthur und Ritter vieler hohen Orden, ord. M. der bayr. Acad. der Wiss., M. und Adjunct der Carol.-Leop. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Calisthenes), Präsident der botan. Ges. zu Regensburg, M. der naturforsch. Ges. zu Bogota in Neugranada, der Ges. für Naturwiss. in Cherbourg, Boston, Brüssel, Berlin, Lissabon, Paris, Stockholm, Turin, St. Petersburg, Padua, Philadelphia, Wien, Kopenhagen, Nürnberg, London, Göttingen und vieler and. Ges. (In München.)

— **Gustav Köhler**, Ritter des herz. sächs. Ernestin. Haus-Ordens, emer. Stadtrath von

Görlitz und gew. Secretär der oberlaus. Gesellsch. der Wiss., M. mehr. gelehrten Gesellsch (In Berlin.)

Hr. **Heinrich Wilh. Dove,** Dr. der Med. und Phil., Ritter des k. preuss. O. pour le mérite für Wiss. und des rothen Adler-O. 2. Classe und der kais. franz. Ehrenlegion, ord. Prof. der Physik an der Univ. und Director des meteorolog. Instituts zu Berlin, M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, der Carol.-Leop. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Anson), der k. preuss. Acad. in Berlin, London, München, St. Petersburg, der kön. Societät der Wiss. in Göttingen, der Ges. für Naturwiss. in Cherbourg, der physical.-ökon. Ges. zu Königsberg, des physical. Vereins in Frankfurt a. M. u. s. w. (In Berlin.)

— **Carl Theodor von Siebold,** Dr. der Med. und Phil., k. bayr. Hofrath, ord. Prof. der Zoologie und vergleich. Anatomie an der Münchner Univ., Director des physiolog. Instituts und Conservator der zoologisch-zootomischen Sammlung des Staates, wirkl. M. der k. bayr. Academie der Wiss., mehr. and. gelehrt. Gesellschaften u. s. w.

4. Ausserordentliche Mitglieder (in alphabetischer Ordnung).

(Sämmtlich in Prag.)

Herr **August Wilhelm Ambros**, Dr. der Rechte, Oberstaatsanwalts-Stellvertreter bei dem k. k. Oberlandesgerichte in Prag, Rathssekretär, Ehren-M. der Prager Tonkünstler-Soc. und der Sophien-Academie, Directions-M. des musical. Conservatoriums, Ausschuss-M. der Ges. der Kunstfreunde und des Vereins für Kirchenmusik u. s. w.

— **Carl Amerling**, Dr. der Med., Director der böhm. Muster-Hauptschule in Prag, wirkl. M. des Vereins böhm. Aerzte und des böhm. Gewerbsvereins, des Vereins zum Wohle entlass. Züchtlinge und jenes zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder in Prag.

— **Friedrich** Graf v. **Berchtold,** Freiherr v. **Ungarschütz,** Jubilardoctor der Med., Ehren-M. der Ges. des Museums des Königr. Böhmen und des naturhistorischen Vereins Lotos, wirkl. M. des Vereins böhm. Aerzte und der k. k. patriot.-ökonomischen Ges. in Böhmen, der botan. Ges. in Edinburg, der k. botanischen Ges. in Regensburg u. s. w.

— **Georg Bippart,** Dr. der Phil., öff. ord. Prof. der class. Philologie an der Univ., Director des philolog. Seminärs, M. der griech. Ges. zu Leipzig.

— **Vincenz Alex. Bochdalek,** Med. Dr., öff. ordentl. Prof. der Anatomie an der Univ., d. Z. Decan des med. Prof.-Collegiums, M. der kais. Carol.-Leopoldin. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Sömmering) und des Vereins böhm. Aerzte.

— **Joseph Georg Böhm,** Dr. der Phil., Director der k. k. Sternwarte und ord. Prof. der Astronomie an der Prager Univers., Ritter des k. k. Franz Joseph- und des k. sächs. Albrecht-O. und Inhaber der grossen gold. k. k. Civil-Verdienstmedaille sammt Kette, der silb. Tyroler Landesvertheidigungs-, der k. dän. gold. Verdienstmedaille für Wissenschaft, so wie der k. sächs. landwirthschaftl. Verdienstmedaille, M. der kais. Carol.-Leop. Academie (mit dem Beinamen Littrow), Ehren-M. der naturforsch. Ges. in Görlitz, der ökon. Ges. in Dresden, kön. bayr. Gartenbau-Ges. in Frauendorf und des grossh. badischen landwirthschaftlichen Vereins zu Stuttgart, corr. M. der naturforsch. Ges. zu Emden, der Acad. der Wiss. zu Arezzo, der gelehrten Ges. zu Roveredo, der k. k. geograph. Ges. in Wien, der schles. Ges. für vater-

ländische Cultur in Breslau, der Landwirthschafts-Ges. zu Wien, Prag, Innsbruck, Graz, Laibach, Linz und Salzburg, k. k. Schulrath, M. der k. k. Prüfungs-Commission für Gymnasial-Lehramtscandidaten, emer. Rector magnificus der k. k. Univ. Innsbruck.

Hr. **Franz Čupr**, Dr. der Phil., gewes. k. k. Gymnasiallehrer, beitr. M. der Ges. des Museums des Königreiches Böhmen, Inhaber und Director einer Privat-Erziehungs- und Lehranstalt.

— **Joseph Dastich,** Dr. der Phil., Docent der Phil. an der Prager Universität.

— **Franz Doucha,** Weltpriester der Prager Erzdiöcese.

— **Joseph Robert Hasner** Ritter **von Artha,** Dr. der Med. und Chir., Mag. der Geburtsh., Ritter des k. k. Franz Joseph-O., öff. ord. Prof. der Augenheilkunde, Primär-Arzt im allgem. Krankenhause, corresp. M. der k. k. Ges. der Aerzte in Wien, der Ges. deutscher Aerzte in Paris, der physical.-med. Societät in Erlangen, der Ges. für Natur- und Heilkunde in Dresden, des Vereins böhm. Aerzte und des naturhistor. Vereins Lotos, Ehren-M. des Prager Taubstummen-Institutes, in den Jahren 1853—55 gewes. Decan der medicinischen Facultät.

— **Carl Hornstein,** Dr. der Phil., ord. Prof. der Mathematik an der Prager Univ., corresp. M. der kais. Academie der Wiss. in Wien.

— **Johann Jungmann,** emer. k. k. Gymnasialprof., Inhaber und Director einer Privat-Lehranstalt, beitr. M. der Ges. des Museums des Königreiches Böhmen und der k. k. patriot.-ökonom. Ges.

— **Wilhelm Kaulich** (s. oben Bibliothekar).

— **Philipp Stanislav Kodym,** Dr. der Med., M. des Vereins böhmischer Aerzte und des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen, beitr. M. der Gesellschaft des böhm. Museums.

— **Johann Krejči,** ord. Prof. der Min., Geologie und Paläontologie am k. polytechnischen Institut, wirk. M. und Custos des böhm. Museums, corr. M. der k. k. geolog. Reichsanstalt, M. der Generaldirection des böhm. Gewerbevereins und des Landesdurchforschungs-Comités in Böhmen u. s. w. (Gerstengasse Nr. 1434—II.)

— **Hermann** Freiherr **von Leonhardi,** Dr. der Phil., ausserord. Prof. der theor. und practischen Philos. an der Prager Univ., M. der kais. Carol.-Leopold. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Pythagoras III.), Ehren-M. des naturhistor. Vereins Lotos und des naturwiss. Vereins in Brünn, corresp. M. der k. k. zoolog.-botan. Ges. in Wien und anderer gelehrten Gesellschaften.

— **Joseph Wilh. Löschner,** Dr. der Med., k. k. Statthalterei- und Landesmedicinalrath, ausserord. Prof. an der med. Facultät, Ritter des k. k. Franz-Joseph-O., Director des Franz-Joseph-Kinderspitals, ord. M. der ständigen Medicinalcommission für Böhmen, Ehren-M. des Vereins deutscher Aerzte in Paris, M. des naturhistor. Vereins Lotos, des Vereins böhm. Aerzte in Prag und der Ges. des Museums des Königr. Böhmen, der Ges. für Natur- u. Heilkunde in Dresden, des allg. österr. Apothekervereins in Wien, im Jahre 1850 gewesener Decan der medicinischen Facultät, emer. Rector Magnificus der Prager Univ., Ehrenbürger von Prag.

— **Wenzel Bol. Nebeský,** Secretär des böhm. Museums und beitrag. M. der Ges. des

böhm. Museums, Ehren-M. der histor.-statist. Section der k. k. mähr.-schles. Ges. für Natur- und Landeskunde in Brünn.

Hr. **Carl August Neumann,** Ehren-Dr. der Phil. von Jena, pens. k. k. Gubernial- u. Commerzrath, emerit. ord. Prof. der Chemie am k. böhm. polytechn. Institute in Prag, Ehren-M. der Ges. des böhm. Museums, des Apothekervereins im nördl. Deutschland, der kais. russ. pharmaceut. Ges. zu St. Petersburg, der k. sächs. ökon. Ges. zu Dresden und des Kunst- und Gewerbevereins zu Leipzig, wirk. M. der k. k. patriot.-ökon. Ges. des Königr. Böhmen, der Ges. für Miner. zu Jena und der böhm. Gartenbauges. in Prag, Verdienst-M. des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen, corr. M. der naturforsch. Ges. der Univ. zu Jena (seit 1796), der Wetterauer Ges. für die ges. Naturkunde in Hanau (1813), der k. k. mähr.-schles. Ges. zur Beförd. des Ackerbaues, Natur- und Landeskunde in Brünn, Corr. der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien.

— **Franz Anton Nickerl,** Dr. der Med., Prof. der Zoologie, Botanik und Naturkunde am k. böhm. polytechn. Landes-Institute, M. der k. k. patr.-ökon. Ges. in Böhmen und des naturhistor. Vereins Lotos in Prag, Ehren-M. der naturwiss. Section der k. k. mähr.-schles. Ges. in Brünn und der zoolog.-botan. Ges. in Wien, der Société entomol. de France, M. der Ges. des böhmischen Museums u. s. w.

— **Johann Palacký,** Dr. sämmtl. Rechte und der Phil., Privatdocent der vergleichenden Geographie an der Univ., wirkl. M. des naturhistor. Vereins Lotos und der Ges. des böhm. Museums, corresp. M. der geograph. Ges. in Wien.

— **Joseph Pečírka,** Med. Dr., M. des Vereines böhm. Aerzte, gewes. Gymnasiallehrer und prakt. Arzt in Prag.

— **Johann Friedrich Schulte,** Dr. der Rechte, Ritter des päpstl. St. Gregor-O., ord. Professor des Kirchenrechts und der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte an der Prager Univ., fürst-erzbischöfl. Consistorialrath, gew. Decan und Prodecan des jurid. Professorencollegiums, M. der k. k. Staatsprüfungscommission, Inhaber der k. k. österr. grossen gold. Med. für Kunst und Wiss.

— **Franz Šohai**, Dr. der Phil., Lehrer der latein. und deutschen Philologie am Altstädter academischen Obergymnasium.

— **Wenzel Stanisl. Staněk,** Dr. der Med. und Chir., M. des Vereins böhm. Aerzte, corr. M. des ärztl. Vereins in Warschau.

— **Wenzel Štulc,** fürst-erzbisch. Notar, Canonicus des Domcapitels am Wyšehrad, M. der histor.-statistischen Section der k. k. mähr.-schles. Ges. des Ackerbaues u. s. w. in Brünn, der Ges. des böhm. Museums und des Vereins für Kirchenmusik, M. des Blinden- und des Taubstummen-Institutes in Prag u. s. w.

— **Gustav Skřivan,** ord. Prof. der Math. am k. böhm. polytechn. Institute, vordem Dir. der öff. Oberrealschule auf dem Bauernmarkte in Wien, M. der k. k. geograph. Ges. in Wien, des böhm. Gewerbevereins u. s. w.

— **Carl Bol. Štorch,** k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungsrath, beitrag. M. der Ges. des böhm. Museums und M. des Comité für wissenschaftliche Pflege der böhmischen Sprache und Literatur.

— **Heinrich von Suchecki,** ausserord. Prof. der polnischen Sprache und Literatur

an der Univers., Ehren-M. der Ges. der Wiss. in Posen, corresp. M. der gelehrten Ges. in Krakau, der deutsch-morgenländ. Ges. zu Leipzig und Halle, Translator bei dem Prager k. k. Landesgerichte u. s. w.

Hr. **Wilhelm Fridolin Volkmann**, Dr. der Phil., ord. Prof. der Philosophie an der Prager Univ., emerit. Decan der philos. Facultät.

— **Rudolph Constantin** Graf **Wratislaw** von Mitrovic und Schönfeld, k. k. Statthaltereirath, Comthur des grossherz. Sachsen-Weimar-O. vom weissen Falken, Commandeur 2. Classe des herzogl. braunschw. O. Heinrichs des Löwen, R. des herz.-sächs. Ernest. Haus-ord., beitr. M. des Vereins zur Versorgung erwachs. Blinden u. s. w.

— **Anton Jaroslaw Wrťátko,** erster Bibliothekar am böhmischen Museum, Ritter des kais. russ. St. Annen-Ordens 3. Classe, M. der Gesellschaft des böhmischen Museums und des Comité für wissenschaftliche Pflege der böhmischen Sprache und Literatur, des landwirthschaftlichen Vereins des Piseker Kreises, Ehrenbürger der Stadt Neu-Benátek.

— **Carl Wladislaw Zap**, wirkl. Lehrer und d. Z. Directors-Stellvertreter an der k. k. böhm. Oberrealschule, beitragendes M. der Ges. des böhm. Museums und des archäolog. Comité, M. der gelehrten Gesellschaft in Krakau, Redacteur der böhm. archäolog. Zeitschrift „Památky" u. s. w.

— **Wenzel Zelený,** gew. Lehrer am Altstädter acad. Obergymn., corr. M. der kais. russ. Univ. in Charkow.

— **Victor** Ritter **von Zepharovich**, Dr. der Phil., k. k. ord. Prof. der Min. und M. der wiss. Prüfungscommission an der Univ., Inhaber der österr. goldenen Medaille für Wiss. und Künste, M. der deutschen Carol.-Leopold. Acad. der Naturforscher (mit dem Beinamen Mohs), der kais. Soc. der Naturforscher in Moskau, Ehren-M. des naturforsch. Vereins in Augsburg, corresp. M. der naturforsch. Ges. zu Görlitz und Cassel und der Pollichia in der bair. Pfalz, des zoolog.-mineralog. Vereins in Regensburg, Corresp. der k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien, M. des naturwiss. Vereins Lotos in Prag u. s. w.

— **Wenzel Zikmund**, Weltpriester, Professor am Altstädter academ. Obergymnasium, Ehrenbürger von Pisek.

5. Correspondirende Mitglieder.

Hr. **Alexander D. Bache,** Prof., Superintendent der U. St. Coast Survey, corr. M. der Acad. der Wiss. zu Paris, M. der Royal Society in London, der amerikan. Association, der k. k. geograph. Ges. in Wien, der k. belg. Academie der Wiss. in Brüssel, der naturhist. Ges. in Nürnberg u. s. w. (In Washington.)

— **Anton Jaroslaw Beck,** Dr. der Rechte, k. k. Sectionsrath, beitrag. M. der Ges. des Museums in Böhmen. (In Wien.)

— **Gustav Biedermann,** Dr. der Med. und Phil., prakt. Arzt in Bodenbach u. s. w.

— **Theodor Brorsen,** Astronom an der freiherrlich von Senftenberg'schen Sternwarte, corresp. M. der zoolog.-botan. Ges. in Wien und des naturhistorischen Vereins Lotos in Prag. (In Senftenberg.)

Hr. **Johann Czermak,** Med. Dr., Prof. der Physiologie in Jena, corr. M. der kais. Acad. der Wiss. in Wien, M. der medic. Ges. in Leipzig, des naturhistor. Vereins Lotos und des Vereins böhm. Aerzte in Prag, Ehren-M. der British medic. Association und der Ges. des böhm. Museums, der London medical Society, der Acad. dei Quiriti in Rom, der ungar. naturforsch. Ges. zu Pest, des Vereins deutscher Aerzte in Paris, der phys.-ökonom. Ges. in Königsberg u. s. w. (In Jena.)

— **Georg Curtius,** Dr. der Phil., früher öffentl. ordentl. Prof. der classischen Philologie und Director des philologischen Seminärs an der Prager, gegenw. an der Leipziger Univers. (In Leipzig.)

— **Christian d'Elvert,** k. k. Oberfinanzrath, Ritter des k. k. O. der eisernen Krone 3. Classe und des Franz Joseph-O., M. des Central-Ausschusses und Vorstand der historisch-statist. Section der k. k. mährisch-schles. Ges. für Ackerbau, Natur- und Landeskunde, corr. M. der oberlausitzer Ges. der Wiss. in Görlitz, der histor. Vereine für Steiermark, Kärnthen und Krain, der schles. Ges. für vaterländische Cultur in Breslau, der Museen in Linz und Salzburg, des Gelehrten-Ausschusses des german. Museums in Nürnberg, Corresp. der k. k. geolog. Reichsanstalt, Ehrenbürger von Iglau. (In Brünn.)

— **Joseph Engel,** Dr. der Med., Prof. der descript. Anatomie an der k. k. medicin.-chirurgischen Josephs-Academie in Wien, M. der Gesellsch. zur Beförderung der Naturwiss. zu Freiburg, der ärztlichen Gesellschaft in Wien und Pest, der Ges. des Museums des Königreiches Böhmen, Ehren-M. der Prager medic. Facultät und des naturhist. Vereins Lotos, des Vereins deutscher Aerzte in Paris u. a. gel. Ges. (In Wien.)

— **Franz Xaver Fieber,** Dr. der Phil., Director der Hilfsämter beim k. k. Kreisgerichte in Chrudim, M. der kais. Leopold.-Carolin. Academie der Naturforscher in Breslau (mit dem Beinamen Frank), Ehren-M. des naturhistorischen Vereins Lotos in Prag, M. der zoologisch-botanischen Ges. in Wien, der k. botanischen Ges. in Regensburg, der naturhist. Ges. Isis in Dresden, des naturwiss. Vereins in Brünn und mehrer anderer gelehrten Ges. (In Chrudim.)

— **Philipp de Filippi,** Dr., Prof. der Zoologie und Director des zoolog. Museums an der Univ. zu Turin, M. der k. Acad. der Wiss. daselbst u. s. w. (In Turin.)

— **Joseph Barthol. Ginzel,** Dr. der Theol., k. Canonicus des Leitmeritzer Domcapitels, bischöfl. Consistorialrath und Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts an der theolog. Diöcesan-Lehranstalt u. s. w. (In Leitmeritz.)

— **Michael Glösener,** Dr. der Physik und Mathematik, ordentl. Prof. der Physik an der Universität zu Lüttich, M. der k. Ges. der Wiss. daselbst, corresp. M. der Academie der Wiss. und schönen Künste zu Metz und Nancy, der k. belgischen Academie der Wiss. in Brüssel, der Academie für Ackerbau und Manufacturen in Frankreich, der Ges. für Naturwissenschaften zu Cherbourg und in den Vogesen, Ehren-M. der polytechnischen Gesellschaft in Würzburg. (In Lüttich.)

— **Leopold Hasner** Ritter **von Artha,** Präsident des österreichischen Reichsrathes im Abgeordnetenhause und des k. k. Unterrichtsrathes, Ritter des kais. Leopold-O., Dr. der Rechte, gewes. ord. Prof. der politischen Wissenschaften an der Prager Univ., emer. Decan und Prodecan des jurid. Professoren-Collegiums. (In Wien.)

Hr. **Gustav Heider**, Dr. der Phil., k. k. Sectionsrath, Ritter des fürstlich Hohenzollern'schen Haus-O. 3. Classe, Besitzer der grossen goldenen Medaille für Wiss., M. der kais. Academie der Wiss. in Wien und der Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmäler, des Museum Francisco-Carolinum in Linz, des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn, corresp. M. des grossherzogl. badischen und des thüringisch-sächsischen historischen Vereins, Ehren-M. der Vereine für vaterländische Alterthümer in Sachsen und Zürich u. s. w. (In Wien.)

— **Alexander Fedor. Hilferding**, kais. russ. Collegienrath, früher in der asiatischen Abtheilung des Ministeriums des Aeussern, d. Z. in der Reichskanzlei, M. mehrer gelehrten Ges. u. s. w. (In St. Petersburg.)

— **Jacob Fr. Holowacki**, Weltpriester, Ritter des kais. russ. St. Wladimir-O. 4. Cl., Prof. der ruthen. Sprache und Literatur an der Lemberger Univ., M. der. k. k. wissenschaftl. Gymnasial-Prüfungscommission. (In Lemberg.)

— **Carl Jelinek**, Dr. der Phil., Director der k. k. Centralanstalt für Meteorologie, ord. Prof. der Physik an der Wiener Univ., corresp. M. der kais. Academie der Wiss. in Wien, M. des naturwiss. Vereins Lotos in Prag, der k. k. mähr.-schles. Ges. für Ackerbau und Landeskunde in Brünn u. s. w. (In Wien.)

— **Hermenegild Jireček**, Dr. der Rechte, k. k. Ministerial-Conceptsadjunct in Wien.

— **Joseph Jireček**, k. k. Ministerialsecretär, M. mehrer gelehrten Gesellschaften. (In Wien.)

— **August Franz Le Jolis**, Dr. der Phil. von Jena, beständiger Archivist der Ges. für Naturwissenschaften zu Cherbourg, der kais. Carol.-Leopoldin. Academie der Naturforscher (mit dem Beinamen Geoffroy), Ehren-M. der naturforschenden Ges. im Grossherz. Luxemburg, M. der kais. Academie der Wiss. und Künste in Caen, Lille, Orleans, Rouen, der zoolog.-botan. Ges. in Wien, der naturforschenden Ges. in Boston, Angers, Athen, Bamberg, Catania, Danzig, Edinburg, Emden, Lille, Lucca, Giessen, Manchester, Philadelphia, Regensburg, Leyden, Lund, Halle, Metz, Moskau, München, Nürnberg, Toulouse, der Linnéischen Ges. in Lyon, Bordeaux und in der Normandie. (In Cherbourg.)

— **Franz Ser. Karlinski**, Prof. der Astronomie an der Univ. und Director der Sternwarte zu Krakau, M. der dort. gelehrten Ges. u. s. w. (In Krakau.)

— **Matthäus Klácel**, Augustinerordens-Priester und Bibliothekar des Klosters in Brünn, M. des naturhistor. Vereins Lotos in Prag, der k. k. mähr.-schles. Ges. für Ackerbau u. s. w. (In Brünn.)

— **Adam Klodzinski**, Director des gräfl. Ossolinski'schen Instituts. (In Lemberg.)

— **Joseph Georg Köhler**, Dr. der Med., Magister der Geburtshilfe, emerit. Prof. der Vorbereitungs-Wissensch., k. k. Kreisphysicus, beitrag. M. der Ges. des böhmischen Museums, wirkl. M. des Vereins zur Ermunterung des Gewerbsgeistes in Böhmen, Corr. der k. k. geol. Reichsanstalt. (In Olmütz.)

— **Wenzel Adalbert Kuneš**, Dr. der Phil., regul. Chorherr des Prämonstratenserstiftes Tepl, Prof. der Astronomie an der k. k. nautischen Academie in Triest, Mitglied der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, der Gesellschaft des böhmischen Museums. (In Triest.)

Hr. **Wilhelm Dušan Lambl**, Med. Dr., kais. russ. Hofrath, Ritter des St. Annen-O. 2. Classe, Prof. der pathol. Anatomie an der Univ. Charkow, beitr. M. der Ges. des böhmischen Museums und anderer gelehrten Gesellschaften. (In Charkow.)

— **Joseph Leidy**, Med. Dr. und Prof., corresp. M. der k. bayr. Academie der Wiss. in München, der kais. Carol.-Leopold. Academie der Naturforscher (mit dem Beinamen Mondamin), M. der k. k. zoolog.-botanischen Ges. in Wien und der amerikanischen Association etc. (In Philadelphia.)

— **Emanuel Liais**, Ritter der k. französischen Ehrenlegion, Astronom an der Pariser Sternwarte, beständiger Secretär der Ges. für Naturwissenschaften in Cherbourg, M. der französischen meteorologischen Societät, der päpstlichen Academie der Wiss. in Rom (Nuovi Lyncei), der naturforschenden Vereine zu München und für das Grossherz. Luxemburg, der Academie zu Toulouse, Caen, Bordeaux u. s. w. (d. Z. in Brasilien.)

— **Franz Moigno**, Abbé, M. mehrer wiss. Vereine. (In Paris.)

— **Johann H. Nevmann**, Superior der Oratorianer in England, Rector der römisch-kathol. Universität in Dublin, Redacteur der Zeitschrift „Atlantis" u. s. w. (In Dublin.)

— **Friedrich Otto**, k. preuss. Oberst in der Artillerie und Director der k. Pulverfabrik zu Spandau, M. der philomat. Ges. zu Neisse. (In Spandau.)

— **Anton Rybička**, Rathssecretär beim k. k. obersten Gerichtshofe in Wien, M. der Ges. des böhm. Museums u. s. w. (In Wien.)

— **August Schleicher**, Dr. der Phil., sächsicher Hofrath, gewesener ordentl. Prof. der vergleichenden Sprachwissenschaften und des Sanskrit an der Prager, gegenwärtig an der Jenaer Universität, corresp. M. der kais. Academie der Wiss. in Wien und St. Petersburg. (In Jena.)

— **Johann Bapt. Schwab**, Dr. der Phil. und k. bayr. Universitätsprof., M. mehrer gelehrten Ges. u. s. w. (In Würzburg.)

— **Alois Adalbert Šembera**, Ritter des kais. russischen St. Annen-Ord. 2. Classe, Prof. der böhmischen Sprache und Literatur an der Wiener Universität, Mitredacteur des Reichsgesetzblattes im k. k. Staatsministerium, corresp. M. der gelehrten Ges. zu Krakau, der k. k. mährisch-schlesischen Ges. für Ackerbau in Brünn, beitragendes M. des böhmischen Museums u. s. w. (In Wien.)

— **Robert Shortred**, kön. grossbritan. Major in der Bombay-Armee.

— **Joseph Valentinelli**, Dr., Bibliothekar an der Marciana zu Venedig, corr. M. der kais. Academie der Wiss. in Wien und des I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, der kön. bayrischen Academie der Wiss. in München, des Vereins für siebenbürg. Landeskunde in Hermannstadt u. s. w. (In Venedig.)

— **Gustav Adolph Wolf**, Dr. der Med., Magister der Geburtshilfe, Professor der Chemie an der technischen Academie und k. k. Universität zu Lemberg, emerit. Professor der Vorbereitungswissenschaften in Salzburg, corresp. M. der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien. (In Lemberg.)

— **Constantin Wurzbach** Edler **von Tannenberg**, Dr. der Phil., k. k. Ministerialsecretär, Ritter des St. Stanislaus- und des k. niederländischen Leopold-Ordens, Ritter 1.

Classe des grossherzoglich sächsischen Falken-Ordens, Vorstand der administrativen Bibliothek im k. k. Ministerium des Innern, Ehren-, wirkliches und corresp. M. mehrer gelehrten Ges. (In Wien.)

Hr. **James Wynne**, Dr. der Med., Prof. der medic. Jurisprudenz am New-Yorker ärztl. Collegium, M. der amerikan. Association etc. (In New-York.)

— **Gregor Zeithammer**, Dr. der Phil., emer. k. k. Schulrath, Ehren-M. des naturhistorischen Vereins Lotos in Prag. (In Klattau.)

— **Robert Zimmermann**, Dr. der Phil. und ord. Prof. an der Wiener Univ., emer. Decan des Prager philos. Collegiums u. s. w. (In Wien.)

APOLOGIE

der

ältesten Geschichte Böhmens

gegen

die neueren Anfechter derselben.

Von

Wenzel Wladiwoj Tomek,

ord. öffentl. Professor der Geschichte an der k. k. Universität in Prag, ord. Mitglied der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften etc.

(Für die Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften. V. Folge 13. Band.)

PRAG, 1863.

Druck von Dr. Eduard Grégr. — Selbstverlag der Gesellschaft.

Die älteste Geschichte Böhmens ist seit der letzten eingehenden Darstellung durch Palacký mehrfach von auswärtigen Schriftstellern zum Gegenstand neuerlicher Forschungen gemacht worden, denen man nicht das Verdienst zusprechen kann, in allem und jedem die Wissenschaft gefördert zu haben. Während dem böhmischen Geschichtschreiber von dieser Seite her der Vorwurf gemacht wird, „aus allzu grosser Vorliebe für die Seinigen von der Wahrheit abgewichen zu sein," lässt sich bei seinen deutschen Gegnern das Streben, die ältesten Zustände und Begebenheiten für das böhmische Volk minder ruhmvoll erscheinen zu lassen, oder doch das Behagen an solchem Gebaren kaum verkennen. Es offenbart sich durch die ungleiche Strenge ihrer Kritik, jenachdem es sich um ein zu Gunsten oder zum Nachtheil der Böhmen sprechendes Datum oder dahin abzielende Meinungen handelt. Während das Günstige bis auf das äusserste bezweifelt, Zeugnisse, die dafür sprechen, leichtweg für unglaubwürdig befunden werden, nimmt man es mit dem Entgegengesetzten bei weitem nicht so genau; ganz ungegründete Ansichten der Vormänner werden da öfter zum Ausgangspunct genommen, ohne sie irgend einer Kritik zu unterziehen.

Dümmler hat auf diesem Wege hauptsächlich durch seine Abhandlung: „De Bohemiae conditione Carolis imperantibus" (1854), deren Hauptthesen in mehreren frühern Schriften desselben (De Arnulfo Francorum rege 1852, Über die südöstlichen Marken des deutschen Reiches unter den Karolingern 1853, Die pannonische Legende vom heil. Methudius 1854), theilweise ebenfalls schon vorgebracht werden, die Bahn gebrochen. Er erhielt vornehmlich an Büdinger einen nicht so wohl blind als freudig gläubigen Nachbeter, und seine Ansichten fanden Eingang selbst bei dem die Wahrheit aufrichtig suchenden Wattenbach, so dass dieser, einmal davon befangen, in seiner neueren Abhandlung über die slawische Liturgie in Böhmen und in seinem grössern Werke über die Geschichtsquellen Deutschlands im Mittelalter nicht mehr zu völlig selbstständigem Urtheil gelangte.

Der nachtheilige Einfluss, welchen Dümmler's kleine Schriften in dieser Weise geübt haben, möge es rechtfertigen, dass die älteste böhmische Geschichte, und zwar hauptsächlich bis zu den Zeiten des Fürsten Boleslaw I., hier nochmals einer Besprechung unterworfen wird, deren Zweck es ist, nicht nur neuere irrige Ansichten zu widerlegen, sondern auch das Festgestellte in einem möglichst vollständigen Bilde noch einmal zusammenhängend darzulegen.

Nebst den im Einzelnen abweichenden Ansichten über das Verhältniss zwischen Böhmen und Deutschland zur Zeit der Karolinger sind es vorzüglich zwei Dinge, welche die Dümmlerische Schule mit mehr oder weniger Entschiedenheit verficht; nämlich erstens dass

Böhmen bis zum Anfang des 10. Jahrhunderts keine einige Fürstengewalt gehabt, sondern viele von einander ganz unabhängige Herrschaften gebildet habe; zweitens dass die Einführung des Christenthums in Böhmen ausschliesslich von Deutschland her geschehen sei. Mit Rücksicht darauf wollen wir diesen zwei Fragen zwei besondere Abschnitte widmen, und in einem dritten die Zusammenfassung des ganzen historischen Stoffes folgen lassen.

I.

Auf sieben Stellen in den Annales Fuldenses, welche Böhmen betreffen, wird das Wort *dux* in solcher Weise gebraucht, dass diese Benennung von den Verfassern der Annalen offenbar nicht Einer, sondern mehreren Personen in Böhmen beigelegt wird. Diese Stellen sind:

1. Zum Jahre 845. König Ludwig der Deutsche empfängt 14 von den duces der Böhmen (14 ex ducibus Boemanorum) und lässt sie mit ihrem Gefolge taufen.

2. Zum Jahre 856. König Ludwig zieht nach Bezwingung der Daleminzer durch das Land der Böhmen, und nimmt die Unterwerfung mehrerer duces derselben an (nonnullos ex eorum ducibus in deditionem accepit).

3. Zum Jahre 857. Ein deutsches Heer, nach Böhmen abgeschickt, nimmt die Burg des dux „Wiztrach" ein, vertreibt einen Sohn Wiztrachs, und setzt einen Bruder desselben an seiner Statt als dux ein.

4. Zum Jahre 871. Die mährischen Slawen führen die Tochter eines böhmischen dux als Braut nach Mähren. (Sclavi Marahenses nuptias faciunt, ducentes cujusdam ducis filiam de Behemis.)

5. Zum Jahre 872. Ein deutsches Heer dringt in Böhmen ein und liefert eine Schlacht, in welcher sich fünf böhmische duces demselben entgegenstellen, welche den Namen nach angeführt werden.

6. Zum Jahre 895. Alle böhmischen duces (omnes duces Boemaniorum), unter denen Spytihněw und Witislaw (?) die Ersten waren (quorum primores erant Spiti gneuuo ui utizla) kommen zu König Arnulf nach Regensburg, und unterwerfen sich seiner Gewalt.

7. Zum Jahre 897. Die duces des böhmischen Volkes (duces gentis Behemitarum) kommen zum Kaiser Arnulf nach Regensburg, und heischen von ihm Hilfe gegen die Mährer.

Aus diesen Stellen der Fuldischen Annalen folgert Dümmler, dass Böhmen bis vor dem Anfange des 10. Jahrhunderts in viele, jedenfalls mehr als 14 Herrschaften getheilt war, indem er annimmt, dass jeder dieser duces über sein Gebiet ganz unabhängig herrschte. Ohne Begründung, wohl aber nicht ohne Tendenz, übersetzt er das Wort duces mit „Häuptlinge," nicht mit „Herzoge", wie es dem damaligen Sprachgebrauche bei den Deutschen etwa entsprechen würde.

Er führt nebstdem noch eine achte Stelle aus den Annales Mettenses an vom Jahre 805, wo bei dem Feldzuge des jüngeren Königs Karl nach Böhmen universi *principes* diversarum gentium angeführt werden, die in der Ebene Böhmens (in planitie Behemi) vor ihm erschienen. Dies ist aber ein offenbarer Missgriff, da hier nicht *böhmische* Fürsten (principes), sondern die der verschiedenen deutschen Völker gemeint sind, welche von mehreren Seiten her in Böhmen einbrachen, und sich erst im Innern des Landes unter dem König Karl ver-

einigten. Unter ihrem und des Königs Befehl (Karoli autem regis et principum, qui cum eo erant, imperio) verwüsten dann die Deutschen das Land.

Der Ansicht Dümmlers widerspricht nicht nur der älteste böhmische Geschichtschreiber Cosmas († 1125), welcher vor Bořiwoj, also noch vor dem Ende des 9. Jahrhunderts, eine ganze Reihe böhmischer Landesfürsten aus dem Hause des Přemysl anführt, sondern auch ein den letzt angeführten Daten der Fuldischen Annalen gleichzeitiger deutscher Geschichtschreiber, Regino Abt von Prüm in Lothringen, welchem zufolge die Böhmen einen Fürsten aus ihrem Geschlechte und aus ihrem Volke über sich gehabt hatten (hactenus principem suae cognationis ac gentis super se habuerant), bis zum Jahre 890, in welchem nach seiner Erzählung durch die Verleihung der böhmischen Herzogswürde (ducatus Behemensium) vom deutschen König Arnulf an Swatopluk von Mähren eine Unterbrechung eintrat.

Dümmler will jedoch dem Cosmas kein Gewicht beilegen. Er meint, dieser habe, da zu *seiner* Zeit Ein Fürst über das ganze Land herrschte, und von einer ehemaligen Theilung des Landes nichts bekannt war, dafür gehalten, es wäre immer so gewesen, die Přemysliden hätten in früherer Zeit dieselbe Gewalt ausgeübt, wie zu der seinigen. Er lässt die Stammtafel der Přemysliden, wie sie Cosmas gibt, wohl gelten; aber die älteren Přemysliden müssen seiner Meinung nach bis auf Bořiwoj, diesen nicht ausgenommen, eine den übrigen böhmischen duces (d. i. Häuptlingen) ähnliche Stellung eingenommen haben, wenn sie auch vielleicht durch Reichthum sich hervorthaten. Erst Spytihněw wird von ihm als ein eigentlicher Landesfürst anerkannt, da ihn Gumpold, Bischof von Mantua, der Biograph des heil. Wenzel, in der 2. Hälfte des 10. Jahrhundertes als solchen bezeichnet. Aber auch er erscheint ihm in seinen Anfängen noch nicht als mit ungetheilter Gewalt versehen, namentlich noch im J. 895; und deshalb eben zieht Dümmler den Schluss, dass die Přemysliden erst zu Anfang des 10. Jahrhundertes die fürstliche Gewalt an sich gezogen haben. Und da wir die Ursachen und den Verlauf dieser Veränderung nicht kennen, sagt Dümmler, so lässt sich nur so viel vermuthen, dass sie weder plötzlich noch gewaltsam gewesen, sondern dass Böhmen durch natürlichen Gang der Dinge (natura ita ferente) allmählig zusammengewachsen sei (magis magisque coaluisse). Beiläufig gesagt, sehe ich die Folgerichtigkeit dieses letzten Schlusses nicht ein. Denn *darum*, dass wir die Ursachen einer Veränderung *nicht kennen*, ist es nicht unmöglich, dass sie plötzlich und gewaltsam vor sich ging, besonders wo die Quellen so äusserst mangelhaft sind. Der Beweggrund zur Aufstellung *dieser* Vermuthung dürfte bei Dümmler aber darin liegen, dass er den Böhmen, beziehungsweise einem böhmischen Häuptlinge der damaligen Zeit, nicht so viel Thatkraft zutraut, um eine so wichtige Veränderung durch eigenes Streben plötzlich und gewaltsam durchgeführt haben zu können. Dadurch geräth er aber mit sich selbst in Widerspruch, da die Zeit vom Jahre 895 bis zum Anfange des 10. Jahrhundertes fürwahr zu kurz ist, um in derselben Böhmen *allmählig* und durch den *natürlichen Gang* der Dinge allein zusammenwachsen zu lassen.

Aber auch das Zeugniss des Zeitgenossen Regino wird von Dümmler einfach verworfen, weil dieser Schriftsteller seiner Meinung nach von den Angelegenheiten der östlichen Länder wenig gewusst hat.

Er unterstützt seine Ansicht von der Theilung Böhmens in viele unabhängige Herrschaften nebstdem noch mit drei Nebengründen:

1. Nirgends im 9. Jahrhunderte werde von den fränkischen Geschichtschreibern ein von den Grossen seines Volkes umgebener dux erwähnt, wie zu derselben Zeit Moimir, Rastislaw und Swatopluk von Mähren waren, welche die höchste Gewalt in Händen hatten.

2. Oefter komme es vor, dass Böhmen für Lohn gedungen, selbst wenn das Volk im Ganzen mit den Deutschen im Frieden steht, den Sorben und anderen Nachbarvölkern gegen dieselben Hilfe leisten; dies passe nur auf ein getheiltes Volk.

3. Aus der Theilung Böhmens lasse es sich erklären, warum das minder mächtige Mähren, da es unter der Herrschaft Eines Fürsten (regulus?) vereinigt war, den fränkischen Königen einen weit grösseren Müheaufwand verursacht hat, als Böhmen.

Diese Gründe sind von gar keinem Belange.

ad 1) Es ist nicht wahr, dass *kein* fränkischer Schriftsteller des 9. Jahrhundertes von eigentlichen böhmischen Landesfürsten Erwähnung macht. Regino thut es, wie gezeigt, in der deutlichsten Weise. Dass aber nirgends auch der Grossen erwähnt wird, die den Fürsten umgeben, dass es nämlich nirgends wie von Rastislaw oder Swatopluk heisst: dux cum *optimatibus*, cum *primatibus* suis, ist bei unserer Frage ganz unwesentlich. Hält doch Dümmler selbst Mojmir für einen wahren mährischen Fürsten, und doch weiss er auch von ihm keine solche Stelle anzuführen.

ad 2) Warum ein Friedensbruch durch Hilfeleistung für ein anderes Volk nur von Seite eines getheilten Volkes, d. h. eines solchen möglich wäre, welches keinen gemeinsamen Landesfürsten hat, ist nicht einzusehen. Wie oft haben türkische Paschen z. B. gegen Oesterreich Rebellen und anderen Feinden Hilfe geleistet, während der Sultan mit dem Kaiser im Frieden stand! Uebrigens führt Dümmler für das *öftere* Vorkommen gedungener böhmischer Hilfstruppen an Seite der Sorben nur *zwei* Beispiele an, nämlich von den Jahren 869 und 880. Das letztere hält aber nicht Stich, da dabei durchaus nicht von gedungenen oder ungedungenen böhmischen Hilfstruppen für die Sorben die Rede ist, sondern nur einfach davon, dass Daleminzer, Böhmen, Sorben und andere Slaven auf die Nachricht von einer Niederlage der Sachsen gegen die Normannen verheerend in Thüringen einfielen (Sclavi, qui vocantur Dalmatii, et Behemi atque Sorabi ceterique circumcirca vicini . . conglobati Thuringios invadere nituntur). In dem anderen Falle aber, vom Jahre 869, wo wirklich Böhmen den Sorben für Lohn Hilfe leisten, fehlt der Beweis, dass Böhmen damals mit Deutschland Frieden gehabt hätte. Von anderen Nachbarvölkern (ceterisque populis vicinis) nebst den Sorben, denen die Böhmen für Lohn Hilfe geleistet hätten, ist nirgends die Rede; dies ist bei Dümmler ein blosser Gedächtnissfehler.

ad 3) Die Vergleichung Böhmens mit Mähren hat ebenfalls nichts zu bedeuten. Die grössere oder geringere Machtentfaltung eines Volkes nach Aussen hängt nicht von seiner Verfassung allein, sondern von sehr verschiedenen Umständen ab. Zudem ist es einerseits nicht richtig, dass das damalige Mähren an sich weniger Kräfte gehabt hat, als Böhmen; schon vor Swatopluk war sein Umfang nicht geringer, da es sich ja ausser dem jetzigen Mähren auch über die ungarische Slowakei erstreckte, und unter Swatopluk war es nicht das *Land* Mähren allein, sondern das von ihm geschaffene mährische *Reich*, welches den Deutschen so viel Anstrengung verursachte. Andererseits lässt es sich gar nicht beweisen, dass in der Zeit vor Swatopluk, welche hier allein massgebend sein kann, das Verhältniss Böhmens zu Deutschland etwa ungünstiger gewesen wäre, als das Mährens; die grösseren Kraftanstrengungen der Deutschen

gegen das letztere erklären sich vielmehr daraus, dass man die Unterwerfung desselben für möglicher hielt, als die Böhmens.

Dies alles erwogen, bleibt für die Behauptung Dümmler's, dass Böhmen bis vor Anfang des 10. Jahrhunderts in viele ganz von einander unabhängige Herrschaften getheilt war, nur der Hauptgrund übrig, welchen er aus den Fuldischen Annalen schöpft, nämlich der Umstand, dass in diesen von mehreren böhmischen duces gesprochen wird.

Abgesehen von Cosmas, steht den Folgerungen, welche Dümmler aus diesem Umstande zieht, das ausdrückliche Zeugniss des gleichzeitigen Regino entgegen, nach welchem die Böhmen schon vor dem Jahre 890 ihre gemeinsamen Landesfürsten aus einem einheimischen Geschlechte hatten. Das, was Dümmler dagegen vorbringt, nämlich dass Regino von den Angelegenheiten der östlichen Länder wenig gewusst habe, reicht zur Entkräftung dieses Zeugnisses für sich nicht hin. Denn wenn auch Regino wirklich von Böhmen wenig gewusst hätte, so konnte er das eine, dass Böhmen seine gemeinsamen erblichen Fürsten gehabt hat, ganz gut wissen. Die Beweiskraft seines Zeugnisses würde durch die Fuldischen Annalen nur dann geschwächt, wenn diese entweder ausdrücklich sagen würden, dass es in Böhmen keine obersten Landesfürsten gegeben hat, oder wenn aus ihnen sonst mit Gewissheit hervorginge, dass die duces, von denen sie sprechen, wirklich ganz unabhängige Herrscher waren. Ersteres ist aber nicht der Fall, und letzteres ist eine blosse Voraussetzung Dümmlers, für welche er nirgends eine Begründung gibt.

Das Einzige, was sich über die Bedeutung der böhmischen duces in den Fuldischen Annalen aus diesen selbst nachweisen lässt, ist, dass sie allerdings eine öffentliche Gewalt über einzelne Landestheile ausübten. Dümmler bestreitet füglich die Meinung, wornach unter denselben bloss ein Adel von reichen Grundbesitzern zu verstehen wäre, obgleich er für seine eigene Ansicht nichts anderes vorzubringen weiss, als die allgemeine Bedeutung des Wortes dux, weil dieses bei den fremden Völkern gewöhnlich für die Fürsten (principes), nirgends für den Adel gebraucht werde. Eigentliches Licht gibt darüber die Stelle der Fuldischen Annalen zum Jahr 857, in welcher von der Burg Wiztrachs gesprochen wird.

Bischof Otgar (von Eichstadt), Pfalzgraf Hruodolf und Ernst, Sohn des Herzogs Ernst (Markgraf der böhmischen Mark), mit ihren Leuten nach Böhmen geschickt (in Boemanos missi), brachten, wie der Chronist erzählt, die Burg des dux Wiztrach (civitatem Wiztrachi ducis), welche von vielen Jahren her widerspenstig war (ab annis multis rebellem), in ihre Gewalt, indem sie Slawitěch (Sclavitagum), Sohn des Wiztrach, aus derselben vertrieben, der damals die angemasste Gewalt daselbst ausübte (qui tyrannidem tunc in ea exercebat). Nachdem dieser durch die Flucht entkommen war und sich zu Rastiz (Rastislaw von Mähren) begeben hatte, wurde sein Bruder, welcher von ihm aus der Heimath vertrieben bei dem Sorben Ctibor (Zistibor) weilte, indem er in Treue zu dem König kam, statt des Bruders zum dux eingesetzt (dux constituitur).

Die Worte tyrannis und dux constituitur bezeichnen unzweifelhaft eine öffentliche Gewalt. Sie erscheint sogar als erblich, da nach dem Vater (Wiztrach) zwei Söhne in derselben nachfolgen, zuerst Slawitěch, nachdem er seinen Bruder, vielleicht im Streite über die Theilung, vertrieben hatte, dann dieser, mit Hilfe der Deutschen, an seine Stelle gesetzt. Wiztrachs Burg ist der Sitz der Gewalt; diese wird also über das zu der Burg gehörige Gebiet

ausgeübt. Dass es aber eine von jeher unabhängige Herrschaft gewesen wäre, geht aus der Stelle nicht hervor. Zu Böhmen wird die civitas Wiztrachi (aller Wahrscheinlichkeit nach das jetzige Weitra in Oesterreich) jedenfalls ausdrücklich gerechnet (in Boemanos missi), wiewohl sich damit in der letzten Zeit Manches uns nicht hinreichend bekannte zugetragen hat. Sie war *von vielen Jahren her* (ab annis multis) den Deutschen widerspenstig, vordem also nicht; das heisst wohl, sie hielt früher mit den Deutschen; sie hatte sich also von dem übrigen Böhmen getrennt. Dies mag unter Wiztrach geschehen sein, nach dessen Tode der eine von den Söhnen desselben, wie man aus der Stelle sieht, den Deutschen zugeneigt bleibt, der andere mit Rastislaw von Mähren, dem Feinde derselben, in freundlichem Verhältnisse steht. Dass sich der letztere nicht an Böhmen hält, dem er der Nationalität nach angehört, ungeachtet es damals mit den Deutschen ebenfalls in Feindschaft stand, scheint seinen Grund darin zu haben, dass er mit demselben in Folge des früheren Abfalles eben auch noch in Feindschaft steht, und auch jetzt nicht geneigt ist, sich der höchsten Gewalt des böhmischen Fürsten wieder zu unterwerfen. Denn sonst hätte ihm von hier aus am ehesten eine Hilfe zukommen können. Er büsst für sein Streben nach Unabhängigkeit durch den Verlust der Gewalt.

Eben so lassen sich auch alle übrigen angeführten Stellen aus den Fuldischen Annalen recht wohl erklären, ohne dass eine fortdauernde oder von jeher bestehende Unabhängigkeit der einzelnen duces angenommen werden müsste oder auch nur wahrscheinlich wäre.

Wenn 14 von den böhmischen duces sich an dem Hofe des deutschen Königs taufen lassen (845), so folgt aus diesem ohne alle näheren Umstände angeführten Factum in keiner Weise, dass diese duces von jeder höheren Gewalt unabhängige Beherrscher ihrer Gebiete waren. Entweder, man nimmt die Annahme der Taufe bei einem fremden Volke als etwas politisch gleichgiltiges an; dann kann man für unsere Frage nichts daraus folgern. Oder, was das Wahrscheinlichere ist, die duces hatten politische Beweggründe dazu, dass sie sich bei dem deutschen Könige taufen liessen; dann konnten diese Beweggründe eben Trennungsgelüste sein mit Hilfe des deutschen Königs konnten die Vorgesetzten einer Anzahl Gebiete in Böhmen hoffen, sich von der Gewalt der böhmischen Landesfürsten loszureissen.

Wenn König Ludwig der Deutsche im Jahre 856 durch einen Theil Böhmens zieht, und „die Unterwerfung mehrerer böhmischen duces annimmt," so können diese entweder dazu gezwungen sein, oder sie können sich ihm freiwillig unterworfen haben, um sich unter deutschem Schutz von der Herrschaft ihres Fürsten unabhängig zu machen. Dass sie stets unabhängig gewesen wären, folgt nicht daraus.

Die Stelle zum Jahre 871 von der Verheirathung der Tochter eines böhmischen dux nach Mähren ist offenbar ganz gleichgiltig, eben so die zum Jahre 872, wo nur die *Namen* von fünf böhmischen duces vorkommen.

Die Stelle zum Jahre 895, wo *alle* böhmischen duces (omnes duces Boemaniorum) zum König Arnulf kommen, um sich ihm zu unterwerfen, wobei Spytihněw und Witislaw (?) die Ersten derselben genannt werden (quorum *primores* erant Spytigneuuo etc.), steht in gutem Einklang mit Regino, und findet aus ihm und auch anderen Quellen ihre eigentliche Erklärung.

Sowohl nach Regino als nach den Fuldischen Annalen stand Böhmen eine Zeit lang unter der Herrschaft Swatopluks von Mähren. Dem ersteren zufolge erlitt dabei die Nacheinanderfolge der einheimischen böhmischen Fürsten eine Unterbrechung, indem er sagt, die

Böhmen hätten *bis dahin* (hactenus) einen Fürsten aus ihrem Volke über sich gehabt. Nach Swatopluks Tode (894) kommen nun alle böhmischen duces zu König Arnulf (895), um sich ihm freiwillig zu unterwerfen und sich dadurch unter seinem Schutze von der mährischen Herrschaft zu befreien. Dabei nennen die Fuldischen Annalen Spytihněw und Witislaw (?) die Ersten, die Obern (primores) der böhmischen duces. Nun erscheint aber Spytihněw gleich darauf als böhmischer Fürst. Gumpold, der Biograph des heil. Wenzel, bezeichnet ihn ausdrücklich als solchen, und lässt ihm seinen jüngeren Bruder Wratislaw, diesem dessen Sohn, den heil. Wenzel nachfolgen, wornach Spytihněws Regierungsanfang jedenfalls zum wenigsten vor dem Jahre 910 angenommen werden muss, allerdings aber auch bedeutend früher angenommen werden kann. Denn Wenzel, welcher schon im Jahre 928 als selbstständig regierender Fürst erscheint, war bei dem noch einige Zeit früher erfolgten Tode seines Vaters 18 Jahre alt, und schon in seiner Kindheit regierte sein Vater, der Nachfolger Spytihněws.

Wer wollte bei diesen Umständen zweifeln, dass der von den Fuldischen Annalen im Jahre 895 als der Erste unter den böhmischen duces angeführte Spytihněw eben der aus Gumpold und eben so aus der von Cosmas erhaltenen ältesten Volkstradition bekannte böhmische Fürst Spytihněw gewesen sei? Nicht einmal Dümmler bezweifelt dies. Was liegt dann aber näher, als dass nach Swatopluks Tode bei der Herstellung der Unabhängigkeit Böhmens von Mähren auch das alte böhmische Fürstengeschlecht in die Herrschaft wieder eingesetzt wurde, von welcher es durch Swatopluk entfernt worden war. Alle böhmischen duces gingen mit Spytihněw zu König Arnulf nach Regensburg, um darzulegen, dass sie ihn, den Abkömmling des alten fürstlichen Hauses, einmüthig als ihren Fürsten anerkennen, und mit ihm zugleich den Schutz und die Hilfe Arnulfs gegen die Mährer zu erbitten. Der alten slawischen Legende zufolge, deren gleichzeitiger oder der Gleichzeitigkeit ganz nahe kommender Ursprung anerkannt ist, folgte der heil. Wenzel nach dem Tode seines Vaters auf dem Throne *seiner Ahnen*, wobei doch offenbar ein längerer Bestand der Erblichkeit des Thrones in derselben Familie angenommen wird, als erst seit Wenzels Vater und Vatersbruder. Also stammte Spytihněv aus derselben Familie, welche vor der gewaltsamen Besitzergreifung des böhmischen Thrones durch Swatopluk von Mähren über Böhmen geherrscht hatte. Und dadurch bestätigt sich die alte böhmische Volkstradition, welche uns Cosmas erhalten hat, wornach Spytihněw der Sohn des böhmischen Fürsten Bořiwoj war, welcher als Zeitgenosse Swatopluks bezeichnet wird.

Es frägt sich dabei nur, wer der Witislaw (?) war, welcher in den Fuldischen Annalen *neben* Spytihněw genannt wird. Palacký nimmt ihn für Wratislaw, den Bruder Spytihněws, was allerdings zu der Sachlage am besten stimmen würde. Diese Annahme hat so viel für sich, dass das „Witizla“ in der betreffenden Stelle der Annalen eine zweifelhafte Leseart ist. In einer Handschrift liest man: Spiti gneuuo *ui utizla*, was recht wohl durch unrichtiges Lesen aus uratizla, Wratislaw, entstanden sein kann. Ist die Leseart Witislaw richtig, so hindert uns gleichwohl nichts, darunter einen Bruder Spytihněws oder ein anderes Mitglied des fürstlichen Hauses dieses Namens zu verstehen, da wir keine vollständige Genealogie des böhmischen Fürstenhauses aus dieser Zeit besitzen. Uebrigens könnte es immerhin auch einer der hervorragendsten übrigen böhmischen duces gewesen sein, ohne dass daraus seine gänzliche Unabhängigkeit von dem Landesfürsten, eine gänzliche Gleichstellung mit diesem folgen würde; denn das *primores* drückt keine Gleichheit der zwei, sondern nur einen Vorzug ihrer beider

vor den anderen aus. Er hat eine Stellung, wie etwa Slawnik noch unter den Boleslawen einnehmen können, die ihn von allen übrigen duces unterschied, und doch unterstand er von Rechtswegen dem böhmischen Fürsten, und bekannte sich bei dieser Gelegenheit dazu, wo es sich darum handelte, ein Allem nach verhassteres Joch abzuschütteln.

Dümmler, welcher die Stelle der Fuldischen Annalen zum Jahre 895 anders auslegt, verstösst dabei gegen alle Regeln der Kritik, indem er von derselben wie von der einzigen Quelle ausgeht, in dieselbe, abgesehen von allem Zusammenhang mit anderen Daten, einen gewissen Sinn hineinlegt, und die Angaben anderer Quellen, nicht weil sie dem ausdrücklichen Wortlaut der Annalen, sondern weil sie seiner Auslegung desselben widerstreiten, als unglaubwürdig verwirft.

Er hält Spytihněw für den ersten böhmischen Landesfürsten, und stützt sich dabei auf Gumpold von Mantua, welchen er für einen glaubwürdigen Schriftsteller (auctor fide dignus) erklärt, ungeachtet dieser weit von Böhmen entfernt und erst im letzten Viertel des 10. Jahrhundertes geschrieben hat, während ihm doch der gleichzeitige Regino, der freilich ebenfalls weit von Böhmen gelebt hat, gar nichts bedeutet. Und doch sagt Gumpold wirklich *nicht*, dass Spytihněw der erste böhmische Landesfürst war, sondern dass er zu Zeiten König Heinrichs I. (was noch dazu ein Irrthum ist) unter der Oberherrschaft desselben die fürstliche Gewalt ausgeübt habe (principatus regimen sub regis dominatu impendens).

Aber auch Spytihněw ist nach Dümmler erst später als im Jahre 895 zur obersten Gewalt über das ganze Land gelangt, weil er von dem Fuldischen Annalisten in diesem Jahre noch immer nur als der Erste unter seines Gleichen erwähnt werde, indem einem gewissen Witizla dieselbe Würde beigemessen werde (anno 895 etiamtunc tamquam primus inter pares commemoratur, cum Witizlao quoque cuidam eadem dignitas attribuatur), welchen Witizla er deshalb nicht für Spytihněws jüngeren Bruder Wratislaw gelten lassen will, weil er schon im Jahre 872 vorkomme. Dieser Einwand ist ungegründet, weil sich die Identität des Witislaw, welcher im Jahre 872 unter den fünf duces, die mit den Deutschen kämpften, genannt wird, mit dem Witizla, welcher 23 Jahre später (895) vorkommt, nicht nachweisen lässt. Derselbe Name, wenn die Leseart auch beidemal richtig sein sollte, konnte zwei verschiedenen Personen zukommen, wie wir ihn denn auch noch viel später im Gebrauche finden. *) Aber auch die Angabe, dass Spytihněw im Jahre 895 noch als der Erste unter seines *Gleichen* genannt werde, ist nicht richtig. In den Fuldischen Annalen wird er nicht, wie Dümmler für gleichbedeutend annimmt, primus inter pares (duces), sondern Spytihněw und Witislaw (?) werden primores eorum (ducum) genannt. Dies ist offenbar ein grosser Unterschied. Weder Spytihněw noch Witislaw (?) waren den übrigen duces gleich, sondern über sie erhaben (primores), und doch folgt wieder aus dem von beiden gebrauchten Worte *primores* nicht, dass sie *unter einander* ganz gleich waren.

Man könnte sich bei dem Wortlaute der Fuldischen Annalen nur daran stossen, dass sowohl dem Spytihněw und Witislaw (?) als den übrigen Fürsten der Name dux beigelegt, also ihnen ein gleicher Titel gegeben wird, woraus sich auf gleiche Stellung und Würde aller schliessen liesse. Und dies ist eigentlich der Kern der ganzen Beweisführung Dümmlers für die Theilung Böhmens in viele unabhängige Herrschaften. Dieses Bedenken schwindet aber bei der Erwägung,

*) S. Erben's Regesten.

dass ein solcher Gebrauch desselben Titels für wahre Landesfürsten und ihnen untergeordnete Vorsteher einzelner Gebiete auch bei anderen Schriftstellern vorkommt, ohne dass man daran irre werden kann. Um ein für sich sprechendes Beispiel anzuführen, heisst es in den Annales Laureshamensis (Pertz I. 34) zum Jahre 789: Tunc Carlus rex iterum per Saxoniam pervenit usque ad Sclavos, qui dicuntur Wilti, et venerunt *reges* terrae illius cum *rege eorum* Tragwito ei obviam, et petita pace tradiderunt universas terras illas sub dominatione Caroli regis Francorum. Wir haben hier einen Unterwerfungsact, wie im Jahre 895; die *reges* der Wilzen sind hier dasselbe, was in den Fuldischen Annalen die *duces* der Böhmen. Tragwit (Dragowit), ihr Oberhaupt, wird ebenfalls *rex* genannt, so wie Spytihněw und Witislaw (?) den gleichen Titel *dux* bekommen; nur wird bei den Letzteren die höhere Stellung noch ausdrücklich durch das *primores* angedeutet, was bei Dragowit nicht geschieht. Was aber in einer Hinsicht noch überzeugender ist, so gibt ja selbst Cosmas dem Oberhaupte der Lučanen in Böhmen, Wlastislaw, denselben Titel dux, welchen er den böhmischen Landesfürsten beilegt, und eben so gibt es bei ihm noch zu Boleslaws II. Zeit einen *dux Slawnik*, ohne dass es deshalb Jemanden einfallen könnte, das Bestehen einer einigen Fürstengewalt in Böhmen zur damaligen Zeit in Zweifel zu ziehen.

Es ist aber noch etwas, was wir bei der Dümmlerschen Erklärung der Stelle zum Jahre 895 zu bemerken haben. Es ist oben auf den Widerspruch bei Dümmler hingewiesen worden, der darin liegt, dass er eine *allmälige* Entwicklung der fürstlichen Gewalt in Böhmen *durch den natürlichen Gang der Dinge* annimmt, und doch nur den kurzen Zeitraum vom Jahre 895 bis zum Anfang des 10. Jahrhundertes dazu anweist. Möglich, dass wir ihn ohne unsere Schuld missverstanden haben. Dümmler, der nun einmal nur aus den Fuldischen Annalen schöpfen und daher Spytihněw und Witislaw (?) nicht für die Erben der früheren böhmischen Landesfürsten anerkennen will, sieht doch ein, dass das *quorum primores* der Fuldischen Annalen jedenfalls einen Vorzug dieser zwei Personen vor den übrigen böhmischen duces ausdrückt; in diesem Sinne spricht er nur dem Witizla, nicht auch allen übrigen duces, die gleiche Würde mit Spytihněw zu, den er für den nachherigen Alleinfürsten Spytihněw erkennt, wobei wir jetzt nicht mit ihm darüber rechten wollen, dass er gleichwohl Spytihněw einen primum inter *pares* nennt. Dass Dümmler unter Spytihněw und Witizla zwei republikanische Oberhäupter der übrigen böhmischen duces verstehen sollte, können wir ihm nicht zumuthen. Es bleibt nur zweifaches möglich. Dümmler stellt sich alle böhmischen duces gleichberechtigt und gleich unabhängig vor, wobei Spytihněw und Witizla nur etwa durch die grössere Ausdehnung ihrer Gebiete über die übrigen hervorragen. In diesem Falle können wir ihn von dem Vorwurfe des Widerspruches nicht freisprechen, dass er das in viele lose Theile zerschlagene Böhmen in der kurzen Zeit vom Jahre 895 bis zum Anfang des 10. Jahrhundertes allmälig und durch den natürlichen Gang der Dinge zusammenwachsen lässt. Oder Dümmler hält Spytihněw und Witizla für zwei von einander unabhängige, daher einander gleichstehende Beherrscher zweier Theile des Landes, denen die übrigen duces als ihren Oberen unterstehen, und das allmälige Zusammenwachsen Böhmens in Ein einiges Fürstenthum ist so zu verstehen, dass die zahlreichen ursprünglich ganz von einander unabhängigen duces allmälig in Abhängigkeit von den Mächtigern unter ihnen geriethen, deren Zahl durch Unterwerfung der Einen unter die Anderen ebenfalls immer mehr abnahm, so dass das Land im Jahre 895 nur mehr

aus zwei wirklich unabhängigen Herrschaften bestand und zu Anfang des 10. Jahrhundertes unter unbekannten Umständen endlich in Ein Fürstenthum zusammenfiel, wo dann das allmälige Zusammenwachsen durch den natürlichen Gang der Dinge in einem grössern Zeitraum vor sich gegangen wäre.

Dies ist wohl denkbar. Aber die Dümmlersche Ansicht über die inneren Zustände Böhmens im 9. Jahrhunderte stösst bei dieser Auffassung sich selbst um. Ist einmal die Gleichheit aller duces aufgegeben, so fällt die Hauptstütze der Ansicht Dümmlers von der Theilung Böhmens in zahlreiche unabhängige Herrschaften, da diese sich eben einzig und allein darauf gründet, dass die Fuldischen Annalen von vielen duces in Böhmen sprechen. Wird zugegeben, dass im Jahre 895 eine Ungleichheit unter den duces bestand, so kann diese lange zuvor ebenfalls bestanden haben, da die Stellen zu den Jahren 845, 856 usw. nichts dem Widerstreitendes enthalten. Wird eine Theilung Böhmens im Jahre 895 in bloss zwei von einander ganz unabhängige Herrschaften angenommen, so kann diese Zweitheilung schon lange zuvor ebenfalls da gewesen sein; das ehemalige Vorhandensein *mehrerer* solcher unabhängigen Herrschaften und das allmälige Zusammenschmelzen derselben in zwei ist eine blosse Annahme, die sich auf gar keine Gründe stützt, und da die gänzliche Gleichheit der Würde des Spytihněw und Witizla aus dem von beiden gebrauchten Worte primores ebenfalls nicht folgt, so kommt man wieder darauf zurück, dass der Eine von ihnen böhmischer Landesfürst, der Andere entweder ein zweites Mitglied des fürstlichen Hauses oder der mächtigste unter den ihm unterworfenen duces sein konnte, dass daher die Fuldischen Annalen keinen Grund biethen, die Zuverlässigkeit des Zeugnisses Reginos zu bezweifeln, welchem gemäss die Böhmen schon vorher ihre erblichen Landesfürsten hatten. Der Dümmlerschen Ansicht fehlt es an innerer Consequenz; wie man sie immer auffasst, stösst man auf Widersprüche.

Wir brauchen über die letzte noch übrig bleibende Stelle der Fuldischen Annalen zum Jahre 897 nicht viel zu sagen. Es leuchtet aus derselben nicht hervor, ob unter den duces gentis Behemitarum, welche damals Hilfe gegen die Mährer suchend zu König Arnulf kamen, wieder so wie vor zwei Jahren alle sogenannten duces der Böhmen zu verstehen sind, oder nur Spytihněw und Wratislaw. In beiden Fällen sind es dieselben Verhältnisse wie im Jahre 895.

Fassen wir nach dieser Zurückweisung der Dümmlerschen Ansicht das Wenige zusammen, was sich aus den gleichzeitigen fränkischen Quellen für die Kenntniss der Verfassung Böhmens im 9. Jahrhunderte schöpfen lässt, so ergibt sich im Ganzen Folgendes. Böhmen war in viele Gebiethe getheilt, welche ihre besondern Vorsteher hatten. Diese werden in den Fuldischen Annalen duces genannt. Ihre Gewalt war bei manchen (man kann nicht sagen, ob bei allen) erblich, wie das Beispiel von Weitra (civitas Wistrachi) zeigt. Ueber den duces stand ein oberster Landesfürst, dessen Würde in einer Familie erblich war. Letzteres drücken die Worte Reginos aus: principem suae *cognationis* ac *gentis* super se habuerant. *Cognatio* bedeutet die fürstliche Familie, *gens* das eigene Volk, dem sie entsprossen war. Ihre Herrschaft erlitt durch die Unterwerfung Böhmens unter Swatopluk von Mähren eine zeitweilige Unterbrechung, nach seinem Tode wurde sie wieder hergestellt, und wir erkennen in Spytihněw, den die Fuldischen Annalen im Jahre 895 nennen, den damals in die Herrschaft wieder eingesetzten Abkömmling des einheimischen Fürstenhauses. Ueber das Verhältniss der Unterordnung der duces unter den Fürsten geht nur so viel hervor, dass sich einzelne duces demselben zu

Zeiten zu entziehen suchten, vornehmlich mit deutscher Hilfe. Wir haben dies an dem Beispiele von Weitra gesehen, und können es bei den 14 duces, welche sich im Jahre 845 am Hofe des deutschen Königs taufen liessen, vermuthen, wie wir noch anderswo auseinandersetzen werden.

Irre ich nicht, so haben uns die fränkischen Quellen auch die einheimische Benennung für dux, wo dieses nicht den Landesfürsten selbst zu bedeuten hat, aufbewahrt. Man liest in den Annales Mettenses (Pertz I, 192) bei dem Feldzug des jüngern Königs Karl gegen die Böhmen im Jahre 805: Vastata autem et incensa per 40 dies eadem regione ducem eorum nomine Lechonem occidit, und eben daselbst bei Einhard: Qui omnem illorum patriam depopulatus ducem eorum nomine Bechonem (in andern Handschriften aber ebenfals Lechonem und selbst klein geschrieben lechonem) occidit. Ich halte die Leseart *lechonem* für die richtige, weil sie in beiden Quellen und auch in allen den zahlreichen spätern Chroniken vorkommt, welche aus jenen geschöpft haben, während *bech* sich aus der Verwechslung des kleinen *l* mit *b* von einem Abschreiber leicht erklären lässt. *Lech* ist ein veraltetes Appellativum, das als solches nur zweimal in ältern böhmischen Schriftdenkmälern zu finden ist, einmal bei Dalemil, der es von dem sagenhaften böhmischen Stammvater Čech gebraucht *) und mehrmal nach einander in der Grünberger Handschrift (Libušin súd). Zu Zeiten des Dalemil war es schon ein Archaismus, welchen er aus einer ältern Quelle, wenn auch nur aus der mündlich fortgepflanzten Volkssage, geschöpft haben muss; keine Würde, kein Amt wurde zu seiner Zeit noch mit diesem Namen bezeichnet. Aus der Grünberger Handschrift geht nur so viel hervor, dass *lech* irgend eine Würde bezeichnete, da es neben *kmeti* und *wládyky* angeführt wird, wovon das erstere einen Rath oder Landesältesten, das letztere das Haupt eines freien Geschlechtes bedeutete. Bei Einhard und in den Annalen von Metz scheint es nun so gebraucht zu werden, wie z. B. bei Fredegar der rex Gaganus **), oder bei Einhard selbst der Capcanus princeps Hunorum bei den Awaren, wo Gaganus und Capcanus nicht Eigennamen sind, sondern gesagt werden will, dass die Awaren in ihrer Sprache ihren König Gagan (Chagan), und einen gewissen Fürsten Kapchan nennen. Ein böhmischer dux, oder wie es in der Volkssprache heisst, ein böhmischer Lech fiel im Kampfe mit den Franken, dies wäre der eigentliche Sinn der angeführten Stellen. Damit stimmt gut zusammen, dass *lech* (ljach) bei den Albanesen, die es aus dem Slawischen genommen haben, auch jetzt noch das Haupt eines Stammes bedeutet.

Mit diesen Ergebnissen aus den fremden Quellen steht dasjenige, was uns die einheimische Ueberlieferung über die ältesten Zustände berichtet, im vollkommensten Einklange. Abgesehen von der sagenhaften Ausschmückung der ältesten Ereignisse lernen wir aus derselben Manches noch mit grösserer Bestimmtheit kennen, als aus den fremden Quellen; und dies kann nicht befremden. Denn sind die fränkischen Chronisten den Begebenheiten, über welche sie berichten, gleichzeitig, so ist es doch nur zufällig, wenn sie hie und da etwas über die innern Zustände berichten; dies lag ausserhalb ihrer Aufgabe. Der jüngere Cosmas hingegen, welcher über die ältere Zeit aus der Ueberlieferung schöpfte, wollte eben eine *Geschichte Böhmens* schreiben, und musste daher einen reichern Stoff zusammentragen.

*) W tej zemi bieše lech, jemuž imě dějechu Čech. In diesem Lande (der Charwaten) war ein Lech, dessen Name hiess Čech.

**) Sclavi jam contra Avares cognomento Chunos et regem eorum Gaganum coeperant rebellare. *Cap. 48.*

Fürs Erste ist es nur ein viel älterer Ursprung der bömischen Fürstenwürde, als Dümmler annehmen will, worüber der fränkische Regino aus dem 9. und der böhmische Cosmas aus dem 11. Jahrhunderte mit einander zusammenstimmen. Verdanken wir dem ersteren das schätzbare Zeugniss eines Zeitgenossen, dass es schon vor dem Jahre 890 eine böhmische Fürstendynastie gab, so führt Cosmas in seinem Werke eine Regentenreihe aus dieser Dynastie auf, welche vor dem vermeintlichen ersten böhmischen Fürsten Spytihněw schon 11 frühere kennt. Krok ist der erste böhmische Fürst, dessen Namen Cosmas anzuführen weiss. Ihm folgt in Ermangelung männlicher Nachkommenschaft seine Tochter Libuša, und durch Vermählung mit derselben gelangt Přemysl auf den Thron. Dieser ist der Stammvater desjenigen Geschlechtes, welches zu des Cosmas Zeit über Böhmen geherrscht hat. Nach ihm folgen Nezamysl, Mnata, Wojen, Unislaw, Křesomysl, Neklan, Hostiwit, hierauf Bořiwoj, der erste christliche Fürst. Dieser ist der Vater Spytihněw's und Wratislaw's.

Ob diese Regentenreihe von allen Unrichtigkeiten im Einzelnen frei ist, wer wollte darüber entscheiden? Es fehlt dazu an allen anderweitigen Kriterien. Historischer Werth dürfte ihr aber nicht so leicht abgesprochen werden können. Die Namen, welche darin vorkommen, sind jedenfalls nicht erdichtet, sondern es sind die Namen wirklich dagewesener Personen. Cosmas hat sie nicht erfunden. So hoch oder gering man sein historiographisches Talent anschlagen mag, so viel geht aus seinem Werke hervor, dass er sich der Pflicht eines Geschichtschreibers, nur Wahres zu schreiben, bewusst war. Mährchen gibt er ausdrücklich nur als Mährchen wieder (senum fabulosas relationes). Wenn man *ihn* für den Erfinder halten wollte, so müsste man bedenken, dass er nicht für uns, sondern für seine Zeitgenossen geschrieben hat, die der Sache näher standen, als wir, um sich nicht etwas für alte Ueberlieferung ausgeben zu lassen, wovon sie gar nichts gewusst hätten. Haben wir aber eine alte Ueberlieferung vor uns, so wäre es misslich, bestimmen zu wollen, wie weit sie habe zurückreichen können oder nicht. Cosmas, welcher im Jahre 1125 als 80jähriger Greis gestorben ist, folglich um das Jahr 1045 geboren war, kannte die Namen der Regenten von Spytihněw I. (895) bis auf Břetislaw I. († 1054), die wir auch aus älteren Quellen kennen, grossentheils ebenfalls nur aus der Ueberlieferung oder aus uns unbekannten Aufzeichnungen, und doch sind sie ächt und ihre Nacheinanderfolge richtig. Wir können dies zum Beispiel für Boleslaw III, Jaromir und Ulrich aus Thietmar von Merseburg nachweisen, welchen Cosmas nicht gekannt hat. War es Cosmas möglich, aus der Ueberlieferung oder aus uns nicht vollständig bekannten älteren Aufzeichnungen die Regentenreihe von Spytihněw I. an zusammenzustellen, so konnten ihm Mittel zu Gebote stehen, dies auch noch für eine ältere Zeit zu Stande zu bringen, wenn wir sie auch jetzt nicht mehr vor uns haben.

Die Regentenreihe des Cosmas geht nur auf die Anfänge der Dynastie zurück, welche noch zu seiner Zeit geherrscht hat. Er weiss von Přemysl, als dem ersten, welcher aus dieser Dynastie auf den Thron gelangt war, und dass dies durch Vermählung mit Libuša, der Tochter des letzten aus einem früheren Geschlechte geschehen war; auch den Namen ihres Vaters Krok kennt er (?), vor ihm schon keinen anderen. Die Tradition des Volkes stützt sich hier auf die der fürstlichen Familie und ihrer Umgebungen, für welche das Andenken an die Altvordern von jeher einen Werth haben musste. Angenommen, dass zur Zeit der Einführung des Christenthums, als die lateinische und die slawische Schrift in Böhmen Eingang



fanden, ein schriftliches Namensverzeichniss der Regenten verfertigt wurde (es hätte mit Runenzeichen auch früher geschehen können), warum hätte die mündliche Ueberlieferung damals nicht beiläufig anderthalb Jahrhunderte zurückreichen können? Gerade dass Cosmas von den meisten dieser Regenten nichts anderes als die Namen weiss, deutet darauf hin, dass er sie nur aus einem solchen trockenen Namensverzeichniss kennen gelernt hat; denn die eigentliche Volkssage befasst sich mit Aufzählungen blosser Namen nicht, sie bewahrt nur das Andenken an Personen, von denen sie etwas zu erzählen weiss. Als solche fanden in ihr einen Platz Libuša und Přemysl, mit deren Namen sich in fabelhaftem Gewande alles verknüpfte, was das Volk von den Anfängen seiner Institutionen sich vorstellte, Neklan wegen der Besiegung des mächtigen Wlastislaw von Lucko, Bořiwoj als der erste Fürst, der das Christenthum annahm.

Von Erwägungen dieser Art geleitet, hat selbst Dümmler eine alte Stammtafel des Přemyslidischen Hauses als die Quelle angenommen, aus welcher Cosmas geschöpft hat, ungeachtet er nicht glauben will, dass die Přemysliden vor Spytihněw Landesfürsten waren, sondern sie für Häuptlinge, wie andere böhmische Häuptlinge (= duces) ansieht. Es ist aber einleuchtend, dass das Vorhandensein einer alten Stammtafel bei einem angesehenen fürstlichen Geschlechte mit viel grösserer Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, als bei einer Familie von Häuptlingen, wie ihrer in Böhmen viele gewesen sein sollen.

Doch nicht nur über ein hohes Alterthum der böhmischen Fürstenwürde sind die fremden und die einheimischen Quellen mit einander einig, sondern eben so sehr auch darüber, dass es bei der Einheit doch auch eine Getheiltheit des böhmischen Volkes gab, welche der ersteren unter Umständen wohl auch mit Gefahren drohte.

Es ist nichts unbegründeter, als Dümmler's Behauptung, dass Cosmas, weil er zu seiner Zeit nur Einen Fürsten vor sich sah, der dem ganzen Lande vorstand (unum tantummodo ducem patriae universae praeesse videbat), und weil von irgend einer früheren Theilung des Landes nichts bekannt war (de priori aliqua terrae divisione nihil constabat), deshalb geglaubt habe, dass die älteren Vorfahren des Přemyslidischen Hauses dieselbe Gewalt ausgeübt hätten, wie ihre Nachkommen. Die ersten wenigen Worte, in welchen Cosmas seine Ansicht über den Ursprung des böhmischen Fürstenthums ausspricht, zeigen das Gegentheil. Das böhmische Volk theilte sich nach der Vorstellung des Cosmas ursprünglich in Stämme oder Gaue (tribus) und Geschlechter (generationes). Wer in seinem Stamme oder Geschlechte wegen seiner Eigenschaften ein höheres Ansehen genoss oder wegen seines Reichthumes mehr geehrt wurde (quicunque in sua tribu vel generatione persona moribus potior et opibus honoratior habebatur), an den wendete man sich in streitigen Rechtsangelegenheiten, bis hierauf Krok aus denselben Ursachen, durch seine ausgezeichneten persönlichen Eigenschaften und seinen Reichthum, zu solchem Ansehen gelangte, dass das Volk nicht nur aus seinen eigenen, sondern aus den Stämmen des ganzen Landes zu seinem Richterstuhle hinströmte (ad quem tam de propriis tribubus quam ex totius provinciae plebibus velut apes ad alvearia ita omnes ad dirimenda convolabant judicia). Man sieht, dass Cosmas im Wesentlichen dieselbe Ansicht über die Entstehung der fürstlichen Gewalt in Böhmen hatte, wie Dümmler; zuerst verschiedene Vorsteher oder Richter einzelner Stämme, einzelner Theile des Landes, dann erst ein einziger höchster Richter, Landesfürst; nur ist das Fürstenthum bei Cosmas viel früher da, nämlich

schon vor der Thronbesteigung Přemysl's, während Dümmler erst einen viel späteren Abkömmling desselben als den Begründer der fürstlichen Gewalt gelten lassen will.

Im Sinne der angeführten Worte des Cosmas ist es nicht etwa, dass die Theilung des Volkes in Stämme unter besonderen Vorgesetzten seit der Begründung der fürstlichen Gewalt aufgehört hätte. Aber natürlich trat zwischen den Häuptern der Stämme und dem Fürsten ein Verhältniss der Unterordnung ein. Cosmas weiss nun auch aus der Zeit, da die fürstliche Gewalt nach seiner Ansicht schon bestand, dennoch von einzelnen mächtigeren Häuptern, welche eine Gewalt über grössere Landestheile ausübten, und, wie schon bemerkt wurde, er legt ihnen sogar den Titel dux bei, ohne dass dadurch die höhere Stellung des böhmischen Landesfürsten, welchen er gleichfalls dux nennt, in Frage gestellt werden könnte. Diesen Titel führen bei Cosmas Wlastislaw von Lucko und Slawník von Libitz, der Vater des heil. Adalbert. Die Beschaffenheit der Herrschaft dieser Beiden ist einer genaueren Erörterung werth, weil die Berichte des Cosmas darüber einen tieferen Einblick in die ältesten Zustände Böhmens gewähren, als man ihn irgend anderswoher sich verschaffen kann.

Wlastislaw, dessen Besiegung unter dem Fürsten Neklan bekanntlich auch in einem Gedichte der Königinhofer Handschrift gefeiert wird, war nach Cosmas Gebiether der Lučanen. So wie ihn Cosmas einen *dux* Lucensis nennt, gibt ihm auch das alte Gedicht den Titel *kněz*, welcher sowohl dort als überall sonst bis zur Einführung der Königswürde von den böhmischen Fürsten selbst gebraucht wird. Das Gebieth, über welches er herrschte, wird von Cosmas so bezeichnet, dass es sich nach seiner Angabe genau bestimmen lässt. Es umfasste den nordwestlichen Theil Böhmens an beiden Ufern der Eger in ihrem Laufe bis unterhalb der jetzigen Stadt Laun, an der obern Mies bis zum Zusammenlaufe ihrer beiden Hauptquellen unterhalb der Stadt Mies und an beiden Ufern der Střela, eines Nebenflüsschens der Mies, in ihrem Laufe bis oberhalb Plas. Zur Zeit des Cosmas war es in fünf Župen (Gaue) getheilt, wovon zwei an der westlichen Gränze Böhmens lagen, die Miesžupa (Mežsko), welche nach Cosmas auch die Waldžupa hiess (quae et silvana dicitur) und die Župa von Sedlitz, nach ihrem damaligen Hauptorte (Sedlica bei Karlsbad) so genannt. Von den übrigen drei hiess eine von Saaz, die zweite von Kaaden, die dritte wahrscheinlich von Žlutitz (Luditz), wie das damit zusammenfallende Decanat. Doch war nach Cosmas der ältere und ursprüngliche Name der Župa von Saaz, die nach seiner Meinung zuerst Bewohner erhielt, Lúka, von dem Wiesenreichthum derselben (lúka = pratum); davon leitet Cosmas etymologisch richtig auch den Namen der Lučanen ab. *)

Ob die so bezeichnete Gegend dieselbe Eintheilung schon zur Zeit des Wlastislaw hatte, ist nicht zu entscheiden; Cosmas sagt es nicht. Als ein besonderer Volksstamm waren aber die Lučanen noch zur Zeit des Cosmas bekannt; sie galten damals noch für ein sehr stolzes Volk (superbissima gens, nennt er sie, quibus *et hodie* a malo innatum est superbire), und über die Ausdehnung ihres Gebiethes gewährt uns die von Cosmas erhaltene Stiftungsurkunde des Prager Bisthums einigen Aufschluss, wodurch die Beschreibung derselben, wie sie Cosmas selbst gibt, bestätigt wird. Diese Urkunde beschreibt die ursprüngliche Gränze des

*) Die Nachweise über die Lage und Gränzen dieser wie anderer Župen, die noch weiter erwähnt werden, befinden sich in meiner besonderen Abhandlung darüber im Časopis Českého Museum 1858, 1859.

Prager Bisthums, welche zugleich die politische Gränze Böhmens war, auf der „Westseite“ derart, dass die an der Gränze liegenden Župen nach einander genannt werden. Nach der Župa von Tauss kommt die von Zeyza (?), dann die von Sedlica, oder ihre Bewohner, die Sedličanen; dann werden die Lučanen genannt, und nach denselben die Děčanen, Liutomiricen und Lemuzen. Zeyza ist, da es zwischen den Župen von Taus und Sedlitz liegt, nothwendig die Miesžupa, und Palackýs Meinung, dass es etwa eine unrichtige Leseart ist statt Mysa, findet darin ihre Begründung. Da die Gebiethe der Liutomiricen und Lemuzen (letzteres mit der provincia Bělinensis gleichbedeutend), welche sich östlich unmittelbar an die Župen von Saatz und von Kaaden anschliesen, Cosmas Erzählung von Wlastislaw zufolge zu dem Lande der Lučanen nicht gehörten, das Gebieth der Děčanen aber noch weiter östlich lag, so bleibt für die Lučanen der Stiftungsurkunde des Prager Bisthums eben der Raum übrig, welchen die drei auch nach Cosmas ihnen gehörigen Župen von Saatz, Kaaden und Žlutitz einnahmen. Gehörten aber diese *drei* Župen den Lučanen, so ist es höchst wahrscheinlich, dass auch die Župen von Sedlitz und von der Mies, wie es Cosmas angibt, ursprünglich Theile ihres Gebiethes gebildet hatten, weil sie westlich von jenen an der Landesgränze liegend, und noch in späterer Zeit grössten Theils mit Wald bedeckt, daher noch wenig bewohnt, nicht wohl für sich bestehen konnten. Dass die beiden Župen von Sedlitz und von der Mies in der Stiftungsurkunde abgesondert genannt werden, lässt sich auf zweifache Art erklären. Entweder bildeten die drei übrigen Župen damals nur eine, welche den Namen des Stammes selbst führte, während die andern zwei erst später abgetrennten ihre besondern Namen später erhielten, die eine von einem Flusse, die andere von der Burg, von welcher aus sie verwaltet wurde. Oder es waren jenes schon damals drei Župen, aber die Urkunde gebraucht den Namen der Lučanen von ihnen allein, weil sie das eigentliche von den Lučanen bewohnte offene Land bildeten, während die anderen zwei wenig bewohnten nur als Theile des Gränzforstes angesehen wurden, welcher in etwas anderer Weise als das übrige Gebieth verwaltet wurde. *)

In der eigentlichen Erzählung von Wlastislaw sucht man bei Cosmas vergeblich nach einem Ausdruck, welcher die rechtliche Unterordnung desselben unter die Gewalt des böhmischen Landesfürsten bezeichnen würde. Er, der Fürst der Lučanen (dux Lucensis), führt öftern Krieg mit Neklan, dem Fürsten der Böhmen; er verwüstet dessen Land durch Raub und Brand; ganz Böhmen will er unter seine Gewalt bringen. Man möchte sich beinahe wundern, dass Dümmler diese Erzählung des Cosmas nicht neben den Citaten aus den Fuldischen Annalen zur Unterstützung seiner Ansicht von der Theilung des Landes in ganz selbstständige Gebiete benutzt hat. Er hätte es vielleicht gethan, wenn ihm nicht noch viel mehr daran gelegen wäre, Cosmas Glaubwürdigkeit im Allgemeinen zu bestreiten. Wie sich Cosmas das Verhältniss zwischen Wlastislaw und Neklan dachte, muss aber übrigens aus dem Zusammenhange des Ganzen, nicht aus Einer Erzählung allein erkannt werden. Wenn schon Krok ein Beherrscher des ganzen Landes war, so konnte Wlastislaws Stellung zur Zeit Neklans keine rechtlich ganz selbstständige sein; Wlastislaw war ein Stammfürst, welcher sich dem schuldigen Gehorsam gegen den Volksfürsten entzog, wohl auch einen grössern Theil des Landes unter seine Gewalt zu bringen suchte, in dem Kampfe darüber jedoch endlich erlag.

*) Ueber die Bedeutung und Einrichtung des Gränzforstes siehe meinen Aufsatz im Časopis Česk. Mus. 1855 und Jireček's ebendaselbst 1856.

Aus dem, was uns Cosmas, ohne Zweifel nach der alten Sage der Lučanen selbst, von der Benützung des Sieges Neklans über dieselben erwähnt, geht hervor, dass die Würde des Stammfürsten erblich war, so wie wir dies bei dem Häuptling von Weitra in den Fuldischen Annalen ebenfalls gefunden haben. Die Böhmen zerstören nach Wlastislaws Falle die Burgen, verbrennen die Dörfer der Lučanen und machen viel Beute. Um eine gänzliche Aufhebung der Autonomie des Stammes handelt sich es aber noch nicht. Der unmündige Sohn Wlastislaws soll ihm in der Herrschaft nachfolgen; es wird ihm von Neklan ein Erzieher beigegeben; zu seinem Sitz wird aber eine neugebaute Burg angewiesen, welche in der Ebene, daher minder fest liegt, damit eine neue Auflehnung des Stammes in der Zukunft leichter unterdrückt werden könnte (ut si quando resistere vellent, in plano loco facile capi possent). Selbst als dieser Sohn Wlastislaws der Sage nach von seinem Erzieher ermordet wurde, scheint das althergebrachte Mass der Stammesselbstständigkeit nicht gänzlich aufgehoben zu sein; denn noch zu Boleslaws I. Zeit finden wir in eben diesem Theile Böhmens wieder einen böhmischen Lechen (subregulus), der sich im Bunde mit Fremden gegen den Landesfürsten auflehnt.

Eben so bestimmte Angaben wie hinsichtlich des Gebietes der Lučanen gibt uns Cosmas über die Ausdehnung der Herrschaft Slawníks, des Vaters des heil. Adalbert, welcher im Jahre 981 gestorben ist, also zur Zeit Boleslaws II, wahrscheinlieh auch schon unter Boleslaw I. gewaltet hat. Slawníks Hauptsitz war Libitz nahe an der Mündung der Cidlina in die Elbe, oberhalb Poděbrad, also beiläufig sieben Meilen östlich von Prag; die Gränzen seines Gebietes aber waren nach Cosmas folgende: auf der Westseite gegen „Böhmen" (contra Bohemiam) der Bach Žurina (rivulus Surina) und die Burg auf dem Berge Osek an dem Miesflusse; unter letzterer ist eine Burg an der Stelle des jetzigen Gallikirchleins bei Königssaal am linken Ufer der Moldau und dem rechten der Mies (Beraunka), unter ersterem daher einer der Zuflüsse der Mies an dem rechten Ufer der letztern etwas weiter westlich gemeint.*) Auf der Südseite gegen Oesterreich (contra Theutonicos orientales) die Burgen Chynow, Dudleb, Notolitz bis an die Mitte des Waldes, d. h. bis an die Wasserscheide in dem Gränzwalde oder Gränzgebirge; östlich gegen Mähren die Burg Lutomyšl „unter dem Walde" bis an den Fluss Switawa in der Mitte des Waldes, das heisst, bis an die Quellen desselben; auf der Nordseite endlich gegen Polen hin das Schloss Kladsko (Glatz) am Flusse Neisse. Alle hier angeführten Orte sind aus andern Quellen als Hauptorte von Župen bekannt, und die Art wie sich Cosmas ausdrückt, ist deutlich genug, um zu sehen, dass er die Gränze nicht nach den Burgen, als ob diese hart an der Gränze stünden, sondern nach den Gränzžupen, deren Hauptorte dies waren, angibt. Darnach erstreckte sich Slawník's Gebieth aus der Mitte des Landes, wo die Burg Osek nur etwa 1¼ Meilen südlich von Prag stand, östlich bis an die jetzige schlesische, südwestlich bis an die jetzige baierische Gränze; von Glatz auf dem einen, Notolitz (Netolitz im Pisekèr Kreise) auf dem andern dieser zwei Endpuncte vermittelte es die Berührung Böhmens mit dem jetzigen Mähren und Oesterreich längs der ganzen Gränze dieser Länder.

Es sind nicht etwa zerstreute Privatbesitzungen gewesen, welche Slawník in diesem Theile Böhmens, mehr als einem Dritttheile des ganzen Landes besass, sondern es war eine

*) Die topographischen Nachweise sind in meinem schon oben (Note) citirten Aufsatze über die Župeneintheilung Böhmens im 12. Jahrhunderte zu suchen.

öffentliche Gewalt, die er daselbst ausübte. Cosmas lässt darüber keinen Zweifel. Er gibt Slawník den Titel dux, er nennt das beschriebene Gebieth sein Fürstenthum (principatus); er preist nicht nur seine häuslichen Tugenden, sondern auch seine Gerechtigkeit bei Gerichten (judiciorum rectitudo), das zahlreiche Gefolge von Grossen, das ihn umgab (procerum multitudo). Damit stimmen die Ausdrücke überein, deren sich die gleichzeitigen Biografen des heiligen Adalbert bedienen, wo sie von Slawník sprechen; dominus terrae nennt ihn einer derselben, der Erzbischof Bruno, und derselbe setzt uns in Kenntniss, dass Slawník sogar mit dem deutschen Königshause von Sachsen verwandt gewesen. Auch war die Herrschaft Slawník's erblich. Sie wurde nach ihm von seinen Söhnen ausgeübt. Dass es jedoch eine ganz unabhängige Herrschaft gewesen wäre, lässt sich noch weniger annehmen als bei Wlastislaw, ungeachtet Cosmas auch hier nicht ausdrücklich die Beschaffenheit derselben bezeichnet. Die Boleslawe, welche ausser Böhmen über weit ausgedehnte Länder im Osten davon herrschten, waren zu mächtig, als dass sich in Böhmen selbst zu ihrer Zeit noch ein ganz selbständiges Fürstengeschlecht hätte erhalten können. Dass Slawníks Gebieth, so gross es war, doch in einem Verbande mit dem übrigen Böhmen hat stehen müssen, scheint schon aus dem Umstande hervorzugehen, dass Slawník's Sohn Adalbert Prager Bischof wurde; schwerlich hätte sonst der böhmische Fürst (Boleslaw II.) ihn zu diesem hohen Posten gelangen lassen. Selbst dass bei der Gründung des Prager Bisthums durch die Bemühung Boleslaw's II. auch Slawník's Gebiet mit zu der neuen Diöcese fiel, und nicht etwa bei Regensburg blieb, ist in dieser Hinsicht nicht ohne Bedeutung. Uebrigens nennt der Biograph Bruno bei der Erzählung des Unterganges der Brüder des heiligen Adalbert, Boleslaw II. geradezu ihren Herrn (senior; fefellit dextera senioris); und wir haben sohin auch an Slawník nur das Beispiel eines Stammfürsten, der der höheren Gewalt des böhmischen Landesfürsten untersteht. Wir werden weiter noch die Gründe anführen, aus welchen nicht angenommen werden kann, dass diese Herrschaft schon ursprünglich die grosse Ausdehnung gehabt hätte, wie zur Zeit Slawník's, dass sie vielmehr erst mit der Zeit unter besondern äusseren Umständen zu jener Grösse angewachsen war. Sie ging unter Slawník's Söhnen unter, als es zwischen diesen und dem Landesfürsten, ohne Zweifel über das Mass der Selbstständigkeit und der Unterordnung derselben, zu Streitigkeiten und endlich zu offenem Kriege kam, in welchem die Brüder Adalberts sich um deutsche und polnische Hilfe bewarben (995).

So viel steht nun fest, dass eine ehemalige Theilung des Landes in verschiedene Gebiete dem Cosmas nicht unbekannt war. Die bestimmten Angaben des Cosmas über die Gränzen der Herrschaft Wlastislaw's und jener Slawník's widerlegen die entgegengesetzte Behauptung Dümmler's vollkommen. Nicht deshalb, weil Cosmas gedacht hätte, es sei in Böhmen immer so gewesen wie zu seiner Zeit, leitet er die Reihe der böhmischen Landesfürsten von Krok und Přemysl ab, sondern weil ihm ältere Nachrichten darüber vorlagen. So wie er nun keinen Widerspruch darin fand, von gemeinsamen Fürsten des ganzen Landes und darneben von Fürsten einzelner Landestheile zu berichten, und beiden den gleichen Titel duces zu geben, liegt auch kein Widerspruch darin, dass die Fuldischen Annalen von einer grössern Anzahl böhmischer duces reden, der ihnen gleichzeitige Regino dagegen nur von Einem Fürsten (dux) des ganzen Landes. Der scheinbare Widerspruch löst sich dadurch, dass die verschiedenen duces der einzelnen Landestheile dem gemeinschaftlichen dux des ganzen Landes als Oberherrn

unterstanden. Weder sagen die Fuldischen Annalen ausdrücklich, dass es über den ersteren keinen gemeinsamen Fürsten gegeben hätte (ja sie deuten sogar durch das primores von Spytihněw und Witislaw — ? — das Gegentheil selbst an); noch sagt Regino, dass es unter dem erblichen Landesfürsten Böhmens keine erblichen Oberhäupter einzelner Landestheile gegeben hätte. Der Gegensatz zwischen den älteren ausländischen und den jüngeren einheimischen Geschichtsquellen, welchen Dümmler statuirt, ist also gar nicht vorhanden; er ist absichtlich ersonnen; Cosmas und die fränkischen Annalen aus dem 9. Jahrhunderte ergänzen und erklären einander gegenseitig; beide müssen zur richtigen Erkenntniss der ältesten Zustände Böhmens neben einander benützt werden.

Das Wichtigste nun, was sich hinsichtlich der Theilung des Landes in verschiedene Gebiete ungeachtet der Einheit desselben unter einem erblichen Landesfürsten aus Cosmas und nicht auch aus den Fuldischen Annalen ergibt, ist, dass diese Theilung des *Landes* auf einer Theilung des *Volkes* in Stämme nach natürlicher Abzweigung beruhte. Am deutlichsten geht dies aus dem Beispiel der Lučanen hervor. Cosmas nennt sie ausdrücklich einen besonderen Volksstamm (natio), dessen Stammeseigenthümlichkeiten noch ihm und seinen Zeitgenossen lebendig vor den Augen standen (quibus *et hodie* a malo innatum est superbire). Nebst ihnen spricht er auch von den Bewohnern der an Wlastislaws Herrschaft angränzenden Župen von Bilin und Leitmeritz wie von besonderen Stämmen (populi), die er von den Lučanen und den Böhmen unter Neklan's Herrschaft unterscheidet. Wlastislaw erbaute nahe an den Gränzen derselben eine Burg, um sie von hieraus zu bedrohen (ob insidias utriusque populi), weil sie zu den Böhmen hielten (quia hi adjuvabant partes Boemorum). Dass aber Cosmas sich eine ehemalige Theilung des böhmischen Volkes in solche Stämme im Allgemeinen vorstellte, geht aus seinen schon einmal angeführten Worten über Krok hervor, wo er seine Ansicht über die Entstehung der fürstlichen Gewalt in Böhmen ganz auf eine solche Vorstellung gründet. Diese Vorstellung davon bei Cosmas ist aber auch ein vollgiltiges historisches Zeugniss von dem ehemaligen Bestand einer solchen Theilung, weil man sieht, dass Cosmas dieselbe aus noch frischen Erinnerungen, ja zum Theil aus damals noch bestehenden Verhältnissen schöpfte, welche letzteren nur ihre *politische* Bedeutung bereits verloren hatten.

Mit der Ansicht des Cosmas stimmen übrigens auch noch einige ältere von ihm erhaltene urkundliche Daten überein, aus denen wir die Namen noch mehrerer anderer Stämme und die Lage ihrer Wohnsitze kennen lernen. Dies sind die Angaben der schon einmal erwähnten Stiftungsurkunde des Prager Bisthums über die ursprüngliche Ausdehnung der Diöcese desselben, welche Cosmas Zeugnisse gemäss in die von ihm mitgetheilte Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrichs IV. vom Jahre 1086 grösstentheils wörtlich übergegangen sind.

In dieser Urkunde wird, wie gesagt, die „westliche" und ein Theil der „nördlichen" Gränze des Prager Bisthums in der Weise beschrieben, dass die an der Landesgränze Böhmens liegenden Župen, von Taus angefangen bis zur Gränze zwischen Schlesien und der Lausitz (dem Lande der Milčanen) nach einander angeführt werden. Darunter kommen vier Namen von Volksstämmen vor, die sich uns als solche theils nach ihrer sprachlichen Form, theils in Zusammenhaltung mit anderen Angaben darstellen. Diese Volksstämme sind:

1. Die Lučanen, welche wir bereits aus Cosmas kennen, und deren Gebiet wir oben schon mit Benützung der Stiftungsurkunde des Prager Bisthums beschrieben haben.

2. Die Lemuzen. Diese erscheinen in der Urkunde als die Bewohner der Župa von Bilin. Der letztere Name dieser Župa, welcher bei Cosmas und überall sonst in der spätern Zeit vorkommt, ist von dem Hauptorte Bilin genommen; Lemuzi ist, wie die Pluralform andeutet, der Name der Bewohner, also eines besondern Stammes, dem dieses Gebiet angehört hat. Er scheint schon dem Cosmas nicht mehr bekannt gewesen zu sein. Aus der Župa von Bilin, also aus dem Stamme der Lemuzen stammte Přemysl ab, der Stammvater des nachherigen böhmischen Fürstengeschlechtes; denn in jener Župa lag Staditz, der Ort, von welchem er der Sage nach auf den Fürstenstuhl berufen wurde. Wie wir gesehen haben, kommen die beiden Župen von Bilin und von Leitmeritz bei Cosmas mit einander vor als Feinde Wlastislaws und als Hilfsgenossen Neklans; die Stiftungsurkunde des Prager Bisthums scheint die drei Župen der Děčanen (Tetschen), Liutomiricen (Leitmeritz) und Lemuzen als Ein in irgend einer Weise zusammengehöriges Ganzes zu fassen, da sie in derselben nicht, wie es die natürliche Anordnung verlangt hätte, in der Reihe von West nach Ost, sondern umgekehrt die östlichern Děčanen früher, die westlichern Lemuzen später, die Liutomiricen aber, die gar nicht die Landesgränze berührten, zum Ueberfluss mit genannt werden; es dürfte endlich nicht ganz zufällig sein, dass eben diese drei Župen auch in mehreren Urkunden des Benedictinerstiftes Břewnow aus dem 13. Jahrhunderte beisammen vorkommen, indem einer alten Schenkung zufolge die überall sonst dem Bischof gehörigen denarii fumales aus diesen drei Župen von dem Stifte bezogen wurden. Diese Umstände geben bei mir der Vermuthung Raum, dass der Name Lemuzi sich ursprünglich vielleicht auf die Bewohner aller dieser drei Župen bezogen habe, später erst auf die eine, welche der Hauptsitz des Stammfürsten gewesen zu sein scheint, beschränkt wurde und endlich ganz verscholl, als die Benennung nach dem Hauptorte Bilin vorherrschend wurde.

3. Die Pšowanen, deren Wohnsitze von der Elbe bei Alt-Bunzlau und Melnik bis an die nördliche Landesgränze in der Gegend von Gabel hinauf reichten, wo sie im Westen an die Děčanen (also Lemuzen?) angränzten. Ihr Name, wahrscheinlich nicht der älteste, den sie geführt hatten, ist von ihrem Hauptsitze Pšow an der Stelle des jetzigen Melnik, genommen, und hat sich noch in der Benennung des Baches Pšowka (Schobka) bei letzterem Orte erhalten. Slawibor, der Vater der heil. Ludmila, wird von Cosmas „comes de castello Psow" genannt, und wir haben uns denselben sohin als einen Stammfürsten der Pšowanen vorzustellen, ungeachtet ihm Cosmas nicht wie dem Wlastislaw den Namen dux beilegt.

4. Die Chrowaten, in zwei Župen getheilt (Chrouati et altera—scil. provincia—Chrouati), östlich von den Pšowanen an der nördlichen Landesgränze Böhmens in den Gegenden an der obern Iser mit den jetzigen Städten Münchengrätz und Turnau. Ihr Name ist ein in den slavischen Ländern fast überall vorkommender Volksname. Ausser der Stiftungsurkunde des Prager Bisthums werden sie auch einmal in der russischen Legende vom heil. Wenzel genannt, wo erzählt wird, dass sich Drahomiř nach der Ermordung Wenzels durch seinen Bruder in Alt-Bunzlau zu ihnen flüchtete. *)

*) Auch hier sind die näheren topographischen Erörterungen in der öfter angezogenen Abhandlung über die älteste Župeneintheilung Böhmens im Časopis českého musea zu suchen. — Die dem Diplom Kaiser Heinrichs IV. vom Jahre 1086 zu Grunde gelegene Gründungsurkunde des Prager Bisthums wird von Dümmler hinsichtlich ihrer Aechtheit bezweifelt. Cosmas erzählt, wie Dümmler meint, dass die Stiftungsurkunde,

An diese Stämme, deren Namen uns die Stiftungsurkunde des Prager Bisthums erhalten hat, reiht sich noch der Name der Dudleben, welcher nebst der Nachricht von Slawniks Herrschaft bei Cosmas in einigen Urkunden des 13. Jahrhundertes vorkömmt, *) wo mit dem-

welche vom Bischof Gebhard (Jaromir) dem Kaiser Heinrich IV im J. 1086 vorgewiesen wurde, von dem heil. Adalbert verfasst, von Papst Benedict VI. und von Kaiser Otto I. bestätigt worden sei. Da Cosmas selbst der Verhandlung darüber beigewohnt hat, welche in Gegenwart zahlreicher Erzbischöfe und Bischöfe stattfand, so steht es nach Dümmler fest, dass in der Urkunde, die jetzt nicht mehr vorhanden ist, Bischof Adalbert, Kaiser Otto I. und Papst Benedict als Zeitgenossen genannt wurden. Nun starb aber Kaiser Otto I im J. 973, Papst Benedict VI im J. 974 und Adalbert ist erst im Jahre 982 auf den Bischofstuhl von Prag erhoben worden. Aus dem Grunde beschuldigt Dümmler den Bischof Gebhard einer Fälschung, da die Bestätigung der alten Gränzen des Prager Bisthums von K. Heinrich IV. eben in seinem Interesse geschah. (Siehe Dümmler's Piligrim von Passau 53. 173). — Ich will hier nicht näher darauf eingehen, inwiefern die Bestätigungsurkunde K. Heinrichs IV. von topographischem Interesse wäre, um welches allein es sich hier handelt, selbst wenn derselben eine gefälschte Stiftungsurkunde des Prager Bisthums zu Grunde gelegen hätte. Aber die ganze Verdächtigung beruht, wie bei Dümmler häufig, nicht auf einem klar vorliegenden Datum, sondern auf der unsichern *Deutung* einer Stelle des Cosmas. Diese Stelle, in welcher Cosmas erzählen soll, dass die Stiftungsurkunde des Prager Bisthums den heil. Adalbert zum Verfasser gehabt habe, lautet wörtlich: Replicat (Gebehardus episcopus) coram omnibus privilegium olim, a Sancto Adalberto episcopo suo antecessore confirmatum tam a papa Benedicto quam a primo Ottone imperatore. Dies ist jedenfalls nicht mit erwünschter Deutlichkeit gesagt. Dümmler legt aber einen Sinn hinein, der doch nicht ausdrücklich darin liegt. Er denkt sich: privilegium olim a S. Adalberto *confectum*, confirmatum tam a papa Benedicto, quam a primo Ottone imperatore; ein Wort wie *confectum* kommt aber wirklich nicht vor, und kann nicht angenommen werden, ohne dem Cosmas eine Blödigkeit zuzumuthen, die doch gar nicht in seiner Art ist, die Blödigkeit nämlich, dass er sich den heil. Adalbert bei der Gründung des Prager Bisthums betheiligt gedacht hätte, da er doch wusste, dass es vor Adalbert schon einen Bischof Dietmar gegeben hat, dass dieser der erste Prager Bischof war, und dass der heil. Adalbert zur Zeit der Einsetzung Dietmar noch in die Schule ging. Denn das alles erzählt Cosmas in demselben seinem Werke. Und so wie Cosmas wusste man dies alles auch beim Prager Domcapitel zu seiner Zeit; bei einer beabsichtigten Unterschiebung einer falschen Urkunde hätte man es daher durchaus nicht gebraucht, sich die Blösse zu geben, dass man den heil. Adalbert zum Zeitgenossen Ottos I. gemacht hätte. Es verdient auch einer Erwägung, dass Cosmas nur von Einem Privilegium spricht, welches Kaiser Heinrich IV. vorgelegt wurde. Wenn man sich die Sache so vorstellen wollte, wie es Dümmler thut, müsste man drei Privilegien annehmen, eine Bestätigung Kaiser Otto I, eine Bestätigung des Papstes Benedict und eine ursprüngliche Stiftungsurkunde. Von wem sollte diese ausgestellt sein? Unmöglich vom heil. Adalbert. Der konnte nicht der Gründer, also nicht der Aussteller der Gründungsurkunde sein; Dümmler sieht ihn auch nur als Verfasser derselben an; aber sonderbar, dass in der Urkunde der Name des blossen Verfassers hätte vorkommen sollen, während der Aussteller sogar nicht der Nennung würdig gehalten wird. Ich glaube nun nicht, dass man die Stelle des Cosmas eben ganz unzweifelhaft auslegen kann. Aber ausgehend davon, dass von Bischof Gebhard nur Eine Urkunde vorgewiesen wurde, glaube ich, dass diese Urkunde nicht das Original des Stiftungsbriefes war, sondern ein Vidimus des Bischofs Adalbert, welches dieser bei irgend einer Gelegenheit ausgestellt hat, und in welchem sowohl die Stiftungsurkunde Kaiser Ottos I. als auch eine Bestätigung derselben von Papst Benedict VI. (972—974) oder Benedict VII. (974—980) enthalten war. Es wäre also das *confirmatum* in der Stelle des Cosmas nicht auf den Kaiser und den Papst, sondern der natürlichen Wortfolge gemäss auf Adalbert zu beziehen, und allerdings nur un igentlich zu verstehen. Ein Vidimus Adalberts, durch welches die Authenticität der zwei Urkunden Ottos I. und Benedicts bestätigt wurde, war für Cosmas und seine Zeitgenossen allerdings auch eine Bestätigung von geheiligter Auctorität.

*) Siehe in Erben's Regesten unter Dúdleby im Ortregister.

selben, die südlichste Župe Böhmens (im südlichen Theile des jetzigen Budweiser Kreises) bezeichnet wird, auf deren Hauptort Dúdleby, der jetzt noch so heisst, er übergegangen ist. Auch Dúdlebi, Duljebi ist ein entschiedener Volksname, der sich in andern slawischen Ländern noch zweimal wiederholt. *) Er bedeutete daher ursprünglich ohne Zweifel auch in Böhmen einen der verschiedenen Stämme, in welche das Volk verzweigt war.

Bei diesen aus den einheimischen Quellen geschöpften Nachrichten über die ehemalige Stammeintheilung des böhmischen Volkes verdient noch ein wichtiger Umstand in Erwägung gezogen zu werden, der uns aus den fränkischen Annalen des 9. Jahrhundertes nicht bekannt wird, mit den Angaben derselben aber auch durchaus in keinem Widerspruche steht. Wir lernen nämlich eine zweifache Theilung kennen, des Volkes in Stämme, der einzelnen Stämme in Gaue oder Župen. Das Gebieth der Lučanen war in fünf, das der Chrowaten in zwei Župen getheilt; so ist es ohne Zweifel bei anderen Stämmen, über welche wir keine so bestimmten Nachrichten besitzen, ebenfalls gewesen. Wir haben oben auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, dass der Stamm der Lemuzen in drei Župen getheilt war. Immerhin ist es möglich, dass Wiztrach (Witorad), den die Fuldischen Annalen zum Jahre 857, nennen, eigentlich ein Stammfürst der Dudleben war, wenn die Župe von Weitra, wo er und seine Söhne ihren gewöhnlichen Sitz hatten, etwa einen Theil des Gebiethes jenes Volksstammes bildete neben der Župa Dúdlebi, die den Namen des Stammes vorzugsweise trug. Am wenigsten wird aber gezweifelt werden können, dass der Hauptstamm des böhmischen Volkes, über welchen die Fürsten des ganzen Landes unmittelbar herrschten, gewiss der von jeher mächtigste, in eine Anzahl Župen getheilt war, wenn eine solche Theilung auch schon bei anderen, minder zahlreichen Stämmen sich als nothwendig oder zweckmässig gezeigt hatte.

Von den Stammfürsten wissen wir, dass ihre Gewalt theilweise erblich war, und wir können vermuthen, dass dies selbst allgemein der Fall war, oder dass doch die Einsetzung der Stammfürsten, wo die Erblichkeit der Würde in einer Familie nicht anerkannt wurde, von der Wahl des Stammes, nicht von der Ernennung des Landesfürsten, wenigstens nicht unbedingt von dieser allein abhing. Es ist die Frage, ob sich auch die Vorsteher der einzelnen Župen in demselben Verhältnisse befanden, ob auch ihre Würde in der Regel erblich war. Dies anzunehmen, haben wir keinen Grund, vielmehr Anhaltspuncte genug, um das Gegentheil anzunehmen. Die Theilung der Stämme in Župen dürfte doch meist erst im Laufe der Zeit, nachdem sich die Volkszahl in denselben vermehrt hatte, stattgefunden haben; es war dann eine blosse Verwaltungsmassregel, wobei die Stammhäupter die Gewalt nicht so weit aus den Händen gegeben haben werden, dass sie nicht die Einsetzung der Župane (Vorsteher der Župen) als ihrer Beamten, nach eigenem Belieben behalten hätten. Schwerlich wären sonst die Stämme überhaupt beisammen geblieben; sie hätten sich unter erblichen Oberhäuptern der einzelnen Župen früher oder später in so viele kleinere Stämme aufgelöst, als es Župen gab. Hie und da mag dies wirklich geschehen sein, wenn es etwa den Župenvorstehern gelang, durch Auflehnungen ihre Gewalt erblich zu machen. Aber wir haben keine Belege dafür, ausser etwa das Datum von den 14 Lechen, welche im Jahre 845 die Taufe am Hofe des Königs Ludwig empfingen, indem es schwer hält, 14 Beherrscher ganzer Stämme, solcher wie etwa die Lučanen, in Böhmen herauszubringen, wenn sie doch den Umständen angemessen bloss eine

*) Siehe Šafařík Starožitnosti 540, 829.

Minderzahl sämmtlicher damaligen Stammfürsten im Lande bilden sollen. Die Fuldischen Annalen mögen hier den Namen duces nicht nur eigentlichen Stammfürsten, sondern auch erblichen Županen zerbröckelter Stämme gegeben haben, wiewohl sich dies auch noch anders erklären liesse, wovon bei einer andern Gelegenheit. Hingegen ist die mächtige Stellung Wlastislaws von Lucko, wie sie Cosmas sich vorstellte, die Herrschaft Slawníks, wie sie uns in einer historisch lichtern Zeit entgegentritt, kaum anders zu denken, als dass diese mächtigen Gebiether über die Besetzung der Aemter in den einzelnen Župen ihrer Herrschaft frei verfügten. Und so thaten es desto gewisser die Landesfürsten aus Přemysls Geschlecht in dem Umfang ihrer unmittelbaren Herrschaft. Die freie Ein- und Absetzung der Beamten in den Župen war ohne Zweifel eines der wesentlichsten Attribute ihrer Gewalt in diesem Gebiethe, während ihre mittelbare Herrschaft über die übrigen Theile des Landes an erblichen Stammhäuptern ein häufig widerspänstiges Element gegen sich hatte.

In diesem Unterschiede zwischen Stämmen und Župen, zwischen Stammfürsten und Župenbeamten glaube ich den Schlüssel suchen zu müssen, mit welchem man zum richtigen Verständniss der Entwickelung der landesfürstlichen Gewalt in Böhmen bis auf die Zeit der Boleslawe gelangen kann. Die Auflehnungen einzelner Stammfürsten gegen die höchste Gewalt im Lande, welche vorhistorischen Ursprunges war, wurden nicht nur besiegt, sondern es wurde allmälig die Gewalt der Stammfürsten selbst gänzlich beseitigt, die unmittelbare Herrschaft der Přemysliden in den Landestheilen, die ihnen früher mittelbar unterstanden hatten, immer weiter ausgedehnt.

In dem Theile des Landes, welches von den Přemysliden unmittelbar verwaltet wurde, hat ohne Zweifel von undenklicher Zeit her eine ähnliche Ordnung der Dinge bestanden, wie wir sie zu Zeiten des Cosmas und später noch im 12. Jahrhunderte in ganz Böhmen finden. Die Župen werden da von Beamten verwaltet, welche der Fürst nach Gutbefinden einsetzt oder absetzt, einem Župan (comes, castellanus) dem obersten Vorstande der Župa, der insbesondere das Kriegswesen leitet, die vollziehende Gawalt übt, einem Richter (judex), einem Verwalter der fürstlichen Einkünfte (camerarius), einem Wirthschaftsverwalter (villicus), einem Forstverwalter (venator) und einem ihnen unterstehenden Dienstgefolge. In jeder Župa besitzt der Fürst ein grosses Vermögen in liegenden Gütern, eine Burg ist der Sitz der Behörden. So mag es in den Grundzügen lange vor dem Zeitalter der Boleslawe in dem unmittelbaren Herrschaftsgebieth der Přemysliden gewesen sein; der Unterschied bestand allem nach in einem höhern Masse der Volksfreiheit in der alten als in der spätern Zeit; auf ein solches deutet Cosmas in seinem Werke mehrmal hin; zu seiner Zeit hatte sich in Folge der Siege der fürstlichen Gewalt über die Autonomie der Stämme aus den Hof- und Župenbeamten schon ein mächtiger Dienstadel entwickelt, welcher zuerst als Diener einer nach Unumschränktheit strebenden monarchischen Gewalt einen grossen Druck auf das Volk ausübte, später der fürstlichen Gewalt selbst als mächtige Aristokratie beschränkend entgegen trat.

Wie der Landesfürst in seinem unmittelbaren Herrschaftsgebiethe, so beiläufig waltete der Stammfürst in den Župen seines Gebiethes; nur unterstand er dabei der höhern Gewalt des erstern. Worin diese bestand, welche Ausdehnung sie gegenüber der Autonomie der Stämme hatte, darüber haben wir freilich keine zureichenden Nachrichten; aber es geht im Allgemeinen aus der Natur der Sache selbst hervor, wenn es einmal fest steht, dass es eine höchste Gewalt

im Lande wirklich gegeben hat. Die gleichzeitigen Nachrichten über die Beziehungen zwischen Böhmen und dem fränkischen wie auch dem mährischen Reiche zeigen es klar, dass Böhmen diesen seinen Nachbaren gegenüber als Ein politisches Ganzes auftrat, dass es also eine gemeinsame Vertretung seiner auswärtigen Angelegenheiten hatte; jedenfalls ging diese daher von den Landesfürsten aus. Eben so geht es aus den Kriegen mit den Franken hervor, dass Böhmen ein gemeinsames Vertheidigungssystem hatte; die höchste Leitung desselben, des Kriegswesens überhaupt muss dem Landesfürsten zugestanden haben; die Stammfürsten waren verbunden, seinen Befehlen in dieser Hinsicht Folge zu leisten. Cosmas legt ferner dem Krok ausdrücklich, sohin auch seinen Nachfolgern die höchste richterliche Gewalt bei, nicht nur in ihren Župen, sondern auch über die übrigen Stämme des ganzen Landes. Von der Ausübung einer solchen Gewalt durch die Fürstin Libuša in einem Streite zwischen Grossen aus einem zu ihrer unmittelbaren Herrschaft nicht gehörigen Gebiethe gibt uns eines der Fragmente der Grünberger Handschrift ein poetisches Bild. Zur Seite der Fürstin sitzen die Landschöffen (kmeti), die Versammlung der Lechen (Stammfürsten und Župane) und Wladyken (freier Familienhäupter) aus den verschiedensten Gegenden des Landes, also sämmtlicher Stämme desselben, diesem Gerichte bei. Und da jede Leitung öffentlicher Angelegenheiten auch die zur Bestreitung der Kosten nöthigen Mittel voraussetzt, so wird nicht gezweifelt werden können, dass der Landesfürst nicht nur aus seinem unmittelbaren Gebiethe, sondern auch von den übrigen ihm mittelbar unterstehenden Stämmen gewisse Einkünfte bezog.

Der in diesen Grundzügen angedeutete Unterschied zwischen der unmittelbaren und der mittelbaren Herrschaft der böhmischen Landesfürsten ging allmälig verloren, indem sich die erstere auf Kosten der letzteren immer weiter ausdehnte. Es sind anderthalb Jahrhunderte, während deren wir den Gang dieser Entwicklung, freilich nur nach spärlich erhaltenen Daten verfolgen können. Die Auflehnungen einzelner Stammfürsten gegen die Landesherren, welche sich aus dem Anschluss der Erstern an die Franken zur Zeit Ludwig des Deutschen (845) vermuthen lassen, mögen schon zu strengerer Unterwerfung einzelner Stämme geführt haben. Die Besiegung der Söhne Slawníks unter Boleslaw II (995) bildet den Schluss. Seitdem war die unmittelbare Verwaltung der Župen durch fürstliche Beamte, das Regierungssystem des Zeitalters des Cosmas, in allen Theilen des Landes ausnahmslos durchgeführt.

II.

Die zweite Streitfrage, welche die Dümmlersche Schule gegen die herrschende Auffassung der ältesten böhmischen Geschichte erhebt, bezieht sich auf die Art, wie das Christenthum in Böhmen eingeführt worden ist.

Die einheimiche Geschichtschreibung von Cosmas an bis auf Palacký hat stets unbedenklich daran festgehalten, dass der böhmische Fürst Bořiwoj zu Zeiten Swatopluks von Mähren von dem grossen Slawenapostel Methodius die Taufe angenommen hat, und dass dies der entscheidende Act war, welcher eine allgemeine Verbreitung des Christenthums in dem

böhmischen Volke nach sich zog, abgesehen von frühern vorübergehenden oder theilweisen Anfängen des Christenthums im Lande, welche die neuere Geschichtforschung allerdings zugab.

Dagegen tritt Dümmler auf, indem er es für das Wahrscheinlichste erklärt, dass Böhmen seit dem Jahre 845 von Baiern her allmälig christianisirt wurde, und zwar so, dass zu Anfang des 10. Jahrhundertes der christliche Glaube bei einem sehr grossen Theile des Volkes bereits Eingang gefunden hatte.

Hinsichtlich der bisherigen böhmischen Geschichtsauffassung äussert sich Dümmler, es unterliege bei ihm durchaus keinem Zweifel, dass die ganze Erzählung vom Herzog Bořiwoj, wie er von dem mährischen Bischof Methodius getauft worden, entweder ganz grundlos oder doch gewiss fabelhaft ausgeschmückt sei. Dem Aufmerksamen kann es nicht entgehen, wie sehr diese Disjunction weit auseinander geht. Denn das Letztere, die fabelhafte Ausschmückung der Erzählung, nicht bei Cosmas und nicht bei den neuesten Geschichtschreibern, sondern freilich wohl in späteren Legenden wird niemand bestreiten wollen. Dümmlers Beweisführung zu seiner These ist daher auch nicht dahin gerichtet, darzuthun, dass die Erzählung von Bořiwojs Taufe nicht frei sei von späteren Zuthaten; sie setzt sich eben zum Ziel, ihre gänzliche Grundlosigkeit zu erweisen.

Was er nun dafür anführt, ist folgendes:

I. Kein gleichzeitiger Schriftsteller erwähnt der Sache;

II. auch kein späterer vor Cosmas, und zwar insbesondere weder

a) die Annales Pragenses, ungeachtet sie allerdings wohl Bořiwoj den ersten Christen in Böhmen nennen, noch auch

b) Gumpold Bischof von Mantua, welcher vielmehr Spytihněw (Bořiwojs Sohn) das grösste Verdienst hinsichtlich der Christianisirung Böhmens zuschreibt;

III. das Zeugniss des Cosmas, welcher zuerst von der Taufe Bořiwojs durch Methodius spricht, ist nicht glaubwürdig, aus näher erörterten Gründen.

Nachdem er seine Beweisgründe dargelegt, macht aber Dümmler einen Schluss, der selbst seinerseits kein hinlängliches Vertrauen in die Beweiskraft derselben zeigt, indem er von seiner Hauptthese wesentlich abweicht. Er meint nämlich nach allem dem Dobrowský die *Möglichkeit* zugestehen zu dürfen, dass Bořiwoj von Methodius getauft worden sei, aber er läugnet, dass das Christenthum hauptsächlich durch ihn eingeführt worden sei.

Wir haben zunächst diese Beweisgründe Dümmlers einer Beurtheilung zu unterziehen.

ad I. Was den Umstand betrifft, dass kein gleichzeitiger Schriftsteller von der Taufe Bořiwojs durch Methodius erzählt, so erklärt sich dies einfach daraus, dass es weder böhmische noch mährische Chronisten aus jener Zeit gibt. Für die ausländischen, nämlich deutschen Chronisten, war das, was im Innern des Swatoplukischen Reiches vorging, kein Gegenstand ihrer Aufgabe. Ungeachtet ihres gänzlichen Schweigens darüber ging dort ohne allen Zweifel vieles Wichtige vor; wir wissen hauptsächlich nur von den Resultaten, von der äussern Machtstellung Swatopluks den Deutschen gegenüber, äusserst wenig aber von den nothwendig vorauszusetzenden Ereignissen, welche dazu geführt hatten. Unter diesen konnte recht wohl die Taufe Bořiwojs eine gar wichtige Stelle einnehmen, ohne dass die gleichzeitigen deutschen Chronisten bei ihrem sonstigen Schweigen über die inneren Vorgänge in Böhmen und Mähren damit eine Ausnahme zu machen für nöthig erachteten.

ad II. a) Die Aufzeichnung in den Annales Pragenses, welche sich auf Bořiwoj bezieht, lautet folgendermassen: Hoc anno (nämlich 894) baptisatus est Borivoi, primus Christianus in Boemia, cum uxore sua Ludmila. Wenn wir mit Dümmler dafür halten könnten, dass die ersten Aufzeichnungen in den Annales Pragenses aus dem Anfange des 10. Jahrhundertes herstammen, dann müssten wir dieser Aufzeichnung dass grösste Gewicht beilegen; denn wir hätten darin ein *beinahe* gleichzeitiges Zeugniss für die Taufe Bořiwojs als des ersten christlichen Fürsten in Böhmen. Der Einwand, welchen Dümmler gegen die Glaubwürdigkeit dieser Angabe erhebt, dass nämlich Bořiwoj entweder schon im Jahre 845 in Regensburg hätte getauft sein müssen, oder dass er der erste Christ (pimius Christianus) in Böhmen nicht sein konnte, hätte nicht viel zu bedeuten. Wenn nämlich ein Chronist aus dem Anfang des 10. Jahrhundertes Bořiwoj als den im Jahre 894 getauften ersten Christen in Böhmen bezeichnen würde, so könnte das Factum seiner Taufe kaum bezweifelt, wohl aber müsste angenommen werden, dass die Taufe der 14 böhmischen Lechen in Regensburg im Jahre 845 ein spurlos und folgenlos vorübergegangenes Ereigniss war, weil sonst ein so alter Chronist sie nicht hätte ignoriren können. Eine solche Wichtigkeit können wir aber dieser Quelle nicht vindiciren, indem wir dieselbe mit Köpke (Pertz Mon. Script. IX. 10) für gar keine ursprüngliche Quelle halten können. Wenn Dümmler meint, der erste Ursprung der Annalen aus dem Anfange des 10. Jahrhundertes könne kaum wohl in Zweifel gezogen werden, so ist das eine ohne alle Kritik hingeworfene Behauptung, die sich schon durch die vielen nachweislich falschen Zeitangaben in dem Anfange der Annalen widerlegt. Die einzige bekannte Handschrift der Annalen ist aus dem 13. Jahrhunderte, und ihr Inhalt stellt sich augenscheinlich als ein blosser magerer Auszug aus Cosmas und anderen bekannten Quellen dar, daher sie kaum früher als eben im 13. Jahrhunderte verfasst sein können. Auch das Datum in denselben von der Taufe Bořiwojs und Ludmilas ist theils aus Cosmas, theils aus einer der älteren Legenden von der heil. Ludmila geschöpft und nur der Name des Erzbischofs Methodius als des Taufenden ist dabei mit Stillschweigen übergangen. Wenn also in den Annales Pragenses die bestimmte Nachricht von der Taufe des Bořiwoj durch Methodius nicht vorkommt, so ist dies keinesfalls ein Beweis, dass davon vor Cosmas nichts bekannt war, da diese Annales selbst einer spätern Zeit als Cosmas angehören. *)

ad II. b) Wie wenig Gumpold von Mantua in der böhmischen Geschichte bewandert war, hat Büdinger (Zeitschrift für österr. Gymnasien 1857) gründlich dargethan. Ein Biograf des heil. Wenzel, welcher der Zeit nach nicht eben gar sehr von dem Zeitalter des letztern entfernt, Wenzels Oheim Spytihněw in die Regierungszeit König Heinrichs I, Wenzels Regierungsantritt selbst in die Rrgierungszeit Ottos I. setzen konnte, hat wahrlich keinen Anspruch als Auctorität zu gelten, wo es sich um böhmische Zustände und Begebenheiten einer noch ältern

*) Wattenbach (Slawische Liturgie in Böhmen 223, Deutschlands Geschichtsquellen 314) nimmt die Möglichkeit an, dass die Annales Pragenses mit ihrem Anfang dem 11. Jahrhunderte, also einer ältern Zeit als Cosmas angehören. Er stützt dies darauf, dass Cosmas ausdrücklich sagt, er habe bis zum Jahre 894 keine Chronik vor sich gehabt, aus welcher er die Jahresangaben hätte schöpfen können; von diesem Jahre an gebe er die Jahreszahlen, also habe er von diesem Jahre an eine Chronik haben müssen. Dies kann unbedenklich zugegeben werden; aber die Folgerung, diese Chronik seien eben die uns bekannten Annales Pragenses, ist durch nichts begründet, das Gegentheil allerdings viel wahrscheinlicher.

Zeit handelt. Dass er Bořiwojs Namen nicht kennt, sondern erst Spytihněw die Taufe aus eigenem Antriebe, seinen Bruder Wratislaw aber dieselbe nach dem Beispiel Spytihněws annehmen lässt, ist eben aus Gumpolds Unbekanntschaft mit der böhmischen Geschichte hinreichend zu erklären. Möglich sogar, dass Gumpold, welcher seine Nachrichten nicht unmittelbar aus Böhmen, sondern aus deutscher Ueberlieferung, namentlich aus Baiern geschöpft haben mag, zum Theil nicht ganz unabsichtlich irregeführt worden ist. Man mag von Regensburg aus, welches unter den deutschen Königen Heinrich I. und Otto I. die bischöflichen Rechte über Böhmen ausübte, nicht gern von der Zeit vor Spytihněw gesprochen haben, in welcher die Verbreitung der christlichen Bildung in Böhmen noch nicht von Regensburg, sondern von Mähren her stattgefunden hatte, wie wir noch weiter unten nachzuweisen haben werden. Etwas dürfte aber von jener Zeit Gumpold doch zugekommen sein, wenn gleich ohne bestimmten Zusammenhang. Es ist nämlich nicht ohne Bedeutung, dass ihm doch die heilige Ludmila, die Mutter der beiden Brüder Spytihněw und Wratislaw, als Christin bekannt war. Folgte sie etwa erst dem Beispiel ihrer Söhne, indem sie sich taufen liess? Es ist nicht wahrscheinlich im Zusammenhalt mit den Nachrichten der alten russischen Legende vom heil. Wenzel, denen gemäss diese Grossmutter des heil. Wenzel auf die christliche Ausbildung ihres Enkels einen selbstständigen Einfluss nahm, was doch eine längere eigene Bekanntschaft mit dem Christenthum voraussetzt. Die Nachricht von der Taufe Bořiwojs durch Methodius kann also nicht deshalb in das Gebieth der Mährchen verwiesen werden, weil Gumpold von Mantua nicht davon erzählt. Auch zieht Dümmler selbst nicht diesen Schluss. Er meint nur, es wäre zu verwundern, wenn schon Bořiwoj das ganze Volk zur christlichen Religion gebracht hätte, da doch Gumpold nichts von ihm weiss, sondern alles dem Sohne desselben Spytihněw zuschreibt. Unseres Wissens hat noch niemand behauptet, dass die Christianisirung Böhmens vollständig von Bořiwoj durchgeführt worden wäre; wir müssen es aber hier schon gelegentlich Dümmler selbst überlassen zu bedenken, wie viel Gewicht auf die Folgen der Taufe der 14 Lechen in Regensburg im Jahre 845 zu legen sei, wenn Gumpold hinsichtlich dessen, dass alles erst durch Spytihněw geschehen ist, als Auctorität zu gelten hätte. — Wir kommen nun

ad III. zu den Einwendungen Dümmlers gegen die Glaubwürdigkeit des Cosmas hinsichtlich seiner Nachricht von Bořiwojs Taufe durch Methodius.

Cosmas erwähnt von dieser in der böhmischen Geschichte Epoche machenden Begebenheit zuerst im Vorbeigehen in der Vorrede zu seiner Chronik, indem er sich entschuldigt, dass er erst von den Zeiten Bořiwojs, „des ersten christlichen (katholischen) Fürsten“ angefangen, die Jahreszahlen angebe, da ihm hinsichtlich der ältern sagenhaften Begebnisse keine Chronik zur Hand gewesen sei: Annos autem dominicae incarnationis idcirco a temporibus *Borivoy, primi ducis catholici* ordinare coepi, quia in initio hujus libri nec fingere volui nec cronicam reperire potui, ut quando vel quibus gesta sint temporibus scirem. Nachdem er hierauf die Anfänge der böhmischen Geschichte, die ältesten Sagen von Čech, Krok, Libuša, Přemysl erzählt, die Namen der ersten Regenten aus der Nachkommenschaft Přemysls bis auf Hostiwit angeführt hatte, geht er auf Bořiwoj mit den Worten über: Gostiuit autem genuit Borwoy, qui primus dux baptisatus est a venerabili Metudio episcopo in Moravia sub temporibus Arnolfi imperatoris et Zuatopluk ejusdem Moraviae regis. Doch kehrt er sogleich darauf noch einmal zu der Zeit des Heidenthums zurück, um uns noch die Sage von Neklan und Wlastislaw weit-

läufig zu erzählen. Dann erst beginnt er die eigentliche Chronik, die Erzählung der Begebenheiten nach der Reihe der Jahre, und die Taufe Bořiwojs ist die erste dieser Begebenheiten; er setzt sie in das Jahr 894. Anno dominicae incarnationis Dcccxciiii Borivoy baptisatus est, primus dux sanctae fidei catholicus. Es folgt zu demselben Jahre die Erzählung vom Tode oder eigentlich von dem Verschwinden Swatopluks von Mähren, welche Cosmas, wie er ausdrücklich bemerkt, der Volkssage entnommen hat, hierauf die genealogischen Nachrichten über die Nachkommen Bořiwojs bis auf dessen zwei Enkel Wenzel und Boleslaw I.

Endlich erklärt sich Cosmas über die Quellen, aus denen er diese Nachrichten geschöpft hat, folgendermassen: Qualiter autem gratia Dei semper praeveniente et ubique subsequente, dux Boriwoy adeptus sit sacramentum baptismi, aut quomodo per ejus successores his in partibus de die in diem sancta processerit religio catholicae fidei, vel qui dux quas aut quot primitus ecclesias credulus erexit ad laudem dei, maluimus prætermittere quam festidium legentibus ingerere, quia jam ab aliis scripta legimus, quaedam in privilegio Moraviensis ecclesiae quaedam in epilogo ejusdem terrae atque Boemiae, quaedem in vita vel passione sanctissimi nostri patroni et martyris Wencezlai. Nam et escae execrantur, quae saepius sumuntur.

Dümmler meint, auf dieses Zeugniss eines Schriftstellers, welcher 200 Jahre später gelebt hat, sei kein grosses Gewicht zu legen:

1. weil Cosmas zu der Taufe des Bořiwoj ein Jahr nennt (894), in welchem sie unmöglich hat stattfinden können;

2. weil Cosmas von Methodius nichts anderes als den Namen gewusst zu haben scheint;

3. weil er die ganze Sache nur aus Volksmährchen (ex fabulis popularibus) geschöpft hat, deren Unglaubwürdigkeit schon aus der Erzählung von Swatopluks Tode zu entnehmen ist.

4. Seien die Quellen, welche Cosmas anführt, mit Ausnahme Gumpolds (Vita Wenceslai) uns gänzlich unbekannt und keine Spur von ihnen vorhanden; darum schöpfe er Verdacht, es habe Cosmas seine Unwissenheit mit dieser Entschuldigung (nämlich dass er anderweitig Bekanntes nicht zu wiederholen brauche) verdecken wollen, und von der Taufe Bořiwojs deshalb nicht weitläufiger erzählt, weil er keine genauere Kenntniss darüber hatte.

Wenn man die Triftigkeit dieser Gründe nur einigermassen in Erwägung zieht, so muss man sich wahrhaftig wundern, was alles sich als historische Kritik gebärden darf.

Wenn auch das Jahr, in welches Cosmas die Taufe Bořiwojs setzt, auf einer unrichtigen Berechnung beruht, so bleibt die Thatsache, dass Bořiwoj der erste getaufte böhmische Fürst war, und dass er von Methodius getauft worden ist, immer aufrecht.

Dass Cosmas von Methodius nichts als den Namen „gewusst zu haben scheint,“ benimmt eben so wenig der Wahrhaftigkeit jener Thatsache; im Gegentheil, man könnte diese Unwissenheit des Cosmas von anderer Seite sogar als einen Umstand, der zu Gunsten der Sache spricht, geltend machen. Aber es ist nicht wahr, dass er von Methodius nur den Namen gewusst hat; er führt ja an, dass Methodius Bischof in Mähren war, und dass er zu den Zeiten Swatopluks von Mähren gelebt hat, was anderweitig als richtig sichergestellt ist.

Dass Cosmas seine Nachricht über die Taufe des Bořiwoj aus Volksmährchen geschöpft hat, sinnt ihm Dümmler an. Von Swatopluks Verschwinden erzählt Cosmas nach der Volkssage (sicut vulgo dicitur); das sagt er selbst; für seine Nachricht über Bořiwojs Taufe führt er

aber andere Quellen an; die Glaubwürdigkeit der einen Nachricht darf daher *nicht* nach der andern bemessen werden.

Aber diese Quellen des Cosmas! sie sind Dümmler und uns, ausser einer, nicht bekannt. — *Darum*, und ohne jede Anführung anderer Gründe, *bloss* darum sollen wir glauben, dass sie nie existirt haben? dass Cosmas gelogen hat? dass seine Phantasie nicht ausgereicht hat, um sich etwas Weitläufigeres über Bořiwojs Taufe zu ersinnen, und dass er seine Kürze darüber seinen Lesern, das ist nämlich nicht uns, sondern seinen Zeitgenossen gegenüber, damit entschuldigt habe, dass er sie auf andere Quellen verwies? auf andere Quellen, von denen Niemand etwas wusste? Das ist gedankenlos.

Wir haben nun also für die Taufe des Bořiwoj durch Methodius allerdings kein älteres Zeugniss als das des Cosmas. Dieses Zeugniss ist aber keineswegs so gering zu achten, wie Dümmler will. Es ist freilich kein gleichzeitiges Zeugniss; Cosmas lebte im zweiten Jahrhunderte nach Bořiwoj; oder um bestimmter zu rechnen, er stand 200 Jahre nach dem Tode des Methodius (885) in seinem 40. Lebensjahre, wornach seine Jugenderinnerungen doch noch etwas weiter zurückreichten. Aber er schöpfte nicht aus der Ueberlieferung allein, sondern aus ältern schriftlichen Quellen. Er nennt sie uns, und wir haben keinen Grund die Existenz derselben zu seiner Zeit in Abrede zu stellen. So wie es erweislich eine Vita S. Wenceslai, welche er anführt, schon vor Cosmas gegeben hat, muss es auch ein privilegium ecclesie Moraviensis, und einen Epilogus Moraviae atque Bohemiae, worauf er sich beruft, gegeben haben. Wir mögen es bedauern, dass diese Quellen für uns verloren gegangen sind, dass wir nicht wenigstens etwas Bestimmtes über ihren Inhalt und Ursprung wissen, dass Cosmas die Angaben derselben, wenn gleich sie seinen Zeitgenossen, wie er meint, bis zum Ueberdruss bekannt waren, nicht dessen ungeachtet in seinem Werke weitläufiger wieder gegeben hat; aber solche Quellen *hat* es gegeben, und sie *enthielten* Näheres über die Art und Weise, wie Bořiwoj die Taufe empfangen hat (*qualiter* dux Boriwoy adeptus sit sacramentum baptismi). Die Angabe des Cosmas, dass Bořiwoj von Methodius getauft worden ist, fusst also auf einem älteren geschriebenen Zeugnisse.

Aber abgesehen davon, dass Cosmas ältere Quellen anführt und angenommen, dass er nur aus der Ueberlieferung geschöpft hätte, so wäre auch diese Ueberlieferung nicht gering zu achten, einestheils wegen der Beschaffenheit des Gegenstandes, anderentheils wegen der besonderen Träger derselben. Man muss erwägen, dass es sich hier um kein Tagesereigniss handelt, welches heute vor sich geht und morgen vergessen wird, sondern um einen der entscheidendsten Wendepunkte in der Geschichte eines Volkes. Ereignisse, welche auf Jahrhunderte hin bestimmend einwirken, prägen sich auch auf längere Zeit dem Gedächtniss des Volkes ein, und so dürften wir uns nicht wundern, wenn von der Art der ersten Einführung des Christenthums in Böhmen selbst ohne schriftliche Aufzeichnungen so viel im Gedächtniss des Volkes sich erhalten hätte, dass der erste getaufte Fürst Bořiwoj hiess, und dass derjenige, der ihn taufte, Methodius war, der mährische Erzbischof oder „Bischof," wie ihn Cosmas nennt; die sagenhafte Ausschmückung mochte dabei auch einen noch so weiten Spielraum haben.

Es ist aber auch gewiss nicht das Volk gemeinhin allein gewesen, welches diese Ueberlieferung fortpflanzte; es gab einen gebildeten *Stand*, welcher zum Träger derselben ganz besonders berufen war. Die böhmische Geistlichkeit mochte doch einigen Bescheid darüber wissen, wie das Christenthum nach Böhmen gekommen war, welchen Anfang sie selbst im Lande ge-

habt hatte. Es gab seit dem Jahre 973 ein Bisthum in Prag; es gab an der St. Veitskirche, dem nachherigen Sitze des Bisthums, gleichzeitigem Zeugnisse zufolge schon seit den Zeiten des heil. Wenzel eine zahlreiche Priesterschaft, aus deren Mitte später zu Zeiten des Cosmas das Prager Domcapitel hervorging, welchem Cosmas selbst angehörte. Ist das nicht eine Körperschaft gewesen, welche geeignet war, über die wesentlichsten Schicksale der böhmischen Kirche eine feste und glaubwürdige Tradition fortzupflanzen? Unmöglich hat es da selbst an schriftlichen Aufzeichnungen gefehlt, wie sie zu jener Zeit an allen bedeutenden Kirchen vorkamen, wenn gleich sich nichts davon auf uns erhalten hat. Was Cosmas über die Zeit, die seiner eigenen Erinnerung vorherging, weiss, ist einer solchen durch einzelne schriftliche Aufzeichnungen unterstützten Ueberlieferung entlehnt. Dies deutet er selbst an (und der Hauptsache nach, wie wir oben gesehen haben, versteht ihn auch Dümmler so), indem er sich äussert, dass er bis zum Jahre 894 keine Chronik habe finden können. Mit diesem Jahre *fing* also die Chronik, fingen die *schriftlichen* Aufzeichnungen an, welche dem Cosmas vorlagen. Einige derselben mögen älteren, andere jüngeren Ursprungs gewesen sein, was sich daraus schliessen lässt, dass bei einigen die Jahresangaben richtig sind, bei andern nicht. Wattenbach (Slawische Liturgie in Böhmen pag. 223), welcher eben von dieser Ansicht ausgeht, und nur, wie wir glauben, irrig, die oben schon erwähnten Annales Pragenses für die ältere Quelle des Cosmäs hält, weist nach, dass die Jahresangaben bei Cosmas vom Jahre 894 bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts auf einer falschen Berechnung beruhen, die Jemand lange vor Cosmas, wie Wattenbach meint, vielleicht um das Jahr 1000, angestellt hat.

Und nun ist die Nachricht von der Taufe des Bořiwoj durch Methodius eben die erste, mit welcher die von Cosmas aus dieser Quelle geschöpften Angaben beginnen. Aus derselben Quelle fliessen in Hinsicht auf die kirchlichen Angelegenheiten Böhmens die Nachrichten bei Cosmas über die Abhängigkeit Böhmens von den Bischöfen von Regensburg in der Zeit von Wenzel dem Heiligen bis auf Boleslav II. über die Gründung des Prager Bisthums und die ersten Bischöfe Böhmens. So wie diese Nachrichten, welche durch andere von Cosmas nicht benützte, uns aber bekannte Zeugnisse bestätigt werden, im Wesentlichen ächt sind, wird auch die so bedeutsam den ersten Platz einnehmende Angabe über Bořiwojs Taufe durch Methodius mit Grund nicht beanständet werden können. Es ist nicht mehr Cosmas, es ist die Ueberlieferung der böhmischen Geistlichkeit, die Ueberlieferung der Prager Kirche seit Wenzel dem Heiligen, welche dafür einsteht. Zu Ende des 10. oder zu Anfang des 11. Jahrhunderts konnte die Chronologie hinsichtlich der ältern Begebenheiten in Bezug auf das Kirchenwesen Böhmens bereits in Verwirrung gerathen sein. Die Geistlichkeit an der Prager Domkirche im 10. Jahrhunderte stand aber dem Zeitalter des Methodius nahe genug, um glaubwürdig überliefern zu können, dass Methodius den Bořiwoj getauft hat.

Befand sich nun Cosmas in der Lage, seine Nachricht über die Taufe des Bořiwoj aus älteren geschriebenen Quellen und aus einer glaubwürdigen Ueberlieferung schöpfen zu können, so wäre es geradezu ungereimt, eine absichtliche Fälschung oder Erfindung von ihm annehmen zu wollen. Welche Tendenz hätte er dabei haben können? Man müsste gerade eine Hinneigung zu der slawischen Liturgie bei ihm voraussetzen. Diese fehlte ihm aber so sehr, dass er selbst dasjenige, was er in Betreff derselben wissen *musste*, in seinem Werke mit Stillschweigen überging. Die Gründung des slawischen Klosters an der Sázawa durch den heil.

Prokop und die weiteren Schicksale dieses Klosters, eben so die Bemühungen Wratislaws II. bei Papst Gregor VII. um die Zulassung der slawischen Liturgie in Böhmen werden von Cosmas mit keinem Worte erwähnt. Wohl aber dient es nicht wenig zur Erhärtung der Wahrhaftigkeit des Cosmas oder vielmehr der ältern Ueberlieferung, die er uns aufbewahrt hat, dass ungeachtet der entschiedenen Herrschaft des lateinischen Ritus im Lande die Erinnerung an Methodius als den eigentlichen Begründer des Christenthums in Böhmen nicht verloren ging. Die im lateinischen Ritus aufgewachsene Geistlichkeit an der Prager Kirche seit Wenzel dem Heiligen, welche noch dazu eine geraume Zeit vor der Gründung des Bischofsitzes in Prag einem deutschen Bisthum, dem von Regensburg unterstand, hätte unmöglich die Meinung aufkommen lassen, dass das Christenthum von Mähren her ins Land gekommen sei, wenn dies nicht eben eine unläugbare Thatsache gewesen wäre. Noch weniger hätte Cosmas seinen Zeitgenossen gegenüber etwas der Art noch dazu mit Berufung auf die Quellen behaupten können, wenn es ihnen nicht wirklich bekannt oder wenn diese Quellen gar nicht vorhanden gewesen wären. Man darf hier wie in jeder andern Hinsicht nicht vergessen, dass Cosmas nicht für uns, sondern für seine Zeitgenossen geschrieben hat.

Die Glaubwürdigkeit der alten Nachricht von der Taufe Bořiwojs durch Methodius könnte nur dann bestritten werden, wenn sie mit ältern ausdrücklichen Zeugnissen im Widerspruche stünde. Solche gibt es aber schlechterdings nicht. Was Dümmler und seine Nachsprecher entgegenstellen, ist einzig und allein die Nachricht der Fuldischen Annalen von den 14 Lechen (duces), welche im Jahre 845 am Hofe König Ludwig des Deutschen getauft worden sind: Hludovicus 14 ex ducibus Boemanorum cum hominibus suis, Christianam religionem desiderantes, suscepit et in octavis theophaniae baptizari jussit. Diese Nachricht steht offenbar in keinem Widerspruche mit Cosmas. Im Jahre 845 begeben sich 14 böhmische Grosse, Stammhäupter, duces in dem Sinne, wie wir uns darüber in der ersten Abtheilung erklärt haben, zum Könige Ludwig dem Deutschen, und nehmen daselbst die Taufe an. Etwa dreissig Jahre später wird der erste böhmische Landesfürst Bořiwoj von Methodius, Erzbischof von Mähren, getauft, und von dieser Zeit an schreitet die christliche Religion im Lande unter ihm und seinen Nachfolgern immer mächtiger fort, Kirchen werden gebaut u. s. w., wie dies alles der Versicherung des Cosmas gemäss zu seiner Zeit etwas umständlicher bekannt war, als er selbst in seiner Chronik darüber berichtet. Das sind zwei Nachrichten, die mit einander im vollen Einklange stehen. Sie werden in Widerspruch *gebracht*, wenn man aus einer derselben *Folgerungen* zieht, die man nicht ziehen *darf*, weil die andere ihnen entgegensteht. Der Forscher muss die Thatsachen prüfen, für welche er glaubwürdige Zeugnisse vorfindet, und nur aus den Thatsachen in ihrem Zusammenhange darf er Folgerungen ziehen; diese dürfen also den *Thatsachen* nicht widersprechen. Aber die Umstossung aller gesunden Kritik ist es, wenn man Zeugnisse über Thatsachen deshalb *verwirft*, weil sie mit den *gelehrten Muthmassungen* nicht zu vereinbaren sind, die man ohne Rücksicht auf sie gefasst hat.

Dies geschieht eben bei der Frage, um die es sich hier handelt. Weil schon im Jahre 845 mehrere böhmische Lechen am Hofe des deutschen Königs getauft worden sind, so muss sich, meint man, schon von dieser Zeit an das Christenthum von Deutschland, von Baiern her immer weiter in Böhmen verbreitet haben; es kann also nicht von Mähren her gekommen sein,

und daher ist die alte Nachricht bei Cosmas, dass der erste böhmiche Fürst von Methodius getauft worden ist, nicht glaubwürdig.

Die Sache verhält sich aber für jeden Unbefangenen gerade umgekehrt. Wann der *erste* einzelne Fall einer Taufe in Böhmen vorgekommen ist, darüber haben wir weder in den Fuldischen Annalen noch bei Cosmas eine Nachricht. Dafür, dass Bořiwoj der *erste böhmische Landesfürst* war, welcher die Taufe empfing, und dass es der Slawenapostel Methodius war, der ihn taufte, haben wir ein altes Zeugniss, welches uns Cosmas aufbewahrt hat, und von ihm wird alter Ueberlieferung gemäss auch berichtet, dass von diesem Taufacte an die Christianisirung Böhmens immer weiter fortschritt. Für die Bedeutung des Taufactes vom Jahre 845 haben wir ein solches Zeugniss nicht; er steht als ein vereinzeltes Factum da, über welches zwar ein Zeitgenosse berichtet, von dessen etwaigen Folgen aber gänzlich geschwiegen wird, ungeachtet derselbe Zeitgenosse davon allerdings hätte wissen können. Wenn nun also bezeugt ist, dass von Mähren her der entscheidende Anstoss zur allgemeinen Verbreitung des Christenthumes in Böhmen geschah, so sind Muthmassungen, dass schon der Taufact vom Jahre 845 diese Folge hatte, nicht berechtigt. Hätte die Christianisirung Böhmens mit dem Jahre 845 von Baiern her den Aufschwung genommen, welchen man ihr gleich damals geben will, so hätte Böhmen schon im 9. Jahrhunderte eine zahlreiche Geistlichkeit besitzen müssen, und von dieser wäre entweder das Andenken an jenen grossen Anfang von 845 geradezu erhalten worden, oder es hätte doch die Tradition von Bořiwoj und Methodius unter der böhmischen Geistlichkeit nicht aufkommen können.

Dass aber die Taufe der 14 Lechen im Jahre 845 recht wohl ohne bedeutende Folgen für die Verbreitung des Christenthums in Böhmen bleiben konnte, geht aus den Zeitumständen hervor. Folgte doch diesem Ereignisse schon im nächstfolgenden Jahre der Anfang eines Krieges zwischen Böhmen und Deutschland, welcher mit geringen Unterbrechungen 29 Jahre lang fortwährte, wobei das Waffenglück den Böhmen in Vertheidigung ihres Landes günstig war. Wie hätte da eine gedeihliche Wirksamkeit in der Bekehrung Böhmens zum Christenthum von Deutschland her stattfinden können? Nach Ablauf dieser Kriegszeit stand aber Methodius bereits im 12. Jahre seiner apostolischen Thätigkeit in Mähren, und nichts stand im Wege, dass er sie nicht damals, wenn nicht früher, auch auf Böhmen hätte erstrecken können.

Man knüpft freilich an die Taufe der 14 Lechen auch noch die Folge, dass Böhmen zur Diöcese des Bisthums Regensburg geschlagen wurde, und dies thut nicht erst Dümmler, sondern seit einem Jahrhunderte beiläufig wiederholt es ein Gelehrter nach dem andern. In der That ist auch dafür, dass Böhmen seit dem Jahre 845 zur Regensburger Diöcese gehörte, gar kein Beweis vorhanden; es ist *auch* nur eine *gelehrte Muthmassung*, und wird nichts Besseres, wenn sie auch noch häufiger mit immer grösserer Zuversicht auf die Auctorität *so vieler* Vorgänger fort und fort ausgesprochen würde.

Es ist schon bemerkenswerth, dass die Annales Fuldenses, welche allein von der Taufe der 14 Lechen Nachricht geben, gar nicht ausdrücklich Regensburg als den Ort bezeichnen, wo diese Taufe stattfand, wiewohl es allerdings *wahrscheinlich* ist, dass dies der Fall war. Man sieht nur, dass der Chronist selbst uns keinen Anhaltspunct dafür geben will, dass wir gerade für Regensburg wichtige Folgen von diesem Ereignisse abzuleiten hätten. Aus demselben Grunde aber, der es unwahrscheinlich macht, dass jener Taufe während der ersten 30 Jahre

darauf eine bedeutende Wirksamkeit für die Bekehrung Böhmens von Deutschland her folgte, ist es noch unwahrscheinlicher, dass sogar schon die Einverleibung Böhmens in den Diöcesanverband mit Regensburg erfolgt wäre. Die nur aufs Gerathewohl ausgesprochene Muthmassung, dass Böhmen schon seit dem Jahre 845 zum Bisthum Regensburg gehörte, hat keine Kraft gegen die alte Ueberlieferung von der Taufe Bořiwojs und die Einführung des Christenthums im Allgemeinen von Mähren her; sondern umgekehrt, man darf sich eine Muthmassung nicht erlauben, welche einer so alten Ueberlieferung gänzlich widerstreitet.

Man mag sich dabei übrigens das Verhältniss der 14 böhmischen Lechen zu dem übrigen Lande vorstellen wie man will, so wird dadurch an diesem Stand der Sache nichts verändert. Waren sie ganz unabhängige Fürsten, was wir jedoch hinlänglich widerlegt zu haben meinen, so könnte man in dem günstigsten Falle behaupten, dass es wohl, da sie sich selbst mit ihrem Gefolge hatten taufen lassen, in ihrer Absicht gelegen sein mochte, auch ihre Gebiethe zu christianisiren, und mit denselben sich der kirchlichen Gewalt eines deutschen Bischofes zu unterwerfen. Aber auf das übrige Land, auf das Gebieth des Fürsten Bořiwoj zumal hatte es keinen Bezug, und so stand wenigstens hier der nachherigen Wirksamkeit Methods nichts im Wege. Waren sie aber der Landeshoheit der böhmischen Fürsten unterworfen, so hatte die Ausführung jener Absicht jedenfalls nur noch grössere Schwierigkeiten. In beiden Fällen hat man kein positives Zeugniss dafür, dass die Einverleibung auch nur eines Theiles Böhmens an das Regensburger Bisthum, wenn sie auch beabsichtigt war, wirklich erfolgte. Wohl aber ist es unwahrscheinlich; denn bei dem gleich darauf ausgebrochenen langwierigen Kriege können die 14 Lechen unmöglich passiv da gestanden sein; entweder standen sie zu ihrem Volke gegen die Deutschen, und dann kann das kaum angeknüpfte Verhältniss zu Regensburg keinen dauernden Bestand gehabt haben; oder verbündeten sie sich gegen ihr Volk mit dem deutschen König, und dann erging es ihnen nicht wohl, da die Böhmen den deutschen Waffen mit Glück widerstanden. Ohnehin liegt in diesem Falle die Vermuthung nahe, dass selbst der Beweggrund zur Annahme der Taufe bei ihnen ein politischer war; dann aber hing auch ihre Beharrlichkeit beim christlichen Glauben von dem politischen Erfolge ab. — Doch wir wollen uns bei diesen und anderen Möglichkeiten nicht aufhalten. Das Gesagte soll nur dazu dienen, zu zeigen, dass eine Einverleibung Böhmens in die Regensburger Diöcese im Jahre 845, wofür kein Zeugniss vorliegt, und welche mit der alten glaubwürdigen Nachricht über die erst später erfolgte erste Taufe eines böhmischen Landesfürsten von dem mährischen Erzbischof Methodius im Widerspruche steht, auch aus den Zeitverhältnissen nicht mit Wahrscheinlichkeit gefolgert werden kann.

Das Jahr, in welchem Bořiwoj getauft wurde, ist unbekannt. Cosmas gibt einer ältern Berechnung zufolge das Jahr 894 an, welches nicht Statt hat, da Methodius damals nicht mehr am Leben war. Wir haben auch sonst keinen festen Anhaltspunct, um den Zeitpunct wenigstens annähernd bestimmen zu können, ausser dass er zwischen die Jahre 863 und 885 fällt. In dem ersten Jahre kamen nämlich Cyrillus und Methodius zuerst nach Mähren, in dem letztern starb Methodius. Selbst darauf können wir kein besonderes Gewicht legen, dass nach Cosmas die Taufe zur Zeit der Herrschaft Swatopluks in Mähren vor sich ging, wornach sie erst nach dem Jahre 870 gesetzt werden müsste. Denn Cosmas sagt auch, sie sei unter Kaiser Arnulf vor sich gegangen, und doch ist dies nicht möglich, da Arnulf erst nach Methods Tode,

nämlich im Jahre 887, zum König erhoben und im Jahre 896 zum Kaiser gekrönt wurde. Offenbar wusste Cosmas nur im Allgemeinen, dass Methodius unter der Herrschaft Swatopluks gewirkt hat, und eben so wieder dass Arnulf und Swatopluk Zeitgenossen waren, aber näher war er über die Regierungszeiten derselben nicht unterrichtet.

Die Quellen, welche Cosmas besass, bothen ihm nähere Auskunft über die ersten Kirchen, weche in Böhmen nach Einführung des Christenthumes von Mähren her erbaut worden waren. Auf diese mag sich die in späteren Legenden und bei Dalemil erhaltene Nachricht gründen, dass die allererste dieser Kirchen, welche Bořiwoj selbst erbaute, die Kirche des heil. Clemens in Lewý Hradec war. Diese Nachricht erscheint als glaubwürdig, insofern Lewý Hradec einer der älteren Sitze der böhmischen Fürsten war, von welchem schon im 12. Jahrhunderte nichts anderes mehr dastand als eben nur jene Kirche. Es deutet darauf ferner die Benennung der Kirche nach dem heil. Clemens, dessen Leichnam Cyrillus aufgefunden und nach Rom gebracht hatte. Die zahlreichen diesem heiligen Papste geweihten Kirchen, welche von früher Zeit her in Böhmen vorkommen, sind eine Bestättigung der alten Ueberlieferung, dass das Christenthum durch Methodius im Lande fesbegründet wurde. Damit stimmt entscheidend die Stelle einer Urkunde des Prager Domcapitels vom Jahre 1132 zusammen, in welcher Lewý Hradec mit dem Beisatz erwähnt wird: „ubi Christianitas incepta est.“

Wenn Bořiwoj von Methodius die Taufe empfangen, und damit die allmälige Bekehrung des böhmischen Volkes ihren Anfang genommen hat, so ergibt sich daraus von selbst, dass es Methodius war, welcher auch die weiteren Anstalten dazu leitete, und dass Böhmen anfänglich unter der Obedienz des mährischen Erzbisthums stand. Damit hing zu gleicher Zeit auch die Abhängigkeit Böhmens von Mähren unter der Herrschaft Swatopluks zusammen, welche sowohl von den Fuldischen Annalen als von Regino bezeugt wird.

Eben so gibt es keinen Grund zu zweifeln, dass zugleich mit dem Christenthum auch die slawische Liturgie in Böhmen Eingang fand. Denn man kann nicht annehmen, dass Methodius eine andere Weise des Gottesdienstes in dem neubekehrten Böhmen eingeführt hätte, als in Mähren und Pannonien. Dies bestätigt sich des Weitern durch die spätern Erwähnungen slawischer Kirchensprache und slawischen Ritus in Böhmen, selbst nachdem beide aufgehört hatten vorzuherrschen. Diese sind:

1. Die fast gleichzeitige russische Legende vom heil. Wenceslaus erzählt ausdrücklich, dass der heil. Wenceslaus, unter der Fürsorge seiner Grossmutter Ludmila, Bořiwojs Gattin, in slawischer Schrift unterrichtet wurde wie ein Priester (i wda i baba swoja Ljudmila naučiti knigam slowenskim po slědu popovu). Wattenbach, welcher das einstige Bestehen der slawischen Liturgie in Böhmen wahrscheinlich findet, geht in der Bedenklichkeit zu weit, wenn er meint, es fehle uns doch die volle Sicherheit, dass diese Nachricht von Wenzels Unterricht im Slawischen wirklich schon in der urspünglichen Legende stand. Es ist doch eine übertriebene Aengstlichkeit, wenn man in einer als ächt und alt erkannten Schrift noch den besondern Beweis der Aechtheit einer einzelnen Stelle verlangt, ohne auch einen besondern Grund zu haben, warum gerade an dieser Stelle zu zweifeln wäre.

2. In einem Briefe des Papstes Johann XIII. an Boleslaw II. in Angelegenheit der Gründung des Prager Bisthums, welchen uns Cosmas in seiner Chronik aufbewahrte, wird ausdrücklich bestimmt, dass kein Priester des slawischen Ritus, sondern einer, der vor Allem in

der lateinischen Schrift ausgebildet ist, zum Bischof zu wählen sei. Diese Bestimmung wäre überflüssig, wenn nicht auch damals noch in Böhmen Geistliche gewesen wären, welche für den slawischen Ritus eine besondere Vorliebe hatten. Die Gründe, mit welchen sonst die Aechtheit dieser Urkunde bekämpft wurde, sind von neuern Forschern mit Recht für schwach befunden worden, und Palackýs schon in der Würdigung der älteren böhmischen Geschichtschreiber (p. 26.) ausgesprochene Ansicht darüber bleibt immer am stichhaltigsten. Die Bestimmung, dass ein lateinischer Priester in Böhmen Bischof sein soll, worin schon der Wunsch ausgesprochen liegt, dass die lateinische Liturgie im Lande vorwalten sollte, findet eine Bestätigung in der von Pagodin herausgegebenen altslawischen Legende über Cyrill und Methodius, welche es dem Wirken des zweiten böhmischen Bischofs Adalbert zuschreibt, dass in Mähren, in *Böhmen*, in Polen der alte Ritus, die „russiche" (zu verstehen: slawische) Schrift verdrängt, und die lateinische Sprache und Liturgie eingeführt worden. Potom mnogim lětom minuwšim i prišed Wojtěch latinskij w Morawu i w Čechy, w Ljachy, razruši wěru prawowěrnuju i ruskuju gramotu otwerže, i latinskuju gramotu i wěru powisi.

3. Aber auch nach der Gründung des Prager Bisthums verschwand die slawische Liturgie nicht sogleich bis auf die letzte Spur. Sechzig Jahre später erstand durch den heil. Prokop unter dem Schutze Herzog Ulrichs ein Kloster, in welchem ausschliesslich wieder die slawische Liturgie geübt, slawisches Schriftwesen betrieben wurde; und nirgends liegt eine Andeutung vor, dass Prokop Beides irgendwo in der Fremde kennen gelernt und nach Böhmen gebracht hätte; vielmehr lauten die ältesten Nachrichten über sein Leben so, dass eine Vermuthung dieser Art in denselben keine Begründung findet.

4. Der böhmische Fürst Wratislaw II, der Wiederhersteller des slawischen Klosters, nachdem dieses unter seinem Vorgänger Spytihněw auf sechs Jahre lang eingegangen war, stellte an Papst Gregor sogar die Bitte, die slawische Liturgie im ganzen Lande einführen zu dürfen, worauf jedoch am 2. Januar 1080 eine abschlägige Antwort erfolgte. In dieser Bitte berief sich Wladislaw auf den Wunsch seines Volkes im Allgemeinen, wie auch darauf, dass diesem Wunsche sonst von frommen Männern willfahrt oder dass dieser Wunsch von ihnen doch nicht missbilligt worden sei, was auf den ehemaligen Gebrauch der slawischen Liturgie ganz offen hindeutet.

Nach diesen Erörterungen bleibt uns nur noch die Frage übrig, wann die slawische Liturgie in Böhmen aufgehört hat, die herrschende zu sein; und es bedarf wohl keiner besondern Ausführung, dass diese Veränderung hauptsächlich damit zusammenhing, dass Böhmen von der Obedienz des mährischen Erzbisthums getrennt und dem Bisthum Regensburg einverleibt wurde.

Wann letzteres geschah, darüber haben wir kein positives Zeugniss. Bestimmt nachweisen lässt sich nur, dass Böhmen schon unter Wenzel dem Heiligen zur Regensburger Diöcese gehört hat. Gumpold, der Biograph Wenzels aus den Zeiten König Otto's II. (c. 981), bezeugt ausdrücklich, dass ganz Böhmen dem Regensburger Bischof Tuto, Zeitgenossen des heil. Wenzel, unterstand (cujus — Tutonis — dioecesi tota subcluditur Boemia). Dies bestätigt auch Cosmas, welcher nur irrig den dem heil. Wenzel gleichzeitigen Regensburger Bischof Michael nennt, übrigens aber manches auf diese Abhängigkeit Bezügliche aus den Zeiten Wenzels und Boleslaws I. anführt, was wir aus anderen Quellen nicht vernehmen. Der Biograph des heil.

Wolfgang, Bischofs von Regensburg, welcher zur Zeit der Gründung des Prager Bisthums lebte und zu derselben die Einwilligung ertheilte, bezeugt nur im Allgemeinen, dass Böhmen vor dieser Gründung der kirchlichen Gewalt der Bischöfe von Regensburg unterstand.

Gleichwohl glauben wir einen ältern Zeitpunct für die Anknüpfung des Verhältnisses zwischen Böhmen und den Bischöfen von Regensburg annehmen zu müssen. Böhmen riss sich nach dem Tode Swatopluks († 894) von der mährischen Herrschaft los, indem die Söhne Bořiwojs, Spytihněw und Wratislaw, schon im Jahre 895 sich zu König Arnulf nach Regensburg begaben, und daselbst sich seinem Schutze unterwarfen. Es liegt sehr nahe, dass sie sich gleichzeitig damit auch dem kirchlichen Verbande mit Mähren entzogen, zumal das mährische Erzbisthum seit dem Tode des Methodius (885) in Folge von Ränken an Swatopluks Hofe und von Verfolgungen gegen die angesehensten Schüler des Methodius 14 Jahre lang unbesetzt blieb. Spytihněw mag mit Beistimmung aller böhmischen Wojwoden oder Lechen, die sich mit ihm an den Hof Arnulfs begaben, den neuen Diöcesanverband mit Baiern eingegangen sein.

Gewiss ist jedenfalls, dass zur Zeit Spytihněws die lateinische Liturgie im Lande bereits Eingang gefunden hatte. Als einen ihrer vorzüglichsten Sitze müssen wir Budeč ansehen, eine eben so wie Lewý Hradec frühzeitig eingegangene Burg, von welcher nur die alterthümliche Kirche noch heutzutage dasteht. Hier muss von Anfang her eine lateinische Priesterschule bestanden haben, da sowohl nach Gumpold als nach der russischen Legende vom heil. Wenzel dieser Sohn Wratislaws, des Bruders Spytihněws, hier in der lateinischen Sprache unterrichtet wurde. Nun war es aber, wie Gumpold von Mantua berichtet, eben Spytihněw, welcher die Kirche des heil. Peter in Budeč errichtet hatte. Es dürfte daher die Gründung dieser Kirche als der ersten Pflanzstätte des lateinischen Ritus im Lande, mit Spytihněws Uebertritt von der mährischen Obedienz zum Bisthum von Regensburg im Zusammenhange stehen.

Auch der Umstand verdient hier beachtet zu werden, dass Gumpold von den Anfängen des Christenthums in Böhmen so erzählt, wie wenn Spytihněw der erste gewesen wäre, der sowohl selbst die Taufe annahm als auch für die weitere Bekehrung sorgte. Der Grund, aus welchem sich dies am natürlichsten erklären lässt, ist wohl kein anderer, als dass es Spytihněw war, der sich zuerst der Obedienz des Regensburger Bisthums unterwarf. Gumpold, welcher aus deutschen, also zuvörderst bairischen Berichten schöpfte, erfuhr über die Anfänge des Christenthums in Böhmen wahrscheinlich dasjenige, was für Regensburg die meiste Wichtigkeit hatte, und dies war dasjenige, was während der Abhängigkeit Böhmens vom Regensburger Bisthum geschah. Spytihněw musste da in dem werthesten Andenken stehen, und es ist eben so begreiflich, dass Bořiwoj, welcher die Taufe in Mähren empfing, der Vergessenheit übergeben wurde, wie, dass Gumpold von der Taufe der 14 Lechen im Jahre 845 nichts wusste, da diese offenbar für Regensburg keine dauernden Folgen gehabt hat.

Uebrigens scheint es, dass die Ausübung der bischöflichen Gewalt in Böhmen von Regensburg aus in der Periode von 895 bis 928 noch allerlei Wechselfällen ausgesetzt war, wovon wir in der 3. Abtheilung noch etwas beifügen wollen.

III.

Nachdem wir die zwei Hauptfragen über die älteste politische Gestaltung Böhmens und über die Art der ersten Einführung des Christenthums besprochen haben, übergehen wir, auf die erlangten Resultate gestützt, zur zusammenhängenden Darstellung der ältesten Geschichte des böhmischen Volkes.

Als die Stürme der grossen Völkerwanderung die älteren Bewohner Böhmens celtischen und deutschen Stammes, die Bojen nämlich und die Markomanen, von da hinweg gedrängt hatten; wanderten Slawen in Böhmen ein, und nahmen das Land bleibend in Besitz. Eine bestimmte gleichzeitige Nachricht haben wir über diese Einwanderung nicht. Sie geht aber aus den Umständen nothwendig hervor, und die Erinnerung daran erhielt sich in der Volkssage, welche uns das Gedicht von Libuša in der Grünberger Handschrift, Cosmas und der spätere Dalemil überliefert haben. Wir erwähnen des Letzteren, weil er die eigenthümliche Nachricht gibt, dass die Slawen aus dem Charwatenlande nach Böhmen gekommen sind, welche um so mehr das Gepräge einer sehr alten Ueberlieferung an sich trägt, je weniger Dalemil selbst sie verstand. Er deutete das Charwatenland auf Kroatien, weil ihm zu seiner Zeit nur dort Charwaten bekannt waren. Wir wissen aber aus Constantinus Porphyrogennetes, einem Schriftsteller des 10. Jahrhundertes, dass die Serben und Charwaten in ihren heutigen südlichen Gegenden zu jener Zeit von dem grossen alten oder weissen Charwatenlande nördlich der Karpathen zu erzählen wussten, aus welchem ihre Vorfahren herstammten. Nur dieses kann die ältere Heimath der nachherigen slawischen Bewohner Böhmens gewesen sein. Offenbar hat sich der Name derselben getreu in der Volkssage erhalten, und wurde zu Anfang des 14. Jahrhundertes in der Zeit Dalemils nur nicht mehr verstanden.

Die Zeit der Einwanderung lässt sich natürlich nicht fest bestimmen. Da aber die Markomanen sowie ihre nächsten Nachbarn, die Quaden im heutigen Mähren, im Jahre 451, in welchem sie sich dem grossen Zuge Attilas nach Gallien anschlossen, zuletzt erwähnt werden, und später kein anderes deutsches Volk mehr in Böhmen vorkommt, so ist es sehr wahrscheinlich, dass die Slawen bald nach jenem Jahre von Böhmen Besitz nahmen, wo seitdem nordwestlich die Thüringer bis an die Elbe im heutigen Königreiche Sachsen und am obern Main, westlich und südlich die Baiern, südöstlich die Rugier im heutigen Oesterreich unter der Enns und früher eine Zeitlang in Mähren ihre unmittelbaren Nachbarn waren, während an die Rugier sich anschliessend die Heruler im nördlichen Ungarn, und von diesen südöstlich die Langobarden an der Theiss überhaupt noch die hintersten deutschen Volksstämme waren, welche sich aus diesen Gegenden immer weiter gegen Süden drängten, bis die letzten derselben endlich im Jahre 568 unter dem Langobardenkönig Alboin nach Italien hinübergingen. Als im Jahre 494 ein Theil der Heruler in Folge ihrer von den Langobarden erlittenen Niederlage, sich gegen Norden wandte, um neue Sitze im weitentfernten jetzigen Dänemark zu suchen, wird ausdrücklich berichtet, dass sie den Weg dahin durch slawische Länder zurücklegten, und von sämmtlichen slawischen Völkerschaften, die es betraf, den freien Durchzug erhielten*). Die Warnier im heutigen Meklenburg werden als die letzten derselben genannt, durch deren Land

*) Procopius de Bello gothico II. 15.

sie zogen. Da der gewöhnlichste Weg die Heruler zuerst durch Mähren und Böhmen führen mochte, so haben wir an dieser Nachricht ein Zeugniss, welches mit der grössten Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass Böhmen wenigstens im Jahre 494 schon slawische Bevölkerung hatte.

Die grosse Ausdehnung der Wälder in Böhmen sowohl an den Gränzen als auch hie und da im Innern des Landes noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts ungeachtet der bis dahin stets fortschreitenden Cultivirung des Landes durch dessen eigene sich stets mehrende Bevölkerung lässt darauf schliessen, dass das neue Volk, welches im 5. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Böhmen in Besitz nahm, zur Zeit der Einwanderung nicht eben sehr zahlreich sein konnte. Die einzelnen Stämme desselben, welche, gleichviel ob sämmtlich auf einmal gekommen oder zum Theile erst später nachfolgend, das Land unter sich theilten, besetzten wohl anfänglich nur das wenige schon angebaute Land, welches die früheren Bowohner bei ihrer nachweislich geringen Liebe für den Ackerbau zurückliessen und die fruchtbaren Thäler und Ebenen an den Bächen und Flüssen, die zum Anbau am besten geeignet waren, während der bei weitem grösste Theil des Landes nur nach und nach nutzbar gemacht wurde.

Aus der Anfangs geringen Volkszahl lässt es sich am leichtesten erklären, warum die böhmischen Slawen, so wie ihre nächsten Stammverwandten in Mähren und Oberungarn, der Gewalt des kriegsgeübten und leicht beweglichen Reitervolkes der Awaren nicht zu widerstehen vermochten, sondern gleich nach deren Einbruch in das heutige Ungarn (560) dem Joche derselben sich unterwerfen mussten. Dies geschah offenbar schon vor dem Jahre 563 oder doch in demselben, da in diesem Jahre die Awaren schon mit dem fränkischen König Sigibert an der Elbe im ehemaligen Thüringen kämpften, nachdem die Franken schon 32 Jahre vorher (531) die Thüringer ihrer Herrschaft unterworfen hatten.

Sechzig Jahre beiläufig dauerte die Herrschaft der Awaren über die Slawen in Böhmen, bis diese sowohl als auch die mährischen, und die damals von beiden nur durch die Donau getrennten kärnthischen Slawen, sich von derselben befreiten unter Anführung des tapfern Samo.

Dieser war dem gleichzeitigen Zeugnisse Fredegars zufolge von Geburt ein Franke, nämlich nicht bloss als Angehöriger des fränkischen Reiches, sondern, wie wir einfach glauben müssen, aus dem fränkischen Volke entsprossen (natione Francus) aus dem näher nicht bekannten Sennonengaue. Er kam als Kaufmann mit anderen Kaufleuten, die sich ihm auf der Handelsreise anschlossen, zu den Slawen und Winden (in Sclavos cognomento Winidos), als diese sich eben gegen die Awaren erhoben hatten (623). Er zog mit ihnen in den Kampf aus, und leistete ihnen durch seine bewundernswerthe Kriegstüchtigkeit solche Dienste, dass sie ihn zum König erwählten. Er schlug die Awaren in mehreren Schlachten jedesmahl, und begründete in Folge dessen ein grosses Slawenreich, welches den Neid des fränkischen Königs Dagobert auf sich zog.

Dieser getraute sich sowohl die Slawen als die Awaren unter seine Gewalt zu bringen, und machte Anstalten dazu in gutem Vernehmen sowohl mit der an dieselben zunächst angränzenden Völkern seines Reiches, als auch selbst mit seinen Nachbarn den Langobarden in Oberitalien. Verschiedene Streitigkeiten, in Folge deren fränkische Kaufleute von Slawen in Samo's Reiche getödtet und beraubt wurden, gaben im Jahre 630 den nächsten Anlass zum Ausbruch der Feindschaft. Dagobert schickte einen Gesandten, Namens Sichar, zu dem Slawenkönig, um von ihm Schadenersatz zu verlangen. Als Samo sich nur zu Unterhandlungen über gegenseitige Schadloshaltung erboth, brach der unbesonnene fränkische Gesandte (Sicharius, sicut

stultus legatus) in Schmähungen aus, wobei er behauptete, Samo und sein Volk wären seinem Herrn zum Gehorsam verpflichtet. Er erhielt eine angemessene Antwort und wurde hierauf aus dem Lande gewiesen. In Folge dessen überzog Dagobert die Slawen mit Krieg. Die ganze Kriegsmacht Austrasiens, also vornehmlich der Franken am Rhein und am Main, welche letzteren nach Verdrängung der Thüringer aus einem grossen Theil ihres ehemaligen Gebiethes bis an Böhmen angränzten, wurde dazu aufgebothen. Sie zog in drei Abtheilungen aus, deren eine die Alemannen oder Schwaben, ohne Zweifel auch mit den Baiern vereint, bildeten. Nebst dem zogen auch die Langobarden zu Felde, um Dagobert zu unterstützen. Die Slawen traten ihrerseits auf eben so vielen Seiten die nöthigen Vertheidigungsanstalten. Sie wurden von dem alemannischen Heere unter Chrodobert, welches in ihr Land einbrach, geschlagen; und ebenso siegten die Langobarden ihrerseits; auf beiden Orten wurden viele Slawen gefangen weggeführt. Aber das austrasische Hauptheer, welches auf seinem Wege in das Land Samo's eine von den Slawen wohlbesetzte Burg, Wogastisburg, belagerte, stiess hier auf tapfern Widerstand, und wurde eben daselbst in einer grossen dreitägigen Schlacht aufs Haupt geschlagen. Dagobert verlor einen grossen Theil seines Heeres und wurde in die Flucht geworfen mit Hinterlassung aller seiner Zelte und aller mitgebrachten Sachen.

Die nächste Folge dieses Sieges war, dass die Sorben, ein slawisches Volk, welches erst nach der Besiegung der Thüringer durch die Franken sich in einem Theile des ehemaligen Gebiethes der ersteren nördlich von Böhmen jenseits des Erzgebirges in den Gegenden von der Elbe bis an die Saale angesiedelt hatte, mit ihrem Fürsten Derwan sich dem Reiche Samo's anschlossen, nachdem sie früher unter fränkischer Oberherrschaft gestanden hatten. Sofort begannen die Slawen aus Samo's Reiche verheerende Einfälle in Thüringen und in andere Theile des fränkischen Reiches. Schon im Jahre 631 zog Dagobert wieder die austrasische Kriegsmacht, verstärkt durch auserwählte Schaaren aus Neustrien und Burgund, bei Mainz zusammen, um einem solchen Einbruche in Thüringen zu begegnen, und selbst die Sachsen verpflichteten sich dazu Hilfe zu leisten, jedoch mit geringem Erfolge. Nachdem Samo mehrere Mahle noch durch ausgeschickte Schaaren dieselben fränkischen Gränzgegenden gewaltig heimgesucht hatte, fand Dagobert für gut, schon im Jahre 632 seinem Sohne Sigibert die Herrschaft über Austrasien zu übergeben, worauf von hieraus unmittelbar die Gränze glücklicher vertheidigt wurde. Auch machte er Radulf, Chamar's Sohn, zum Herzog von Thüringen, in welcher Stellung dieser im Jahre 633 durch tapfere Bekämpfung der Slawen sich grosse Verdienste erwarb, aber auch bald im Uebermuth sich gegen Sigibert aufzulehnen anfing. Im Jahre 640 ging er schon Freundschaftsbündnisse mit Samo und anderen Nachbarn ein, betrug sich in Thüringen wie ein König, und erkannte Sigibert nur noch dem Namen nach als Herrn an.

Aus diesen Nachrichten des Fredegar ergibt sich sonder Zweifel, dass Samo's Reich in seiner grössten Ausdehnung sich an der Westseite von dem Flussgebiethe der Saale bis an die Gränze Italiens hin erstreckte. Denn während das Land der Sorben im nachherigen Meissen jenseits des Erzgebirges seinen spätern Zuwachs im Norden bildete, waren im Süden die Langobarden (an den Gränzen Friauls) mit ihm benachbart. Es gehörten zu demselben nebst jenem Sorbenlande die jetzigen Länder Böhmen und Mähren, Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain. In den letztgenannten Ländern erhielt sich das Andenken an seine Herrschaft noch im 9. Jahrhunderte, wie aus dem Anonymus Juvavensis de conversione

Carantanorum erhellt, welchem nur die fränkische Abkunft Samo's nicht mehr bekannt war; er nennt ihn einen Slawen. Als Hauptland oder Hauptsitz seiner Macht stellt sich aber Böhmen dar. Denn während bei dem grossen Feldzuge Dagoberts im Jahre 630 die Langobarden natürlich in die südlichsten ihnen benachbarten Theile des slawischen Reiches eindrangen, das besondere Heer der Alemannen (und Baiern) eben so gegen die ihm zunächst liegenden Theile, also etwa gegen Oesterreich oder Steyermark, vielleicht auch gegen das südliche Böhmen vordringen mochte; konnte das jedenfalls nur weiter nördlich vorrückende austrasische Hauptheer gegen kein anderes Land als gegen Böhmen ziehen, da noch weiter nördlich das Sorbenland damals noch nicht zu Samo's Reiche gehörte. Wogastisburg dürfte also, wenn es nicht etwa ausserhalb der jetzigen Gränzen Böhmens lag, irgendwo im Elbogner oder Pilsner Kreise zu suchen sein. Das Land, gegen welches die grösste Kriegsmacht gerichtet wurde, ist aber wohl auch dasjenige gewesen, welches die Grundlage des Reiches bildete. Dem entsprechend gingen später auch die Hauptangriffe auf die fränkischen Länder von Böhmen aus, da sie vornehmlich gegen Thüringen gerichtet waren.

Es ist für die Geschichte Böhmens sehr zu beklagen, dass Fredegar's Annalen nicht weiter reichen als bis zum Jahre 642. Der Verfasser, welcher noch viel länger gelebt hat, gibt uns aber doch noch die schätzbare Nachricht, dass Samo 35 Jahre lang geherrscht hat, wornach er, wenn wir von 623 rechnen, bis zum Jahre 658 gelebt hätte. Nebstdem bemerkt Fredegar auch, dass Samo 12 Weiber slawischer Abkunft hatte, mit denen er 22 Söhne und 15 Töchter zeugte. Was aber aus dieser zahlreichen Nachkommenschaft geworden ist, erfahren wir nicht. Denn von Samos Tode geht eine Lücke in der böhmischen Geschichte bis zum Jahre 791, also durch einen Zeitraum von 133 Jahren, in welchem bei dem tiefsten Verfalle aller Geschichtschreibung und sonstigen Literatur im ganzen Abendlande durchaus keine Nachricht vorkommt, welche auf Böhmen insbesondere Bezug nähme.

Aus dem Wenigen, was wir über die Geschichte der benachbarten Länder in diesem Zeitraume erfahren, geht zunächst so viel mit Gewissheit hervor, dass Samos Reich bald nach seinem Tode zerfiel. Eine Lebensgeschichte das heil. Emmeran berichtet uns, dass gegen Ende des 8. Jahrhundertes zur Zeit des Herzogs von Baiern Theodo IV. in Folge langwieriger Kämpfe zwischen ihm und den Awaren die Gegenden an beiden Seiten der Enns, welche die Gränze zwischen Baiern und dem Awarenreiche bildete, in eine schauerliche Wüste verwandelt waren*). Also war damals schon der Zusammenhang zwischen den Slawen in Böhmen und Mähren auf der einen, und den Karantanen auf der andern Seite durchbrochen. Die Awaren hatten sich Niederösterreichs bis an die Enns von neuem bemächtigt, wie wir es denn bei der ersten bestimmten Nachricht im Jahre 791 wirklich unter ihrer Gewalt finden, sowohl am südlichen als am nördlichen Donauufer. Wir finden bei den Kärnthner Slawen zur Zeit Pipin des Kurzen um das Jahr 748 eigene erbliche Fürsten, aus deren Reihe damals Borut genannt wird,**) die sich in ihren Nöthen von Seite der Awaren an die bairischen Herzoge aus dem

*) Herzog Theodo schreibt daselbst an Emmeran, indem er ihn in sein Land einladet: propter discordiam et longam inter se et Avaros bellorum controversiam fines in utroque limite desertos, ita ut circa Anesim fluvium urbes et loca, olim cultissima, tantis bestiarum immanitatibus horrerent, ne viantibus ullus transeundi aditus pateret.

**) Bei dem Anonymus de conversione Carantanorum.

Geschlechte der Agilolfinger um Hilfe zu wenden pflegen, hinwieder diesen bei ihren Auflehnungen gegen die fränkische Oberherrschaft beistehen. Auch die Mährer erscheinen, als ihr Name zum erstenmal in den Jahrbüchern vorkommt, im Jahre 822, abgesondert von den Böhmen, und bald darauf wird ihr Fürst Mojmír zum Erstenmal erwähnt (830).

Eben so wie die Kärnthner und die Mährer, hatten ohne Zweifel auch die Böhmen ihre besondern Fürsten, nachdem die Einheit des Reiches Samo's aufgehört hatte. Dies waren die aus der alten Ueberlieferung bekannten Nachkommen Přemysls, deren Ahnherr durch Vermählung mit Libuša, der Tochter des Krok, auf den Fürstenstuhl gelangte. Da Bořiwoj, der Zeitgenosse des Methodius († 885), in der Namenreihe, der Fürsten aus diesem Geschlechte der neunte war, so muss der Anfang dieser Namenreihe, selbst wenn die durchschnittliche Regierungszeit gering angenommen wird, jedenfalls vor das Jahr 791, also in jene sonst unbeleuchtete Lücke in der böhmischen Geschichte gesetzt werden. Nehmen wir für jeden der 9 Regenten von Přemysl bis auf Bořiwoj dieselbe durchschnittliche Regierungszeit an, wie die Přemysliden nach Bořiwoj, nämlich bis zum Aussterben des Hauses (1306) hatten, also beiläufig von 13 Jahren, und setzen dabei Bořiwojs Tod in das Jahr 890, so würde Přemysls' Regierungsanfang in das Jahr 773 fallen, also in die ersten Regierungsjahre Karl des Grossen.

Man darf, um keine Möglichkeit ganz ausser Acht zu lassen, die Frage hinstellen, ob das ältere, der festen Ueberlieferung des Volkes schon entrückte Geschlecht, von welchem Krok abstammte, nicht etwa einen der Söhne Samos zum Stammvater hatte. Immerhin ist es wahrscheinlich genug, dass das Reich Samos, wie so manches andere grosse Reich vor und nach ihm, durch Theilung unter die Söhne und durch Uneinigkeit unter ihnen sich auflöste. Ein allzu grosses Gewicht kann aber darauf nicht gelegt werden, da wir über die eigentliche Art der Herrschaft Samos so gar keine nähere Auskunft besitzen. Das erbliche Volkskönigthum ist bei den Slawen eben so vorhistorischen Ursprungs, wie bei den Deutschen. Die Charwaten und die Serben, aus deren Ueberlieferung Constantin Porfyrogennetes geschöpft hat, leiteten ihre Fürstendynastien schon aus ihrer ältern Heimath hinter den Karpaten ab; und so mögen auch die Böhmen unter Anführung erblicher Häupter des ganzen Volkes schon von eben dorther in ihre neuen Sitze gekommen sein. Man kann sich dann Samo als den Oberherrn vorstellen, der, so wie der König der Franken, über den Fürsten der einzelnen Völker stand. Der Fürst der Sorben, die sich ihm erst etwas später unterwarfen, wird sogar ausdrücklich und dem Namen nach angeführt. Nach dem Tode des grossen Kriegsfürsten, der aus der Fremde gekommen war, konnten die alten einheimischen Fürstengeschlechter überall wieder die ganze Gewalt an sich ziehen, indem sie sich kein höheres Haupt mehr über sich gefallen liessen. Ein Drittes ist möglich, dass etwa gerade in Böhmen der Thron durch Erlöschen des Hauses, durch Verdrängung desselben von den Awaren oder unter was immer für Umständen sonst nicht besetzt war, als Samo ins Land kam und ausgezeichnete Dienste gegen die Awaren leistete. Er konnte dann eben zum *böhmischen* Fürsten gewählt werden, und als solcher die Oberherrschaft über die übrigen slawischen Völker und deren Fürsten ausüben, welche aber seinen Nachkommen sich ferner nicht mehr fügten. Wir haben keinen positiven Anhaltspunct, um bestimmt eine oder die andere dieser Möglichkeiten für die wahrscheinlichste auszugeben.

So wie der Anfang der Fürstengewalt der Přemysliden, gehört auch die Getheiltheit des Volkes in Stämme mit erblichen Stammwojwoden (duces), im Ganzen genommen so wie

wir die Lage ihrer Sitze aus Cosmas kennen lernen, jedenfalls schon in die Zeit vor dem Jahre 791. Es wohnten demnach in der Mitte des Landes bis an den untern Lauf der Eger gegen Norden und bis an die Elbe im Nordosten die eigentlichen *Čechen*, deren Namen auch das ganze Volk führte; nordwestlich von ihnen die *Lučanen* bis an die Landesgränze gegen die Ostfranken und Sorben; nördlich die *Lemuzen* (mit den Lutomiricen und Děčanen), welche am linken Elbeufer an die Sorben, am rechten schon an die Milčanen oder Dalemincier (in der Lausitz) angränzten; östlich von diesen, so wie auch von den Čechen, die *Pšowanen*, ebenfalls bis an die Gränze gegen die Milčanen; noch weiter östlich an derselben Gränze die *Charwaten*; ferner in der Mitte des Landes am linken Elbeufer östlich von den Čechen die *Zličanen*; im südlichsten Theile des Landes die *Daudleben*. Es leidet keinen Zweifel, dass auch alles übrige Land unter eine Anzahl solcher Stämme getheilt war, und die Namen derselben bloss früher als die eben genannten in Vergessenheit gerathen sind. Eine Andeutung, wie beiläufig die Gebiethe einiger dieser Stämme gelegen waren, finden wir in dem Gedichte der Grünberger Handschrift, wo wir uns unter den Lechen, welche Libuša berief, um mit ihnen zu Gericht zu sitzen, so wie auch unter den zwei streitenden Brüdern wahrscheinlich Wojwoden einzelner Stämme vorzustellen haben. Da ergibt sich ausser den Landestheilen, welche die oben den Namen nach angeführten Stämme einnahmen, noch ein Gebieth am Zusammenflusse der Elbe und der Orlica oder des Adlerflusses (also hauptsächlich die nachherige Župa von Königingräz); eines am Abhang des Riesengebirges (Hauptžupa Opočno mit den Waldžupen von Aupa und Glatz?); eines an der Sázawa; an der Otawa; an der Radbuza.

Die älteste böhmische Volkstradition bei Cosmas hat eine sichere topografische Grundlage, besonders so weit sie sich auf das Gebieth der eigentlichen Čechen bezieht, welches unter der unmittelbaren Herrschaft der obersten Landesfürsten stand. Wir verdanken dieser Tradition glaubwürdige Nachrichten über manche der ältesten Burgen und anderer Orte im Lande, welche zur Zeit des Cosmas zum Theile schon verlassen, ihren Ursprung ebenfalls der Zeit vor dem Jahre 791 verdankten. Den vornehmsten Platz nimmt *Wyšehrad* ein, welches sowohl nach dem Gedichte von Libušas Gericht in der Grünberger Handschrift als auch nach dem Záboj in der Königinhofer Handschrift der Hauptsitz des ganzen Volkes war. In der Nähe davon soll Libuša die Burg *Prag* erbaut haben, gegen welche später Wyšehrad zurücktrat. Schon in dem Gedichte der Königinhofer Handschrift von Neklan und Wlastislaw werden die Čechen deshalb im Gegensatze zu den Lučanen „Prager“ genannt (Pražané). Eine dritte Burg, *Děwín*, stand Wyšehrad gegenüber etwas höher am linken Ufer der Moldau. An den Namen derselben knüpfte sich die Sage vom Mädchenkrieg; sie scheint aber in der That noch älter als Prag gewesen zu sein. Anderthalb Meilen oberhalb Prag stand nahe an der Mündung der Mies (Berounka) eine Burg am Abhang des Berges *Osek* (auf der Stelle dar Gallikirche oberhalb Königsaal), wo Kazi, Schwester der Libuša, gewaltet haben soll; ein Grabhügel am Ufer der Mies, welcher ihrem Andenken gewidmet war, wurde noch zu Zeiten des Cosmas daselbst gezeigt. *Tetin* am rechten Ufer der Mies unweit Beraun hatte nach Cosmas seinen Namen von Teta, der zweiten Schwester der Libuša. Krok galt als der Gründer einer Burg *Krokow* in den Bürglitzer Wäldern, deren ehemalige Stätte zu Cosmas Zeit schon mit Bäumen überwachsen war. Von da weiter östlich unweit Kladno und Smečno stand *Lubošin*, zur Zeit des Cosmas ebenfalls schon veraltet (urbem *tunc* potentissimam nennt er sie); diese soll Li-

buša erbaut haben. Noch weiter östlich wird *Budeč* zwar erst zur Zeit Spytihněws I. genannt, aber immerhin kann es viel älter gewesen sein; eben so *Lewý Hradec* an der Moldau, anderthalb Meilen unterhalb Prag, wo die erste christliche Kirche soll erbaut worden sein; es wird bei Cosmas schon gelegentlich der Erzählung von dem Kriege zwischen Neklan und Wlastislaw erwähnt. Alle diese Orte sind noch vorhanden, und die Stätten der alten Burgen sind nach den Ueberbleibseln der Wälle oder nach anderen Spuren wohl zu erkennen. Zu dem Gebiethe der Čechen gehörte auch die Umgegend des Berges *Říp* (bei Raudnitz an der Elbe), welcher den heidnischen Böhmen das gewesen zu sein scheint, was der Zobtenberg (Sobotka) nach Thietmar von Merseburg den Slawen in Schlesien, ein Ort grosser gottesdienstlicher Feier des ganzen Volkes. Es war die Sage, dass die Böhmen bei ihrer Einwanderung unter Anführung ihres Stammvaters Čech auf diesem Berge zuerst Stand hielten, und von da sich über das ganze Land verbreiteten. Eine uralte, wohl schon in der ersten Zeit des Christenthums gegründete Kirche des heil. Georg auf der Spitze dieses Berges, welche im Jahre 1126 umgebaut worden ist, hatte gewiss einer alten Bedeutung des Ortes ihren Ursprung zu verdanken.

Auf die Gebiethe der übrigen Stämme des böhmischen Volkes wirft die alte heimische Ueberlieferung ein viel spärlicheres Licht. Wir kennen aus derselben keine der ältesten Burgen der Lučanen, nämlich keine aus den Zeiten vor Neklan; Cosmas wusste nur, dass Saatz keine derselben war, sondern erst einer spätern Zeit (nämlich dem 10. Jahrhunderte) seinen Ursprung verdankte. Im Gebiethe der Lemuzen lag Stadici, der Stammort Přemysls, welchen Cosmas sich bloss als Dorf vorstellte. Doch mögen Bielina (Bilín), Lutomirici (Leitmeritz) und Děčané (Děčin, Tetschen), welche in der Stiftungsurkunde, des Prager Bisthums genannt werden, und wovon die zwei erstern als Hauptorte von Župen in der Erzählung von Neklan und Wlastislaw ihre Stelle finden, uralt gewesen sein. Für Lutomirici und Děčané sprechen in dieser Hinsicht auch schon die Pluralformen dieser Namen, aus welchen ersichtlich ist, das die Volkszweige oder vielmehr die Zweige des einen Stammes der Lemuzen eben den Namen trugen, wie die Burgen, welche ihre Hauptsitze waren. Der Hauptort der Pšowanen, Pšow auf der Stelle der jetzigen Stadt Melnik, wird zum ersten Mahl als der Sitz Slawibors, Vaters der heil. Ludmila erwähnt, also erst in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhundertes. Dagegen wird bei den Zličanen, deren Namen wir erst aus Dalemil kennen, Lubice běla (Libitz an der Mündung der Cidlina oberhalb Poděbrad) als Swatoslaws Sitz im Gedichte von Libušas Gericht genannt, und so kennt es auch Cosmas als den Hauptsitz der grossen Macht Slawniks, Vaters des heil. Adalbert, im 10 Jahrhunderte. In den von nicht genannten Stämmen bewohnten östlichen Gegenden des Landes nennt Libušas Gericht in der Grünberger Handschrift den Sitz Lutobor's auf Dobroslaws Hübel (Dobroslawský chlumec) an der Einmündung der Orlice in die Elbe, also auf der kleinen Erhöhung, welche jetzt die Stadt Königingrätz einnimmt.

Wir werden diesen Burgen, deren Namen uns die älteste böhmische Volkssage aufbewahrt hat, ihr hohes Alter, ihren Ursprung mindestens aus dem 8. Jahrhunderte um so weniger bestreiten können, da zahlreiche Burgen, als Vertheidigungsorte und als Sitze einzelner Župen, in allen slawischen Ländern vorkommen, sobald die ersten Nachrichten der Slawen Erwähnung thun. Schon Fredegar nennt ja Wogastisburg als einen von den Slawen Samos wohl besetzten befestigten Ort bei dem grossen Feldzuge Dagoberts im Jahre 630. Diese Burg ge-

hörte am wahrscheinlichsten zu dem Gebiethe der Lučanen; eben so Kanburg, welches im Kriege Karl des Grossen mit den Böhmen im Jahre 805 genannt wird. Eine allgemeine Erwähnung von Burgen (civitates) in Böhmen, so weit noch daran liegt, kommt in den Fuldischen Annalen zum Jahre 872 vor.

Verdanken wir deshalb der ältesten heimischen Ueberlieferung, insofern sie uns die Namenreihe der Landesfürsten, die Namen der einzelnen Stämme und ihrer Burgen erhalten hat, ein bedeutendes Licht über jenen Zeitraum vom Tode Samos bis zum Jahre 790, für welchen es uns an gleichzeitigen Nachrichten fehlt; so können wir hingegen den Erzählungen der Volkssage im Einzelnen kein solches Gewicht beimessen. Diese können allerdings nicht als historische Quelle gelten. Es hat daher insbesondere wenig Bedeutung für uns, was Cosmas von dem Ursprung der fürstlichen Gewalt in Böhmen und von der Art der Uebertragung derselben auf Přemysl erzählt. Denn daraus sehen wir nur, wie Cosmas, und mehr noch wie das böhmische Volk zu seiner Zeit sich beides vorstellte. Krok kann nicht der erste Begründer einer eigentlichen Landesgewalt in Böhmen gewesen sein, da wir von einem Samo schon vor ihm wissen; Cosmas dachte sich ihn als den ersten, weil er von keinem früheren Fürsten wusste. Und wenn die Volkssage den Přemysl sich als einfachen Ackersmann vorstellt, der vom Pfluge auf den Fürstenstuhl berufen wurde, so drückt das nur die Idee aus, welche die Slawen von dem allerersten Ursprunge der Fürstenwürde hatten, nämlich die, dass auch die Vorfahren der Fürsten einmal einfache Menschen waren, dass es ihnen daher nicht gezieme, sich über Andere allzu stolz zu erheben.*) Darum wiederholt sich dieselbe Sage auch bei den Polen in der Erzählung von Piast, und die Tendenz derselben war, so viel bekannt, bei den böhmischen und den kärnthischen Slawen auch in den Gebräuchen ausgedrückt, welche bei der Einsetzung auf den Fürstenstuhl beobachtet wurden, indem der neue Fürst dabei zuerst in ärmlicher Kleidung vor dem Volke erschien, und dann erst das fürstliche Gewand ihm angethan wurde. Die sogenannten Bastschuhe des Přemysl, welche noch zu Cosmas Zeit in der fürstlichen Kammer in Wyšehrad aufbewahrt wurden, mögen ein Theil jener ärmlichen zu dieser Ceremonie seit uralter Zeit gebrauchten Kleidung gewesen sein. Man übertrug auf ihn, auf seine Gemalin Libuša, deren Vater Krok und dessen zwei andere (gleich viel ob wirkliche oder von der Sage hinzugefügte) Töchter alles, was man sich von den anfänglichen Dingen des böhmischen Volkes dachte. Wir werden, wenn Přemysl durch seine Vermälung mit Libuša auf den böhmischen Fürstenstuhl gelangt ist, der Wahrheit vielleicht näher sein, wenn wir uns unter ihm einen Stammwojwoden der Lemuzen denken, in deren Gebiethe doch Stadici lag. Nachdem der Mannsstamm eines ältern fürstlichen Geschlechtes erloschen war, wurde er, wie dies bei den alten Völkern häufig vorkommt, mittelst seiner Vermälung mit der Tochter des letzten Fürsten auf den Thron erhoben.

Wenn wir bei Fredegar keinen gemeinsamen Volksnamen für die böhmischen Slawen finden, so ist das ganz natürlich, da er nirgends von den böhmischen Slawen allein spricht, sondern immer von den sämmtlichen Slawen oder Winden, welche Samo zu ihrem Beherrscher hatten. Sobald aber mit dem Jahre 790 die Nachrichten von unserem Volke bei den fränkischen Annalisten beginnen, kommt auch der besondere Name des Landes und des Volkes

*) Ut nostri posteri sciant, unde sint orti, et ut semper vivant pavidi et suspecti, ne homines a Deo sibi commissos opprimant per superbiam, quia facti sumus omnes aequales per naturam. So lässt Cosmas den Přemysl selbst darüber reden.

vor. Das Land wird genannt: Beehaim, Behemum, Bemetium, Boemania. Es ist der alte, aus der Römerzeit hergebrachte und wohl von den benachbarten deutschen Völkern stets gebrauchte Name, welchen Tacitus von den Bojen als den ersten zu seiner Zeit bekannten Bewohnern dieses Landes herleitet, und den wir bei ihm in der Form Boihemum lesen. Die Bewohner des Landes werden genannt: Beehaimi, Behemi, Boemii, Behemani, Boemani, Behemenses, Behemitae, wozu häufig auch noch ihre allgemeine Benennung als Slawen beigefügt wird: wie Boemani Sclavi, Sclavi qui vocantur Beheimi, Sclavi Behemenses, auch Beu-Windones und Beu-Winitha.

Dass unter diesen Namen nicht etwa nur ein Theil des Landes, sondern das ganze Land Böhmen verstanden wird, zeigen die Stellen in den Annalen, welche bald auf diese, bald auf jene Gegend Bezug nehmen, und doch immer denselben Namen gebrauchen. So ziehen die Franken, Sachsen und Friesen im Jahre 791 von Regensburg her durch Böhmen (per Beehaimos) gegen die Awaren nach Niederösterreich, also durch die südlichen Theile des Landes. Im Jahre 805 brechen drei Heere Karl des Grossen in Böhmen ein (in terram Sclavorum, qui vocantur Beheimi), das eine von Norden her über das Erzgebirge, das zweite von Ostfranken über das Fichtelgebirge, das dritte südlicher von Baiern her; alle drei vereinigten sich am Egerflusse. Es wurde also das Gebieth der Lučanen, so wie anderer Stämme südlich von denselben durchzogen, dann aber wurde auch in das Innere des Landes bis an die Elbe und selbst bis auf das östliche Ufer derselben vorgedrungen. Zum Jahre 871 erzählen die Fuldischen Annalen von einem Vorfalle, der sich in Böhmen an der Gränze gegen Mähren, also im südöstlichen Theile des Landes ereignete. Für denjenigen, der etwa meinen möchte, es sei nur eine geografische Benennung, die hier überall gebraucht werde, und kein Volksname, enthalten die Fuldischen Annalen eine Stelle zum Jahre 897, wo von den „duces gentis Behemitarum" gesprochen wird. Also wurde unter den Böhmen allerdings ein zusammengehöriges böhmisches Volk gemeint, und Dümmler hätte namentlich diese Stelle beherzigen sollen, um den duces der Fuldischen Annalen nicht voreilig die volle Souverainität zuzusprechen.

Noch bemerkenswerther ist aber, dass wir auch den einheimischen Namen Čechy als Bezeichnung für das ganze Volk und nicht bloss für den Hauptstamm in den fränkischen Annalen finden. Er kommt in den Annales Moissiacenses vor in der Form Cichu-Windones, und zwar bei der Erzählung von dem grossen Feldzuge unter Karl dem Grossen gegen die Böhmen im Jahre 805, wo also natürlich kein Zweifel sein kann, dass damit die Böhmen gemeint sind. Da es gerade diejenigen Annalen sind, welche bei dieser Erzählung die meisten localen Angaben biethen, wo nämlich von der Vereinigung der drei fränkischen Heere an der Eger, von der Verwüstung des Landes auf beiden Seiten der Elbe gesprochen wird, so wird es zweifellos, dass der ursprünglich und vornehmlich nur einem Stamme zukommende Name schon damals auch das ganze Volk bezeichnete. Denn er wird hier von dem ganzen Lande gebraucht, welches die Franken durchzogen. Nicht der Name der Lučanen insbesondere, welche dies mit betraf, taucht bei dem fremden Berichterstatter auf, sondern nur der Name der Čechen, weil dieser eben alle Stämme zusammengenommen als das ganze Volk umfasste. — Auch die alten Annales Tiliani nennen Böhmen bei derselben Gelegenheit (805) „terram Sclavorum, qui vocantur Cinu", was offenbar auf einem Schreibfehler statt Cihu beruht, und nur eben auf Čechy, Čechové gedeutet werden kann.

Nachdem Karl der Grosse in den ersten Zeiten seiner Herrschaft die Sachsen unter-

worfen, sodann im Jahre 788 der Herrschaft der Agilolfinger in Baiern durch Gefangensetzung des letzten Herzogs Thassilo ein gänzliches Ende gemacht hate, rückten die Gränzen des fränkischen Reiches von neuem aller Orten an die Wohnsitze der slawischen Völker heran, und in Folge dessen verbreitete sich neues historisches Licht über diese Länder, da die seitdem zahlreicheren fränkischen Annalisten nun öfter Anlass fanden, derselben Erwähnung zu thun. Im Jahre 791 wird insbesondere Böhmen zum Erstenmal wieder in gleichzeitigen Nachrichten genannt bei Gelegenheit des ersten grossen Zuges Karl des Grossen gegen die Awaren.

Nachdem Karl sein Heer bei Regensburg gesammelt hatte, theilte er es in zwei Abtheilungen. Mit der einen, aus Franken, Alemannen und Baiern bestehend, zog er selbst am südlichen Donauufer über die Enns; die andere, welche aus einem Theil der Franken (Uferfranken), und nebstdem den Friesen, Sachsen und Thüringern zusammengesetzt war, schickte er durch Böhmen (per Beehaimos) unter Anführung eines Grafen Theodorich und eines Kämmerers Meginfrid. Das Ziel, welches diese Abtheilung zunächst zu erreichen hatte, war die Einnahme eines Awarenhrings am nördlichen Donauufer im jetzigen Niederösterreich am Einflusse des Kampflüsschens in die Donau, also unterhalb Krems. Er wurde erobert, während Karl selbst einen andern Hring der Awaren am entgegengesetzten Ufer der Donau einnahm. Nachdem Karl hierauf noch bis an die Raab in Ungarn vorgedrungen war, worauf er den Rückzug antrat, liess er die Sachsen und Friesen unter Theodorich und Meginfrid wieder über Böhmen nach ihrer Heimath zurückkehren. Während alle übrigen Quellen*) nur die deutschen Völkerschaften in Karls Heere anführen, sind doch die Annales Alamannici gerecht genug, auch der Slawen in Kürze Erwähnung zu thun. Nach ihnen nämlich zog Karl mit einem grossen Heere der Franken, der Sachsen und *Slawen* in das Land der Awaren, verheerte ihr Land und kehrte mit grosser Beute zurück. Wir glauben darin die Erklärung zu finden, warum Karl eines seiner Heere durch Böhmen schicken konnte. Offenbar sind die Böhmen bei ihrer alten Feindschaft mit den Awaren seine Bundesgenossen gewesen. Ein anderes Verhältniss ist nicht leicht anzunehmen, wenigstens nicht, dass die Böhmen etwa früher schon von Karl wären unterworfen worden, da hiezu die Zeit von Thassilo's Bezwingung (788) bis zum Kriege mit den Awaren (791) jedenfalls zu kurz war.

Wohl scheint es, dass das Verhältniss der Bundesgenossenschaft nur zu bald in ein entgegengesetztes umschlug. Wir finden schon im Jahre 797 Nachrichten von einem Feldzuge Pipins, eines der Söhne Karl des Grossen, gegen die Slawen, worunter kaum ein anderes Volk als die Böhmen oder etwa auch die Mährer verstanden werden kann. Karl selbst, heisst es in diesen Nachrichten, zog in diesem Jahre gegen die (von neuem aufrührerischen) Sachsen; sein Sohn Pipin mit den Baiern und einem Theile der Langobarden gegen die Slawen, Erich Markgraf von Friaul mit den Langobarden und einer Anzahl Franken gegen die Awaren; Ludwig, der jüngste Sohn Karls, nach Spanien**). Der Erfolg Pipins war Verwüstung des Landes, wor-

*) Einhard. Chron. Moissiacense, Annales Laurissenses. Enhardi Fuldensis Annales.

**) Ann. Guelferbitani bei Pertz I 45. Karolus rex iterum in Saxonia . . et transmisit Pippinum cum hoste in Wenedum, et aliam hostem in Hunia (Awaren), et Hludowicum in Spania. — Ann. Alamannici I 48. Pipinus cum Baguariis et quosdam de Langobardis super Sclavos, terram devastavit, et cum pace reversus est ad patrem suum dominum regem Karlum, Hludowicus in Spania. Ericus cum quibusdam Francis et Lango-

auf er zu seinem Vater (nach Sachsen) zurückkehrte. Dass dieser Zug Böhmen galt, dafür spricht zunächst der Umstand, dass es die benachbarten Baiern waren, welche hier gegen die Slawen auszogen, verstärkt durch Langobarden, da andere näher benachbarte Völker wahrscheinlich mit zu dem Heere gegen die Sachsen beordert werden mussten. An einen Zug gegen die Kärnthner Slawen, welche schon unter Karls Herrschaft standen und sich etwa gegen dieselbe aufgelehnt hätten, ist wohl deshalb nicht zu denken, weil dann die blosse Verwüstung des Landes kein zufriedenstellender Erfolg gewesen wäre.

Es ist bemerkenswerth, dass bei Cosmas gerade Pipin, Sohn Karl des Grossen, als derjenige genannt wird, welcher den Böhmen zum Erstenmal denjenigen Tribut auferlegt hat, welchen sie noch zu Cosmas Zeit an die Kaiser entrichteten. Er berichtet darüber aus den Unterhandlungen zwischen Břetislaw I. und Kaiser Heinrich III. im Jahre 1040. Da erklären nämlich die Böhmen in Erwiederung auf die weiter gehenden Forderungen des Kaisers, sie hätten keine andere Schuldigkeit gegen das Reich als eben diesen Tribut; den habe ihnen Pipin, des Königs Karl des Grossen Sohn, vertragsmässig auferlegt; das bezeugt *ihre Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht**). Die kurzen gleichzeitigen Annalen sprechen nun allerdings nur von einer Verwüstung des Landes durch Pipin I.; aber wir wissen nicht, was dann noch weiter erfolgte, welche eigenthümliche Umstände die Böhmen dahin bringen konnten, in der nächsten Zeit darauf die Tributpflicht einzugehen, um grösserem Ungemach zu entgehen. Pipin konnte auch dann derjenige sein, der zunächst den Vertrag mit ihnen abschloss. Aus der Luft gegriffen dürfte jene Angabe bei Cosmas nicht sein; es ist die alte Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, auf welche er oder vielmehr der Fürst Břetislaw und die böhmischen Grossen sich berufen, und diese hat hier eine besondere Bedeutung, da doch wichtige völkerrechtliche Verträge immer ein Gegenstand waren, für dessen Erhaltung im Gedächtniss der Häupter des Volkes gesorgt werden musste. Wie wäre auch Cosmas gerade auf den Namen Pipins gekommen? Wenn ihm keine bestimmtere Angabe der Ueberlieferung am böhmischen Hofe vorgelegen hätte, so würde ihm der Hinweis auf die Zeit Karl des Grossen im Allgemeinen genügt haben.

Wir haben aber noch ein anderes altes Denkmal, welches sich auf Begebenheiten bezieht, die nirgend anderswo erwähnt, in keinen anderen Zeitraum mit solcher Wahrscheinlichkeit gesetzt werden können als eben in die nächsten Jahre nach jenem Feldzuge Pipins im Jahre 797. Es ist dies das Gedicht von Záboj in der Königinhofer Handschrift. Die historische

---

bardis in Wandalis praelium commisit. — Item Karolus in Saxonia; item in Saxonia, ibique totum sedit hibernum. Ericus victoriam in Wandalos; Pippinus super Sclavos. Dass diese kürzeren Annalen nicht ausdrücklich Böhmen nennen (während die eigentlichen Reichsannalen die Sache verschweigen), rührt wohl daher, dass den Aufreichnern in den ersten Jahren, seit die Franken wieder unmittelbar mit den Slawen zu thun hatten, die Namen der einzelnen Völker noch nicht sehr geläufig waren. Auch von dem spätern grossen Zuge gegen Böhmen, über welchen wir umständlichere Nachrichten haben, drücken sich z. B. die Annales S. Amandi in derselben Weise nur allgemein aus: Carlus imperator transmisit filium suum Karolum cum exercitu in Wenedonia.

*) Ad haec Sclavi inquiunt: Semper salvo tenore nostrae legis fuimus et hodie sumus sub imperio Karoli regis et ejus successoribus. Talem enim nobis legem instituit Pipinus, Magni Karoli regis filius, ut annuatim imperatorum successoribus CXX boves electos et D. marcas solvamus. . . Hoc testatur nostratum aetas in aetatem.

Grundlage desselben ist, dass Fremde sich mit Gewalt im Lande festsetzten, und dieses schutzlos ihnen preisgegeben war; die heiligen Haine wurden umgehauen, die Götter zerschlagen; fremder Gottesdienst wurde aufgedrungen, dabei insbesondere die Einheit der Ehe verlangt; Luděk wird der Diener über die Diener des Kral genannt, welcher an der Spitze des fremden Kriegsvolkes, welches in das Land gelegt war, die Gewalt ausübte. Endlich bereitet Záboj insgeheim den Aufstand vor, und eröffnet den Kampf, in welchem Luděk fällt, und die Fremden aus dem Lande geschlagen werden. Man sieht, dass hier von dem ersten gewaltsamen Versuche die Rede ist, das Christenthum in Böhmen einzuführen, und es ist deshalb kein Zweifel, dass unter den Fremden die Franken zu verstehen sind. Dass die Begebenheit nicht in die Zeiten vor Karl dem Grossen und überhaupt nicht vor das Jahr 788 zu setzen ist, kann deshalb angenommen werden, weil bis dahin die Franken wegen der Unbothmässigkeit der bairischen und anderer Herzoge seit langer Zeit nicht unmittelbare Nachbarn der Böhmen waren; dann auch weil in dem Gedichte schon von einem Král die Rede ist, welches Wort im Slawischen von dem Namen Karl des Grossen herkommt. *Král*, im polnischen *król*, in der pannonischen Legende von Methodius geradezu *karol*) bedeutet im Slawischen *König*, nicht in dem Sinne, in welchem dieses bei den alten deutschen Völkern den Fürsten eines einzelnen Volkes bedeutete und daher dem slawischen *kněz* ganz gleichkam; sondern einen König, welcher, wie der fränkische, Oberherr vieler Völker war. Der Name Karl des Grossen erhielt hier dieselbe Bedeutung, wie der Caesars als *Kaiser*, *césař*, *císař*. In dem Gedichte Záboj scheint aber der Name Král noch gar nicht als ein Appellativum in diesem Sinn genommen zu sein, sondern eben Karl den Grossen persönlich zu bedeuten. Es wird von keinem *fränkischen* oder *deutschen* König, král, gesprochen, sondern eben nur von Král. Man kann wohl zugeben, dass auch einer der Nachkommen Karls mit diesem Worte hätte bezeichnet werden können; aber man findet später keine Zeit, in welcher angenommen werden könnte, dass die Franken, wie das Gedicht zu verstehen ist, doch *länger*, wenigstens einige Jahre lang in jener Weise sich in Böhmen festgesetzt hätten, um eine Ausrottung des Heidenthums daselbst versuchen zu können. In jenen Jahren aber, als nach Bezwingung der Awaren, nach Einverleibung des jetzigen Erzherzogthums Oesterreich und des ganzen Theils Ungarns am rechten Ufer der Donau in das fränkische Reich, die Macht des letzteren auf ihrem Gipfelpunkte stand, kann man sich recht wohl als möglich vorstellen, dass nach dem einmaligen Eingehen der Tributpflicht von Seite der Böhmen, wenn noch besondere uns allerdings unbekannte Umstände, wie etwa der Fall einer Minderjährigkeit des jeweiligen Fürsten, auf welchen das Gedicht selbst hinzudeuten scheint,*) zeitweilig eine weiter gehende Einmischung der Franken eintrat, die im ersten Anfang vielleicht nicht eben viel Anstoss erregte, dann aber immer mehr die Unabhängigkeit des Volkes gefährdete.

Wenn die endliche Befreiung von den Franken, welche das Gedicht besingt, in den fränkischen Annalen jener Zeit nicht erwähnt wird, so darf man sich darüber nicht wundern, da es anerkannt ist, dass gerade die eigentlichen Reichsannalen, in welchen zunächst davon hätte erzählt werden sollen, Begebenheiten, welche für die Franken ungünstig ausfielen, öfter mit Stillschweigen übergehen**). Angenommen jedoch, dass die Befreiung Böhmens von der

*) Otčík zaide k otcem, — ostawi w dědině dietky swoje i swoje lubice — i něrěce nikomu: — Báťo! ty mluwi k něm otckými slowy.

**) Vergl. Wattenbach: Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter. S. 106.

fränkischen Gewaltherrschaft durch den tapfern Záboj zu jener Zeit geschah, so würde sich daraus die Ursache des grossen Krieges ergeben, welcher im Jahre 805 zwischen Böhmen und dem fränkischen Reiche ausbrach, welchen die fränkischen Annalen beschreiben, ohne irgend etwas von dem Anlass zu sagen. Er wäre unternommen worden, um das widerspänstige Volk mit Gewalt dem verhassten Joche zu unterwerfen, dem es sich eben entzogen hatte.

Da die Böhmen wahrscheinlich mit den Milčanen und selbst mit den Luticen weiter nördlich im heutigen Brandenburg Verbindungen angeknüpft hatten, so wurden grossartige Rüstungen gegen sie veranstaltet. Den Oberbefehl übertrug Karl der Grosse, indem er sich selbst in Aachen aufhielt, auf seinen erstgebornen Sohn, König Karl. Drei Heere wurden für den Feldzug bestimmt. Das Hauptheer unter Karl zog von Ostfranken her, also beiläufig auf demselben Wege wie einst Dagobert, gegen die böhmische Gränze. Ein zweites bestand aus dem ganzen Aufgeboth Baierns, und wurde von den zwei Markgrafen Audulf von der sogenannten böhmischen Mark, welcher zugleich der Verwaltung Baierns im Ganzen vorstand, und Werinhar von der Ostmark (Oesterreich) angeführt. Ein drittes Heer zog von Sachsen aus. Es bestand nebst fränkischen Truppen (wahrscheinlich vom Rheine) aus dem sächsichen Aufgeboth und einer grossen Anzahl Slawen, worunter vorzugsweise Obodriten zu verstehen sind, denen sich wahrscheinlich auf dem weitern Zuge auch die Sorben anschliessen mussten.

Dieses letztgenannte Heer griff zuerst die Milčanen in dem Theile ihres Gebiethes am linken Elbeufer an (in der Gegend von Meissen). Einer ihrer Fürsten, Namens Semil, wurde besiegt, und musste seine zwei Söhne zum Unterpfand der Treue ausliefern, worauf dieses Heer sich erst gegen Böhmen wandte. Nur eine vierte Heeresabtheilung mit einer Flotte auf der Elbe blieb, bei Magdeburg, wie es scheint, länger stehen, um die Luticen im Auge zu halten, und kehrte nach Verwüstung einer Gegend daselbst, wie es scheint, erst bei Beendigung des Feldzuges nach der Heimath zurück.

König Karl der Jüngere rückte über das Fichtelgebirge in Böhmen ein (Hircano saltu transjecto), wartete aber, wie aus der Vergleichung der verschiedenen Nachrichten darüber hervorgeht, noch nicht weit von der Gränze die andern zwei Heere ab. Diese vereinigten sich mit ihm am Egerflusse (ad fluvium, qui vocatur Agara), wobei das nördliche Heer, welches durch das Sorbenland kam, das Erzgebirge nahe an seinem westlichsten Anfang überschritten haben muss, während das bairische Heer ohne Zweifel nur einen kleinen Theil seines Weges durch Böhmen genommen haben dürfte. Denn alle drei Heere zogen erst nach ihrer Vereinigung weiter gegen Kamburg oder Kanburg, worunter am besten Kaaden (Kadaň, also Kadanburg) verstanden werden kann. Dies verräth grosse Vorsicht, welche sich auf kurz vorher gemachte Erfahrungen gründen mochte. Diese Burg der Lučanen, ganz nahe an der nördlichen Gränze Böhmens, wurde belagert, aber es wird nicht gesagt, mit welchem Erfolge. Wir erfahren von diesen ersten Bewegungen aus den Annales Moissiacenses; Einhard lässt die Vereinigung der drei Heere erst in der Ebene Böhmens (in planitie Behemi) vor sich gehen. Hier stellten sich nach ihm die sämmtlichen Fürsten der verschiedenen Völker vor den König Karl, und ihre Heere lagerten in geringer Entfernung von einander. Die erstere Erzählung ist viel genauer, und verdient daher mehr Glauben; wir bringen sie aber mit Einhard so viel möglich in Uebereinstimmung, wenn wir uns vorstellen, dass Karl nach bewerkstelligter Vereinigung an der Eger hinab weiter zog bis in die Ebene nahe am Zusammenflusse der Eger und



der Elbe und unweit des Berges Řip, da die Annales Moissiacenses hierauf beifügen, dass die Franken die Gegend ringsum diesseits und auch jenseits der Elbe verwüsteten. Der Zug der Franken betraf also zuerst das Land der Lučanen, dann den südlichsten Theil des Gebiethes der Lemuzen, die nördlichsten Gegenden der Čechen, und einen Theil des jenseitigen Ufers der Elbe im Lande der Pšowanen.

Mit derselben Klugheit, welche Karl gebrauchte, indem er erst seine ganze Streitmacht sammelte, ehe er tiefer in das Land einbrach, gingen die Böhmen ihrerseits vor, indem sie einem entscheidenden Zusammenstoss mit der allzu grossen Uebermacht des Feindes, mit den zahllosen Heeren desselben, wie Einhard sie nennt, auswichen. Sie versteckten sich, wie derselbe fränkische Geschichtschreiber meint, in unzugänglichen Orten auf waldigen Höhen, und schickten sich zu keiner Schlacht an (Sclavi, invia et saltus penetrantes, se minime ad pugnam praeparaverunt). Gewiss aber war es ein umsichtiger Führer, der sie dazu anleitete, klug, wie uns das Gedicht in der Königinhofer Handschrift eben den Záboj schildert; denn der Erfolg zeigte die Zweckmässigkeit dieses Verhaltens. Die Franken, denen wohl die guten Aufstellungen der Böhmen in den ihnen unbekannten, noch mit vielem Wald bewachsenen Gegenden das Vorrücken bis gegen den Mittelpunct des Landes unmöglich machten, verwüsteten zwar den ganzen Landstrich, welchen sie durchzogen hatten; nämlich sie zündeten, wie man die Nachricht Einhards verstehen muss, die leergelassenen Dörfer an; dabei fiel einer der böhmischen Lechen, wohl in einem der kleineren Gefechte, welche hie und da vorfielen. Als aber nach Verlauf von 40 Tagen die Franken kein Futter mehr für ihre Pferde hatten, und eben so die Mundvorräthe für das Heer ausgegangen waren, trat Karl ohne jeden weitern Erfolg den Rückzug an.

Wie wenig dies den Erwartungen Karl des Grossen entsprechen mochte, geht daraus hervor, dass im darauf folgenden Jahre (806) auch die Sorben bekämpft werden mussten, indem sie, durch den missglückten Feldzug gegen die Böhmen ermuthigt, wahrscheinlich nun erst ihnen und ihren übrigen slawischen Bundesgenossen sich anschlossen. Karls Erstgeborner zog diesmahl mit dem Hauptheere gegen die Sorben aus, und verwüstete ihr Land, wobei der Fürst oder einer der Wojwoden derselben, Namens Miliduch, ums Leben kam. In Böhmen fiel zu gleicher Zeit ein anderes Heer ein, welches aus Baiern, Alemanen und Burgundern bestand, wohl nur um zu hindern, dass von hier aus den Sorben eine Hilfe zukäme. Einhard erzählt aber von diesem Heere nichts mehr, als dass es einen nicht gar kleinen Theil des Landes verheerte und ohne irgend ein schweres Ungemach wieder zurückkehrte (vastata terrae non minima portione, absque ullo gravi incommodo regressa). Also auch diesmahl wurde nichts erreicht, und das fränkische Heer hatte zwar Ungemach, aber, wie wir dem Chronisten glauben müssen, kein eben schweres, zu leiden.

Weitere Feldzüge gegen die Böhmen werden nicht erzählt, und ohne Zweifel fanden auch keine mehr statt, da Einhard in seiner Vita Caroli bemerkt, dass der böhmische Krieg nicht lange gedauert habe. *) Im Jahre 807 erliess Karl der Grosse eine Verordnung für die Sachsen, in welcher bestimmt wird, wie stark sie auszuziehen hätten, wenn gegen die Sorben

*) Boemanicum quoque (bellum) et Linonicum, quae postea exorta sunt, diu durare non potuerunt; quorum utrumque ductu Caroli junioris celeri fine completum est.

oder gegen die Böhmen die ihnen benachbarten Gegenden vertheidigt werden müssten, woraus zu sehen ist, dass weder die Sachsen noch die Böhmen damals bezwungen waren. Dennoch führt Einhard in der Vita Karoli die Böhmen unter denjenigen Völkern an, welche Karl tributpflichtig gemacht habe, und bei der Verleihung von Theilen des fränkischen Reiches durch Karls Nachfolger, Ludwig den Frommen an seine drei Söhne im Jahre 817 wird Böhmen unter den Ländern genannt, welche dabei dem nachherigen König Ludwig dem Deutschen zu Theile wurden. *) Dies lässt sich nicht anders zusammenreimen, als dass die Böhmen abermals, wie nach dem Jahre 797, um nicht beständiger Kriegsgefahr mit einem übermächtigen Nachbar ausgesetzt zu bleiben, sich zur Tributabgabe verpflichteten, wogegen die Franken weitere Versuche, sie darüber hinaus unter ihre Gewalt zu bringen, aufgaben. Dies mag in einem Friedensvertrage geschehen sein, da der Krieg nach Einhard's Worten denn doch ein eigentliches Ende nahm (celeri fine completum est). **) Der Sinn der Theilungsurkunde vom Jahre 817 ist dann natürlich kein anderer, als dass Ludwig dem Deutschen nebst Baiern, Kärathen und dem Awarenlande auch der böhmische Tribut zugewiesen wurde.

Das Verhältniss zwischen Böhmen und dem fränkischen Reiche scheint sodann während der Regierung Ludwig des Frommen (seit 814) längere Zeit hindurch ein friedliches gewesen zu sein. Im Jahre 822 erscheinen Gesandte der Böhmen neben denen der Mährer, der Sorben, Wilzen (Lutici) Obodriten und anderer Völker bei Ludwig dem Frommen, dem sie Geschenke bringen, am Reichstage zu Frankfurt. Als aber später die Streitigkeiten zwischen Ludwig und seinen Söhnen ausbrachen, durch welche das fränkische Reich in allen seinen Theilen zerrüttet wurde, blieb dies bei den Böhmen, wie bei anderen Tribut zahlenden slawischen Völkern, nicht ohne Wirkung. Auch sie wurden in diese Streitigkeiten hineingezogen. Als im Jahre 832 Ludwig der Deutsche aus Baiern in Alemanien einbrach, um sich dieses Landes zu bemächtigen, welches Ludwig der Fromme seinem jüngsten Sohne, Karl dem Kahlen, verliehen hatte, befanden sich auch zu Hilfe gerufene Slawen (Sclavi, quos ad se vocare poterat) in seinem Heere. Wahrscheinlich sind es Böhmen und Mährer gewesen. Im letzten Lebensjahre Ludwig des Frommen (840) zog derselbe Sohn abermals gegen ihn aus, und kam bis vor Frankfurt. Da drängte ihn der Vater mit Uebermacht zurück durch Thüringen, schnitt ihn von seinem Lande Baiern gänzlich ab, und zwang ihn bis über die Gränze des Reiches zu fliehen, worauf Ludwig durch die Länder der Slawen (per Sclavorum gentes) mit deren Erlaubniss (redempto itinere) unter grossen Beschwerden nach Baiern zurückkehrte. Dies waren die Länder der Sorben und der Böhmen, wie aus der geografischen Lage hervorgeht. ***)

Wie aber das fränkische Reich durch den Zwist unter den Gliedern der regierenden Familie stürmisch bewegt war, berichtet uns die einheimische Ueberlieferung von Unruhen anderer Art, welche damals in Böhmen vorgingen. In die Zeit Ludwig des Frommen nämlich

*) Item Hludovicus volumus, ut habeat Baioariam et Carentanos et Beheimos et Awares, atque Sclavos, qui ab orientali parte Baioariae sunt.

**) Siehe Note pag. 51.

***) Die Worte des Fuldischen Annalisten: filium usque ad terminos barbarorum persequitur, exclusumque a finibus regni per Sclavorum terram . . redire compellit, sind bezeichnend genug dafür, dass Böhmen ungeachtet der Tributpflichtigkeit doch durchaus nicht als ein eigentlicher Theil des Reiches angesehen wurde.

gehört grösster Wahrscheinlichkeit nach der Krieg zwischen Neklan und Wlastislaw, von welchem Cosmas uns eine durch die Sage weitläufiger ausgesponnene, aber in der Hauptsache auf feste örtliche Erinnerungen gestützte Nachricht erhalten hat. Da auf Neklan noch Hostiwit, auf diesen erst Bořiwoj gefolgt ist, welcher jedenfalls schon vor dem Jahre 885 (dem Todesjahre des Methodius) die Taufe empfangen hat, so ist es an sich nicht weit zurück, wenn wir Neklans Regierung ganz oder zum Theil vor das Jahr des Vertrages von Verdun (843) setzen. Die Geschichte mit Wlastislaw von Lucko fällt aber jedenfalls wahrscheinlicher vor dieses Jahr als nach demselben; denn über die spätere Zeit, namentlich von 845 bis 849, aber auch weiter, haben wir so viele Nachrichten in den fränkischen Annalen, wegen der beständigen, damals feindlichen Berührungen zwischen Böhmen und dem deutschen Königreiche, dass der Name Wlastislaws oder doch der durch ihn hervorgerufene innere Zwist in Böhmen nicht so leicht ohne alle Erwähnung oder Andeutung hätte bleiben können, wenn dieser Zwist mit dem äussern Kriege gleichzeitig vorgefallen wäre, da sich dann wahrscheinlich zwischen beiden eine Wechselbeziehung ergeben hätte.

Wlastislaw, der Wojwode der Lučanen — das ist der geschichtliche Inhalt der Erzählung des Cosmas, wenn wir sie der fabelhaften Zuthat entkleiden — erhob sich mehrmahl nach einander in Krieg gegen den Fürsten Neklan, und verwüstete mit Feuer und Schwert nicht nur das Gebieth der Čechen, sondern auch das seiner nächsten Nachbarn im Osten, der Lemuzen, welche getreu zu Neklan hielten. Gegen die Letzteren erbaute er hart an der Gränze seines Gebiethes gegen die beiden westlicheren Župen derselben, von Bilin und Leitmeritz, eine neue Burg, nach seinem Namen Wlastislaw benannt, um sie von da fortwährend bedrohen zu können. Endlich trieb ihn der Stolz dahin, ganz Böhmen unter seine Gewalt bringen zu wollen. Er fiel mit dem gesammten Aufgeboth seines Stammes in das Land des Fürsten ein, welcher krank oder wie Cosmas meint, aus Furcht sich krank stellend, in der kleinen Burg Lewý Hradec sich einschloss, und den tapfern Čestmír seinem Heere vorsetzte. Wlastislaw rückte auf Entfernung von nur etwa einer Stunde Weges gegen Lewý Hradec vor. Da kam es in dem Felde Tursko, wovon heutzutage ein Dorf seinen Namen führt, zur entscheidenden Schlacht. Wlastislaw fiel, und sein Heer ward vernichtet; ein Denkmal auf einem kleinen Hügel, welcher sich südlich von dem jetzigen Dorfe dem Auge darstellt, bezeichnete nach Cosmas die Stelle, wo auch Čestmír ihm zufolge im dichtesten Handgemenge gefallen sein soll; wahrscheinlicher aber diente es nur zur Erinnerung an den hier erlangten Sieg, da das Gedicht der Königinhofer Handschrift, welchem eine ältere Sage zu Grunde lag, vom Tode Čestmírs nichts weiss, sondern ihn nach vollständigem Siege ein Dankopfer den Göttern darbringen lässt. Nach diesem Siege rückte das Heer Neklans in das Land der Lučanen ein, zerstörte die Burgen derselben, brannte die Dörfer nieder, und machte viel Beute. Doch wurde bald daran gedacht, die Besiegten nicht vollends zur Verzweiflung zu treiben, dass sie nicht etwa ihre Heimath gänzlich verliessen. Sie sollten ihre Stammwojwoden auch in Hinkunft behalten; Neklan liess daher Wlastislaws Sohn, der noch ein Knabe war, erziehen, und baute nur eine nicht besonders feste Burg für ihn in ebener Lage nahe am Egerflusse, welche er Dragus benannte, auf derselben Stelle, wo später ein Kloster mit dem Namen Porta apostolorum (Postelberg) gegründet wurde. Den Knaben soll bald darauf sein Erzieher, ein Sorbe, getödtet haben, um Neklan gegen dessen Willen einen Dienst zu erweisen. Die Würde des

Wojwoden wurde aber, wie eben schon auseinander gesetzt worden ist, wahrscheinlich in anderer Weise wieder besetzt.

Durch den Vertrag von Verdun (843) fiel Deutschland vom Rhein bis an die Gränze der Slawen demselben König Ludwig dem Deutschen zu, den wir bei Lebzeiten seines Vaters Ludwig des Frommen in Verbindung mit den slawischen Völkern und namentlich mit den Böhmen gefunden haben. Es steht sehr in Frage, ob die Böhmen auch noch während seines Streites mit dem Vater den Tribut wie sonst entrichteten; möglich, dass dies seit jenen Zwisten nicht mehr der Fall war, und dass Ludwig der Deutsche, nachdem er sein neues Reich angetreten hatte, erst wieder darauf bedacht war, die früheren Verhältnisse hier wie bei anderen Slawen zu erneuern oder auch noch eine grössere Abhängigkeit dieser Völker von seiner Obergewalt herbeizuführen. Wir wüssten sonst nicht, was den Anlass zum Ausbruche des Krieges zwischen ihm und den Böhmen gegeben hätte.

Auflehnungen einzelner böhmischer Stammwojwoden gegen den Fürsten Neklan oder seinen Nachfolger Hostiwit, ähnlich wie die des Wlastislaw von Lucko, mögen Ludwig dem Deutschen eine günstige Gelegenheit dazu geboten haben. In dieser Weise fassen wir das Begebniss auf, welches uns die Fuldischen Annalen zu dem Jahre unmittelbar vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten erzählen, nämlich dass am 13. Januar 845 vierzehn böhmische Lechen (duces), welche mit ihrem Gefolge zu König Ludwig kamen, indem sie das Christenthum annehmen wollten, auf sein Geheiss getauft wurden. Die Annahme der fremden Religion, der das übrige Volk im Ganzen noch abgeneigt war, sollte wohl den Bund zwischen ihnen und dem deutschen König um so fester knüpfen und ihnen seinen Schutz um so mehr sichern. Die Zahl 14 ist zu hoch, als dass wir uns darunter so viele Wojwoden vorzustellen hätten, welche einzelnen Gebiethen von solcher Ausdehnung vorgestanden wären, wie die der Stämme, die wir den Namen nach kennen, z. B. der Lučanen, der Lemuzen und anderer. Sie hätten dann mehr als zwei Drittheile des ganzen Landes besitzen müssen, was dem nachherigen Ausgange der Sache nicht entspricht. Wir müssen uns daher die Stämme dieser Wojwoden als zerfallen in einzelne Župen vorstellen, welche von einander unabhängig verwaltet wurden, und da auch dies noch zu viel wäre, so kann man sich auch vorstellen, dass zwei, drei und mehrere Brüder oder sonstige Glieder eines Wojwodengeschlechtes sämmtlich Wojwoden genannt wurden, wobei schon die Zahl 14 recht wohl als glaublich erscheint. Am wahrscheinlichsten lagen die Gebiethe dieser Wojwoden in dem westlichen und südlichen Theile Böhmens; denn nur dort konnten sie der deutschen Hilfe sicher gewärtig sein. Wahrscheinlich war einer derselben auch Witorad (Wiztrach), der Wojwode, von welchem Weitra (Witoraz) in Niederösterreich seinen Namen zu haben scheint, welches mit dem umliegenden Gebiethe bis zum 13. Jahrhunderte zu Böhmen gehört hat.

Im Jahre 846 zog König Ludwig im Monathe August mit einem Heere nach Mähren, welches sich der Abhängigkeit vom fränkischen Reiche entziehen wollte. Er verhinderte dies und setzte daselbst, wie aus oberherrlicher Gewalt, Mojmirs Neffen Rastislaw (wohl schon nach des Erstern Tode) als Fürsten ein. Von da wandte er sich nach Böhmen, wahrscheinlich um seinen Anhängern daselbst Hilfe zu bringen; aber er wurde mit grossem Verluste geschlagen, wozu Uneinigkeiten in seinem eigenen Heere beitrugen, und kehrte unter grosser Mühseligkeit

nach seinem Reiche zurück.*) Im nächstfolgenden Jahre (847) kämpfte sein Heer glücklich mit den Böhmen, so dass Ludwig, wie sich ein französischer Chronist darüber ausdrückt, seinen früher erlittenen Verlust wieder einbrachte.**) Als hierauf die Böhmen im Jahre 848 ihrerseits einen Einfall in Ludwigs Reich unternahmen, schlug sie sein gleichnamiger Sohn mit solchem Erfolge, dass sie Gesandte abschickten, um Frieden zu schliessen und sogar Geisseln stellten. Aber der Friede kam entweder gar nicht zu Stande, oder brachen die Feindseligkeiten doch bald wieder aus.***) König Ludwig, durch Krankheit verhindert, selbst einen neuen Feldzug anzuführen, schickte schon im nächstfolgenden Jahre (849) sein Heer gegen die Böhmen unter Anführung Ernsts, des Markgrafen der böhmischen Mark. Zahlreiche Aebte und Grafen standen unter dessen Oberbefehle. Das Heer fiel von Baiern her ein, und griff die Böhmen in einem verschanzten Lager, wahrscheinlich nicht weit von der Landesgränze an. Von beiden Seiten wurde mit grosser Tapferkeit gekämpft, und beide Theile verloren viele Verwundete; namentlich wurde auf deutscher Seite der Markgraf Thakulf von der sorbischen Mark am linken Knie mit einem Pfeile verwundet. Der Wall, welcher das böhmische Lager umgab, wurde nicht erstürmt. Gleichwohl stellten die Böhmen am Tage darauf neue Friedensanträge, welche sie durch Geisseln verbürgen wollten, und schickten dieserhalb Gesandte an den eben genannten Markgrafen Thakulf, zu welchem sie das meiste Zutrauen hatten, weil er die slawischen Verhältnisse am besten kannte. †) Thakulf sprach mit den Gesandten zu Pferde sitzend, um seine Verwundung vor ihnen möglichst geheim zu halten. Dann berichtete er den Grossen im Heere durch seine Leute, was die Slawen ihm vorgebracht hatten. Es wurde ihm aber sein Betragen von Einigen übel genommen, als ob er getrachtet hätte, die Oberleitung an sich zu ziehen, gegen Andere sich einen Vorzug anzumassen. Diese erneuerten ihm zum Trotz und ohne erst nach der Meinung der Uebrigen zu fragen, den Kampf, welcher jedoch wider ihr Erwarten ausfiel. Das unter sich uneinige deutsche Heer wurde von den Böhmen geschlagen. Diese verfolgten den Feind bis in sein Lager, nahmen den zahlreichen Todten, welche das Schlachtfeld bedeckten, vor den Augen der Geflüchteten in aller Sicherheit die Beute ab, und bedrängten die in ihrem Lager eingeschlossenen Deutschen so sehr, dass diese fürchteten, gänzlich aufgerieben zu werden. Da mussten sie endlich selbst um Frieden bitten und Geisseln stellen, die sie früher von den Slawen nicht hatten annehmen wollen. Sie erhielten ungehinderten Abzug, den sie aber auf der gewöhnlichen öffentlichen Strasse antreten mussten. Tief gedemüthigt kehrten sie in solcher Weise nach ihrer Heimath zurück und die Schmach ihrer Niederlage verbreitete sich in allen Ländern.

*) Der Fuldische Annalist spricht sich darüber aus: Inde (Moravia) per Boemanos cum magna difficultate et grandi damno exercitus sui reversus est. Die Annales Xantenses sagen schon deutlicher: Ipse vero cum exercitu *contra* Boemanos . . perexit, sed periculose valde. Prudentius Trecensis aber ist am bestimmtesten, indem er schreibt: Hludowicus rex Germanorum, adversus Sclavos profectus, tam intestino suorum conflictu, quam hostium victoria conterritus reversus est.

**) Derselbe Prudentius Trecensis: ita ut quod ante annum amiserat, recuperaret.

***) Der Fuldische Annalist sagt: Boemani more solito fidem mentientes contra Francos rebellare moliuntur. Aber man erfährt nicht von ihm, was sie eigentlich gebrochen hätten, ob einen Frieden, der schon abgeschlossen war, oder vielmehr nur ein Versprechen Frieden zu schliessen, über dessen Bedingungen man nicht einig werden konnte.

†) Scienti leges et consuetudines Sclavicae gentis.

Wenn die Böhmen auf solche Weise die Angriffe des auswärtigen Feindes glücklich zurückwiesen, so ist kaum zu bezweifeln, dass auch die Anhänger des deutschen Königs im Lande selbst inzwischen bezwungen wurden. Es scheint geradezu dieser Krieg mit den Deutschen es gewesen zu sein, mit welchem das von uns in der ersten Abtheilung bereits bezeichnete Streben der böhmischen Fürsten begann, ihre landesfürstliche Gewalt im Innern zu heben durch Beseitigung der einzelnen erblichen Stammwojwoden, Einziehung ihres Vermögens und Unterwerfung ihrer Gebiethe unter ihre eigene Verwaltung. Während bei den Lučanen auch nach dem Tode Wlastislaws die Stammesselbstständigkeit noch geschont wurde (von dem friedlichen Neklan), dürften die im Jahre 845 getauften Lechen etwa die ersten gewesen sein, deren Gebiethe nach ihrer Vertreibung nicht mehr Stammwojwoden erhielten, sondern durch Županbeamten, die der Landesfürst nach eigenem Gefallen ein- und absetzte, verwaltet wurden. Neklans Nachfolger Hostiwit könnte dann für denjenigen angesehen werden, der zu diesem neuen Regierungssystem den Grund legte. Es dürfte nicht zufällig sein, dass wir fast nur in dem nordwestlichen Drittheil Böhmens alle Namen der alten Stämme kennen, welche dort neben einander wohnten, wogegen die Namen der ehemaligen Stämme im Osten und im Südwesten des Landes für uns in Vergessenheit gerathen sind. Im Osten erklärt sich das frühzeitige Verschwinden dieser Namen aus der Ausbreitung der Herrschaft der Libicer Wojwoden (Vorfahren Slawniks) über einen grossen Theil des Landes im 10. Jahrhunderte; im Westen und Süden hat höchst wahrscheinlich das frühzeitige Obsiegen der Landesfürsten über die Widerspänstigkeit der Wojwoden diese Folge gehabt, indem die dortigen Stämme dem unmittelbaren Herrschaftsgebiethe desselben einverleibt wurden.

Nur Ein böhmischer Wojwode, der oben erwähnte Witorad, scheint hinlänglichen Schutz von den Deutschen erhalten zu haben, so dass er sich dem Gehorsam der Fürsten längere Zeit hindurch entziehen konnte. Es wird um so wahrscheinlicher, dass es das kleine Gebieth von Weitra in Niederösterreich war, welches er beherrschte, weil ihm hier in nächster Nachbarschaft der bei den Markgrafen der Ostmark und der böhmischen Mark von böhmischer Seite her nicht leicht beizukommen war. Er dürfte ein Theilwojwode der Daudleben gewesen sein und die nach seinem Namen genannte Burg Witoraz (Weitrach) erst selbst erbaut haben. Ungeachtet die Gegend von Witoraz bis zum 13. Jahrhunderte zu Böhmen gehört hat, findet man dieselbe doch schon im 12. Jahrhunderte urkundlich unter der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe von Passau.*) Dies kann nur in einer viel ältern Zeit seinen Ursprung gehabt haben, und also höchst wahrscheinlich darin, dass diese Gegend früher und von einer andern Seite her als das übrige Land zum Christenthum bekehrt worden war. Hat also die Taufe der 14 Lechen im Jahre 845 bei aller Unwahrscheinlichkeit im Grossen dennoch irgend eine nachhaltige Folge für die Verbreitung des Christenthums in Böhmen gehabt, so könnte es die sein, dass dieses kleine Gebieth von Weitra damals zum Christenthum bekehrt, bei demselben eben so blieb, wie es damals für längere Zeit in dem Abfalle von den böhmischen Fürsten verharrte. Dann aber hätte jene Taufe vom Jahre 845 keineswegs für Regensburg, sondern für Passau durch Erweiterung der bischöflichen Diöcese Früchte getragen. Dass aber mit Ausnahme dieses Falles die ersten Jahre des Krieges zwischen Ludwig dem Deutschen und den Böhmen für

*) Jireček in den Památky archaeologické 1857. S. 72.

das Christenthum keinen Vortheil, sondern geradezu nachtheilige Folgen brachten, dafür haben wir selbst ein ausdrückliches Zeugniss des Annalisten von Xanten, welcher seine Erzählung von dem Feldzuge des Jahres 849 mit den Worten schliesst: Das Heidenthum schädigte aber in gewohnter Weise die Christenheit von Norden her, und ward immer stärker und stärker; aber es ist unerfreulich, davon zu erzählen.*)

Nach dem grossen Siege der Böhmen im Jahre 849 vergingen fünf Jahre, zu denen wir keine Nachricht von neuen Feldzügen der Deutschen gegen Böhmen finden. Während dieser Zeit wurde der Krieg daher wahrscheinlich nur durch Feindseligkeiten an den Gränzen geführt, wobei die Böhmen, wenn wir den eben citirten Chronisten recht verstehen, angriffsweise durch kleinere verheerende Einfälle vorgingen. Zu dieser Zeit scheint Witorad gestorben zu sein und unter seinen zwei Söhnen brach Zwist aus. Slawitěch, einer derselben, vertrieb den andern, und bemächtigte sich der Herrschaft wider den Willen des deutschen Königs, ohne deshalb zum Gehorsam des böhmischen Fürsten zurückzukehren. Sein Bruder begab sich zu Čestibor, dem Fürsten der Sorben, welcher damals den Deutschen anhing.

Ein neuer Wendepunct in den damaligen Verhältnissen trat ein, als der im Jahre 846 von Ludwig dem Deutschen eingesetzte mährische Fürst Rastislaw sich gegen die deutsche Oberherrschaft erhob. Die Böhmen gingen seitdem mit ihren nächsten Stammgenossen, den Mährern, Hand in Hand, und die Hauptangriffe der Deutschen waren jetzt gewöhnlich gegen die Letztern gerichtet. Als im Jahre 855 König Ludwig zum Erstenmal gegen Rastislaw auszog, schickte er zugleich die Baiern gegen Böhmen; mit welchem Erfolge, ist nicht bekannt; der Feldzug gegen Rastislaw misslang aber. Hierauf unternahm Ludwig im Monate August 856 einen Feldzug gegen die Milčanen, die östlichen Nachbaren der Sorben, welche letztern sich dabei seinem Heere anschlossen. Er bezwang sie, so dass sie Geisseln stellen und sich zum Tribut verpflichten mussten. Von da wandte er sich nach Böhmen, also wie es scheint, zunächst nach den nördlichen Gegenden am rechten, sodann am linken Elbeufer, und durchzog das Land, indem er nach seinem Reiche zurückkehrte. Auf diesem Wege nahm er, um wörtlich nach dem Chronisten zu reden, die Unterwerfung einiger der böhmischen Wojwoden an.**) Aber er verlor auf diesem Feldzuge auch einen grossen Theil seines Heeres; unter anderen fielen die zwei Grafen Burdo und Erph. Welche Bewandtniss es dabei mit der Unterwerfung der Wojwoden hatte, erfahren wir nicht. Sie hätten sich als Abtrünnige vom böhmischen Landesfürsten, aber auch gezwungen dem deutschen Könige unterwerfen können. Ich halte das Letztere für wahrscheinlicher, da es zunächst die Župen der Děčanen, der Lutomiricen, der Lemuzen im engeren Sinne, und der Lučanen sein mussten, welche Ludwig durchzog, von denen die ersteren drei noch nicht lange vorher dem Neklan gegen Wlastislaw die Treue bewahrten, die letztgenannten aber wohl noch den Sturz ihres alten Wojwodengeschlechtes in frischem Angedenken trugen. Die Unterwerfung kann auch nicht von Dauer gewesen sein. Sobald die Deutschen, nach erlittenem bedeutenden Verluste, abgezogen waren, mögen die

*) Infirmante Ludewico rege hostis illius de Beioaria iter arripuit in Boemanos; sed multis ex eis ibidem interfectis, valde humiliati reversi sunt in patriam. Gentilitas vero consueto ab aquilone Christianitatem nocuit, magis magisque convaluit; sed fastidiosum est enarrare.

**) Inde per Boemanos transiens nonnullos ex eorum ducibus in deditionem accepit.

Wojwoden zum schuldigen Gehorsam gegen ihren Landesfürsten zurückgekehrt sein, indem sie nur der augenblicklichen Gewalt gewichen waren.

Im folgenden Jahre (857) wurden Bischof Otgar von Eichstadt, der Pfalzgraf Rudolf und Ernst der jüngere, Markgraf der böhmischen Mark, gegen Böhmen beordert. Sie nahmen Witorads Burg, also Weitra, ein, und vertrieben Slawitěch, worauf dessen Bruder aus dem Sorbenlande zurückkehrte, und nachdem er dem deutschen Könige Treue versprochen hatte, als Wojwode daselbst eingesetzt wurde. Slawitěch flüchtete sich nicht nach Böhmen, mit welchem er, wie früher sein Vater, noch immer in Feindschaft gestanden haben muss, wohl aber zu Rastislaw von Mähren. Trennte ihn vielleicht das angenommene Christenthum von dem im Heidenthum verharrenden Volke, dem er doch angehörte?

Eilf Jahre lang wird dann, während der offene Kampf oder doch die bittere Feindschaft zwischen Rastislaw und den Deutschen fortdauerte, der Böhmen nicht ausdrücklich Erwähnung gethan. Erst zum Jahre 869 berichten die Fuldischen Annalen, dass die Böhmen die baierischen Marken mit häufigen Einfällen heimsuchten, wobei mehrere Dörfer verbrannt und Weiber von da gefangen abgeführt wurden. König Ludwig beauftragte vorderhand die Vorsteher jener Gegenden (tutores partium illarum) gegen die Verheerer, bis er selbst Gelegenheit hätte, sie dafür zu bestrafen, da seine Kriegsmacht eben unter Anführung seines ältesten Sohnes Karlmann gegen Rastislaw beschäftigt war. Da fielen inzwischen die Sorben, welche schon vor 10 Jahren (859) ihren den Franken ergebenen Fürsten Čestibor getödtet hatten, verheerend in Thüringen ein, und auch dabei betheiligte sich eine böhmische Schaar, welche die Sorben zu ihrer Hilfe um Lohn gedungen hatten, wie auch andere slawische Bundesgenossen. Sehr viele Orte wurden verwüstet, und die Vertheidiger des Landes in einzelnen Gefechten geschlagen. Endlich im August dieses Jahres zog König Ludwig grössere Streitkräfte zusammen, und theilte sie in drei Heere. Die Baiern nämlich schickte er Karlmann zu Hilfe gegen Rastislaws Neffen Swatopluk, den Theilfürsten von Neitra; mit den Franken und Alemannen wollte er selbst gegen Rastislaw ziehen; die Sachsen und Thüringer schickte er unter seinem zweiten Sohne Ludwig gegen die Sorben und ihre Verbündeten. Vor dem Antritt des Feldzuges erkrankte aber König Ludwig, und musste in Regensburg zurückbleiben, worauf sein jüngster Sohn Karl den Oberbefehl über das Heer antrat, welches nach Mähren zog. Dort wurde diesmal von den Deutschen nicht unglücklich gekämpft. Karlmann und Karl drangen tief in das Land ein; Karl kam bis vor Rastislaws festesten Sitz (ohne Zweifel Welehrad), und Karlmann vereinigte sich eben daselbst mit ihm, nachdem er Swatopluks Gebieth durchzogen hatte. Auch der jüngere Ludwig schlug die Sorben zuerst in einem Treffen, wodurch sie genöthigt wurden den Rückzug anzutreten; dann brachte er ihnen noch weitere grosse Verluste bei, und schlug auch ihre böhmischen Hilfstruppen, so dass ihrer viele getödtet wurden, die übrigen aber, wie der Chronist erzählt, mit Schanden in ihre Heimath zurückkehrten. Die Sorben ergaben sich nun endlich wieder. Da aber eben damals König Lothar II. in Lotharingien starb (6. August), und Ludwig dem Deutschen, seinem Oheim, vor Allem daran lag, sich seinen Theil an dessen Erbschaft gegen seinen Bruder, Karl den Kahlen von Frankreich zu sichern, so wurden auch die erlangten Vortheile in Mähren nicht weiter verfolgt, sondern mit Rastislaw möglichst eilig unter was immer für Bedingungen Frieden geschlossen. Auch die Böhmen schlossen nun ihren Frieden, und zwar mit Karlmann, welcher, mit seinem jüngsten Bruder Karl in Mähren stehend, eben

auch mit Rastislaw den Friedensvertrag zu Stande gebracht hatte. Es lässt sich daraus schliessen, dass die Böhmen, während einzelne Haufen derselben, wie schon angegeben worden, Baiern beunruhigten und mit den Sorben vereinigt Thüringen verwüsteten, zugleich auch Rastislaw in Mähren, vielleicht mit grösserer Macht, beistanden. Daraus erklärt sich, was sonst auffallend wäre, dass gerade gegen Böhmen kein ausdrücklich genanntes Heer Ludwig des Deutschen in diesem Jahre zu Felde zog. Sie wurden in Mähren selbst mit bekämpft, und darum schlossen sie auch dort, nämlich mit Karlmann, ihren Frieden. *)

Schon in dem nächst darauf folgenden Jahre wurde der Frieden zwischen Mähren und dem fränkisch-deutschen Reiche gebrochen, indem König Ludwig und sein Sohn Karlmann von dem schändlichen Verrath Nutzen zogen, welchen Swatopluk gegen seinen Oheim Rastislaw ausführte. Rastislaw wurde gefangen in die Hände der Deutschen gespielt, auf Befehl König Ludwigs geblendet, und bis zu seinem Tode in einem deutschen Kloster festgehalten (870). Die Deutschen brachen in der ersten Verwirrung in Mähren ein, und unterwarfen das Land unmittelbar ihrer Herrschaft, indem die österreichischen Markgrafen Wilhelm und Engelskalk als Statthalter daselbst eingesetzt wurden. Auch Swatopluk, der sich wohl dadurch in seiner eigentlichen Hoffnung getäuscht sah, die Herrschaft in Mähren selbst zu erlangen, und daher den Deutschen verdächtig erscheinen musste, wurde etwas später gefangen genommen. Bald jedoch erhob sich das mährische Volk mannhaft gegen seine Dränger, und Karlmann, der nun Swatopluk wieder freiliess, um sich seiner als Werkzeug gegen dessen eigenes Volk zu bedienen, wurde von diesem getäuscht. Swatopluk verständigte sich mit den Mährern, schlug das deutsche Heer, mit welchem er selbst nach Mähren gekommen war, bis zur Vernichtung (871), wobei die beiden Brüder Markgrafen von Oesterreich ebenfalls ums Leben kamen, und wurde von den Mährern auf den Fürstenstuhl erhoben.

Sogleich finden wir nun wieder die Böhmen auch als Swatopluks Bundesgenossen. Da sie sich zu einem Einfall in das fränkisch-deutsche Reich rüsteten, begab sich König Ludwig nach einem noch im October des Jahres 871 abgehaltenen Reichstage in Frankfurt nach Baiern und schickte gegen sie den Bischof Arno von Würzburg und den Markgrafen Rudolf von der böhmischen Mark. Sie scheinen in das südliche Böhmen eingedrungen zu sein. Von ihren

*) Dümmler sagt von diesem Frieden, die Böhmen hätten Geisseln stellen und Treue zusagen müssen; damals zum Erstenmale seien sie gebändigt worden, indem sie sowohl in Thüringen als bei den Raubeinfällen in Baiern den Kürzern gezogen hätten. Zum Beleg dafür citirt er aber die bezügliche Stelle der Annales Fuldenses mangelhaft, nämlich: Behemis.. partim occisis partim turpiter ad sua redeuntibus, ceteros in deditionem accepit. Behemi dextras sibi a Carlomanno dari petunt et accipiunt. Die ganze Stelle lautet aber so: „Interea Hludowicus frater illorum (Carlomanni et Caroli), cum Sorabis manum conserens, primo quidem quibusdam occisis hostes terga vertere coëgit; deinde vero non modica ex eis multitudine prostrata et Behemis, qui a Sorabis mercede conducti fuerant, partim occisis, partim turpiter ad sua redeuntibus, ceteros in deditionem accepit.“ Dümmler hat diese Stelle, wie so manche andere, schlecht verstanden. Hier ist nicht von Unterwerfung der Böhmen, sondern von der Unterwerfung der Sorben die Rede, nachdem viele von ihnen getödtet, und ihre böhmischen Soldtruppen aus dem Felde geschlagen waren. Von dem Friedensschluss mit den Böhmen wird erst etwas weiter gesprochen. Sie schlossen ihn ja nicht mit dem jüngern Ludwig, sondern mit Karlmann in Mähren; und da bedeuten die Worte: „Bohemi dextras sibi a Carlmanno dari petunt et accipiunt,“ doch wahrhaftig keine Unterwerfung und keine Zusage der Treue wie gegen einen Oberherrn; es ist eben nur die gegenseitige Zusage einander Frieden zu halten. — Von der Besiegung derjenigen Böhmen, welche Baiern bedrängt hatten, ist auch nirgends die Rede.

Thaten daselbst wird aber das Einzige erzählt, dass sie eine ansehnliche Hochzeit, nämlich die der Tochter eines böhmischen Wojwoden, mit einem mährischen Bräutigam auf dem Wege nach Mähren überfielen, und dabei 644 Pferde und eben so viele Schilde erbeuteten, welche das bewaffnete Gefolge wegen der Enge des Weges, wo der Ueberfall unversehens geschah, hatte zurücklassen müssen, um nur mit dem Leben davon zu kommen. *)

Während im hierauf folgenden Jahre (872) die deutschen Heere unter Anführung Karlmanns in Mähren unglücklich kämpften, brach ein Theil des Aufgebothes der Franken unter Anführung des Erzbischofes Liutbert von Mainz in Böhmen ein, von Westen her, und zwar wahrscheinlich wieder einmal über Eger und zunächst durch das Egerthal. Sie gelangte sodann bis an die Moldau, wahrscheinlich irgendwo in der Nähe von Melnik, wo es zu einer Schlacht kam. Fünf Wojwoden oder Župane (duces) führten dabei die böhmischen Truppen an, welche der Fuldische Chronist diesmal bei den Namen nennt. Sie hiessen: Swatoslaw,

*) Es ist hier, wie bei fast allen Nachrichten der damaligen deutschen Chronisten über Böhmen, zu bedauern, dass diese mit so wenig Kenntniss der Personen und der Orte in Böhmen geschrieben sind; sie würden sonst für uns in vielfacher Hinsicht einen ungleich grössern Werth haben. So aber sind sie häufig schwer zu erklären. Die ganze Nachricht der Annales Fuldenses über diesen Vorfall lautet: „Rex vero mense Octobrio cum suis colloquium habuit in Franccnofurt; inde in Baioariam profectus, contra Behemos, irruptionem in regnum suum molientes, tutores partium illarum misit, Arnum videlicet episcopum et Ruodoltum comitem aliosque cum eis. Adversarii autem quendam locum vallo firmissimo circumdederunt, iter angustum in ipso aditu facientes, ad insidias scilicet illorum, qui terminos observabant, ut si forte aliquis ex illis illuc veniret, in ipso angusto itinere, nusquam declinare valens, occideretur. Interea Sclavi Marahenses nuptias faciunt, ducentes cujusdam ducis filiam de Behemis. Quod cum supradicti viri, id est Arn et alii, qui cum eo erant, comperissent, illico armati adversarios sequebantur. Illi autem fugientes et armis derelictis, vix nudie vaserunt. Nostrates vero supervenientes 644 equos cum frenis et cellis atque ejusdem numeri scuta, quae fugientes dimiserant, invenerunt, et haec nullo resistente tollentes ad castra laeti reversi sunt.“ Unter dem Orte, welchen die Böhmen mit einem mächtigen Walle umgeben hatten und dem engen Wege am Eingange desselben ist eines der sogenannten Gränzthore zu verstehen, welche durch den Gränzforst ins Land führten. (Vergl. Jireček's Aufsatz im Časopis Českého Musea 1856. II. 114. III. 90. und dort insbesondere Seite 94). Es ist das Gränzthor an einem Wege, welcher von Böhmen nach Mähren führte, weil er eben von der mährischen Hochzeit passirt werden musste. Wenn der Annalist in solcher Weise davon spricht, dass diese Befestigung damals erst vor Kurzem angelegt war, und dass sie gegen die fremden Gränzwächter als Falle dienen sollte (ad insidias illorum, qui terminos observabant), so ist dies daraus zu erklären, dass die böhmische Gränze gegen Mähren neue Befestigungen dieser Art vor Kurzem erhalten haben mochte, als nämlich Mähren eben im Jahre zuvor nach Rastislaws Gefangennehmung in deutsche Hände gerieth. Dies so aufgefasst, stellen wir uns vor, dass die Deutschen durch einen der südlichen Gränzpässe (von Passau oder von Linz her) in das Land einbrachen, und die mährische Hochzeit gegen einen Gränzpass hin verfolgten, welcher möglichst südlich aus Böhmen nach Mähren führte. Zu weit in das Innere des Landes können die Deutschen nicht gekommen sein; dort würden sie das Abenteuer wohl nicht so leicht ausgeführt haben. Eben darum glaube ich nicht, dass es eine Tochter oder Schwester Bořiwojs war, welche als Braut nach Mähren geführt wurde; von Prag würde der Weg nach Mähren nördlicher gegangen sein, als man unter jenen Umständen annehmen kann. Darauf passen auch die Worte: ducentes c u j u s d a m ducis filiam de Behemis. Hier ist wohl nur die Tochter eines der Stammwojwoden im südlichen oder südöstlichen Böhmen zu verstehen. Die grosse Zahl des berittenen Gefolges erklärt sich, wenn sie nicht sonst üblich war (worüber schwer abzusprechen ist) aus den besonderen Zeitumständen, den Gefahren des eben damals bestehenden Krieges. Darum haben wir auch keinen Anhaltspunkt für die Meinung, dass es Swatopluks Hochzeit war. Das würde der über das Ereigniss triumphirende Chronist doch gewiss besonders betont haben.

Witislaw, Heriman, Spytimir und Mojslaw. Einen sechsten, Goriwei (?) hat er noch dazu geschrieben, ohne doch sechs zu zählen (er kommt nicht in *allen* Handschriften vor). Wohl dürfte, wie Palacký vermuthet, darunter Bořiwoj zu verstehen sein, der damalige böhmische Landesfürst, welcher wahrscheinlich den Oberbefehl führte, während jene fünf eben so vielen Heerhaufen vorstanden, in welche die böhmische Streitmacht getheilt war. Die Böhmen verloren diese Schlacht. Viele wurden getödtet oder verwundet, einige kamen in den Wellen der Moldau (Fuldaha, Waldaha) um das Leben; die Uebrigen flüchteten sich nach den benachbarten Burgen, worauf die Deutschen nach Verheerung eines bedeutenden Theiles des Landes unbeirrt den Rückzug antraten.

Auch im Jahre 873 war das Kriegsglück in Mähren entschieden dem Swatopluk günstig, während er dessenungeachtet dem deutschen König auch Friedensanträge stellte. Ludwig der Deutsche, welcher damals eine Zeitlang in dem neuerworbenen Antheile von Lotharingien geweilt hatte, kehrte von dort über Karlmanns Hilferuf nach Regensburg zurück, empfing daselbst zunächst die Gesandten verschiedener anderer slawischen Völker, und schloss Friedensverträge mit ihnen. Nur die Gesandten der Böhmen, welche eben dahin kamen, liess er ins Gefängniss werfen, weil sie, wie Hincmar von Rheims sagt, mit Hinterlist kamen (cum dolo missos). Erst im darauf folgenden Jahre (874) wurde der Frieden zwischen Ludwig dem Deutschen und Swatopluk in Forchheim zu Stande gebracht. Wenn der Fuldische Annalist angibt, dass Swatopluks Gesandter, Priester Johann von Venedig, dabei von Seite seines Herrn beständige Treue und einen jährlichen Tribut an den deutschen König zusagte, so hat sich dies ohne Zweifel so verhalten. Es kommt aber in Erwägung, dass Swatopluk während dieses Krieges sich des Fürstenthums Kocels in Unterpannonien in Folge des Todes des letztern bemächtigt hatte, und dass er es nach diesem Friedensschlusse behielt. Ohne Zweifel bezog sich daher die Tributleistung und die zugesagte Lehenstreue auf dieses Land allein, welches ein von dem fränkischen Könige verliehenes Lehen war, nicht auf das alte Mähren. Auch die Böhmen schickten nun wieder ihre Gesandten zu dem deutschen Könige nach Forchheim. Sie wurden diesmal gehört und empfingen Bescheid (Behemorum quoque nuntios rex audivit et absolvit); das heisst wohl, auch mit ihnen kam der Frieden zu Stande; der Chronist unterlässt es jedoch zu sagen unter welchen Bedingungen; sie dürften daher für den deutschen König minder günstig gewesen sein als die des Friedens mit Swatopluk. Ob die Böhmen sich durch diesen Frieden wieder zu dem ehemaligen Tribut verstanden, bleibt zum mindesten sehr zweifelhaft.

Seit dem Frieden von Forchheim werden die Nachrichten der deutschen Quellen über Böhmen für eine längere Zeit viel spärlicher als bis dahin, und dies erklärt sich daraus, dass die wechselseitigen Beziehungen zwischen Böhmen und Deutschland während dieser Zeit viel geringer waren. Regino erzählt, dass, als die drei Söhne König Ludwig des Deutschen nach dessen Tode (876) sich in das Reich theilten, Karlmann nebst Baiern und Kärnthen mit den dazu gehörigen Marken auch die slawischen Reiche der Böhmen und Mährer (regna Sclavorum Behemensium et Marahensium) erhalten habe. Wenn dies nicht wieder, wie bei der Theilung vom Jahre 817, den Sinn hatte, dass Karlmann den böhmischen Tribut erhielt, so hatte es jedenfalls den bis dahin nicht aufgegebenen Anspruch darauf von Seite der Deutschen zu bedeuten.

Im Jahre 880 schlossen sich beutelustige Schaaren der Böhmen den Milčanen, Sorben und andern benachbarten slawischen Stämmen an, welche auf die Nachricht von der grossen Niederlage der Sachsen im Kampfe mit den Normanen feindlich in Thüringen einfielen, dann aber von Poppo, Markgrafen der sorbischen Mark, aufs Haupt geschlagen wurden. Weiter wird Böhmens weder in den Fuldischen Annalen noch sonst gedacht bis zum Jahre 890, und doch war dies eine Periode, welche noch wichtige Veränderungen in den Verhältnissen herbeiführte.

In der Zeit nach dem Frieden von Forchheim bildete sich aus Mähren ein grosses Reich durch die Unternehmungen Swatopluks, welcher nebst dem alten Mähren und Unter-Pannonien auch die slawischen Länder im Norden der Karpaten und des Riesengebirges, das nachherige Kleinpolen, Schlesien und die Lausitz (das Land der Lučanen) — seinem Scepter unterwarf. Da kam auch Böhmen unter seine Oberherrschaft; aber auf welche Art, erfahren wir aus den deutschen Quellen eben so wenig, wie sie uns von der Art der Unterwerfung jener übrigen slawischen Länder etwas erzählen. Der Annalist von Fulda erwähnt dessen bloss gelegentlich bei der Erzählung, wie die Böhmen im Jahre 895 zu König Arnulf nach Regensburg kamen. Er sagt, die Böhmen wären lange zuvor von der Gemeinschaft mit den Baiern und von der Gewalt derselben durch Swatopluk getrennt und derselben entzogen worden (quos Zuentibaldus dux a consortio et potestate Baioaricae gentis per vim dudum divellendo detraxerat). Das ist um so unbefriedigender, je mehr wir aus den Begebenheiten, die dem Forchheimer Frieden vorhergingen, und dem Schweigen der deutschen Quellen über das, was auf denselben etwa gefolgt sein sollte, schliessen müssen, dass es mit der Gemeinschaft zwischen den Böhmen und den Baiern und mit der Gewalt oder Schutzgewalt der Letzteren über die Erstern nicht viel auf sich hatte. Nicht von den *Baiern* getrennt, nicht *ihrer* Gewalt entzogen, hat also Swatopluk die Böhmen; wohl aber, wenn von einem gawaltsamen Verfahren die Rede ist, mag die seit lange bestandene Bundesgenossenschaft zwischen den Böhmen und den Mährern *gegen* die Baiern oder Deutschen später in eine eigentliche Oberherrschaft der Mährer über die Böhmen übergegangen sein.

Näher berichtet uns Regino, der lotharingische Abt von Prüm, wie Swatopluk später noch einen Schritt weiter ging, indem er sogar der landesfürstlichen Gewalt der Přemysliden in Böhmen ein Ende machte, und dieselbe an sich zog. Nach ihm verlieh König Arnulf im Jahre 890 dem mährischen „König“ Swatopluk die Herzogswürde der Böhmen, welche bis dahin einen Fürsten ihres Geschlechtes und ihres Volkes über sich gehabt, und den fränkischen Königen die zugesagte Treue in unverbrüchlichem Bunde bewahrt hatten*). Von dieser zugesagten Treue und deren Bewahrung in unverbrüchlichem Bunde hatte der von Böhmen weit entfernt lebende Abt Regino offenbar eine falsche Vorstellung; sie war so wie die des Abtes von Fulda den späteren Zuständen entnommen, die erst nach Swatopluks Tode eintraten; und deshalb legte Regino dem Acte zwischen König Arnulf und Swatopluk rücksichtlich der Verleihung der böhmischen Herzogswürde wohl eine andere Bedeutung bei als ihm zukam; aber dass ein solcher Act stattfand, wird man gegen den gleichzeitigen Berichter-

*) Anno dominicae incarnationis 890 Arnolfus rex concessit Zuendiboldo Marahensium Sclavorum regi ducatum Behemensium, qui hactenus principem suae cognationis ac gentis super se habuerant, Francorumque regibus fidelitatem promissam inviolato foedere conservaverant.



statter mit Grund nicht in Abrede stellen können. Eine Zusammenkunft zwischen Arnulf und Swatopluk fand im Monate März 890 in Omunterberg in Pannonien statt, und auf dieser Zusammenkunft muss also die Verleihung geschehen sein. Gewiss hätte Arnulf, wenn er über die fürstliche oder, wie man am deutschen Hofe zu sagen pflegte, die herzogliche Gewalt in Böhmen von Rechtswegen und frei zu verfügen gehabt hätte, dieselbe nicht aus blosser Gevatterschaft, wie Regino annimmt, an den mächtigen Swatopluk von Mähren verliehen. Wohl aber hatte Swatopluk die Herrschaft über Böhmen schon früher, wie die Fuldischen Annalen andeuten, mit Gewalt an sich gerissen, und Arnulf, welchem damals noch an der Bewahrung der Freundschaft mit Swatopluk gelegen war, verzichtete ihm zu Gunsten auf die Ansprüche der deutschen Könige hinsichtlich Böhmens, welche seit dem Frieden von Forchheim Allem nach eben so wenig wirkliche Geltung hatten, wie während des Krieges vor demselben. Den klaren Worten Reginos zufolge hatten die Böhmen bis dahin ihre einheimischen Herzoge; *ihre* Gewalt ging auf Swatopluk über. Die bisherige Dynastie war aber nicht erloschen; also muss sie zeitweilig von der Herrschaft verdrängt worden sein; und dies können wir uns in der Art vorstellen, dass Swatopluk, der schon früher eine Obergewalt über Böhmen ausgeübt hatte, endlich die böhmischen Landesfürsten den übrigen Wojwoden im Lande gleichstellte, und die von ihnen über die Letzteren bis dahin ausgeübte fürstliche Gewalt unmittelbar an sich zog. Es kann bei Gelegenheit des Todes des Fürsten Bořiwoj, oder aus einem andern Anlasse noch bei dessen Lebzeiten geschehen sein. Indem Swatopluk es für gut hielt, diese faktisch durchgeführte Veränderung sich durch den deutschen König bestätigen zu lassen, war sein Zweck dabei wahrscheinlich der, den böhmischen Fürsten oder ihrer Partei im Lande, die Hoffnung abzuschneiden, dass sie gegen ihn den Schutz des Königs Arnulf mit Erfolg anrufen könnten, was später gleichwohl geschah.

Bořiwoj war, wie wir schon näher erörtert haben, der erste böhmische Landesfürst, welcher die Taufe annahm, und von dessen Zeit an das Christenthum in ganz Böhmen sich zu verbreiten anfing. Die späteren Legenden, welche davon umständlicher erzählen als Cosmas, geben an, dass Bořiwoj einmal von den Grossen seiner Herrschaft entsetzt und aus dem Lande vertrieben wurde; er flüchtete sich in Folge dessen zu Swatopluk nach Mähren, und hielt sich bei ihm auf, bis er durch eine Erhebung seiner Getreuen in Böhmen wieder auf den Thron gelangte. Wir müssen dieser Erzählung so viel zugestehen, dass sie gut zu den Verhältnissen passt, wie sie zur Zeit des Fürsten Bořiwoj sein mussten, da das Land unter ihm die Unabhängigkeit verlor, welche es vorher in langem Kampfe mit den Deutschen glücklich behauptet hatte. Innere Unruhen, in welchen etwa Swatopluk zu Gunsten Bořiwojs mächtig einschritt, machten es am leichtesten, dass er das bis dahin in Bundesfreundschaft mit Mähren stehende Land nunmehr seiner Oberherrschaft unterwarf, und etwa nach Bořiwojs Tode sogar die fürstliche Gewalt unmittelbar an sich zog.

Diesen Legenden zufolge wie auch nach Dalemil, welcher im Anfang des 14. Jahrhundertes schrieb, fand die Taufe des Bořiwoj in Welehrad Statt, am Hauptsitze der mährischen Herrschaft, welcher eben deshalb auch der Sitz des Methodius als Erzbischofs war. Nebst der ersten Kirche des heil. Clemens in Lewý Hradec wird in denselben Quellen noch eine Marienkirche in Prag (im jetzigen Prager Schlosse nämlich) als von Bořiwoj erbaut angeführt. Wir können auch diesen beiden Angaben einen hohen Grad von Glaubhaftigkeit nicht be-

streiten, wenn wir uns erinnern, dass ja auch Cosmas über die Umstände der Taufe Bořiwojs, über die Gründung der ersten Kirchen im Lande u. s. w. Näheres gewusst hat, was er nur nicht nach den Quellen, die er anführt, in seinem Werke wiederholen zu müssen glaubte. Eben diesen älteren Quellen entstammt wohl das Meiste, was wir mit allerlei Zugaben ausgeschmückt in den späteren Legenden finden.*)

Durch die Unterwerfung Böhmens unter Swatopluks unmittelbare Herrschaft stieg die Macht des Letztern so sehr, dass ein Conflict zwischen ihm und dem deutschfränkischen Reiche auf lange hinaus nicht zu vermeiden war. Es verging noch kein Jahr seit der sogenannten Verleihung Böhmens von Arnulf an Swatopluk, und schon brach zwischen ihnen ein Krieg aus, welchen Beide nicht überlebten. Gegen Ende des Jahres 894 starb Swatopluk, und sogleich benützten die Böhmen die Gelegenheit, sich von der mährischen Herrschaft wieder zu befreien. In der Mitte des Monates Juli 895 kamen, wie der Fuldische Annalist erzählt, sämmtliche Wojwoden der Böhmen, deren Oberste Spytihněw und Wratislaw (Witislaw?) waren, zu König Arnulf auf den Reichstag zu Regensburg, wurden von ihm mit Ehren empfangen und unterwarfen sich seiner Obergewalt durch den üblichen Handschlag. Sie hatten sich also schon etwas früher der Gewalt Mojmirs, des Sohnes und Nachfolgers Swatopluks in Mähren entzogen, und die fürstliche Gewalt der Přemyslidischen Familie wieder hergestellt, indem Bořiwojs Sohn Spytihněw I. auf den Fürstenstuhl erhoben wurde. Um sich gegen die Uebermacht des übrigen mährischen Reiches zu behaupten, begaben sie sich unter den Schutz des deutschen Königs.

Es scheint, dass sie dessenungeachtet in den ersten zwei Jahren darauf harte Kämpfe zu bestehen hatten. Abermals begaben sich die Häupter des Volkes (gentis Behemitarum duces) — wir wissen nicht, ob da wieder alle Wojwoden, oder nur die zwei Söhne Bořiwojs, Fürst Spytihněw nämlich und sein Bruder Wratislaw, zu verstehen sind — im Jahre 897 zu Arnulf, damals schon gekröntem römischen Kaiser, nach Regensburg, klagten über harte Bedrängnisse von Seite der Mährer, und baten um seine Hilfe. Er machte ihnen tröstliche Zusagen, entliess sie mit Ehrengeschenken, und hielt sich den ganzen Herbst jenes Jahres nahe an der böhmischen Gränze (am nördlichen Donauufer und am Regenflusse) auf, um, wenn es nöthig wäre, den Böhmen Beistand zu leisten. Ein neuer Angriff von Seite der Mährer auf Böhmen dürfte dadurch verhindert worden sein, und später brachen in Mähren selbst Unruhen aus durch Auflehnung Swatopluk des Jüngeren gegen dessen ältern Bruder Mojmír. Nachdem Kaiser Arnulf im Dezember des Jahres 899 gestorben war, fielen die Baiern mit den Böhmen vereint im Jahre 900 durch der Letzteren Land in Mähren ein, und verwüsteten es drei Wochen lang. Dann wurde endlich im Jahre 901 Frieden geschlossen, um der beiderseitigen Gefahr von Seite der Ungarn zu begegnen, welche aber gleichwohl in wenigen Jahren darauf das mährische Reich gänzlich zertrümmerten, und dem fränkisch-deutschen schwere Wunden versetzten.

Gleichzeitig mit der Unterwerfung unter den Schutz des deutschen Königs Arnulf im Jahre 895 erfolgte, wie wir schon angeführt haben, höchst wahrscheinlich auch die Trennung

*) Gumpold schreibt zwar die Errichtung der Marienkirche in Prag dem Spytihněw zu, wohl aber weil er zwar von dem alten Bestand dieser Kirche, nicht aber auch von Bořiwoj wusste. Als schon im Knabenalter des heil. Wenceslaus bestehend wird sie in der russischen Legende von demselben Heiligen erwähnt.

von dem mährischen Erzbisthum und die Einverleibung Böhmens zu dem Bisthum von Regensburg, womit die Einführung der lateinischen Liturgie nothwendig zusammenhing. Spytihněw war der Gründer der Kirche des Apostelfürsten Petrus in Budeč, welche uns als eine Pflanzschule des lateinischen Clerus im Lande bekannt geworden ist.

Seit dem gemeinschaftlichen Feldzuge der Böhmen mit den Baiern gegen Mähren im Jahre 900 versiegen die gleichzeitigen deutschen Quellen über Böhmen wieder fast gänzlich auf mehrere Jahrzehende. Wir erfahren von demjenigen, was damals in Böhmen vorging, nur aus etwas spätern, theils einheimischen, theils fremden Quellen, welche jedoch, ungeachtet sie im Ganzen wenig befriedigen, vor den gleichzeitigen Nachrichten der fränkischen Annalisten des 9. Jahrhundertes den Vorzug haben, dass sie uns mehr Einblick in das Innere des Landes und des Volkes gewähren als jene. Es sind dies hauptsächlich die fast gleichzeitigen slawischen Legenden vom heil. Wenceslaus, die vielleicht nicht viel jüngere Legende von der heil. Ludmila, welche Wattenbach gefunden hat, *) Gumpolds Vita S. Wenceslai, Einiges aus den zwei ältesten Lebensgeschichten des heil. Adalbert, und die Nachrichten bei Cosmas, welche, wie wir schon berührt haben, grossen Theils auf älteren schriftlichen Aufzeichnungen beruhten.

Zunächst geben uns diese Quellen hinlängliche Aufschlüsse über die Genealogie des Přemyslidischen Hauses in der Zeit seit Bořiwoj. Dieser hatte Ludmila, die Tochter des Wojwoden der Pšowanen, Slawibor, zur Gattin, welche ihm zwei Söhne gebar, Spytihněw I. und Wratislaw I., welche ihm nacheinander auf dem Throne nachfolgten. Wratislaw I. war vermält mit Drahomiř, einer Fürstentochter der noch heidnischen Luticen (Wilzen) aus dem Stamme der Stodoranen in der jetzigen Mark Brandenburg. Er hatte mit ihr drei Söhne, Wenceslaw, Boleslaw und Spytihněw, nebst vier Töchtern, deren eine Přibislawa hiess.

Wenn die Unterbrechung der Nachfolge der Přemysliden auf dem böhmischen Fürstenstuhle durch Swatopluk aus Anlass des Todes Bořiwojs erfolgt ist, so dürfte Letzterer im Jahre 890 oder vielleicht schon 889 gestorben sein, wohl noch in kräftigen Mannesjahren, da ihn seine Gemalin Ludmila noch etwa 30 Jahre lang überlebte.

Spytihněw gelangte erst nach Swatopluks Tode, also im Jahre 894, spätestens, wie wir gesehen haben, 895, auf den Thron seiner Väter. Seine und seines Bruders Wratislaw Regierungsjahre lassen sich nur annähernd bestimmen. Wratislaw starb nämlich nicht lange vor der Ermordung Ludmilas, welche am 15. September 921 geschah. **) Dürfen wir uns an den Wortlaut der russischen Legende vom heil. Wenzel halten, wornach dieser auf die Welt gekommen wäre, als sein Vater schon regierte, so müsste Wratislaw die Regierung schon vor dem Jahre 903 angetreten haben, indem Wenzel beim Tode seines Vaters 18 Jahre alt war. Spytihněw hätte demnach nur kurze Zeit regiert, höchstens 8 Jahre. Es ist sehr wahrscheinlich, dass er noch jung die Herrschaft antrat und keine Nachkommenschaft hinterliess.

Demnach war es wohl bereits Wratislaw I., zu dessen Regierungszeit das mährische Reich durch die Ungarn zerstört wurde. Während das alte Mähren unter die Bothmässigkeit der Magyaren gerieth, nachdem der Fürst Mojmir II. höchst wahrscheinlich im Kampfe mit

*) Ich habe meine Ansicht über das Alter dieser Legende in einer besonderen Abhandlung dargelegt im Časopis českého musea 1860. S. 263, auf welchen ich hier nur verweisen muss.

**) Die Gründe dafür, dass dieses Todesjahr nicht 927 sein kann, habe ich in der eben citirten Abhandlung ausgeführt.

ihnen gefallen war, und die slawischen Völkerschaften an den Quellen der Weichsel, an der Oder und bis an die Elbe nördlich von Böhmen wieder ihre frühere Selbständigkeit erlangten; war das deutsche Reich, unter dessen Schutz Spytihněw I. sich begeben hatte, nunmehr unvermögend, seine eigenen Gränzen gegen den neuen Feind der abendländischen Christenheit zu schützen. Es stand nach dem Tode Kaiser Arnulfs unter der Herrschaft eines Kindes, Ludwig III. Der eigentliche Reichsverweser an der Stelle desselben, Liutpold, Markgraf der böhmischen Mark in Baiern und Statthalter von Kärnthen, fiel in der Schlacht vom Jahre 907, welche die Unterwerfung Pannoniens und der österreichischen Mark bis an die Enns unter die Gewalt der Magyaren zur Folge hatte. Ludwig das Kind starb im Jahre 911, der letzte von dem Geschlechte Karl des Grossen in Deutschland. Da zog Arnulf, des mächtigen Markgrafen Liutpold Sohn, die Herrschaft über Baiern und Kärnthen, die Länder, in welchen der letzte Karolinger fast allein noch eine eigentliche Gewalt ausgeübt hatte, erblich an sich, während Konrad, Herzog von Franken, zum neuen deutschen König gewählt wurde. Arnulf gehorchte ihm (911—918), und hernach seinem Nachfolger Heinrich I., Herzog von Sachsen (seit 919) nicht mehr, sondern wohl noch weniger, als die Herzoge von Franken und Sachsen den letzten zwei Karolingischen Königen gehorcht hatten; er strebte eine Zeitlang geradezu die volle Unabhängigkeit an.

Dies ist das Bild der äussern Umgebungen, in denen sich Böhmen zu Zeiten Wratislaws I. befand. Der Verfasser der grösseren russischen Legende vom heil. Wenzel nennt Wratislaw einen Fürsten von grossem Ruhme (welik slawoju) und wir müssen das nicht gerade für eine ganz leere Phrase halten. Immerhin mag sich Wratislaw in den Verhältnissen, welche zu seiner Zeit bestanden, herzhaft betragen haben. Wir können zunächst daran denken, dass er die Gränzen seines Landes gegen die Magyaren, nun seine unmittelbaren Nachbaren, welche alle umliegenden Länder mit räuberischen Einfällen heimsuchten, verhältnissmässig glücklich zu vertheidigen wusste.

Es geht aus dem spätern Zusammenstoss zwischen Böhmen und dem deutschen König Heinrich I. mit Gewissheit hervor, dass Böhmen in der Zeit vor dem Jahre 928 sich in keiner Abhängigkeit von Deutschland befand. Es war also Wratislaw I., welcher sich derselben wieder entzogen hatte. Dies geschah, wenn nicht früher, jedenfalls nach dem Aussterben der deutschen Karolinger. Denn Wratislaw mochte sich weder gegen den Herzog Arnulf von Baiern-Kärnthen, welcher kein König war, noch gegen den neuen deutschen König Konrad I. für verpflichtet halten, das bisherige Verhältniss des Schutzbefohlenen einzuhalten, zumal da er weder von dem einen noch von dem andern einen Schutz mehr zu gewärtigen hatte.

Herzog Arnulf von Baiern war aber derjenige, unter dessen Schutze sich der Bischof von Regensburg befand, zu dessen Diöcese Böhmen seit Spytihněw I. gehörte. Er übte, wie sonst der König, das Recht der Investitur, das heisst thatsächlich das der Einsetzung der Bischöfe, in seinem Lande aus. Insofern war also Böhmen damals in kirchlicher Beziehung abhängig von dem bairischen Herzog. Lag es für einen thatkräftigen böhmischen Fürsten unter jenen Umständen nicht nahe, dahin zu trachten, sich auch einer solchen Abhängigkeit zu entziehen? Es steht sehr in Frage, ob die Einbeziehung Böhmens in die Regensburger Diöcese damals kirchenrechtliche Geltung hatte, ob sie vom Papste gebilligt war. Denn endlich hatte Papst Johann IX. im Jahre 899 über die Bemühungen Mojmirs II. das seit Methodius Tode



erledigte mährische Erzbisthum wieder besetzt; er hatte einen Erzbischof Johann nebst zwei Bischöfen, Benedikt und Daniel, bestätigt. Böhmen war aber jedenfalls nur durch einseitiges Vorgehen der weltlichen Gewalt von Mähren getrennt und zu der Regensburger Diöcese geschlagen worden. Wenn nun nach der Invasion der Magyaren mit dem mährischen Reiche auch das mährische Erzbisthum verschwand, so war die Möglichkeit vorhanden, wenn sonst nicht mächtige Hindernisse eintraten, ein unabhängiges Bisthum oder Erzbisthum für Böhmen zu erlangen. Einige Umstände lassen uns vermuthen, dass Wratislaw I. mit diesem Gedanken umging, und dass er sich für eine Zeitlang dem kirchlichen Verbande mit Regensburg sogar wieder entzog.

Dass neben der lateinischen Liturgie auch die slawische sich im Lande noch forterhielt, haben wir bereits gezeigt. Es war Wratislaws Mutter, die heilige Ludmila, welche dieselbe mit besonderer Vorliebe geschützt zu haben scheint. Sie wachte über den Unterricht ihres Enkels Wenceslaw in slawischer Schrift; doch liess ihn sein Vater sodann auch im Latein in der Priesterschule zu Budeč unterweisen. Bemerkenswerth ist aber, was die längere russische Legende von der Feier des ersten Abschneidens der Haare (postřižiny) bei Wenceslaw dem Heiligen erzählt. Wratislaw berief zur Verrichtung dieser in der lateinischen Kirche nicht üblichen Ceremonie, wie sich die Legende ausdrückt, „einen gewissen Bischof" (jepiskopa jetera) mit dem gesammten Clerus; und die feierliche Handlung wurde beim Absingen der Liturgie in der Kirche der heil. Maria (im Prager Schlosse) begangen. Von einem *gewissen* Bischof hätte der Legendist doch nicht gesprochen, wenn er den Bischof von Regensburg als unzweifelhaften Ordinarius des Landes gemeint hätte. Zu dem eigenthümlichen Acte des ersten Haarabschneidens lässt sich auch schwer an den deutschen Bischof denken, in dessen Diöcese derselbe sonst nicht üblich war, wie wir denn auch in Böhmen selbst später nicht mehr davon hören. Möglich ist es aber, dass es einer der mährischen Bischöfe war, welche vor der Gewalt der Magyaren aus ihrem Lande hatten fliehen müssen, der nun in Böhmen eine Unterkunft fand. Wratislaw mochte sich seiner bedienen, indem er sich wieder von Regensburg abwandte. Auf denselben Gedanken werden wir gebracht, indem die weiter noch zu erwähnende Nachricht von dem Heereszuge des Herzogs Arnulf von Baiern nach Böhmen im Jahre 922 auf ein feindliches Verhältniss zwischen ihm und Wratislaw schliessen lässt. Dieses mochte eben in dem Streit über die Rechte des Regensburger Bisthums seinen Grund haben.

Die Macht der böhmischen Landesfürsten im Innern des Landes vermehrte sich zu Zeiten Wratislaws, wenn nicht etwa schon unter Bořiwoj, durch den Zuwachs des Landes der Pšowanen zu dem unmittelbaren Herrschaftsgebiethe der Přemysliden, indem der Mannsstamm der dortigen Wojwoden entweder schon mit Slawibor, dem Vater der heil. Ludmila, oder etwa mit einem uns unbekannten Sohne oder Bruder desselben ausstarb. Wir werden weiter unten schon einen der Söhne Wratislaws als Theilfürsten im Gebiethe der Pšowanen finden; möglich aber dass schon Wratislaw selbst bei Lebzeiten seines älteren Bruders Spytihněw dort als Theilfürst geherrscht hatte, und in solcher Eigenschaft im Jahre 895 am Hofe des Königs Arnulf in Regensburg erschienen war. Bedenklich für die oberste Gewalt der Landesfürsten muss hingegen schon damals die Macht der Wojwoden von Libitz, der Ahnen des heil. Adalbert, im östlichen Theile Böhmens angewachsen sein, wenn gleich wir die grösste Ausdehnung ihrer Herrschaft in eine etwas wenig spätere Zeit setzen zu müssen glauben. Aus den Nach-

richten Brunos, des Gefährten und Biografen des heil. Adalbert, über die Familie des Letzteren, schliessen wir, dass sie schon zur Zeit Wratislaws I., oder wenig später mit Arnulf von Baiern verschwägert waren. *)

Noch erfahren wir über Wratislaw I., dass er die Kirche des heiligen Georg im Prager Schlosse erbaut hat. Da der Cultus dieses heiligen Ritters besonders in der orientalischen Kirche verbreitet ist, so dürfte auch dies für die Gesinnungsweise dieses Fürsten nicht ganz ohne Bedeutung sein.

Nach Wratislaws Tode trat eine weibliche Regentschaft in Böhmen ein, welche Allem nach viel Unheil über das Land brachte. Da nämlich Wenceslaw, der erstgeborene Sohn Wratislaws, erst 18 Jahre zählte, so wurde er zwar auf den Fürstenstuhl erhoben, die Regierung aber vorderhand der verwitweten Fürstin Drahomiř überlassen. Diese liess sich aus unbekanntem Antrieb zur Ermordung ihrer Schwiegermutter Ludmila hinreissen. Am 15. September des Jahres 921 wurde Ludmila zur Abendzeit in ihrem Witwensitze Tetín von Bewaffneten umringt, deren Anführer, Tuna und Komoň, zwei Hofbedienstete, denen sie in ihrer Jugend viele Wohlthaten erwiesen hatte, mit wenigen Helfern in das Innere ihrer Wohnung eindrangen, sie bereits im Bette überfielen und erdrosselten. Drahomiř bemächtigte sich sodann ihres Vermögens, beschenkte reichlich die zwei Mörder und ihre Anverwandten, und erhob sie zu dem höchsten Range und Einflusse an ihrem Hofe. In dieser Stellung schwelgten sie nicht nur im grössten Ueberflusse, sondern erhoben sich auch hoffärtig über Alle, so dass sie bald den allgemeinen Hass auf sich zogen. Auch die Fürstin fasste mit der Zeit Groll gegen sie, und beschloss endlich sie zu verderben. Als dies ruchbar wurde, entfloh Tuna mit allen seinen Anverwandten noch bei Zeiten aus dem Lande, und Niemand von seinem Geschlechte kehrte jemals wieder nach Böhmen zurück. Komoň, der sich mit seinem Bruder vorerst verbarg, um sich gleichfalls durch die Flucht zu retten, ward ergriffen; beide wurden vor das Landgericht gestellt, von demselben verurtheilt, und hingerichtet. Noch ehe sie aufgefunden waren, hatte aber die Fürstin alle ihre Familiengenossen, vom Kleinsten bis zum Grössten, an Einem Tage aufgreifen und mit dem Schwerte hinrichten lassen.

So erzählt der Verfasser der ältesten Legende von der heiligen Ludmila. Der Verfasser der grössern slawischen Legende vom heil. Wenzel, welcher die Fürstin Drahomiř schonen will, und die Ermordung Ludmilas daher gänzlich mit Stillschweigen übergeht, erzählt nur im Allgemeinen, wie die böhmischen Grossen (muži českyi) übermüthig wurden und gegen einander sich erhoben, da Wenceslaw noch jung war. Wohl muss über diese Ereignisse das ganze Land in heftige Bewegung gerathen sein.

Es war ohne Zweifel noch währed des hoffärtigen Regimentes der zwei Mörder der

*) Bruno bezeichnet Adalberts Vater Slawnik als nahe verwandt mit Kaiser Heinrich II. Dieser stammte aus der jüngeren Linie des sächsischen Hauses, welche in Baiern herrschte. Kaiser Heinrichs II. Grossvater hatte eine Tochter Arnulfs von Baiern zur Gemahlin. Da es an sich unwahrscheinlich ist, dass eine Familienverbindung zwischen dem sächsischen Hause, als es schon die königliche Würde trug, und einem böhmischen Wojwodengeschlechte stattgefunden hätte, und eben so auch, dass dies schon geschehen wäre, ehe noch Heinrich der Finkler König geworden war, weil damals Sachsen den böhmischen Verhältnissen doch so ganz ferne stand; so lässt sich jene Verwandtschaft zwischen dem Hause Slawniks und der *jüngeren Linie* des sächsischen Königshauses am natürlichsten dadurch erklären, dass eine ältere Familienverbindung zwischen Arnulf und den Libicer Wojwoden angenommen wird. Ich habe mich darüber weitläufiger ausgesprochen im Časopis českého Musea 1858. S. 481. ff.

Ludmila, als Herzog Arnulf im Jahre 922 mit seiner Kriegsmacht in Böhmen einbrach. In zwei alten bairischen Annalen finden wir die Nachricht von diesem Zuge, jedoch in so kurzen, dürren Worten, dass wir aus denselben weder über die Ursache noch über den Erfolg der Unternehmung etwas entnehmen können. Vorausgesetzt, dass Arnulf mit dem damaligen Wojwoden der Zličanen in Libitz verschwägert war, muthmassen wir, dass er mit diesem in Verbindung stand.

Cosmas kannte die Gränzen der grossen Herrschaft der Libitzer Wojwoden, wie sie zur Zeit Slawníks waren, des Vaters des heil. Adalbert. Sie umfasste den ganzen Osten Böhmens, so dass sie nördlich an Schlesien, südlich an Oesterreich und selbst noch an Baiern gegen Passau hin angränzte. Die ehemaligen Župen von Dúdlebi und Notolici (Netolitz) bildeten auf der letztern Seite das Ende derselben; in der Mitte des Landes erstreckte sie sich aber oberhalb Prag selbt noch etwas bis über die Moldau, so dass der ehemalige Sitz der Kazi am rechten Ufer der Mies bei Königsaal dazu gehörte. Da ein Anwachsen der Macht dieser Wojwoden in den Zeiten nach Wenzel dem Heiligen, unter den zwei mächtigen Boleslawen nämlich, durchaus nicht angenommen werden kann, so muss die Ausdehnung derselben schon früher so gross gewesen sein wie zu Zeiten Slawníks. Dass sie aber schon ursprünglich so gross gewesen wäre, ist eben so wenig anzunehmen; denn dann hätte der Stamm der Zličanen mehr als ein Drittheil des ganzen Landes besessen, er hätte der herrschende im Lande sein müssen, was er doch nicht war; wir finden ja auch den besonderen Stammnamen der Daudleben in diesem Theile des Landes, die ursprünglich ihre besonderen Wojwoden haben mussten; Witorad und seine Söhne, die vermuthlichen Wojwoden von Weitra, gehörten eben dahin, eben so aller Wahrscheinlichkeit nach auch jener Wojwode, dessen Tochter mit ihrem Hochzeitgefolge bei der Fahrt nach Mähren von den Deutschen überfallen wurde. Endlich gehörte der (gleichviel ob wirkliche oder vermeintliche) einstige Sitz der Kazi mit dem Orte, wo ihr Grabhügel stand, ganz gewiss ursprünglich zu dem Gebiethe der eigentlichen Čechen, zu dem unmittelbaren Herrschaftsgebiethe der Přemysliden. Er muss diesen erst entrissen worden sein. Es haben also die Vorfahren Slawníks, welche ursprünglich Wojwoden des einen Stammes der Zličanen waren und in Libitz ihren Sitz hatten, von hier aus wahrscheinlich schon im Laufe des 9. Jahrhundertes ihre Herrschaft über mehrere andere Stämme im Osten des Landes, etwa durch Erbschaft oder auch auf gewaltsame Weise ausgedehnt; dann aber erhoben sie sich zu weiteren Eroberungen im Kriege gegen den Landesfürsten. Der Zeitpunkt, in welchem eine schwache weibliche Hand die Regierung führte, und das Land durch Parteiungen zerrissen war, eignete sich am besten zu einer solchen Unternehmung, und doch wäre sie vielleicht auch dann ohne auswärtige Hilfe nicht auszuführen gewesen. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass der Herzog von Baiern durch seinen Einbruch in Böhmen im Jahre 922 dem ihm verschwägerten Wojwoden von Libitz zur weiteren Ausbreitung seiner Herrschaft erfolgreichen Beistand gewährte. Damit stimmt auch die Richtung überein, in welcher diese Ausbreitung geschah, nämlich hauptsächlich gegen Süden, wo Arnulfs Länder angränzten. Dieser dürfte von Passau oder noch eher von Linz her eingebrochen sein, und seinerseits bei diesem Feldzuge das Interesse seines Bischofs von Regensburg verfolgt haben; mit welchem Erfolge, lässt sich nicht urtheilen. Jedenfalls muss angenommen werden, dass die Diöcesanrechte des Regensburger Bisthums im ganzen Umfange der nun erweiterten Herrschaft von Libitz anerkannt wurden; wogegen Drahomíř

den üblen Ruf einer Verfolgerin der Geistlichkeit, ja sogar des Christenthums, in welchem sie bei Gumpold von Mantua, durchaus jedoch nicht bei den älteren slawischen Legendisten steht, vielleicht dadurch sich zuzog, dass sie sich der Regensburger Obedienz und ihren Verfechtern unter der Geistlichkeit im Lande selbst widersetzte.

Für die Zeitbestimmung wäre es von wesentlichem Vortheile, wenn uns das Jahr bekannt wäre, mit welchem Wenceslaw der Heilige als grossjährig und daher als fähig angesehen wurde die Regierung selbstständig anzutreten. Leider entbehren wir jeder Auskunft darüber. Da das 18. Jahr nicht hinreichte, so dürfte es das 20., im äussersten Falle das 24. gewesen sein. Darnach würde Wenceslaw im ersten Falle schon im Jahre 923, im zweiten etwa im Jahre 927 die Regierung angetreten haben. Das erstere dürfte wahrscheinlicher sein. Unter Wenceslaws Oberhoheit erhielt sein jüngerer Bruder Boleslaw das Gebieth der Pšowanen oder doch einen Theil desselben als seinen Antheil an der väterlichen Herrschaft. Er erbaute daselbst die nach seinem Namen genannte Burg Boleslaw (Alt-Bunzlau). Ein Act blutiger Willkür, den er dabei mit grosser Keckheit ausführte, indem er einen der Grossen, die sich mit Berufung auf ihr altes Herkommen seinen Befehlen widersetzten, aus der Mitte der Versammlung ergriff und ihm den Kopf abhieb, zog ihm schon damals den Namen des Grausamen zu (saevus Boleslaus). Wenceslaws zweiter Bruder Spytihněw war damals ohne Zweifel schon nicht mehr am Leben. Die vier Schwestern wurden, wie die russische Legende sagt, „nach verschiedenen Fürstenthümern verheirathet" (wdasta je w rosna kňažeňa). Man kann dabei eben so wohl an slawische Fürsten in benachbarten Ländern, z. B. in Schlesien oder in der Lausitz denken, wie auch an einen oder den andern erblichen Wojwoden in Böhmen, der sich noch bis dahin erhalten hatte. Přibislawa, die einzige derselben, deren Name in Andenken blieb, dürfte als Witwe wieder nach Prag zurückgekommen sein, wo sie in der nachherigen Domkirche bei St. Veit bestattet war. *)

In die erste Zeit nach dem selbstständigen Regierungsantritt Wenceslaws gehört wohl dasjenige, was uns die slawischen Legenden von dem Zerwürfnisse zwischen ihm und seiner Mutter erzählen. Die selbstsüchtigen Grossen am Hofe des Fürsten suchten Uneinigkeiten in der fürstlichen Familie zu erregen, und hinterbrachten Wenceslaw, es habe sein Bruder Boleslaw sich mit der Mutter und mit seinen Mannen gegen ihn verschworen, und wolle ihn ums Leben bringen; sie machten es ihm um so wahrscheinlicher, indem ja Drahomiř auch seine Grossmutter Ludmila umgebracht habe. Wenceslaw liess sich dadurch hinreissen, dass er seine Mutter nach Budeč verbannte; aber er erkannte bald sein Unrecht, führte die Mutter in Ehren wieder nach Prag, und das zärtlichste Verhältniss bestand seitdem zwischen ihr und dem Sohne bis an seinen Tod. Wir lernen aus diesen Hofränken, wie auch schon aus jenen, die auf den Tod der heiligen Ludmila nicht nur folgten, sondern ihn ohne Zweifel auch veranlasst hatten, zum erstenmahl den Charakter des neuen böhmischen Dienstadels kennen, welcher den Fürsten bei der Unterdrückung der Autonomie der Stämme, bei der Beseitigung der Macht der Stammwojwoden behilflich war, dafür durch Verleihung von Aemtern und Würden am Hofe der Fürsten und in den Župen belohnt wurde, aber auch frühzeitig durch Erregung oder Benützung von Zwistigkeiten in der fürstlichen Familie sich selbst zu vergrössern suchte. So erscheint

*) Siehe Scriptt. rer. Boh. II. 393.

er uns später ganz deutlich in der Zeit des ältesten böhmischen Chronisten Cosmas, der ihn schildert, wie er ihn aus eigener Erfahrung kannte.

Vom heiligen Wenceslaw entwirft uns sein ältester lateinischer Biograph, Gumpold Bischof von Mantua, ein Bild, welches sowohl mit den Angaben der ältern slawischen Legenden als mit den Vorstellungen des böhmischen Volkes in der ältern Zeit von seinem vornehmsten Landespatrone im Widerspruch steht. Gumpold beschreibt einen Heiligen nach seinem Geschmack, einen Fürsten, welcher vor lauter Frömmigkeit mit Unlust sich von den Regierungsgeschäften abwendet, ja geradezu frommen Spielereien sich hingibt, die ihn uns als einen schwachmüthigen Schwärmer erscheinen lassen. So finden wir ihn nach den einfachen Erzählungen der slawischen Legenden nicht, und ein ganz anderes Bild schwebte den alten Böhmen vor, welche ihren heiligen Landespatron zu Ross, mit Fahne und Schwert abbildeten, seinen Helm und sein Panzerhemd als Reliquien aufbewahrten, das Lied zum heil. Wenceslaw vor den Schlachten sangen, unter seinem mächtigen Schutze sich muthig fühlten. Es ist ein ähnliches Bild, wie die Ungarn sich ihren heil. König Stephan vorstellten, das Bild eines eben so christlich frommen, als kräftigen und weisen Regenten. Gumpolds Beschreibung widert uns an, wo ihn der gesunde Sinn so sehr verlässt, dass er dem Heiligen gegen seine Mutter Worte in den Mund legt, die ein guter Sohn in keinem Falle gebrauchen konnte.*) Wenn gerade hierin der Unterschied zwischen Gumpold und den slawischen Legendisten am grellsten hervortritt, so geräth Gumpold hie und da auch in Widerspruch mit sich selbst. Einmahl ist es Wenceslaws Absicht, Boleslaw die Regierung zu überlassen, um nach Rom zu gehen und dort in ein Kloster zu treten; dann wird er wieder an seiner beabsichtigten Reise nach Rom durch Boleslaws Trachten nach der Herrschaft gehindert, so dass es den Anschein hat, als ob an der Absicht Wenceslaws nach Rom zu reisen wirklich etwas gewesen wäre, Gumpold aber dieser Reise einen andern als den wirklichen Zweck untergelegt hätte. Auf einer andern Stelle schimmert doch auch etwas von dem kräftigen Regentencharakter Wenceslaws durch, obgleich ihn Gumpold überall sonst vor uns verbirgt.**) Wir können daher auf die Ausführungen der Vita S. Wenceslai von Gumpold, welche lange genug Wenceslaws eigentliches Wesen in falsches Licht gestellt hat, durchaus kein Gewicht legen, und wollen uns ausser dem wenigen Thatsächlichen, was sie biethet, an das Wenige halten, was wir aus den ältern Quellen und aus der einheimischen Ueberlieferung erfahren, so weit letztere von Gumpold unabhängig sich erhalten hat.

---

*) Der junge Wenceslaw erklärt seinen Getreuen ein Traumgesicht mit folgenden Worten: „Domorum namque visa destructio felicem aviae meae Liudmilae, sanctae ac venerabilis matronae, portendit obitum. Quae videlicet *matris meae, tam genere quam operum etiam inquinatione gentilis, furiali* cum aliquot ministris *ad scelus aeque paratis* facta *conspiratione* non multum hinc processuro tempore clanculum irruentibus perversorum armis pro Christiani nominis ac fidei professione corporis crudelem subibit passionem. Porticus autem, ut visio testatur, populis deserta amplitudo clero nostro inluso tutamine, miserabilem praefingit e regno expulsionem totiusque substantiae non debitam amissionem. Enimvero *execrabilis memoriae genitrix mea* sectae vitali, quam pro toto posse confiteri, colere, cordetenus sequi et amare insto et posthac aliorsum inrevocabilis instabo, *mordaciter insidens*, eosdem diversorum clericos ordinum, quia mecum sentire non negant, ope terrena privatos, regno severius ejectum iri molitur."

**) Wenceslaw spricht zu den böhmischen Grossen: „Sed puer ego in principatum vestra censura patri mortuo natu fratribus major succedens, per legum frena moderata et rem publicam Deo praestruente disposui, et patriam contra infestantium molem pro viribus tutavi."

Dalemil und die älteste in böhmischer Sprache verfasste oder in dieselbe übersetzte Legende vom heil. Wenzel, beiläufig aus derselben Zeit, erzählen uns von einem Kriege zwischen Wenceslaw und Radislaw, dem damaligen Wojwoden der Zličanen, als dessen Schwestersohn Dalemil weiter den Slawník bezeichnet, in den ersten Anfängen von Wenceslaws Regierung. Als es bei Žitomiř (jetzt Stolmiř unweit Böhmisch-Brod) zu einer Schlacht kommen sollte, both Wenceslaw seinem Gegner einen Zweikampf an, um das Blut ihrer Unterthanen zu schonen; Radislaw, der den Antrag, um sich nicht beschämen zu lassen, annahm, soll aber, indem er Wenceslaw plötzlich von zwei Engeln umgeben fand und ein Kreuz auf seiner Stirn glänzen sah, den Muth verloren haben, so dass er vor ihm niederfiel und um Gnade bath. Wir können dieser Sage einen historischen Grund nicht absprechen, da sie wenigstens auf der Kunde von einer ehemaligen Herrschaft mächtiger Stammwojwoden in diesen Gegenden beruht, von der wir anderswoher sichere Nachricht haben, und da wir einen Krieg zwischen diesen Wojwoden und den Landesfürsten eben um jene Zeit schon oben wahrscheinlich gefunden haben. Nachdem der Libicer Wojwode im Jahre 922 die Minderjährigkeit Wenceslaws zu Eroberungen gegen ihn benützt hatte, mag der junge thatkräftige Fürst, sobald es die Gelegenheit zuliess, gegen ihn den Krieg erhoben haben, um ihn auf das frühere Verhältniss zurückzubringen. Nicht Radislaw war es diesmahl, der angreifend vorging, wie Dalemil es meint, denn Žitomiř lag in der Župa von Kauřim und also nicht in Wenceslaws Lande, sondern in dem seines Gegners. Wohl aber hatte er früher (im J. 922) einen ungerechten Angriff gewagt, und so verlangte Wenceslaw nun das Seinige wieder zurück. Wie weit der eigentliche Hergang und das Ende des Streites dem entsprach, was uns von Dalemil und in der Legende erzählt wird, können wir nicht beurtheilen.

Vielleicht hing auch jetzt der innere Krieg in Böhmen mit den auswärtigen Verhältnissen zusammen. Zu jener Zeit bekämpfte der deutsche König Heinrich I. die slawischen Völker an der Elbe mit dauerndem Erfolge. Im Jahre 927 bezwang er die Stodoranen in Brandenburg, aus welchen Wenceslaws Mutter Drahomiř entsprossen war. Gleich darauf aber, im Jahre 928, brach er mit seiner ganzen Kriegsmacht in Böhmen ein, und da zog, wie die oben zum Jahre 922 citirten bairischen Quellen anführen, auch Herzog Arnulf von Baiern mit ihm. Wenceslaw musste vor der Uebermacht, wie aus den Worten der spärlichen Quellen hervorgeht, nicht ohne Kampf, zurückweichen, so dass Heinrich I. bis vor Prag gelangte. Da ergab sich der junge Fürst, und verpflichtete sich zur Tributleistung, worauf der deutsche König wieder abzog.*)

Krönte der Erfolg nicht Wenceslaws Bemühungen, Böhmen unabhängig vom deutschen Reiche zu erhalten, und die fürstliche Gewalt im Innern des Landes so wieder herzustellen, wie sie unter seinem Vater stand, so lässt sich dies aus der Schwierigkeit seiner Lage erklären, da er nicht nur der wieder geeinigten ja vergrösserten Macht von ganz Deutschland gegenüber stand, sondern zugleich auch einen innern Feind in seinem Lande zu bekämpfen hatte. Bei der Verwandtschaft zwischen Arnulf und dem Libicer Wojwodenhause steht die Vermuthung nur zu nahe, dass die drei Interessen des deutschen Königs: Böhmen wieder tribut-

*) Dass es nicht ohne Kampf abging, geht aus den Worten des Continuator Reginonis hervor: „Heinricus rex Boemos *hostiliter* invasit, et praestante Deo *fortiter superavit.*" Dem entspricht auch der Ausdruck der auch hier ganz mageren Notizen in den bairischen Annalen: „Heinricus rex et Arnoldus dux Boemos *vincunt.*"



pflichtig zu machen, des bairischen Herzogs die kirchliche Gewalt der Bischöfe von Regensburg in Böhmen zu wahren, und des Wojwoden Radislaw, sich in seiner weit ausgedehnten Herrschaft zu behaupten, Hand in Hand gingen.

Wenceslaw fügte sich seitdem den Umständen, die er nicht zu ändern vermochte. Gegen den deutschen König erwies er sich nicht nur treu in der Einhaltung des einmahl geschlossenen Vertrages, sondern auch bereitwillig zur Leistung wichtiger Dienste, wodurch er dessen besondere Zuneigung gewann. Die geistliche Gewalt des Regensburger Bisthums wurde von ihm ohne weitere Bedenken anerkannt; er war ganz hingegeben an den heiligen Emmeran, wie sich die grössere russische Legende darüber ausdrückt. Die Herrschaft der Libicer Wojwoden behielt, wie der spätere Stand der Dinge zeigt, zwar ihre durch gewaltsames Umsichgreifen erlangte grosse Ausdehnung, aber schon Wenceslaw mag, seit er mit dem deutschen Könige gut stand, die höhere Gewalt des Landesfürsten über die Besitzer derselben wieder vollkommen zur Geltung gebracht haben, wie wir sie in der spätern Zeit aufrecht finden.

Wenn es eine der angelegentlichsten Sorgen Wenceslaws war, in allen Burgen seines Landes Kirchen zu bauen, deren Anzahl bis dahin immer noch gering sein mochte, zahlreiche Geistliche bei denselben anzustellen, und alles zum regelmässigen Gottesdienste Nöthige vorzukehren: so ging dies gewiss aus dem Grunde seines Herzens; eine tief religiöse Gesinnung war der innigste Beweggrund dazu. Aber eben so sehr geschah es in richtiger Erwägung, dass es der Vortheil seines Landes und Volkes erheischte, dem Chistenthum tiefere Wurzeln in demselben zu verschaffen, und die kirchlichen Einrichtungen umfassend zu begründen. So lange dies nicht der Fall war, konnte unter den damaligen Umständen eine selbständigere Stellung des Landes in kirchlicher Hinsicht nicht so leicht erlangt werden. Wenceslaw berief, wie die slawische Legende sagt, Geistliche aller Nationen ins Land; das heisst, er nahm sie wo sie eben zu erhalten waren, solange im Lande selbst für den Nachwuchs nicht nach Bedarf gesorgt war. Also mochten wohl durch Vermittlung der Regensburger Bischöfe namentlich viele deutsche Priester ins Land gekommen sein, und eben dadurch musste die lateinische Liturgie im Lande immer grössere Verbreitung finden, während die slawische sich zwar forterhielt, aber von der Verbindung mit ihren ältern Sitzen durch die Eindrängung der heidnischen Magyaren losgetrennt, an Boden immer mehr verlieren musste. Dabei mag die Errichtung eines selbständigen Bisthums für Böhmen immerhin das Endziel der Bestrebungen Wenceslaws gewesen sein. Wenn es wahr ist, dass er eine Reise nach Rom beabsichtigte, wie Gumpold gehört hat, so ist nichts wahrscheinlicher, als dass ausser dem Wunsche, den Mittelpunkt der Christenheit kennen zu lernen, die Anknüpfung einer unmittelbaren Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle von ihm bezweckt wurde. Mit der Gunst des Papstes und des Königs Heinrich konnte Wenceslaw schon hoffen, auch gegen die Neigung des Herzogs von Baiern seinem Lande einen besondern Bischofssitz zu verschaffen.

Unter den von Wenceslaw erbauten Kirchen nahm die des heiligen Veit, des Patrons der Sachsen, eine besonders ausgezeichnete Stelle ein. Offenbar war es eine Rücksicht auf den sächsischen König Heinrich, welche diese Widmung veranlasste. Wenceslaw wählte dafür den Platz in der Mitte der Prager Burg zwischen den zwei ältern Kirchen der heil. Maria und des heil. Georg. Sie wurde mit besonders angesuchter Genehmigung des Bischofs von Regensburg Tuto erbaut und von diesem geweiht, wornach der Bau am wahrscheinlichsten in die Jahre 930 bis 931 fällt.

Aus seiner besten Thätigkeit wurde jedoch Wenceslaw durch frühzeitigen gewaltsamen Tod gerissen. Die arglistigen Grossen, welche durch Erhebung eines Gliedes der fürstlichen Familie gegen das andere sich selbst zu erheben trachteten, brachten seinem jüngern Bruder Boleslaw bei, wenn er nicht Wenceslaw zuvorkomme, so werde er durch ihn ums Leben kommen; sie trugen ihm gegen denselben ihre Dienste an, indem sie ihm mehr zugethan wären. Boleslaw, welcher selbst nach der Herrschaft strebte, liess sich zum Brudermord verleiten und traf mit ihnen die Verabredung darüber. Am Tage des heiligen Emmeran, das ist am 21. September 935 wurde der Rath gefasst, Wenceslaw zu dem Ende an den Hof Boleslaws zu locken. Da er zur Zeit der Kirchweihfeste die einzelnen Kirchen zu besuchen pflegte, so lud ihn sein Bruder zur Kirchweihe nach seinem Sitze in Bunzlau ein. Dies war am Sonntag den 27. September. Wenceslaw kam, und wollte nach vollendetem Gottesdienste, nämlich wohl Nachmittags, nach Prag zurückkehren. Boleslaw hielt ihn jedoch davon ab, indem er ihn bath, bis zum morgigen Tage zu bleiben und sich zu erlustigen; es sei ja das Getränke noch ganz da. Wenceslaw wollte dem Bruder willfahren, und blieb. Er stieg zu Pferde und unterhielt sich mit anderen Genossen durch Spiel im Hofe des Palastes Boleslaws. Da wurde ihm von Jemanden insgeheim die Warnung gegeben, dass Boleslaw ihn ermorden wolle. Wenzel glaubte es nicht, und befahl es Gott. In der darauf folgenden Nacht beriethen sich die Grossen unter einander und mit Boleslaw im Hause Hněwsa's, vermuthlich eines der höheren Bediensteten des Boleslaw. Hier wurde beschlossen, die That am frühen Morgen zu vollbringen.

Als am Montag, den 28. September, noch vor Tagesanbruch zum Frühgottesdienst geläutet wurde, erhob sich Wenceslaw seiner Gewohnheit gemäss vom Bette, um nach der Kirche zu gehen. Da lauerten die Mörder bereits auf ihn. In der Pforte des Hauses begegnete ihm Boleslaw, welcher selbst den ersten Streich zu führen hatte. Freundlich sprach ihn Wenceslaw an, indem er sich den lustigen Abend lobte, den er ihm gestern bereitet hatte. „So will ich dir heute noch besser dienen", erwiderte Boleslaw, zog das Schwert, und hieb ihm nach dem Kopfe. Wenceslaw wich dem Schlage aus, rief: „Was beginnst du?" ergriff den Bruder mit starker Hand, warf ihn zu Boden, und fiel dabei auf ihn. „Das verzeihe dir Gott, Bruder!" waren seine weiteren Worte. Da sprangen aber die Helfer Boleslaws herbei. Tuža war der erste, welcher Wenceslaw nach der Hand hieb. Dieser liess den Bruder los, und lief gegen die nahe stehende Kirche zu. Da fielen zwei der Mörder, Česta und Tira, über ihn her, und schlugen ihn in der Kirchthüre nieder; Hněwsa, welcher hinzusprang, durchbohrte ihm mit dem Schwerte die Seite, worauf Wenceslaw den Geist aufgab. Jetzt kamen auch gemeinere Knechte und zerhieben den Getödteten in Stücke. Inzwischen wurden auch die Getreuen des Fürsten angefallen, einer derselben, Mstina, getödtet, andere retteten sich durch die Flucht. Die dem ermordeten Fürsten anhänglichen Geistlichen wurden geplündert und aus der Burg vertrieben, ihre Weiber anderen Männern gegeben; dies scheinen Ausbrüche der noch bei manchen vorherrschenden heidnischen Gesinnung gewesen zu sein. Unter diesem Toben rief Tira auf Boleslaw: „Nun wollen wir über die Fürstin her (nämlich Drahomiř), damit du des Bruders und der Mutter mit einem Mahl los wirst." Boleslaw hielt ihn jedoch zurück, indem er meinte, die könnte auch durch Andere noch erreicht werden.

Auch Drahomiř war, wie hervorgeht, mit Wenceslaw nach Bunzlau gekommen. Auf den Ruf von dem begangenen Morde lief sie in grösster Bestürzung nach dem Platze vor der

Kirche, wo die Mörder ihn hatten liegen lassen. Ein Priester Namens Krastěj hatte den Leichnam vor der Kirche hingelegt, und mit einem feinen Leintuche bedeckt. So fand ihn die unglückliche Mutter. Mit Jammern und Wehklagen warf sie sich auf ihn, und drückte ihn an ihr Herz; dann las sie die noch herumliegenden Glieder und Theile des Leichnams zusammen. Schwer büsste sie an diesem Tage die blutige Schuld, welche sie einst an Ludmila begangen hatte. Sie wagte es nicht den Leichnam nach ihrer Wohnung zu bringen, sondern in der Stube des Priesters (es scheint derselbe Krastěj gemeint) liess sie ihn waschen und ihm das Todtengewand anlegen, worauf er in der Mitte der Kirche hingelegt wurde. Da kam der Fürstin die Kunde, dass auch ihrem Leben nachgestellt werde. In Furcht begab sie sich sofort auf die Flucht, und entging glücklich denjenigen, welche ihr auf Boleslaws Geheiss nachsetzten. Sie rettete sich zu den Charwaten, das ist zu den nächsten Nachbaren des bisherigen Theilfürstenthums Boleslaws an der nördlichen Landesgränze. Diese müsten demnach noch nicht unter der unmittelbaren Gewalt des Landesfürsten gestanden sein. Die Vermuthung liegt sehr nahe, dass etwa eine der Töchter der Drahomiř an den Wojwoden derselben verheirathet war. Vielleicht war es Přibislawa, da diese, wie wir bereits gezeigt haben, ohne Zweifel als Witwe starb, und es eben auch wahrscheinlich ist, dass die Familie der charwatischen Wojwoden bald darauf erlosch, indem später von der Stammesselbständigkeit der Charwaten keine Spur mehr vorkommt.

Wenceslaws Leichnam wurde sodann auf Boleslaws Befehl mit Ehren begraben. Ein Priester Paul, welcher früher am Hofe der Ludmila gelebt und auch diese heilige Märtyrerin bestattet hatte, verrichtete die Todtenfeier, wozu Boleslaw ihn eigens berief.

Man ist gewohnt, der Ermordung Wenceslaws durch seinen Bruder politische Triebfedern unterzulegen, indem man sich vorstellt, die böhmischen Grossen wären über die Abhängigkeit von Deutschland missvergnügt gewesen, welche Wenceslaw durch seine Schwäche verschuldet hätte; Boleslaw, der kühn Aufstrebende, wäre deshalb beliebter geworden. Dies sind Muthmassungen, welche aufkommen können, wenn man die verkehrte Schilderung Wenceslaws bei Gumpold für historische Wahrheit nimmt. In den älteren Quellen finden wir keinen Anhaltspunct dafür. Es ist nichts als Herrschsucht von Seite Boleslaws und rohe Selbstsucht seiner Anhänger unter dem Dienstadel gewesen, welche jene blutige That herbeiführten, die stets gleiche Quelle, aus welcher so viele andere Blutscenen sowohl im Hause der Přemysliden als in den Dynastien anderer Länder in jenen Jahrhunderten entsprangen.

Wohl zog sich Boleslaw durch die Ermordung seines Bruders sogleich einen Krieg mit dem deutschen König zu. Dies war ein Rachekrieg. Heinrich I. und nach dem baldigen Tode desselben (936) sein Sohn Otto I. wollte die an Wenceslaw, dem ihm stets Getreuen, verübte That bestrafen, und dabei wohl die Gelegenheit benützen, um Böhmen unter ein härteres Joch zu beugen. Es fand sich noch einmahl ein böhmischer Wojwode (subregulus), welcher sofort mit dem auswärtigen Feinde gegen den neuen Landesfürsten sich verbündete. Wahrscheinlich war es der letzte erbliche Wojwode der Lučanen.*) Boleslaw vertheidigte sich jedoch tapfer, schlug das deutsche Heer bei seinem ersten Einbruch in das Land aufs Haupt (939), und bezwang seinen widerspänstigen Untergebenen. Nach 14jähriger Dauer des Krieges brach Kaiser Otto I. bis in das Innere des Landes ein (950), und zwang Boleslaw sich zu ergeben.

*) Siehe darüber meinen schon citirten Aufsatz im Časopis Českého Musea 1858. S. 500.

Es wurde von ihm dadurch nicht mehr erreicht, als die Wiederherstellung der frühern Tributpflichtigkeit Böhmens. Aber da war nun Böhmen eben dort wieder angelangt, wo es unter Wenceslaw dem Heiligen im Jahre 928 stand. Wir sehen seitdem Boleslaw I. genau dieselbe Politik beobachten, welche Wenceslaw angetreten hatte. Er trachtet nach gutem Einvernehmen mit dem deutschen Kaiser. Die Zeitverhältnisse werden dann aber für ihn günstiger, als sie seinem Bruder gewesen waren. Im Bunde mit Otto I. siegt er über die Ungarn, entreisst ihnen das alte Mähren, bringt Schlesien und Krakau unter seine Herrschaft, und begründet ein Reich, wie das mährische unter Swatopluk gewesen war. Durch Begründung eines Freundschaftbundes mit dem zu gleicher Zeit sich ausbreitenden Polen wird die neue Stellung Böhmens noch mehr gefestigt. Nun erst tritt es auch in seinen Verhältnissen zu Deutschland mächtiger auf; Boleslaw II. erlangt endlich die Gründung eines besondern Prager Bisthums für sein gesammtes Reich; und im Innern des Landes geht die letzte selbständiger da stehende Macht der Libicer Wojwoden unter durch Bezwingung der Söhne Slawniks. Die souveräne Fürstengewalt der Přemysliden erreicht ihren Gipfel.

NÁSTIN

báječných bytostí

Báby a Děda

hlavně co do starožitností česko-slovenských.

Podává

I. J. Hanuš.

(Z pojednání král. české společnosti nauk v Praze, část V., svazek 13.)

V PRAZE 1864.

Nákladem společnosti. — Tiskem Dra. Eduarda Grégra.

O bájeslovném významu slovanské bohyně Báby a boha Děda.

1. Význam slov: Bába a Děd.

Není téměř žádné prařeči indoevropské, v které by scházela tato prastará slova. Jméno baba jestiť zdvojování (reduplikací) kořenu *ba*, jenž se zdá míti původní význam: dorostlý, dozralý, velký, vysoký, vznešený. Slovo: baba znamenalo by tudíž tolik co úplně zrostlý, velmi velký, nejvznešenější. Souvisí snad s tím i kořen *ba* ve smyslu mluviti, kázati, jak se jeví v slovanštině slovy ba-lii zpěvák, čarodějník (incantator), lékař; báje, ba-snь, báseň, povídka, fabula, sage a p. Rusům a Čechům je batja, batjuška otec vládnoucí, či nejstarší po smrti otcově rozkazující bratr, jak toho rukopis Kralodvorský slovy se dotýká: „*Batio!* ty *mluvi* k niem oteckými slovy.“ Budeť kořen týž vězeti i v slovenském slově *bača*, batja, první na salaši, správce pastýřů, i v srbském *ban*, pán, vojevoda v rusinském baťka, kněz a p. Ustoupilť později kořen ten i s mnohým jiným slovem z něho odvozeným (a to právě pro význam svůj) ve slovanštině právo své starožitné kořenu *sta* (a slovu *starъ*, *starosta*, *starešina*), jenž původně znamená sta-ti, pevným býti, jak toho ještě slova do-*stoj*-nъ, dů-stoj-ný, stopovati, za-stupovati a p. dokazují. Tak se vedlo i kořenu indo-evropskému *al* v latinském al-ere, v st. něm. al-an, aljan, krmiti, *al*-t, alt-us, vyrostlý, dorostlý, kdežto nyní znamená německé alt jen: starý. Srovnejž totožnost výrazů: *Alt*-vater a *Gross*-vater, Alt-mutter a Gross-mutter.

Podobným spůsobem znamená v některých nářečích indo-evropských slovo *ba-ba* otce, v některých, a to hlavně v slovanských jazycích, znamená však matku, babičku i starou ženštinu vůbec. V sanskritu je ale *bâbû* tolik co pán, kníže, v perském nářečí je *bâbâ* otec, starý, děd. Ze slovanských jazyků zná srbský toliko jazyk slovo *baba*, co otec, *babov*, otcův, *babović*, syn, nejpodobnější otci, potatilý; co má snad původ svůj v dojmech persko-arabsko-tureckých nářečí na srbštinu, jelikož i v arabsko-tureckém nářečí slovo baba též má význam: otec, pán, důstojný. Ale i Srb zná slovo *čukum-baba*, pra-baba, urältermutter, atavia, čukum-babin, prababin, ataviae vedle čukun-*ded*, čukun-*djed*, čukun-*did*, čukun-*těd* a čukun-*djed*, praděd, či vlastně pradědův otec, urgrossvater (Vuk St. K. rječnik. 829), které slovo V. St. Karadžić bohužel ničím nevysvětluje.

Všickni ostatní Slované znají slovo *bába* jen v pohlaví ženském, k čemuž snad zdánlivá koncovka na *a* vedla. Již v staré slovanštině je *baba*, avia, jako též v dorickém nářečí;

rovněž jak ve všech mladších nářečích slovanských „*baba*“ znamená matku i otce i matky, nyní v českém „babičku“, rovněž jak porodní pomocnici. Češi nynější rozeznávají *bábu* tu od *baby*, co jim je vůbec stará ženština, hlavně ve smyslu pohrdajícím, kterého rozdílu však za starodávna jistě nebylo.

Patří tudíž slovo *bába* do oboru nejstarších slov, zdvojováním kořene jednoduchého nějaký stupeň příbuzenstva naznačujících, jako jsou ku př. slova *πάππος*, *τάτα*, tá-ta (lat. a slov.); *μάμμα*, máma a jiná· Viz o nich Jakuba *Grimma* v pojednání o jménech praotce a pramáti v Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum (1841 sv. I. str. 21.), rovněž jak *Buschmanna*, über den Naturlaut (Abhandl. der Berliner Academie 1852), jenž dokázati usiluje, „že prastaré řeči sylabou *pa*, *ta*, *ap*, *at* (f. tá-ta, ot, otec) vyznačovaly rády význam otcův, sylabou pak *am*, *an*, *na*, *ma* (cf. má-ma) význam matčin.

Tímže způsobem pošlo zdvojováním kořene *di* slovo *děd* ve slovanštině. „*Di-di*-Lado“ ve smyslu: velká Lado, jako *Didi*-Jene m. svatý Jene (Erben, písně str. 80), je výraz posvátný letných a obřadných písní slovanských, jenž se jeví snad i v srbské „Do-dole,“ slovenské Doň-da, Duň-da („Hoja! Duňda“). Srovn. co praví Kolár v zpiev. (I. 397—400) o „Ďuňda, Děd a Did,“ a Tablic, poez., 1. str. XI. U Litvínů je *di-di-s*, di-de-lis až podnes tolik co veliký a užívá se jeho rovněž tak co příjmí boha, jak co jména nejstaršího v rodině. Podobně u Slovanů ku př. v jmenech Děd = Vševěd, děd, praděd. Za starodávna byl *děd*, jak jméno *dědina* až podnes svědčí, i představený či *starosta* rodiny. Litevsky je *dědas* i děd a dědek (starý), ale i strýc. Jako u Srbů „*baba*“ je otec, je u Litvínů též *Děde*, prabába, pramáti, a Lasič bájeslovec zachoval snad ještě formu *Perkuna-děde* (psáno „Perkuna-tete“) co mater fulminis, jestli že se to slovo, jak se mi zdá, nemá správněji čísti diminutivně *Perkunatele*, Perkunová milá. (Šafařík musejn. 1837, str. 50. — Izvěstija. 1852, list VIII. str. 115. — Nesselmann slovn. 132, 140. — Schleicher Lituanica. 69. — Lasicz v Haupt's Zeitschr. 1841. str. 138.)

Význam vysosti a vznešenosti, jenž pospolu vězí i ve slově *Bába* i ve slově *Děd*, jeví se dle obdoby s jinými bohy (Radhost, *bůh a vrch* na Moravě, Tergla, Terglou či Třihlav, Triglav, *bůh a hora* v Krainsku, Perundagh, vrch v Bulharsku) i tím až podnes ve vlastech slovanských, že vysoké a posvátné hory se jmenovaly a jmenují podnes i dědy i báby, ku př. *Pra-děd*, hora mezi Moravou a Slezskem, der Altvater, *Bábí-hory* (babie-gory, babia-góra), pověstné schůzkami čarodějnic netoliko na Slovensku v Karpatech (v Tatrách), než i sem tam v Čechách (Grimm: Zeitschrift des Hessischen Vereins f. Gesch. II. 139—142. Haupt, Zeitschrift I. 26). Týž význam vysokosti, rovněž jak vznešenosti jeví se co do slova bába v Čechách až podnes i tím, že lidu českému jsou *báby* hlavně z vody čnějící balvany a skaliska, rovněž jak lid chmůry a mračna, hlavně bouřlivá, jež na způsob *hor* vystupují, *báby* jmenuje. „Bába ještě se neschovala“ pravil ku př. lid r. 1842. v Chlumci (v Budějovicku), když při veliké suchotě skály z rybníka do povětří pněly. „*Báby* vystupují, bude pršet“ je přísloví Čechům vůbec známé.

Podotýkáme tu ještě, že množství míst ve vlastech slovanských jméno své bralo od báby a děda, ponechávajíce ovšem to při své váze, zdaž tu i tam „bába“ a „děd“ bráni byli v původném svém smyslu co velcí a vysocí, neb pouze od nějaké osobnosti *baba* či *děd* zvané. Upozorňujeme jen na *Babice* a *Dědice* v pravlasti české (Erben, regesta, 709, 723), jakož na místní jméno *Dědy-báby* v Čechách (čas. česk. mus. VIII, 416. Rozbor etymologický jmen československých Fr. Palackého). V celku jest „*Babic*“ jedenáct míst v Čechách; též jmenují

se místa: *Babičky*, *Babina*, *Babinka*, *Babyny*, *Babka*, *Babin*, *Babí*, *Babětín*, *Babenice*, *Babčice*. — *Dědek*, *Dědice*, *Dědičky*, *Dědkov*, na *Dědku*, *Dědomilice*, *Dědov*, *Dědova*, *Dědovice*, *Podbaba* (na blízku *Dejvice*, Děvice, něm. Daiwiz (Dehnice), *Poděbaby*, *Podĕvousy* a p. Taktéž je stop hojných, že ode příjmí boha Děda t. od *Hroma* mnoho vrchů ve vlastech slovanských své jméno bralo, jako ku př. *Hromolán* v Čechách, *Germnik* (Grimming) v Štýrsku (srovn. Grimm, d. myth. str. 154—157).

2. Prabohyně Bába co Zeměmáti.

Loučíme se zde poněkud s „dědem," abychom tím určitěji a zevrubněji „*bábu*" samu poznali, ač napřed již dobře víme, že se nám nepoštěstí, píšíce o „Bábě", vyhnouti se veskrz Dědu, co nejúžeji s ní, jak jménem tak i významem, spřízněnému. Psali jsme o něm ve spojení jeho s Bábou již též v pojednání o „*Děvě* zlatovlasé" a o „Dědu Vševědu".

Chtíce tudíž předně na *Bábu* co zeměmáti zde ohled bráti, musíme přede vším myslí svou odstoupiti veskrz ode dnešního pojmu o všemmíru. Nám je vesmír bezkonečná soustava měnících se světů či hvězd, v nichž *země* naše mizí jako prášek sluneční v atmosphaeře. Tak toho však nebývalo u starých předkův našich, hlavně u pohanů, již pohlíželi na svět, co *sensualisté*, toliko smysly, hlavně jen okem hledíce na vesmír. Dle takového pohledu stála jim *země* co dolejší svět naproti hořejšímu světu: naproti viditelným *nebesům* a naproti *ráji*, jenž však, jsa za nebesy, jen někdy jako v posvátném okamžení se otvíral báječnému zraku lidskému. Měliť tudíž, jak určitěji jinde již dokázáno, i Slované vlastně trojí svět: 1. *dolejší* či *zemi*, 2. hořejší či *nebesa* a 3. neviditelný u všeobecnosti svět či *ráj*, plný světlostí a bohatství.

Nepodařilo se sice nižádnému ještě bájezpytci vyskoumati, jak hleděli pohané na tajný i nám ještě původ a povstání člověka v lůně matčině, tuší toliko všickni, že i u pohanů stávalo nějakého značného rozdílu mezi *tělem* a *duší*, jelikož se za jisté ví, že duše původu bývaly nebeského, buď v oblacích buď v ráji jsoucí, ač jmíny byly více za nějaký zosobnělý vzduch, nežli za duchy v našem smyslu, jak toho i jméno samo „duch" a „duše" (duchja) a „dychati", „dech" dokládá, a to netoliko u Slovanů. Co se *těla* týče, můžeme to bráti za jisté, že i pohané je měli za míjející živok, stavíce je naproti *mrše* (Živa — Morana), že tudíž i co do těla svého i co do ostatních plodin zemských na zem hleděli co na pravou *matku úrodnou*, na nebe však, světlem svým, teplem a vláhou zem zúrodňující, co na věčného praotce či praděda. Srovn. předně jen jméno římské Dies-piter, Dju-piter, Jupiter k řeckému Gê-meter, De-meter = Zeměmáti.

Slovozpyt porovnávající podává co do slovanštiny v tom ohledu poněkud jen světla žádoucího. Slavný Miklosić doložil t. (ve Wiener Jahrbücher, VIII. svazek, str. 165), že kořen slova *země*, zem v původném svém znění slul *gam*. Porovnávající mluvozpyt byl již dříve na to upozornil, že

nominativ slova:	*země* —	zendické	*zâo*	odpovídá sanskritskému:	*gô* a *gav*,
accusativ „	*zem* —	„	*zem* a *zanm*	„ „	*gâm*,
dativ „	*zemi* —	„	*zemê*	„ „	*gavê*,
local „	*zemi* —	„	*zemi*	„ „	*gavi* (Bopp, vgl.

Gramm. I. vyd. 145, 173, 174).

Střízlivý *Miklosič* nebera ohledu na původní formu a výraz: gam, tvrdí, že, pozůstavíme-li se při pouze slovanském kořenu *zem*, týž kořen značí tolik co nésti. Slovo země znamenalo by tudíž v slovanštině jako *nositedlkyni* všeho, budiž to ve hrubším smyslu pevné půdy, nepohybující se naproti pohyblivým vždy nebesům, budiž v jemnějším smyslu, na němž již anthropomorphismus lpí, rodné, úrodné matky všeho. Je-li tomu tak, sluší i na jinou možnou etymologii zde poukázati. V sanskritu znamená kořen *bhû* zároveň *bý*-ti a *zemi* (Bopp, vergl. gr. 1. vyd. str. 17—19, 141, 234). Kořen *bhû* je slov. *bu* (rusínsky bu-ti = býti) neb *by;* v lat. odráží se v *bam* a *bo* (da-bam, da-bo, srovn. bu-du) rovněž jak v *fu*-i, řeckém *φύ-ω φύ-σις* (srovn. bý-ti), v něm. *bi*-m, *bi*-n a *bau*-e, stavím. V sanskritu je *bhav*-â-mi, jsem, *Bhav*-ani ale bohyně porodu, avia, *bá-ba*, roditelkyně, matka rodičů, tudíž snad zároveň tolik co *žena* = roditelkyně (skr. džan, roditi se). Byla by tedy i tím spůsobem *Bába* zároveň i roditelkyní i zemí.

Bopp a jiní, berouce kořen *gam* jako nějaký accusativ, tudíž jen co kořen poměrný či vlastně kmen, hleděli však na kořen *ga*, majíce za to, že týž kořen v dávnověkosti předhistorické znamenal zároveň i úrodnou *krávu* i *zem*, t. j. že země brána byla v šerých dobách starožitných za pra-krávu. Co se týká cizích bájesloví, je skutečně domnění to mluvozpytné více než nad pochybnost vyvýšeno. Nechtíce tu šířiti se egyptskou *Isis**) pod podobou krávy vyobrazenou, dotýkáme se jen jemnějšího mythu řeckého, jemuž byla *Io*, milenka to těhotná nejvyššího boha Zeusa (cf. Diespiter), proměněná v krávu, jakož i Zeus sám rád se měníval v býka (Preller, griech. myth. II. 29). I když tomu přisvědčíme, že Io na tom místě znamená jen měsíc, jehož čtvrtě, jako rohy, vedly k podobenství rohů kravích, nemůžeme jinak, než na to upozorniti, že měsíc brán býval u starých jako zástupce země na nebesích a bohyně měsíce naopak že měly původně působení podobné na úrodu pozemskou, jako by byly bývaly bohyněmi země. Dosti budiž tedy na tom, že i jemným Řekům symbolický obraz *býka* a *krávy* nezdál se býti příliš hrubým, aby jím nebyli mohli vyobraziti si i nejvyšší svá božstva (srovn. Schwarz: die Rindergottheiten str. 181. ve své knize: Ursprung der Mythologie. Berlin 1860).

Přistoupíme-li k bájím germanským, vidíme ihned, když mluví o tvoření prvních lidí, že kráva *Audhumbla* z vemena svého čtyry potoky vyrojila, jež živily giganta Ymira a že kráva ta lízáním ledovitých a slaných kamenů za tři dni způsobila krásného muže Bury.

Že u Slovanů pohanských krávy byly též zvířaty posvátnými, t. j. symboly či obrazy bohů, vysvítá z *obřadů* jarných, ze jména *„mléko“* co vláha nebeská, ze jména *„kravička boží“* o níž níže promluvíme, z jména slovinského *„mavra*, mavrica“, t. j. kráva, co znamená Slovincům cestu *mléčnou*, (*„mliečnici“* podle Vaceráda); u Srbů je *krav*-iti, rozpouštěti (Rječnik. 296. 297.), jako u Nizozemců *kau-pat*, kuhpfad je též mléčná cesta, co je tím významnější, že se v bájesloví i *černá kráva* jeví co vůdkyně duší (Mannhardt Gött. I. 52), co opět našemu přísloví: *„černá kráva* mu na nohu šlápla“ odpovídá, a jak nížeji uvidíme, na Ježi-bábu či *černou* paní káže, již shledáme na nejednom místě co báječnou krávu. Měli-li ale Slované *černou*-kravu co báječnou bytost, jak ji v skutku měli, měli původně dávno před bílou-paní i *bílou*-krávu za bohyni. Jungmann vykládá *černou krávu* co symbol nešťastné domácnosti (slovník, II. 174. b.), bílá kráva byla by tudíž symbolem šťastné domácnosti, jako *bílá paní* brána za

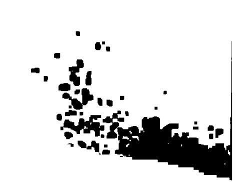
*) Kdo nám vysvětlí slova Vacerádova: „Yesen; yassn, *Isis*, lingua egiptiorum *terra* dicitur“ (Šafařík, älteste Denkm. 218.)

chranitelkyni rodin. I když tudíž totožnost symbolickou *krávy* a *země* zřejmě na ten čas doložiti nemohu, stačí předce snad, co právě bylo položeno, či vlastně jen dotknuto, abychom aspoň tušiti mohli báječný poměr starožitný krav. Budiž tedy země nám, na čas aspoň, dle významu slova jen *nositelkyní* všeho, tož předce ničehož nevadí, důležitá slova Vaceráda našeho, jimiž *zem co bohyni* uvádí, v úvahu zralou bráti. Slovník Vacerádův (ao. 1202) má totiž tu dobrou vlastnost do sebe, že čím více skoumání vědecká i co do slovozpytu i co do starožitností pokračují, tím více pravdivost udání jeho na bíledni vstupuje, kdežto naopak slovník Rozkochaného a jiných skoumáním takovým bledne.

Vacerád vykládá jak dotčeno pouhé slovo „*země*" výslovně co „tellus" a co „dea terræ", *bohyně země* (Šafařík, älteste Denkm. str. 230), s čím souvisí snad i to, že Srbové až podnes přisahajíce volají: „Tako mi *zemlje!*" nebo „tako mi *neba* i *zemlje*," nebo „tako mi *boga!*" a „tako mi živ brat" (Vuk St. K. rječn. 730. Grimm, deutsche Myth. 608). Starým Čechům bylo ve zvyku, když přisáhali, vstoupiti na polo do země na způsob hrobu vykopané, jiní Slované opět kladli si zem či *drn* na hlavu (Böhmes beitr. 5. 141. Grimm l. c. 609). O zlém člověku praví Čech přislovím: „Není hoden, že ho *země nosí*" — nebo „schne pod ním země" (Čelakovský, mudrosl. 528. 3.). *Srnec* znal r. 1582 ještě přísloví české o nešťastném: „By sebou o *zem* bil, s nic nemůže býti", což vzpomíná na báje, v nichž giganti dobývají nových sil, když se dotýkají země.

Bohyni země znají téměř všickni staří národové co *matku*. Jako náš Vacerád *Zem* přímo vykládá co *dea terræ*, vykládá i Tacitus „*Herthum*" co „terram matrem", pravě, že tu bohyni *krávami* vozili po vlastech, aby ji naposledy v jezeře umyli. Slavnost ta vykonávala se bez pochyby na jaře (Grimm, d. M. 231) odpovídajíc našemu vynášení a potápení *Báby* či *Morany*, co se místy i *vozem* děje, o čem nížeji ještě promluvíme. Co do slova „Herthum" myslí jedni na kmen gotický *airtha*, erde, jiní čtouce *Nerthum* na germanského boha *Niördr*, jehož pod jmenem Fro, Freyer, Fricco vozívali též po voze na jaře (Grimm, l. c. 194). Může-li se čísti „*Hertham*," jestiť germánská Hertha = Erde rovná naší bohyni *Země*.

Tu bohyni znají i Litvíni pod jmenem: *Žeme-pati* (t. j. Země-matka [srovn. „terram matrem" Tacita]), nebo *Žemenyle* (t. j. milá země, zemička), nebo též pod jménem *Javinědevaite* (t. j. polnosti či obilí bohyně), jíž i obětují prolévajíce na zem několik kapek piva slovy: Žemenyle! květoucí! požehnejž našich rukou práci. I tuto bohyni zná Vacerád náš pod jmenem „*Siva*", t. j. *Živa*, co vykládá na jednom místě jednou prostě (jako „*země*, dea terra") co *diva*, *dea*, t. j. bohyně, podruhé co *dea frumenti*, bohyně obilí, potřetí zřejmě co *Ceres* (Šafařík, älteste Denkm. 231 a). I v tomto roztřídění jeví se již dílem rozdíl, dílem však totožnost země-*máti* a země-*dcery* (Lada, Niva), jež se zúrodniti musí teprva na jaře (srovn. v písni velikonoční Čechův: „A ta naše *jalová* u božího kostela" t. j. v ráji). Že bohyně plodnosti, bohyně obilí je *země* sama, úrodná ta matka, je patrné již samo sebou, patrněji však ještě tím, že latinská *Ceres* sluje řecky *Dê-meter* či *Gê-meter* t. zeměmáti. Právě onomu výše naznačenému kořenu indickému *go*, co znamená i krávu i zem (Bopp, vergl. Gramm. I. vyd. 145, 173, 174), odpovídá řecké slovo *γᾶ* doricky, *γῆ* jonicky = země, což proměnou hláskovou přešlo v Dā-meter či Demeter (Preller, gr. Myth. 464). Právě Demeter byla Řekům zároveň zeměmátí i *bábou* či babičkou, t. j. pomocnicí porodní (*κουροτρόφος*) a neváháme již tudíž prosto vysloviti důměnku, že i u Slovanů Země či Zeměmáti se jmenovávala druhdy i *Bába*.



Abychom však toho ještě určitěji mohli doložiti, upozorňujeme zde, že žně vůbec stály pod ochranou *Báby*, na jejíž místo vstoupila ve věku křesťanském sv. *Markéta* (Bájeslovný kalendář str. 195). Co do sv. Markéty jeví to v Čechách prostonárodní píseň: Sv. *Petr* (Perun) hřímá, natočí nám vína (t. j. vláhy nebeské), a ty sv. *Markéto* dej nám pozor na žito" — „Svatá Markyta vodí žence do žita" — „Svatá Markyta vhodila srp do žita" (Erben, písně 85).

Co však se týká *Báby* samé, co bohyně žita, dokládá toho pověra ruská, ba i jinoslovanská, že bohyně Bába při žních chodí v podobě truchlící ženy přes pole, zamezujíc někdy žencům prý i klízení. Takovou pověsť znají i Čechové. U nás chodí i „Bába" v podobě stařeny po vsích, bijíc toho, kdo se jí nekláněl, přes nohy (Krok II. 350). Jmenuje se prý i *Polednice* (či *Poludnice*). Tuto Polednici znají též ještě Lužičané pod jmenem *Připołnica* či *Přezpolnica* (Mittagsfrau), jež na polích zvlášť o poledni pracující znepokojuje otázkami hospodářskými. Z toho vešlo v přísloví říkati,: vona *so praša*, kaž *Připo lnica*, *ona se ptá* (prosí) jako Připolnice (Haupt, II. 269). Čelakovský, podávaje toto přísloví: vón to praša kajž *Připolnica* či *Připołonca*, dokládá takto: Dobrý to duch neb strašidlo. jenž o *žních* polední dobou k dělníkům na pole z lesa přichazívá, nezbedně od nich k obědu něco žádaje. Němci ji jmenují das *Holzweibchen* a zdá se býti podobná naší *Polednici* (Mudrosl. 495. 3.). Jinak jmenují Lužičané tu ženštinu „hoblaconu z dłujkej *bělej* drastvu" i „*Serp*", poněvadž honí srpem opůldne domů (Erben, čít. 93.). Že z *lesa* vystupuje Polednice, je tolik, co z *oblaku*, jak níže ji patrno bude.

Patrno, že tu splývá již více pověstí v jedno, jako se to jeví i v jméně *Polednica* a *Připołnica*. Zdá se, jakoby původní smysl slova vězel ve slově *poledne*, tak že by i Připolnica slula vlastně Připolednica. Tak tomu chce výslovně Richter v knize: Ordensamt Rampitz (str. 7.) slovy: Feldgeister waren zwei: den Geist, so dem vormittag vorstund, naunten sie mit einem weiblichen Namen *Přespolnijtza* und so nachmittags herrschet *Doppolnijtza*. Vor beiden furchten sie sich, und sahen solche als Gespenster an, so vom Zarnbogh (Černobog) dependirten und denen, so die Mittagsstunde auf dem Felde allein blieben, erschienen. Ward sonst überhaupt von ihnen *Groszba*, ein Schreckenbild genannt. „*Groszba*" bude zde tolik co *hrozba*, strach, strašidlo.

Ještě zamotanější zdá se býti věc jednou pověrou českou dotčená. Dle Houšky (pověry nár. musejn. 1853. 469. 1855. 47) zdržují se prý v lesnatých krajinách (srovn. Holzweibchen Čelakovského) až posud *divé* čili *lesní* ženy, *Polúdnice*, *Polednice*, které přicházejí do vsí o to neb ono prositi. Mluvíť česky, a však vyjadřují všecko záporně, na př. Neprosím vás, nepůjčte mi ne-díži a t. p. Která selka dá divé ženě, oč žádala, shledá brzy zisk na statku, na dobytku nebo jinak. Táže-li se však selka ze zvědavosti: „*nač* pak?" odpoví divá žena: „Když jste si to načala, tedy si to nechte" a odejdouc nepřičaruje štěstí. *Divé* ženy odnášejí prý rády šestinedělkám děti."

Polednici nezná toliko celá středověká Europa pod jmenem „dæmon meridianus" (Ducange, II. 735. Grimm. d. m. str. 1114), než již i bible, jest-li že žalm (90. 6.) srovnáme: „Nebudeš se báti — ďábelství *poledního*" (vulgata). — (91. 6.) „Nebudeš se báti — povětří morního v *polední čas* hubícího" (bratří). Seznati tudíž v těch bájích pověst téměř všelidskou o navštěvování bohyně země *Báby* či *Bílé-Paní* (srovn. Grimm, l. c. 915) lidi a obcování s nimi lidsky a původně blahodějně. Kdo tuto Bábu-Polednici co „*krásnou pannu*," co „*lesní ženku*" v celé její bájeslovní nádhernosti seznati chceš, přečti si Erbenovu pověst: *lesní ženka* (čítanka,

I. 29—33). Shledáš ji co *přádelnici* nebeskou, co neunavnou *tanečnici*, jež proměňuje listí *v zlato*: shledáš ji slovem co slovanskou ozvěnu řecké Demeter-Kore. Proč se ona někde a někdy jeví co mladá ženština, jakož Poláci ji Dzievanu (Děvanu, Děvu) zovou, rovněž jak Lužičané též i *Dzivicu* (Děvici) a Němci *Perahta* a *Holda* t. j. Stkvoucí a Priju, (Linde I. 599. Liebusch. Grimm, l. c. 885, 886): někdy však co stará Bába, bude jasněji, když ihned níže povíme, co báje o *dvojování jejím v matku a dceru* vyučují. Poněvadž však v křesťanském věku všechny bohyně i sobě dobročinnější se proměnily v čertice a čarodějnice, vysvětlí to nám i měnu *Bílé paní* či Báby té v *Divou ženu* a měnu *Polednice* v *Poludnici*, již už staré slovníky české co Dryas, Satyrus znají (Hanka, nejdávnější slovn. 61. 147. 165), ba i Vacerád sám, jenž píše: *Poludnice*, Dryades, deæ silvarum (Šafařík, älteste Denkm. 221.), ač původně Po-lúd-nice veskrz jiného významu byla (louditi, lúd-iti), než Pole-dnice. I Jungmann míchá již Polednici s Poludnicí ve svém slovníku píše: příšera polední u vichru v prachu létající, co obyčejně bývá jen úkon čarodějnic. Jungmann zaveden byl od nekritického spisovatele „náboženství pohanského u Slovanů" v Kroku, jenž takto se vyjadřuje (II. 349): Ďábel *poludniový*, Polednice, *Poludnice* — co stará vdova neb babizna, protož u Čechů také *Bába* sloula, po vsích chodila a toho, který se jí neklánël, přes nohy bila." Že se, co do jádra té pověsti, lesy vyrozuměti má původně tmě bouřky, tmě mračen, i *bab* zvaných, a že šlehání po nohou původně znamená hromobití, toho se dozvíme níže: zde budiž podotknuto toliko, že i kraden *dítek* původně vztah svůj má na Bábu, porody lidské hlídající a děti do domů přinášející, rovněž je však do onoho světa odnášející. Táž *Bába*, *Bílá-Paní*, Perahta a Holda či Nerthus, Zeměmáti, Žemenyle to byla, která při žnech truchlíc chodila po polích, vidouc, jak dítky její, úrody polní, do záhuby své klesají.

Na ni, na tu Bábu, myslí i Litvíni při žnech, když ponechávají několik stebel na poli státi, aby neporanili *Rugiu-Bobu* t. *Žita-Bábu*. Týž zvyk panuje i v Čechách, ba jistě ve všech vlastech Slovanských, jelikož je to zvyk indoevropský. U starých Prušanů vyšperkovávali a vyšperkují i nyní ještě v Prusku poslední snop v podobu *Báby*, co i Poláci zachovávají (Hintz: die alte gute Sitte in Altpreussen. Königsberg 1862. str. 135. — Schwartz: Der heutige Volksglaube. Berlin 1862. str. 83.). Pročež zovou se i pomoce společné při žnech na Moravě *pobabou* (bájesl. kalend. 197.), jakož Litvíni jmenují poslední část obilí či žita při žnech *Boba* t. Bábu, volajíce: tu Bobą gausi, ty Bábu dostaneš (Nesselmann Wörterb. 331), tímže způsobem, jak u našich dětí venkovských obyčej jest, při poslední dané ráně křičeti, když se rozcházejí: „dal jsem ti *Bábu*" či „tys ostal *Babou*" (Jungm. slovn. 56. 6.).

V celém Německu bývalo za starodávna zvykem, při žnech tu část obilí, a zvláště žita („wenn de roggen-arne geendet"), ponechati *Odhinovi* či *Wuotanovi* nebo jeho *koni bílému* (Grimm, d. m. 140—142.). Tu je tedy mužská postava toho božství v popředí a *bílý kůň*, t. j. bělavý či světlý oblak pohybující se větrem, vstoupil na místo *Bílé-Paní* Slovanů. Tu mužskou postavu či stránku Báby znají i Litvíni, jižto podle *Žeme-Pati* či Země-máti (Žemenyle, Javine-devaite) znají a jmenují boha: *Žeme-patis* či Země-otce, jehož i *Žem-barys*, zem posypujícího (úrodou) boha zovou (Grimm l. c. 231. Schleicher Lituanica 21. 22. 30.).

Jak asi v slovanském bájesloví Děd a Bába se mají k bohu vzduchu, jímž je u Němců *Wuotan* — *Odhin*, trudno na ten čas již jistiti. Stojím t. pevně ještě při tom, že u nás *Vít*

— i když snad nikoli pod tímtéž *jménem* u všech kmenů slovanských — co do podstaty zastupoval indoevropské *bohy vzduchu*: ku př. Hermesa, Mercuria (v původném jich smyslu) a Wuotana. Položil jsem již v pojednání o Dědu Vševědu, že mám za kořen slova *Vít* kořen *vě*, jenž se odráží i ve slově *vě*-jati, spirare, i ve slově *vě*-trъ, ví-tr *αἰ-θήρ* m. *Fαι-θήρ*, aether, dech (l. c. str. 45 poznam. 29.), ba že beru formy *Vít* a *vítr* tím způsobem za totožné, jako jsou formy brat a bratr, mát a mateř. Rusové ho ctili skutečně pod jménem *Věterъ*, *Větrъ* neb *Větrilo*, jak Igor ruský dokládá, řka: *„o Větre! Větrilo!* čemu *Gospodine!* nasilno věješi?" U Polabanů klade jej v 12. století Helmold co boha všech bohů, co *starostu* bohů (illi primatum deitatis attribuunt). Jihoslovanům kryje se co Cár v písních národních, jemuž bojovná Děvojka (Jezinka) *oči vypíchala* t. j. slunce a měsíc, či den a noc mračny pokryla, ač prvé k němu sluhové volali: *„svetli* Care, ogriano slunce, kruno (koruno) pozlacená" (píseň 234. Děva zlatovlasá, str. 23.), jelikož píseň srbská právě proměnu světlého toho Gospodina či Cara, Svéto-Víta v báječno-opáčnou jeho stránku opěvuje, podle níž i *Polyphem* i *Wuotan* někdy buď spí buď je jen jednooký (Děd Vševěd str. 57.). Že ho kronikáři co *Pore-Vítu* spícího znali, dokládá Historie episcopatus Caminensis (Scrp. rerum german tom. II. 512)— že jeho však co *„Víta"* vůbec ni u Poláků, ni u Čechů (?) jménem neuvadějí, vadí málo, jelikož jsou to právě jen kronikáři středověcí; a bájesloví nepokračovalo k žádoucí vědeckosti dotud, dokud ohled brán byl hlavně jen k nim. Že je Vít jednou světlý a spojený co bůh vzduchu se sluncem, po druhé ale spící či slepý a pokrytý, toho příčinu hledati v přírodě, která jednou nám přeje modřeň nebeskou, podruhé jen chmůry, jednou čistý jak „rybí oko" a pevný hrad nebeský, podruhé „búřúcie nebe." Onť byl právě tím nejvyšším bohem, že nebyl pouhou stránkou božství, jako jiní bohové a míval tudíž podle těch synův svých i jmen nejrůžnějších. Nejmenuje ho jménem ani *Prokopios* (okolo r. 552), ač praví (bellum goth. Paris. 1663. I. str. 498), že jej Slované jmenovali *jediným pánem* všeho (*ἁπαντων κύριον μόνον*) a že je *působitel blesku* (*ἀστραπῆς δημιουργον*). Byl-li by Prokopios staro-slovansky mluvil, byl by bez pochyby jej co jediného pána všeho jmenoval *Diva*, t. j. světlého. Pravili-li Volýnští Slované (okolo r. 1124), že jich bůh je *„gloriosus* et *omnibus divitiis plenus"* (J. Jireček, musejn. 1863. str. 143. podlé vitæ Sanctorum, I. p. 433); tož pravili, že je *Vítem* (Vítězem) a že má všeho do boha, jak toho dokládá i pověst srbská: *Usud* (Děd Vševěd, str. 55.). Líčí-li ho konečně (před rokem 1170) kněz Helmold u Polabanů, že vládne všem ostatním bohům (ceteris imperitantem), že jsa přemocným stará vá se jen o věci nebeské a že z jeho krve ostatní všicci pošli, jsouce tím vznešenější, čím příbuznější jsou jemu (edit. Steinheim, 1581. I. c. 84. str. 68), líčili ho opět co *Děda* (starostu), co *Vítěze*, jenž vládne nebesům, jehož synové a vnuci jsou ostatní bohové. Pročež je snad i zřejmo, že téměř ve všech pověstech slovanských — v tom *nejstarším zřídlu veškerého bájesloví* — jde řeč o něm a o jeho pokrevenstvu, neb onť jest onen „kníže starý" a „Prabóh", jenž má syny a dcery vcházející ve všech pověstech do poměrů milostných a manželských, jimž přepouští vladaření své, své království co mladším bohům, jelikož tito se stanou tím, čím sám je a byl a bude: Dědem a starostou (srovn. Jirečka v musejn. 1863. 141—144). Přechod jednoho boha do druhého je právě odblesk přechodů dob přírodních. Týž přechod činí právě největších nesnází bájeslovcům a podal příčiny, že zpravodajci středověcí, neznajíce se v tom, tolik zmatku byli působili, berouce různá *jména* bohů již za různé *bohy*. Neboť v živých bájích pohanských Slovanů nestáli bohové co statue či sochy

nečinné „singulis nominibus insculptis“ podle sebe, jak je knězstvo později ovšem stavilo v chrámy, podlé místnosti a doby buď tomu, buď onomu dávajíc přednost; nýbrž báje pohanské byly čirá činnost, čirý přechod, pročež se odráží i *epicky* v pověstech a *dramaticky* v obřadech a písních národních. Bájesloví vědeckému pak jest aspoň pokusiti se o vniknutí v ruch ten a přechod báječný.

Co do Praboha, Děda či Starosty bohů byltě on, jak tuším, předně čtvernásoben 1. v boha vzduchu, 2. blesku, 3. hromu a 4. vláhy nebeské a každý z těch jeho synů byl opět buď dobr, buď zel, a přecházel co nejbližší pokrevný též každý vzájemně v druhého. Vzduch tichý, símě veškerého života (duchja, duša) přecházel k. př. hojně v bouřku — v ní se jevil blesk prorážeje chmůry a vydobývaje stálého světla (slunosvitu) — hrom ozíval se rachotem jako po oblacích, avšak padal v hromobití i na zem, na svou dědinu. — vláha nebeská padala buď tiše co dešť a rosa na zem, buď co strašlivý liják a krupobití atd. Pro zosobněnost úkonů přírodních v báječných náhledech měl každý těch spřízněných bohů svou ženskou dobu při sobě, jichžto účinky pak byly syny a vnučky — dcery a vnukyně boží — omlazené starých bohův podoby. Byl-li k. př. Děd co vzduch jako duše všehomíra (Vít), byla i Bába jeho žena velebohyně (Magna mater), z níž se rodily veškeré duše. — Děd a Bába pospolu byli větrná či aetherická *vyšina nebeská* vůbec (Didi), co pod nimi bylo, to bylo již *syn neb* dcera jich. Předně byl to *vzduch* všude rozprostřený a oblaka (obvlaka): *Vít* či Vítr („boží vzduch“) a *Rodenice*, neb z oblaků rodily se právě (jako z vody vystupují bubliny vzdušní) duše, když se větrem nebe oblakové pohybovalo. Dědovy a Bábiny děti měli pak hlavně tré synův: *Diva* (blesk), *Hroma* (Gromovnik Ilija u Srbů) a *Peruna*, jelikož staří pohané pozorlivě úkony bouřky dělili v světlého *posla božího*, v rachotící *hrom* či v křičícího Diva, a konečně v hromobití, v bijícího *Peruna*, jenž metával perouny (strjelice u Srbů, donnerkeile). Všech tří bohů příbuznost jest jevna a přechod vzájemný patrn. Proměnil-li se v době křesťanské jeden z nich a to hlavně Perun v čerta, byla Bába co žena Praděda nutně jeho babička (des Teufels Grossmutter), ona byla však, co bouřlivý oblak sama dcera jsouc Prabáby, i jeho matka, nebo i žena, podlé náhledu báječného, dle kteréhož Báby (bouřlivá oblaka) buď rodily teprva blesky, hromy a perouny —buď zplozovaly s nimi syny a dcery: úrodný dešť, vyčištěný vzduch, duhu a p. úkony. *)

Tito synové a dcery měnívali se však opět v *Dědy* a *Báby*, jelikož lid úkony přírodní jimi symbolizované pokrokem dob ročných *stárnouti* vidíval, což nemalý opět zmatek a nesnázi přináší bájezpytci, jenž je má rozeznávati, zároveň však jich příbuznosti pochopiti. Na ten čas nelze ovšem bájeslovci, pustiti se náukou *jako na jisto* na pojmenování a vyměřování hranic činnosti každého z těchto synů a dcer božských, dosti na tom, když jich *tuší*. Pominula t. i pro bájesloví doba tuhého *dogmatismu*, ustoupivši porovnávající zkušebné methodě, jež i když nikoli hrdě ujišťuje, co na ten čas ukořistila, předce brány otvírá, kterými vejíti lze v čilý život báječný prastarých dob.

---

*) Upozorňuji zde na veskrz jiný výsledek „*studií z mythologie české*“, jichž podává *Jos. Jireček* v Musejníku r. 1863, jež vítám, ač se v přemnohém mým náhledům příčí, jelikož převzácná zrnka bájeslovná v sobě chovají a poněvadž vůbec jen tříbením kritickým bájesloví ku předu kráčeti může. Že tu neberu ohled na *slunce*, co „studia“ v popředí staví, má svou příčinu, jelikož v nižádném evropském bájesloví slunce se *původně* a samostatně nepočítalo mezi nejvyšší bohy, ovšem že v egyptských bájích.

Zde budiž zatím pozornost naše předně obrácena k dvojí podstatě *Báby*, jelikož se nám výše vyjevila jednak co *Žeme-pati — Bába — Bílá-Paní — Divá-žena*, jinak ale co *Javine-Devaite, Dzievana, Dzivica, Živa.*

Tyto dvě stránky jedné a téže bohyně vyvinulo právě nejjemněji, a to až do formy básnické, bájesloví Řekův a Římanů svým mythem o *Demetře* a *Ceres.*

Demeter a Ceres byly hlavně bohyně plodnosti země, bohyně orání (pluhu), setí a sklízení. Pročež slula Demeter někde i pouze *Sitô* (žito) nebo Polý-karpos či Karpophóros (Mnohoplodná, Plodonosná) — jsouc veskrz podobná litevské *Javine — Devaite* a slovanské *Živě* (dea frumenti). Tuto Živu (Siva) vyobrazuje (jak dotčeno) i první list Vaceráda: mater verborum v miniatuře s nápisem: Estas Siva, co ženštinu polonahou, jenž má v obou rukou byliny květoucí a seménka rozsypající, ač nemožná dobře rozhodnouti, zdaž o mají býti květiny, jak se podobá, či zralé klasy (Viz Izvěstija 1859. tom I. č. 1. sloupec 1—6.). Jelikož se Bába, úrodnosti bohyně, v podobě dcery své jeví u Poláků co Dzievana, u Lužičanů někdy co Dzivica, mohlo by slůvko „*Siva*" vykládáno býti snad i co Dsiva, Dziva, Děva, ač výklad Šafaříkův co *Živa* se zdá býti podstatnějším a české řeči přiměřenějším, hlavně za tou příčinou, že i kronikáři středověcí, jmenovitě *Helmold*, mezi nejpřednějšími bohy jmenují: „*Siva*, dea Polaborum" (Viz o ní a o jejím poměru k Freji a k Venuši Kollára ve „výkladu k Sl. dc. 1832. str. 154. 155; což však vše důkladné sudby jestě za potřebí má).

Kronikář *Prokoš* zná i bohyni tu jménem Ziwa, Žiwa, když praví: Divinitati *Zywie* t. Živě) fanum extructum erat in monte ab ejusdem nomine Zywiec (t. Živěc) dicto, ubi primis diebus mensis Maji innumerus populus pie conveniens precabatur ab ea, quæ *vitæ autor* habebatur, longam et prosperam valetudinem." — „Opinabantur, hunc supremum universi moderatorem *transfigurari in cuculum*, ut ipsis annunciaret vitæ tempora" (Chronicon slavosarmaticum Procosii, Varsav. 1827. str. 113. Grimm, d. m. str. 643). Právě tuto Živu (Sivu) podávají, jak dotčeno již, glossy Vaceráдovy třikrát: dvakrát v řádce: Dea frumenti, *Ceres:* Siva — *Diva*, dea: Siva — a jednou nad řádkou: *Ceres.* fruges. frumentum. vel dea frumenti: „Siva;" výslovně tu věc (úrodu), bohyni úrody, a srovnání ji s římskou *Ceres* udávajíce. Kdežto zpráva Vacerádova hlavně jde na obilí, tudíž na žně, jde zpráva Prokošova hlavně na jarní slavnost, kdež úroda teprva se očekávala a o prodloužení zdraví a života se prosívalo. Můžeme tudíž i jisti býti, že úcta bohyně Báby pod nejrůznějšími jmény a způsoby se po celý rok vykonávala, jak toho několik dokladů sami se ještě doberemе. Zde na příklad stůj jen, že obětování poslední části obilí Wuotanovi a Bábě se nevykonávalo toliko na poli; neboť, jako v Holštejně nechávají na každém stromě viset pět nebo šest jablek, aby ovoce i budoucně se urodilo, nechávají na Lužici i jinde viseti jedno jablko, či hrušku a p. se stejným úmyslem (Grimm, l. c. 51. 141). Dobře psal tudíž opět Vacerád: „*Osenki* (t. j. oženky) primicie, frugum initia, que diis delibantur. — *Osenki* cerealia arma, instrumenta pistoria vel frumentalia" (Šafařík, l. c. 220.).

Známo, že takové a podobné příznaky a vlastnosti připisovali i Řekové a Římané své bohyni *Demeter* a *Ceres.* V bájích o ní zaujímá však nejpřednější místo zvěst, že Demeter-Ceres mívala dceru krásnou: *Kore-Proserpinu*, že ji tuto odňal Plutôn-Aïdoneus či Hades — že Demeter-Ceres plačíc a kvílíc po zemi ji hledala — až konečně bylo bohy ustanoveno, že Aïdoneus-Hades ročně na čas musí opět přepustiti matce dceru milenou. Již dávno je tato

báje tím vysvětlena, že Kore-Proserpina je letná či úrodná část Demetry, mladá Demeter, dcera Báby, Živa, jenž zimou uchvácená v ukrytosti žije neviditelné, až se jarem opět vrátí k smutné své matce.

Litvíni znají podobnou pověst, bohužel jen nekritickým *Narbuttem* (I. 66.) sdělenou, jež však aspoň částečně národními písněmi je ztvrzena.

„Byla jednou královna *Krumine* či *Javine*, bydlíc na vysokém zámku, která měla krásnou dceru. Dcera viděvši dole u potoka květiny (symboly blesků) nevystoupila toliko ze zámku než shledajíc jednu z nejkrásnějších květin téměř až na kraji potoka (oblaka) složila svůj náchový, oblek a vstoupila do potoka. Tu se ale najednou půda potoka otevřela, načež dívka přišla do podzemí *Pragaras*, kde panoval král *Pokole*. Ten okouzlen jsa vnadami dívky, objal ji láskou. Matka Krumine hledala dceru svou po celé zemi plačíc a kvílíc nadarmo, neboť nebyla více mezi živými. Vrátila se tudíž do Litevska, kam, i když nikoli dceru, předce umění orání přivedla a zavedla. Tím oblažila národ svůj, jenž prvé jen nuzně se živil. Když jednou, aby se orné půdy dobylo, prales byl vymýtěn, v kterém draci bydleli, vynašel se kámen, na němž Prabůh či Pramžimas před dávnými lety již osud dcery královské byl vyryl. Královna čtouc o bytu nynějším dcery své rozhorlivši se nad míru pustila se do podzemí. Ale tam neshledala dceru svou snad nešťastnou, než radostně obklíčenou milými dítkami. Daly si však předce říci, na čas aspoň vrátiti se na zem. Přišla a viděla zem zpustošenou a lidi bídné a hladovité. Proměnila tedy vše v blaho bývalé, načež ji obyvatelé z vděčnosti co bohyni ctili.“

Nápadné jest ovšem na první pohled, najíti u Litvínů tuto překrásnou pověst: avšak neznámá Litva je pravá pokladnice starých forem i jazykových i báječných, jak toho důkazem jsou spisy Schleicherovy, Nesselmannovy, Rhesovy a j. Máme tudíž i tuto pověst za pravdivou, jelikož podobné pověsti kolovati musely mezi všemi národy indoeuropskými a jelikož dále jednotlivosti této pověsti i jinak jsou doložené. *Krumine* znamená t. litevsky hájek či lesík, jako Javine obilí a nepotřeba ani pochybovati, že Krumine se vyrovná veskrz známé nám již Javine-devaite, naší to Bábě, již Litvané i znají jménem *Žeme-pati* či *Žemenyle*, která v písních národních i *Žěděklele*, t. j. květonosná sluje (Nesselmann číslo 7. Rhesa, číslo 84 (300). *Pra-garas* je doslovně pra-dým, slušné tedy jméno neviditelné části světa, jméno, ježto se vyrovná našemu slovu *nebe* či oblaka v původném ovšem smyslu co nubes, nebula. (Děd Vševěd, str. 12. poznam. 7). Může i býti, že výraz *„noc črná,“* v kterou *„sypá“* Morana Vlaslava, není nic jiného, než „nebe,“ ovšem v původném smyslu, snad naproti *„Navi,“* t. j. ráji, o čemž viz níželi. Sr. *J. Jireček*: studia z mythologie slov. (musejn. 1863. I. str. 17.). *Pokole*, jinak i *Poklus*, u starých Prusů však *Pikolos* či *Pekolos* zván, je tolik co pekelník, bůh druhého světa neviditelného, roven Aïdoneu či Hadu. *Pramžimas* je jméno praboha litevského, jenž prý bydlí v paláci *Pramžu*, která jména vysvětliti se však až podnes nepoštěstilo. Podle Narbuta byla by i jména litevské Kory, latinské Proserpiny zachována: před odjetím do Pragaras slula prý dcera *Liethua*, po odjetí však *Nijola*. Uvádí Narbut (I. 55.) i národní píseň o Liethuy a to slovy: O milá Liethuo! ty dráho volnosti (blaha), uschovala jsi se již na prostoře nebeské. Kde tebe najdeme? Snad již v lůně smrti! Všude, kam jen oko nešťastného hledí, vidí nouzi a nevolnost. Přijď, dráho blaha opět z nebes a smiluj se nad námi.“ Srovn. národní jarní píseň česko-moravskou: Lidičko! Lidičko! kdes tak dlouho byla? U studénky, u hlubínky (v oblace) ruce, nohy myla. (Sušil, 769). Je-li to jméno původné, vězí v něm snad kmen *lěto*, léto, jehož Litvíné v původném smyslu co vláha, dešť znají formou *Lytus* či *Lětus*, m. (Nesselm. 364.)

Slovo *Nijola* zdá se býti jen deminutivem slovem Nia či vlastně *Nyja*, jehožto kořen *nu* neb *ny* vězí snad i v litevském slově: *nu*, jež co præfixum znamená „dolů" a zničení či dokončení nějakého díla, odpovídajíc snad na mnoze slovanskému *na* ve slovech k. př. *na*-pracoval, *na*-máhal, *na*-mořil, *na*-běhal, *na*-sekal se. Srovn. s nimi litevská slova, ku př. *nu*-sėsti, absitzen, s-lézti, se-stoupiti; *nu*-mirti, ver-sterben, dokona umříti; *nu*-dilti sich ab-nutzen, na-dělati se (Schleicher, glossar. 294.). Týž kořen vězí proměněnou formou co kmen ve slově *nýk*-ti, vergehen, níčiti. Kořen *nu* a v rozšířeně formě *nau*, *nav* je indoeuropský. V gothském je *Naus*, smrt, navi-str, místo mrtvých, hrob (Bopp vergl. gramm. 1. aufl. str. 1148.). Tak též najdeš jej ve formě *nak*, *nyk* či *nik* s proměnou v niç a niš, téměř všude. Viz k. př. sanskr. *nak*-tam = v noci a *niś*, noc (srovn. řecké *nyk*-s, *νύξ*, gen. nyk-tos, smrt, temnost, peklo, noc, západ, hrůza, se sanskr. nak-ta, noc, litevs. *nak*-tis, noc, staroslov. *noš*-tь, goth. *nah*-ts, nacht, latins. nox, noc-tis, rusinsky *nič*, instrumental: nič-ju a noč-eju, a sanskr. *niś*, škoditi (k. př. *naś*-ja-ti, hyne, umírá) s řeckým *νέκυς*, *νεκρος* mrtvola, mrtvý, *νίκ-η* bití, vítězství (Bopp. vergl. gramm. druhé vyd. str. 273.). Sem hledí i latins. nec-are, zabíti, nex, necis, (Grimm. gesch. d. deutsch. spr. 281. Mannhardt. germ. myth. 585.) a bezpochyby slov. nožь, česk. *nůž* od ньс-ti, нъз-ą defigere (srovn. Miklosich rad. 57. 58. Šafářík, mus. 1846. V. 413. Hattala zvukosl. 69), niz-ati, píchati, a *nik*-nouti, v-*nik*-nouti, pro-nik-nouti (Jungm. slovn. III. 726), jako, v jinak rozšířené formě kořene *ny*, v *nav*, latinské: nov-acula, nůž, zvlášť pak nůž obětní. I latinské slovo *nav*-is, loď (srovn. německé: seelentränker) bylo již vykládáno, co loď mrtvých, t. j. v původném smyslu co větrem hnaný oblak, po kterém duše do nebe plavaly. Kořen samý, t. *ny* znají též dobře Slované. *Ný*-ti je nám tolik co chřadnouti, hynouti, star. slov. je u-*ny*-ti ignavum esse — a hledíme-li na sesílenou formu *nav* (srovn. bý-ti, bav-iti, plý-ti, plu-ti, plav-iti, tru-ti, trý-ti, tráviti, otráviti (Hanka, musejn. 1844. str. 551), tu nám naproti vstoupí starosl. *navь* (Exarch. 137. Mikl.) co mrtvola, mrtvý, „*Navь* izъ groba izchodjašči", litev. *nâve*, smrt, staročeské *nav'*, hrobka, ba i staroslovanský bůh smrti *Navatъ* (Hattala, zvukosl. 58. 74.). Codex Suprasl. (266) má totiž zjevně: „*Navatom* pojem'jemъ", smrtí jat (Hanka musejn. 1852 I. str. 175. II. str. 167), co tedy na personifikací smrti, na mužskou osobu *Navatъ* káže, co výborně sluší k starobulharskému *navь*, mrtev, k staročeskému *nav'* („Krok jde do Navi" Dalimil), jež se jeví i příslovími českými: Odešel do *Navi*, nebo: na *Nivě* leží. *Niva* či *Nav'* slula tudíž, jak tuším, místnost, kam mrtví přicházeli a není veskrz nutné, původně tu mysliti jen na hrob. *Nya*, *Nyola* jsou tudíž správné formy a nelze hned tvrditi, že by byly kronikáry i třebas Středovským a Narbuttem pouze vymyšlené. Zastupují formy ty však i *Dlugoš* (Nija=Pluton, jenž měl chrám v Hnězdně) — po něm *Karamzin* — a Stránský, jenž opět zná: *Niva*-Proserpina. Až podnes zaříkávají se v Čechách navské, *navné* kosti (Ueberbeine) (musejn. 1853, 480; 1855, 55) a ještě *Hájek* praví v kronice: „Dvie stě dívek na *Nijvě* leží" (20). Středovský vykládá prostě slovanskou *Ninvu* co Proserpinu, co je jen forma *Niva* s nosovkou, rovná kořenem a významem slovu: Nav' či Niva, rovná opět slovu: *Nya*. K staroslovanskému *Navatъ* srovnati sluší výraz Vaceradův: *Najat*, conductus (sc. mortui), m. Navat, jelikož pohřební pochod je jako nápodobnění unešení duše *Navatem* (Psychopompem) do *Navi*: a ještě Veleslavín zná: *Nava* co sepultura (Hanka, nejdávn. slovn. 391.). Avšak Vacerád zná i jméno české Proserpiny samé: t. *Porvata*, Porvata, a to dvakrát (Šafařík, ält. Denkm. 221). Šafařík domnívá se sice, že *snad* jméno „*Porvata*" je Vaceradem utvořeno dle obdoby latinského „rapta"

jako po-rvatá, ale tomu nezdá se tak býti. Slovo „Proserpina", řecky „Persephone" není t. ni jediné, ni původné jméno bohyně, než právě hojným užíváním již značně proměněné a původnější jeho forma zdá se býti: *Pherephattia* (Preller, gr. Myth. I. 500), v kterém se odráží jako indoslovanská ozvěna: *Poruata* Vacerádova. Jmenovávala se též *Persephassa* a *Phersephatta* a není k víře podobné, že by byl znal Vacerád tato slova, než podobněji je k víře, že analogie indoevropských řečí se jeví i v řeckém slově Pheraphattia i v českém Poruata, ač nelze na *kořen* pravý a původný uhoditi ni v jednom ni v druhém slově. Vyložil-li Vacerád bezvadně na trojím místě *Ceres* slovansky co *Živa* neb *Dzieva* (Siva), proč by nebyl měl znáti i slovanské jméno dcery její t. Proserpiny, jako znal jméno Venuše co *Prija*, Hecate co *Morana* a p. Podobnosti v řečích a starožitnostech jsou někdy nad míru nápadné: tak jmenoval Řek Proserpinu někdy: *Zei*-dôros Žita či ječmene (*ζειάς*) dávající, jako Litvín jmenoval Ceres svou *Javine* t. Žitnici či Ječmenici, neb litev. *javai* a sanskr. *java* je právě žito nebo ječmen. Slula též Demeter, jak dotčeno již, za tou příčinou i *Sitô* řecky, co je česky *Žito*, a to nápadnější ještě nežli *Poruata* a *Pherephatta*. Ovšem lze připustiti, že nutno jest, vše to bráti v zralou úvahu, hlavně dokud se ukrývá pravý smysl a znění všech kořenův, jež vězí v slovech právě dotčených.

Na zdání nápadná je totožnost, ač i zevně jen, slov *Niva*, bohyně smrti a *niva*, dle Vaceráda: locus, arva, *nivy:* novales agri — podobněž jako totožnost vnější mezi „*Lada*, dea libidinis", Venus a: *lada* f. *lado* n. pusté pole, *ladem* ležeti, neužitečně, neoraně.

Co do „nivy", zná ji český jazyk až podnes též co *novinu* sr. novale (solum). Vězí-li i v těch slovech kořen *nav* či *nov*, ve smyslu u-*nav*-ený, mrtvý, bylo by slovo niva, novina původně to, co je posud neúrodné, mrtvé, jalové (srovn. jalovice a kráva), co má k životu, k úrodě teprva přistoupiti, jako latinská slova: „arvum, arva" znamenají polnosti, určité k zorání. Až bude v bájesloví slovanském jasněji, jak si pohané v pravdě představovali i *nebe* i *ráj*, bude možná, udati, zdaž se *Nav'* podobala více nebi, zdaž ráji. I v ráji byly duše, nivy, louky etc. Na ten čas měl bych za to, že Nav' bylo prvé *ráj*, pak *nebe* v původním t. smyslu (Sr. Jirečka v musejn. 1863. I. 15.—17). Věděl bych si t. vysvětliti, jak by světlost ráje pojmem úmrtí mohla přejíti v temnost hrobu, čím se stala nejpozději Náv. Též kořen *nav* nebrání tomu, bráti Náv *původně* za sídlo do-žilých duší. Méně snadné je pokus o sprostředkování mezi „*Ladou*", pannou a „*ladem*", než i tu pomohla by představa, že i Lada je určená, státi se později matkou, jako v latině dotčené již „*arvum*" sluje pole k orání určené, či k orání spůsobilé, ale zároveň i oud pohlavní. Když se i v nejnovějších písních prostonárodních Slovanů vždy příroda a život lidský vzájemně zrcadlí či odráží, nebude nám diviti se, že v pohanském věku na každém téměř místě přírodné úkony vidíváme v podobenství lidském, ale i na opak, že vidíváme člověka bez romantiky moderní pojatého jen co přírodního živoka.

Chtě se již jednou přece vrátiti k samému bájesloví po tak unavujícím rozštěpování slov, dotknu se tu ještě zběžně trého.

1. Místo *Navata*, boha smrti, uvádí Hájek v kronice boha *Merota*. Když Krok byl umřel, pravily prý dcery jeho: O Merote! veď je po světlé cestě (list 5.). Může býti, že Hájek čerpaje ze starého rukopisu mylně byl četl Merot m. Navat, avšak k víře podobněji je, jelikož slovo to nijak jinak není potvrzené, že si Hájek i tu zahajkoval. Ostatně srovn. „Merot", Mar-ot k „Mar-ana", Můr-a, Mor-a a k indickým „*Maruts*", větrové bouřliví, duše zemřelé.

2. Nestor uvádí ve své kronice bohyně *Navje* co bytosti usmrcující, „*Navje* (Navьe) bijutь Poločany.“ Toto jmeno bohyň dosvědčuje jen domnění, výše položeného, že české *Nav'* či *Nava*, Niva nemá se bráti co pouhý hrob, než co *říše mrtvých*, ba co *osoba*, jelikož staročeské *do* (Navi) i význam *ku*, *k* v sobě zavírá: do Navi bylo by tolik, co k bohyni smrti, jako my podnes o mrtvém říkáme: je už u pána boha (srovn. „od Vesny do Morany“).

3. Srbové znají rostlinu: *Neven*, m. Totenblume, calendula officinalis a *nevenov*, ova, ovo, (rječník 413), kteréžto jmeno beze vší pochyby ku kořenu *nav* patří. Od toho jmena neven odvozuje Grimm srbské jmeno ženštin: *Nevenska* (über Frauennamen aus Blumen. 127.). Jiné znamenité srbské slovo je *latov*, m. dohližitel, převozník, jelikož Dlugoš (hist. Pol. I. 37) jmenuje Plutona: *Lactona*, k čemuž Novice (1857. 144) připojují, že slovinsky převozce duší (Charón) se jmenuje *Latonja* (Srovn. Terstenjak: Latovius. Mittheilungen. 1858. 1.).

Ačkoliv se tudíž honositi nemůžeme, že se nám zachoval tak *vyvinutý* mythus o Demetře a Plutônu, jako Řekům a Římanům, jisto přece, že stop jeho v dávnověkosti je dosti, neboť

1. Chodí i u Slovanů Demeter-Bába smutně po polích, kde se žne, ukazujíc se někdy i zlou svou podstatou t. co *Ježi-Bába* či *Morana*, Můra, Poluda, Polúdnice.

2. Na jaře však slavila se co *Žíva*. Majíce tudiž dvojí její podobu, nepochybíme i zde již, kladouce Živu co *Zlatou-Bábu* a Polednici co Ježi-Bábu či Moranu, či jinými slovy: rozeznáváme již, jako Řekové *bílou* a *černou* Demetru, *Bílou-* a *Černou*-Paní.

3. Obě ale dělily se opět v starou Země-máti a v mladou *Děvu*, které v křesťanském věku se v národních písních a v říkadlech jeví co sv. *Anna* a panna *Maria* = Demeter a Kore, Ceres a Proserpina. Stará zeměmáti je buď *Zlatá-Bába* či *Žíva* „vitæ autor“ — buď *Ježi-Baba* či Morana. Mladá Živa či Živěna je ale u nás *Vesna* (Lada?) a *Nya*, Niva, Nav' — u Litvínů ale *Liethua* a *Nyola*, či v křesťanské podobě *bílá* a *černá* panna Marie.

4. Mužská podstata Báby je vůbec *Děd* (Pramžimas litevský, „*Praboh*“ slovensky), Zlaté-Báby ale *Světovít*, Ježi-Báby však Děd Vševěd = rusínský: „*Didko*“, co všechno ví, či *Navat* (Merot?). Ale i mladá Živa má, i když nikoli manžele, přece milence, jenž se v obřadech slovanských jeví co král s královou, car s caricí. (Erben, písně, 72—75. Sušil, nár. písně, 755—762. Vuk Stef. Kar. nar. piesme, I. 97—111.). Mladá *Nya* splývá v jednom ohledě s *Ježibabou*, jelikož obě zaniknutí přírodní bujarosti v zimě symbolicky zvěstovaly, pročež jsou někdy i stará Bába i Děva u Vševěda, někdy jen Děva. Navat může tedy v tom ohledě považován býti za manžele Nivy. V jiném ohledě je však mezi Bábou a Děvou rozdíl ten, že Nyja či Niva určena je proměniti se na čas ve Vesnu, kdežto Ježi-Baba či Černá paní, matkou již jsouc, se proměňuje jen v Zlatou-Bábu, v Země-máti. Jiný rozdíl mezi Ježi-Bábou a Nyjou nachází se tudíž i v tom, že Ježi-Bába nikdy se neproměňuje v pannu, kdežto Nyja jen jako na zdání jsouc zasnoubenou proměňuje se jarem opět v pannu, jak ji opěvují v skutku národní písně i Litvínů i Slovanů.

Jelikož je nám na tom místě jednati jen o nástinu bytosti Děda a Báby, nezazlí nám snad nikdo, že vše to, co se týká *mužské* stránky, jako i *dcery* její, zde shledá každý jen jako naznačeno. Abychom však jako napřed již, v podobě panny viděli budoucí matku, čím si cestu snadnější k Bábě samé proklestíme, položíme ihned příklad aspoň právě zmíněných písní národních i Litvínů i Slovanů.

Litvínská.

„Milé Sluníčko (měla Saulyte), boží Děvo (dcero, dukryte, dukte)! kdes tak dlouho byla, kdes tak dlouho meškala, když jsi od nás byla odešla?"

„Byla jsem za mořem, za horami, hlídala jsem sirotky, hřála jsem pastuchy, ano mnoho je mých darů" (Nesselmann, Volkslieder. str. 1. 347.).

Patrně je tu vyjádřeno jako v dvojzpěvu přivítání Děvy z Navi, snad v podobě jejího broučka: Sluníčka, Marienkäfer, jenž u Litvanů buď *Dėvo-jautis* — Boží volek, nebo *Perkuno-* či Děvo- neb *Dangaus* — *Ožys*, Perunův či Boží neb nebeský kozlík sluje, o němž též níženji. Děva odpovídá: že byla za mořem (za nebem v původném smyslu či za horami (za bábami, oblaky), hlídajíc sirotky (duše zemřelých), hřejíc pastuchy (zachovávajíc duše nenarozených, jelikož ty „na zelené louce, v ráji, houby pasou").

Srbská.

Táž Děva, nechtíc více konati službu zimnou praví v písni srbské (u Vuka St. Karadžića 234):

„Chválila se milá Děva (lepota Děvojka): Přisti nechci, a neumím vyšívati, *nechci více hlídati Bábě stáda* („Babi ne ću čuvati goveda = stáda oblak): vystavím si u prostřed hor, hrad (kostel t. j. ráj). Cár (Děd) rozhněvav se, že Děva nechce již ni u něho, ni u Báby býti vyjde v boj s ní, avšak ona jsouc ještě Nyjou či Nivou smrtonosnou, zvítězí nad ním, jak píseň dále vypravuje a to takto: „Stůj Care! utéci mi nemůžeš. Živého cara uchvátila, živému caru oči vypíchala, pustila ho v horu (les) zelenou; tam on jde od jedle k jedli, jako pták od větve k větvi." Tu vidíme Děvu jako Ježi-Děvu, Jezinku. Oči jsou tu slunce a měsíc; stáda Babina, oblaka; hora či les, louka zelená v onom světě; pták konečně duše u-nav-eného Děda (Polyphema).

Česká.

„O Maria! o Maria! kdes tak dlouho byla?"

„U studýnky, u rubínky ruce jsem si myla, zámečkem, zámečkem, jsem se zamýkala (oblakem kryla), listečkem, listečkem (bleskem) jsem se odmykala." — Oblaka, Báby slují až podnes u lidu i hrady.

„Mořena! Mořena! kam jsi klíče (blesky) děla?"

„Děla jsem je, děla, svatýmu Jiří, aby nám otevřel do ráje dveří." (Erben, české písně. 1862. str. 57).

V českých písních vidíme ji i co Vesnu (Marii) i co Mořenu (Nyju) a nikdo nebude zajisté upírati, že tyto drobty báječné poukazují na velké bohatství starých a vyvinutých bájí ač milerád netajím, že jaksi podivno je, proč tyto báje více na oblaka a blesky, než na úrodu pozemskou bijí, což se však brzo níženji vysvětlí (str. 23).

Pustíce tudíž skoumání o těch a takových děvách na ten čas mimo sebe, vracíme se zase k *Bábě* obzvláště — a jelikož jednáno již o jarné a podzimné Bábě (Živě, sv. Markétě a Polednici), zbývá ještě promluviti o *Bábě zimní*, ježto pozbyla právě úrody letní v podobě *Porvaty* či Proserpiny.

Říše její počala po sklízení obilí — po žních. Toho času, jak tvrdí staří Čechové žalovala prý Bába, že *čím dál, tím hůř*, když t. ze schodů (rozumějž letných k zimě) dopa-

dávala. V křesťanském věku ustoupila bohyně Bába sv. Anně, bábě Ježiše a *matce* panny Marie, která, jak jsme viděli, na mnoze zastupovala Proserpinu — Porvatu. Začátek žní ponechán byl ještě sv. *Markytě*, ba ji vzývali již z jara: „Sv. Markyto! dej nám dobrý líto na pšeničku, na žito, aby byl veliký klas, ať přijdeme po roce zas" (Erben, písně. 59.). Její svátek světí se 13. července, tudíž ještě v parném letě; den pak sv. Anny je *první den podzimní*, první den, kde ubývá světla po Vajánvě t. 26. července. O sv. Anně zpívá se již: „Sv. Anna! žito *žala*" — „sv. Anna! *chladno* z rána" či jak Polák se vyjadřuje: „od sv. Anky zimne poranky." Ba jde pověra až podnes po Čechách, že ona Bába, která si byla stěžovala, že čím dál, tím hůř, právě byla sv. Anna, pročež i na pobožného Čecha nesluší, užívati těchto slov, jako na posměch sv. Anně. Přešla vůbec, jak se zdá, mnohá báje z Báby na sv. Annu. Tak vyobrazovali malíři sv. Annu s Joachimem sedící v květovém kalichu (Menzel christl. symbolik. I. 63.) a bájili básníci, že pouhým políbením Joachimovým počala sv. Anna sv. Marii (Srovn. Korê — Děva). Po svátku na nebe vzetí panny Marie, t. j. dne 15. srpna nynějšího kalendáře, nastává pravá moc sv. Anny, co zimné Báby. Panna Marie sama, jako by byla bývala zástupnicí *Didi-Lady*, velké Lady, jmenovávala se toho dne, jenž míval, co velký hod, druhdy i svůj zvláštní svatvečer: u Čechů *velikou* Marií, u Srbů a jiných Jihoslovanův *velika Gospotja*, *velika* Gospojna — *velka* Gospodnica: u Čechů však i *kořenná* Maria, u Poláků ale *Panna zielna*, u Němců: lieb frau *im grünen*, jelikož měla, jako naposled, žehnati ještě bylinám a kořínkům léčivým, chrániti tudíž i když jí už nebude na zemi, v zimě lidi plody svými letnými. Kašubové světili dle výroku Cejnova toho dne hlavně k. p. *nokce*, t. j. tuž rostlinu, již Srbové jmenují *neven*, totenblume (calendula officinalis), *slunečník* (helianthus) a hok-*babu* (mentha crispa). Srovn. bájesl. kalend. 207. 208.

Slunce, jež dnem sv. Jana, právě přede dnem sv. Anny, se loučilo se svou mocí, ustupovalo delšími nocemi moc svou *měsíci*, panovníku to zimnému a jako zastupiteli světla letního. Toho světla nočního, světla můr a duchů, patronkou stala se právě sv. Anna, a jelikož barva měsíce v symbolice je *bílá* a co do kovů *stříbrná* (naopak slunci žlutému a zlatému), sluje sv. Anna až podnes patronkou *stříbrných* dolů (Menzel l. c.). Jako Demetr-Erinnýs později když nutnosti proměny Kory v Persephonu byla přivykla, i svou milenou Korê-Děvu vodívala sama do Hadesu k Aïdoneu: vodívá dle moravských písní sv. Anna co psychopompê duše mrtvých do Navi či k nebesům, aby těkati nemusily po světě (srovn. bludné duše u Jirečka, mus. 1863 I. 5). Slyšmež jen: Vylečela duša z čela, žáden neví, kaj lečela; sedla na hajíček, na zelený ten trávníček: přišla ku ni sv. *Anna:* Chyć se duša! mého plašča, pujžme před pána Krista" (Sušil, I. 19.). V jiné písni moravské praví se: „*Stará žena* — šla ona tam, šla tú cestú, kde nejvíce formánkové jedú" (rozumějž: formánkové duše vozíce). I jednomu formánkovi, jenž nemohl „kolem ani hnúti" pravila ta *stará žena*: „půjč formánku! biče svého, já ti slažím koňa švortelného (smrtedlného?); stará žena bičem točí, hned všecky čtyry kola vyskočí. Nebyla to žádná *žena*, a to byla milá sv. *Anna*." Na místě sv. Anny přichází někdy prosto *smrt* či Mořena, k. př. opět v písni moravské: „Potkala ho Smrti na *velkej silnici* (na mléčnici či mléčné dráze?) — *střelila* ho Smrti střelú přeukrutnú, a pichla ho v srdce, převelice těžce" (Bájesl. kalend. 26. 202.).

Musilo již ve jméně samém: *Anna*, jež je jako slovo Bába zdvojením prasylab složeno a nikoli jen původu semitského (neb v hebrejském sluje právě *Channáh* a znamená milou), jakýsi vztah indoeuropské Bábě-Demeter ležeti. Neboť i Římané znali bohyni *Annu Perennu*

— jež někdy co Bába, někdy co půvabná holčice se jevila, a podlé měsíců t. j. původně podle běhu ročního se měnila jako Demeter-Bába (Preller röm. myth. 305. 306.). Podobného cosi dělo se i u nás Čechů: vše co se druhdy povídalo o sv. Anně, vidíme kronikáři svými hlavně Beckovským jako přenešeno na pobožnou *Anežku*, dceru Přemysla II. Ona, prý, původně těla plného a krásného jsouc, pozbyla krásy té tak, že „kůže na kostech toliko přilipala" (tak shledáme i Ježi-Bábu), — dušičky docházely k ní z očistce, o pomoc jí žádajíce, načež pomodlivši se viděla, jak andělé dušičky do nebe nosili — i ji shodil jednou čert se schodů atd.

Podstata pohanské Báby odrážela se snad tím vhodněji dřevním křesťanům v podobě sv. *Anny* a panny *Marie*, pověvadž v nich přechod báječný matky v dceru (pannu) a panny v matku, jenž právě vězel v pojmu Báby a Živy, Lady a Králky (královny), jako naznačen ležel. Maria byla panna a matka, musila si tedy dáti líbiti, zastupovati i pohanskou Zeměmáti či Bábu, jakož i sám pán Kristus s Petrem a jinými apoštoly někdy v podobách pohanských bohů po světě chodívali, ba ještě chodí.

Podobu Báby chová v sobě p. Marie, když se na podzim báječně v *Babím letě* jeví, ježto se netoliko to vlákenko u Němců *Marien*-sommer a *Marien*-garn zove, než i u Slovanů do spojení klade s pláštěm pohřebním, jehož prý p. Maria pustila, když se na nebesa brala. Poněvadž však vlákenka, Babíléto zvaná, silně se odráží v přízi Sudiček na nebesích, promluvíme o nich zevrubněji něco níževi, když bude řeč o Bábě na *nebi*.

Bába na zemi stávala se na podzim a v zimě *domácí bohyní*, navštěvujíc lidi v domácnosti, jako navštěvovala žence na polích. Hlavně v chladnějších krajinách mění se ruch živý na polích v ruch soukromné domácí práce. I bohové a bohyně kryli se jako před nastávající zimou na podzim v ráji — a jelikož pohan, nevěda žeť *svou myslí* sám utvořil bohy své, žeť náboženství jest vývin obrazotvornosti jeho, pevně za to míval, že to úlohou bohů bývá, starati se o člověčenstvo; musili tudíž i bozi za ním v tichou domácnost. Pročež navštěvuje po celý čas i zimní Bába hlavně *přádleny*, jevíc se někdy jako mrzutou a zlou, co jí slušelo jako zimní bohyni. Nepřichází tedy v podobě příjemné do domácnosti, nýbrž skoro veskrz v podobě *zpotvořené*, v které bezpochyby se měla odrážeti příroda zimní jako v obraze. Obzvláště byl *štědrý večer* posvátným hodem *Babiným* a jmenujeť se až podnes česko-slovensky skutečně i *Babí-večer*. Vánoce byly t. právě hody, v kterých se nejprve světila jako ve vidině příroda u *vzkřišení* svém. Bylať v chladnějších vlastech země sice ještě zimou ztuhlá, než přese všecko nastávalo již nové, *mladé světlo*, slunce se *rodilo*, jelikož dne (Diva Divana) již přibývalo. Na slunce, co těleso vidomé, nebral aspoň lid pospolitý o vánocích nižádného ohledu, jelikož je více než k víře podobno, že lid pohanský brával Deň (Divan) a Slunce za dvoje rozdílné bytosti. Pod nejrůznějšími obraty a jmény světívalo veškeré pohanstvo tyto hody, oslavujíc v nich jako budoucí vzkříšení přírody, světla, tepla (srov. „pro-*sin*-ěti"), k. př. u Řeků jmény: Persephony, Dionysa, Adonise, Lina, Orphea. Zvláště připisováno polobohovi Orpheu moc, *hudbou* svou i mrtvých k životu přiváděti. Původní smysl hudby takové je jen *hřímání* jarní, kterému se připisovala moc povzbuditi jako mrtvou přírodu ze spánku zimního. Na místo Orphea vstoupil ve středním věku i u nás Slovanů sv. *David*. Ve vzácném rukopise *Koldy* Čecha, jenž se chová v cís. knihovně Pražské pod jménem: *Goldius*: de passione Domini (14. A. 17. Hanslík Beschr. d. Univbibl. Str. 606. 607. Zusätze, str. 27.) stojí v miniatuře sv. David hraje i před hrobem Krista Pána, by jej jako zbudil z mrtvých, kterýž obraz zajisté vztahu báječného do

sebe má, jelikož dle církevní náuky sv. David teprvé po vzkříšení Páně vysvobozen byl z předpeklí. Dokládá toho i vzácná píseň národní Moravanů, Sušilem nám zdělená, takto o sv. Davidu píšíc: „Aj, já vím lúčku zelenú (ráj), na ní olivu vysokou (strom světa, rozvětvený celek oblaků či oblohy nebeské), na té olivě David hrál, až se hajíček rozlíhal. O radostná novina, přišla k němu *Maria.* O Davide! Davide! tvoja *matička* v pekle je (zajatá zimou). Sv. David nemeškal, vezma húsličky hned se bral. Když tam před peklo přišel, svoju matičku uslyšel, hned na húsličkách zahudal, svoju matičku ven *volal: dušičky* se jí chytaly, z pekla ven vyjít nedaly. Hned se s ďáblem zakládal, kdo by z nich pěkněji zahudal. David lepší zahudal, *svoju matičku vyhudal.*" Nebude veskrz bez vzpomínky báječné, že i křesťanský kalendář den sv. Davida tak blízko štědrému večeru: *Bábí-večeru* byl položil. Neboť nebude velké pochybnosti, že „matička" Davida, v písni moravské vzpomenutá, káže na nějakou postavu baječnou řecké Demeter-Persephone podobnou, jež u nás je Bába — Nyja či Béba-Nav'. Ovšem že o vánocích samých ni Orpheus — nehrál, ni David nehudal: ale to je právě i psychicky znamenitý význam vánočních hodů, že *předvídaly* to, ce teprva *bude*, jako hody tyto samy, hlavně štědrým večerem a vůbec 12 nocmi jsouce svěceny, jmenovávaly se hody *světlými.*

Není tudíž jinak možná, než, že i *Bába*, jako své vlastní — či co vlastně totéž je, vzkříšení své dcery předvídajíc, vřelého účastenství byla brala na štědrém večeru, jenž slavil v pohanstvě právě toho, jímž se Bába co *černá* paní měla a mohla proměniti v *bílou* paní — *Morana* v *Živěnu* — zima v léto.

Tušená její přítomnost ctila se již vyšperkováním stola posvátného a síně, v které se měla odbývati slavná večeře: vystavělo se tam vše, čím se právě Bába — Živěna dobročinnou ukázala v létě: trávu letnou zastupovalo seno, polní úrodu snopy obilí *„dědy"* neb *„báby"* zvané; hojnost zahradních plodů jevila se netoliko ovocem v síni, než i báječným zacházením se stromy skutečnými v zahradách — ba co nejhlavnější *Sudička* ctěna byla Bába na štědrý večer nejrozmanitějším prorokováním (Bájeslovný kalendář).

Avšak báječno i, že skutečně se ukazovala Bába na štědrý večer a na svátky vánoční vůbec, jež co úhrn idealný celého roku se světívaly dvanácti nocmi, ukončeny jsouce nocí tříkrálovou, v které původně snad trojice nejvyšších bohů t. Div, Hrom a Perun navštěvovala lidi. I Bába dohlížela, prý, pilně, zdaž vše je uspořádáno, uklizeno a dopřádáno: vstupujíc někdy v síň samu, někdy jen pohlížejíc okénkem: dobrodějíc a trestajíc dle poměrů a potřeby.

Nediviti se je věru nám, že po tolik století značné stopy návštěv bohyně Báby mezi námi téměř vymřely: směr křesťanského večera štědrého a hod vánočných vůbec chtěl tomu úsilně, by jinam se obracela mysl pobožná, musil tudíž i pracovati hlavně proti osobě nejznamenitější pohanských těch původně hodů, proti — Bábě. Tím vzácnější jsou ale skrovné stopy, jež se zachovaly. Mimo to, co podáno právě výše, jeví se Bábin symbol — *liška* — též o vánocích a to při koledě. Erben (str. 39) zachoval nám koledu jednu, jež takto zní: Běžela *liška* po ledu, ztratila klíček od medu, kdo ho má, ať ho dá, ať se liška nehněvá, nebo: „Běžela liška k háji; hoňte si ji páni! — Já ji honit nebudu, zmeškal bych já koledu." I v té nad míru, jak vůbec to bývá, porouchané písni viděti ještě zimnou Bábu, jež v podobě lišky ztratila klíč k medu t. blesk, jenž by vyléval vláhu nebeskou, která však předce již pracuje „k háju" (k ráju? k ráji?), k jaře, v čem nelze jí překážeti. Liška sama je, jak již známo, v bájesloví slovanském symbol *červeného* blesku jarného (Děva zlatovlasá. 30. 31.). Jiných

báječných písní a obřadů hojnost shledáš ve sbírce Sušilově (str. 735 — 754) k. př. Na čem pán bůh sedí, Leluja! Na zlaté stolici, Leluja! Co drží v ručičce Leluja! Ten zlatý bičeček, L.! Co s ním pomrskuje? L.! Ty zlaté holóbky, L.! (bleskem oblaka) až z nich *peří litá!* Seber to peřičko, uvij z nich věnečky, rozdej koledníčkům" — „Aby se to péro v pannu obrátilo" (Sníh ve Vesnu).

Podivno poněkud, jak při tak v slovanštině rozšířeném jmeně: Bába jihoněmecké její jméno: *Perahta* v Čechách zobecnělo. Již Rozkochaný zná *Perchtu* co plutonissa (Hanka 77). Staré pořekadlo české dí: „Chodí jako *Perchta*," co Čelakovský (mudrosl. 492. 2) vykládá: „pyšně" (srovn. pořekadlo: „chodí jako *Můra*," co je toho původnější a slovanštější výraz, poněvadž zimná Perahta byla právě Můra), v Budějovicku znají ji podnes co *Poroutku*, v Slánsku co *Paruchtu*, jinde co *Parychtu*. Vánoční dnové slují u Němců v skutku též *Perchten*-tage. Ukazuje to zajisté na společnou druhdy Slovanův a Němcův úctu k této bohyni, veškerým téměř národům známé, jak již rozšířenost a slovutnost řeckých a latinských jmen na jevo dává: *Gaia*, kurotróphos — *megále Theòs*, *Rhea Kybele*, *Demeter*, *Magna* mater, *Ceres* a p. dosvědčují.

Než hleďmež dosíci stop i naší bohyně Báby ještě v dalším kruhu ročném, jelikož se vánocemi nový rok téměř zapřádá. Kdykoli se v zimné době jemně *sněží*, praví lid český, že buď andělíčky, buď *Bílá Paní* postel svou přestýlá. Andělíčky jsou tu duše dítek v ochraně rajské jsouce při Bábě. V moravských koledách shledali jsme rovněž toho peří, jež pán bůh sám (původně Děd) bičíkem se zlatých holoubátek mrská. Bába sama světila se po vánocích hlavně o *Hromnicích*. Tu přecházela zimní Bába již v letnou, jestliže se na hlavní rozdělení roku v *zimu* a *léto* ohled béře. Lid náš praví posud: „Na Hromnice *půl* krajíce" (nebo: *půl* píce), co ukazuje na druhou část zimy, již k dokončení svému pracující. Světilo-li se vánocemi mladé slunce, vzrůst dne či světla (omlazený Děd či Div), světilo se hromnicemi ve vidině již *světlo* jarných blesků. Pročež vniknul i do kostela křesťanského obyčej snad pohanský, světiti v ten čas svíce *„Hromničky"* zvané, jež se netoliko rozsvěcují při hřímání, než podávají i umírajícím do rukou, snad aby jim věčné svítilo světlo, t. j. aby přišli do světlého *ráje*, kde se právě blesky a perúny uschovávaly v zimě, a nikoli do pouhého *nebe*, do mračen či do *noci* černé (J. Jireček, studie. Musejn. 1863. 1. sv.). Jestiť stop dosti hojných, že se v pohanstvě žehnalo umírajícím, ba i mrtvým *křížem* ležícím, co symbolem křižujících se blesků. Za starodávna, t. j. ještě v pohanstvě, bývaly Hromnice zajisté vícedenním svátkem jako vánoce; důkaz toho je i nynější 3. únor, den sv. Blažeje, na kterém se v kostelích svíce rozžaté dvě, svázané v podobě ležícího kříže, věřícím s požehnáním podávají. Svátek „Hromnic" či „Svíček" sám jmenuje se u Rusínů *„Srětěnje"* t. j. potkání, poněvadž se prý, jak Srbové praví, „da se tade *srete* (potká) zima i ljeto" t. j. *Bába* (Morana) a *Živa* (Živěna). Tato Bába jeví se též ještě v únoru, nyní první neděli v postu, u Poláků *„vstępnou"*, u Němců *„Funkensonntag"* zvanou, tím, že ta Bába děti tajně v noci navštěvuje, *preclíků* jim do zahrad přinášejíc (Bájeslovný kal. 88, 89.). V preclících vidívají někteří bájeslovci symbol právě bab, t. j. mračen s křižujícími se v nich blesky. Na to káže i ta okolnost, že místy v Čechách se dí, že nikoli Bába, než že *Liška* v noci (blesk v temném mračně) navštívila děti (původně duše u ní v ochraně jsoucí) přinášejíc jim preclíků. Liška kázala v bájesloví červenou svou barvou právě na ohnivý t. j. bleskůplný oblak či mračno a bábu. Bělorusové zoou neděli tu

opět „*Dzjedovu*“ t. j. neděli Dědovou a Děd znám již nám co mužská podstata Báby. Může snadno býti, že neděle tato „*lišči*“ či *Dědova* bývala ukončením v pohanstvě vícedenních hod „Hromnic“, jako je svátek tří králů ukončení hodů vánočních či dvanácti nocí.

V březnu pak zachovala Bába působení své aspoň u Srbů, tak zvanými „*Babinimi kozly a kozlaty*“, neboť Srbové jmenují takto právě sníh a mráz březnu, jež jinak též „*Babinimi úkovy*“ zovou. Jedna stará žena posmívala se prý takovému sněhu a mrázu co zpozdilému a bezmocnému, načež však sama zimou ztuhla (Vuk. Stef. rječník, 10). Bezpochyby jmenovaly se mračna sněhu plná *kozly* a *mráz kozlátka*, jako se v skutku oblaka jarná, když vláhy nebeské přinášejí, jmenují *kozy*. Vidíme tu pod jmény zvířat domácích naznačeno, co nám pověsti národní tak hojně podávají pod jménem „*živé* a *mrtvé vody*“. Když se t. v bájích léčiti má nějaké tělo rozsekané neb vůbec rozdělené, třebas až na kosti, v díly své, nutno vždy, by prvé „vodou mrtvou“ bylo natřeno, pak ale „vodou živou“ polito. Tělo to značí jen tělo *přírody* z nejrůznějších těles či částí složeno, které, má-li vůbec co celek působiti, musí prve zimou (vodou mrtvou) jako ztuhnouti, načež pak létem (vodou živou) okřeje. Někde prý se nejmenují toliko oblaka vláhu nesoucí Bábou, než i voda živá sama (Krolmus II. 112. 198.). Před povětřím a při povětří a hromobití dojí skutečně lid náš až podnes *kozy*, t. j. napodobňuje působení povětří, co, jako by blesky a perúny prorážело *kozy* Babiny či oblaka, zemi podává blahodárné či živé vody (vláhy).

Na pokon, než se jarem veskrz promění Bába zimní opět v Živu či Živenu, slaví se Bába lidem naším na neděli *smrtnou* neb *květnou* vynášením jejím, pod podobou *Morany* a přinášením léta (Vesny). Rovným spůsobem jak německá Bába vánoční, pod jménem *Perahty* vloudila se až do chyží ryze českých: vloudil se obyčej vynášení Báby-Morany daleko na sever k Němcům a na jih k Románům.

Na jihu je obyčejem tuto zimnou Bábu či Morenu *řezati*, což Vlaši až podnes „segar' la vecchia“ zovou (Grimm., d. m. 741. 742.), a to ne snad, jak se později za to mělo, na potupu původně její, než naopak z úcty k ní, jelikož obyčej či obřad týž ničehož jiného původně nenaznačoval, než *děliti Bábu*, bohyni to vznešenou celého roka, na zimnou a letnou, či, jinými slovy: *osvobozovati* letnou Bábu t. j. *Živu* od zimné Báby, ode Morany. Podobným spůsobem a směrem házejí tam rozdělenou tu Bábu do *ohně*, na znamení původné, že Morana zimní jarnými blesky a letným teplem veskrz bude zničena.

Takměř vynášeli severnější Slované, jací jsou Čechové, Moravané, Slováci, Lužičané „Smrt“, „Moranu“, „Ma- Murienu“ (či Velkou neb Didi - Moranu) ven ze vsi, aby *jí pohodili do vody*, opět nikoli původně z potupy, než naznačujíce, že již ztuhlost zimné Báby či Morany se rozplývá vodou živou, vodou jarní, že se Morana proměňuje v Živu (Vesnu), kozli Babini v kozy či že Demeter našla opět svou milenou Kore, již též pod symbolem stromku zeleného vnášejí slavně v dědiny, zpívajíce: „Smrt jsme vám zanesli, nové *léto* přinesli, buďte páni, veseli, že vám líto nesemy“ (Erben, písně. I. str. 58). Na Moravě, kde Mařenu i *Čarabaňu*, *Kyselku*, *Přádlenku*, *Smrtholku*, *Smrtolenku*, *Smrtnicu*, *Smrtelničku* jmenují, spaluje se místy, místy se potopuje neb zakopává. Významné je zvlášť, že ji místy hroudím a kamením uhazují, aby prý za nimi *neletěla*. „*Přadlenku* přivěšují v horním Holomoučtě zvlášť ku *stromu*, zpívajíce: Na kamínku seděla, haj! danaj! danaj! bíly vlásky česala, haj! danaj!“ (Sušil, 767—773). Vlásky česati je známý symbol rozprostírajícího se již světla.

3. Prabohyně Bába na nebi.

Shledali jsme bohdá, že bájí rozšířených po celém světě indoevropském o poctě Demeter-Ceres i mezi Slovany tak hojných stop se ještě nalezá, že možno nám bylo, netoliko vylíčiti povahu slovanské Demeter-Báby vůbec, než i proskoumati stopy její bájeslovné téměr po celém roce, jež se jevily i působením jejím na přírodu i navštěvováním jejím lidí, jí úcty vzdávajících.

Než vše to je nazemní *odblesk* toliko její pravé podstaty nebeské, ana byla v skutku původně *bohyní vyšin nebeských.*

Pravé bydliště bohův a bohyň byl t. *svět hořejší*, vyšiny nebeské: tam vidívalo oko lidské pravé *divy*, tam usazovala tudíž i mysl báječná původce těch divův, t. j. bohy a bohyně. Předně zaujaly výjevy denních a nočních proměn oko lidské: měny světla a světel nebeských, měny jasnosti nebeské a pošmournosti, *hlavně však neobyčejný, hrůzyplný výjev povětří, bouřky*, blesků, hromu a udeření či hromobití. Na vyšinách nebeských spatřoval člověk *příčiny*, na zemi shledal jen *účinky* jich; jak by tudíž jinak tomu mohlo býti, než že i původní vlast bohův vidíval *nad sebou*: u sebe pak bohy jen jako návštěvou.

Mysl pobožná, znajíc odvislost i pozemských úkonův i živobytí lidského od mocí vyšších, nemohla jinak, než jednak *přiblížením* bohů a bohyň k sobě, jinak ale *povznešením* se k bohům, vyrovnati tu mezeru mezi obmezeností zemských úkonů a zdánlivé neobmezenosti nebeské. Mysl pobožná učinila tudíž předně z úkonů nebeských, z věcí nebeských věci *zemské*: blesk červený stal se *liškou*, oblaka *kozami*, *krávami*, *ovčičkami*, z čeho později povstaly i *postavy lidské* a to *anthropomorphismem* báječným. Táž mysl přenesla však zároveň svět ten *lidských bohů na zem k sobě*, nevědouc ovšem, že forma, kterou bohy své a bohyně ctila a jim se klaněla, byla *formou její vlastní* — nevědouc, že *pokornost* pobožná byla zároveň *nádhernosti* lidskou, které se postava *lidská* a živobytí *lidské* dosti přiměřeny zdály, státi se jako šatem, pravou podobu bohů zakrývajícím. Tím způsobem může i jeden z nejslavnějších bohů ruských *Vološ, Veleš* t., jehož i Češi znali, býti bohem nebeským a velmi příbuzným Bábě, jelikož *skotem*, jenž stál pod ochranou jeho, vyrozuměti se sluší předně *skot nebeský* t. oblaka.

V tom leží i pravá podstata *pověstí národních.* Onyť vypravují t. události vyšin nebeských formou lidskou, jako by se byly kdesi v skutku staly na zemi, dadouce úkonům přírodním podobu *epickou*, v tom leží však i pravé jádro *obřadů* náboženských, jimiž se právě *dramaticky* nápodobňovalo působení mocností hořejších. Byliť pobožní pohané podobni v tom ohledě dětem našim, ježto též nápodobňují činnosti dospělých: a chováť v skutku náboženství pohanstva mnohé látky v sobě, jíž se zračí jako polohumoristická *hra* člověčenstva sama sebou.

Hleďmež tudíž i my vypátrati: jaké postavy nebeské bývala původně *Bába* naše, než ji mysl pobožná jako zdvojnásobila: ponechajíc ji jednak na nebi, jinak však ji uvázajíc v úřad Zeměmáti.

Pozorný čtenář bez toho byl zajisté pozoroval, že i my vypravujíce o působení Báby na zemi mimovolně jsme už bývali přinuceni, dotýkati se i stopy její na nebi. Tak se nám vodilo vypravujícím, že lid český, kdy „hory kouřiti“ či „*Báby*“ do oblak vstupovati pozoruje, předpovídá blahodějnou vláhu nebeskou (Krolmus, II. 153. 200), onu *vodu živou*, kterou se netoliko neduhy, než i usmrcení přírodní léčí; tak též bylo nám mluviti již o *Bábě-Lišce* t. j. o červeném, blesků plném oblaku a p., co vše líčí Bábu co bohyni bouřky a hromobití nebeského.

Takovou vidíme ji v přehojných *příslovích*, *pořekadlech* a *písních* národních, v nichž však, křesťanským pohrdáním pohanstva, vznešený původně pohled na Bábu bohyni tak jest zpotvořen, že co druhdy byla bytost nebeská, nyní se jeví buď co pouhá čarodějnice, buď co pokoutná baba. Osud týž potkal i věrného soudruha jejího *Děda*.

Dvojení bohů v *pohlavní* poly byl t. nutný následek anthropomorphismu báječného. Naivná přirozenost pohanstva nepoznala téměř ani pojmu našeho všeobecného: *člověka* či *člověčenstva vůbec*: každý člověk byl jim, co i v skutku je, buď *mužem*, buď *ženou*, a ostýchavost naši co do úkonů pohlavních neznal vůbec antický svět, jemuž netoliko že nebyly činnosti a poměry pohlavní čímsi stydkým, jako nám jsou, než naopak byly jemu čímsi vznešeným, v němžto se celá síla přírodní jako soustředovala.

Pročež stál vždy i *Děd* či *Praděd* po boku Bábě a Prabábě co druhá či rovná jí polovice, stejné vznešenosti co ona: a však, když ona v době křesťanské v poludu pouhou a čarodějnici byla klesla „proigravъ (prohrál, jak dobře dí přísloví rusínské v Haliči) sъ *Baboju* i *Dědko* zpravy,“ stal se t. čarodějníkem ba *čertem*, jak ona čerticí; neboť jsou v skutku, jak opět Haličské přísloví dí: „*Baba* i *čert* sobě ridnja“ t. j. téhož příbuzenstva. „Kdě Bába, tutъ ne nadoben čertъ,“ tu netřeba čerta, jak přísloví ruské vypravuje (Čelak. mudrosl. 309. 8. 10). Tak též praví Rus: *Baba* grěšiť a *Dědu* grěchy (l. c. 583. 2.).

Že však význam Báby bohyně přešel na babu, na starou ženštinu, toho netřeba hledati v pouhém slově, než v té okolnosti, že právě starší ženštiny od jaktěživa bývaly nejvěrnější pěstovatelkyně náboženství. Tak jsou u *Bojků* ku př. až posud baby i lékařky i *věštkyně* (čas. č. m. 1841. 68.). U Čechů připomína takovou babu Štítný náš r. 1376, pravě: „Anoť repce baba pochukujíc a pravíc: by bůh chodil po *zlatém mostě* a utkal se s svatým Petrem, neb sv. Maří aneb jakús dobrú bratří“ (Erben. 9.). V skutku nazývaly se prý druhdy i v Čechách baby léčivé *kukučkami* či *žežulkami*, t. j. věštkyněmi (Krolmus I. 35.), jichž úřad moderní kulturou se vždy více trácí. Jen potajmě zachovává si na venkově sem i tam některá baba své vědomosti kořenářské, a ráda ještě vykonává svých tajných čarodějných úkonův v ukrytosti. Přišlo již i ruské přísloví o svou platnost: „Chorošo tomu žiť, u kogo *Babuška* vorožiť (čaruje), ba i Polák praví již řídko: Kiedy człowiek lakę kosi, lada *baba* deść uprosi“, jelikož Čech starým svým příslovím dávno již jako pravdu byl pověděl: „Nepomohlo babě ani koření (kouření?). Sám Rusín a Bělorus se již směje babám příslovím: „Na dvoje baba vorožila; abo vumre, abo bude žila,“ jako i Čech potutedlně praví: „Jedna baba čarovala: z ječmene kroupy dělala“ (Čelak. mudrosl. 150; 1. 496; 5. 505; 11. 503; 6. 636; 12.).

Význam *Báby bohyně* průsvítá ještě v česko-moravském přísloví: „Čert *bil* bábu za to, že se neuměla vymluvit.“ Místo slova „*bábu*“ dí se někdy též „*rodnou svou máteř*“ (Čelakovský 75, 7.), ba Rus spojuje i jedno i druhé vespolek příslovím: „Čort ubil *rodnuju babku svoju* za to, čto u neja nestalo otgovorky“ (l. c.). Přísloví tato doberou se jen bájeslovím smyslu jasného. Čert t. j. opět *Děd-Perun*, bůh bouřky, musil t. někdy, jak i nížeji toho jasněji shledáme, prorážeti Bábu či mračno bleskem, aby vláhy žádoucné podala, když t. sama dobře nehovořila, nemluvila, t. j. když buď veskrz nehřmělo, buď „*na sucho*“ toliko či nedobře hřmělo: když Bába živé vody nepřinášela, píti nedávala. Jestiť náhled ten nikoli pouze slovanský, než indoevropský, a to příslovím rozšířen, že při počasí, v kterém rychlým způsobem *svit* sluneční se střídá s *deštěm*, hlavně když zahřímá, ano slunce ještě svítí, *čert svou matku bije*, aby *oleje*



dala. Svit sluneční zastupuje tu svit bleskový, jak patrno i z následující variace téhože podání. Praví se totiž též v podobné případnosti: že čert *bělí* svou *bábu* či svou matku neb choť. Bába je tu co chmůra *Můra* neb *černá paní*, která se svitem, budiž to sluncovým, budiž to bleskovým, čemuž se právě připisoval dešť co účinek, rovněž jak vypršením, měnila v prosvětlený oblak či v *bílou paní*. Co mračno byla t. Bába *černou* paní, co blesk, jako v něm ukrytý, a jím prosvětlený, byla *bílou* paní. Tak se to děje i s Čertem = Dědem-Perunem. Onť bývá někdy mračno samo: „V tom *černém lese* (mračně) *čert bábu nese*" (Erben 7.), „štyry míly za Prahou *čert* tam honí *šmatlavou*, šmatlavá mu utekla, a on za ní do pekla" (Feifalík, Zeitschrift f. d. Myth. 1859, IV. 3. str. 349). Peklo zde je chmůra, šmatlavá to, co jinde kulhavé hromy. Někdy bývá čert bleskem či *Divem* samým, a co takový bije ten „*starý Ubijica*" právě Bábu, mračno, aby dobrým hřměním se i co Blýskavice (Liška) i co Bílá paní, co světlý oblak, zjevila. Téhože starého Ubijice jmenují Srbové i *Krvnika* (Talvj, I. 172.), t. j. krev vylévajícího, jelikož krví vyrozumívá se tu buď *červený* blesk, buď jím vydobytá v boji bouřlivá vláha nebeská, kterou cediti musí bitím i Bába slovanská, jako ji cediti musila u Řeků bohyně bouřky *Gorgo*, oživujíc jí i mrtvé v báji o Asklepiu (srovn. Děd — Vševěd, str. 37.). Téhož *Asklepia* znají až podnes lékárníci naši na svých štítech, an drží mísku s čarovnou tou vláhou či krví v rukou, z které pije *had* t. j. původně blesk. I hůlka, o kterou se otáčí hadové dva, je v rukou Asklepiových symbol blesků (srovn. Preller, griech. Myth. 326). V slovanském bájesloví mají Sudičky - Báby takovou *hůl* v rukou, starý Ubijica však bije obyčejně *bičem*, palicí, mlatem, jako u Germanů Thor kladivem Mjölnir. Taková hojnost obrazů symbolických jeví se i co do *krve*. Pověsti slovanské znají ji, jak dotčeno již vícekrát, co *vodu živou*, t. tekutinu život dávající a zachovávající, za touže příčinou je někdy i *mlékem*, jako když při bouřce lid český kozy dojí, aby neudeřilo; z mléka toho udělalo přísloví polské a rusínské i *máslo*, když dí, že čarodějnice tehdáž *máslo vrtí*, kdy čert bábu bije (Čelakovský, 496. 7.). Jelikož Bába co mračno jako umírá, když počíná pršeti, praví i Čech dobře: „Poprchává, *Dědek Bábu* zakopává" (Erben, 76.), v kterých říkadlech opět Čert je roven Dědkovi. Že to vše v skutku jednak jde na mračna a vláhu nebeskou, jinak ale na oheň nebeský, na jiskry a blesky, projevuje i přísloví německé. Němci totiž vidouce při křesání lítati jiskry, praví: „Hie fahret des tiufels brût," nebo: „mit des tiufels mutter wette laufen" (Eiselein. 591. Grimm, deutsche Mythologie, 959—961), v čem se netoliko jeví srovnání rychlosti lítajících jisker s blesky proskakujícími, než i náhled, že i na nebi blesky se rodí bijením a třením, co *Kuhn* ve svém slovutném spise: Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks (1859) až nad sytost byl doložil. V těch a takových příslovích vidíme někdy ovšem Bábu jako *podřízenou* čertovi, Dědkovi; než nezapomínejmež, že „Bába i čert" jsou „sobě *ridnja*," t. j. z téhož rodu, z téhož příbuzenstva, a nebude to dlouho trvati, že Bábu co Ježi-Bábu uzříme vládnouti oblakům, bleskům a hromům, tak mocně, jako jim vládne Děd - Perun sám. Dobře má tudíž Kašub, jako téměř každý jiný Slovan, když příslovně dí: „Dze *djobeł* nij može, *Babę* pósle," nebo Srb: „Gdě *Djavo* (Djav, Div) ne može što svršiti, onde *Baby* pošalje" (Čelakovský, 309, 9.).

Přisvědčí tudíž, jak trvám, každý po rozvaze všech těch říkadel a přísloví, že pravá a původní měna *Černé-paní* v *Bílou paní* se děje na bělidle nebeském, když při bouřce a blýskání *Perun bělí Můru*, t. j. mění černé chmůry v bílá obláčka. Toto *bělidlo* zná Čech až

podnes dobře, když se černé ženské příslovím posmívá: „*utekla čertu z bělidla*“ nebo „dejme toho *černouška na bělidlo*“ (Jnngm. slovn. I. 90, a. b.), neboť to značí původně tolik: je tak černá, že jen Perun na svém bělidle by dovedl, z ní vyvésti bílou paní; nebo, „nedala se na bělidle uběliti, utekši mu z něho“, co ovšem Bába co Můra či černé mračno tak snadno nedovede. Ona bita jsouc vyskočí co blesk světlý, co bílá paní nebo co *liška*, co blesk červený, z mračna či z lesa černého, v kterém ji čert byl právě nesl, prolévajíc raněná na zem živou vodu či krev svou.

Týž náhled, jen přenesen co událost na zem, jeví se v česko-moravské pověsti *o bílé paní*. Kdekoli ve Slezku, na Moravě a v Čechách je nějaký slavný hrad, tamť se jeví i *Bílá-Paní*, bílou jsouc, když má zvěstovati událost rodu příjemnou, *połočerná* neb s *černýma* rukavičkama, jest-liže zvěstuje událost smutnou, na př. úmrtí. Zvěstuje-li však *bílá paní* úmrtí, jestiť bělost její bělost *sněhu*, zimy. Balbín Jezuita, jenž jí věnoval zvláštní pojednání, zná i jméno její křestné, t. *Berta*, co je tolik původně co Perahta či Bílá, ona není v manželství svém šťastna, a jak by mohla i býti, když čert choť svou tak rád bije, jest-li že se neumí dobře vymlúvati. Ukazujíc se nosívá Berta vždy svazek *klíčů* při sobě t. symboly blesků, kterými se právě nebe otevírá, přitom však chrastí i klíče ty t. hřmí, jako jinde bičem svým ten starý ubijica mračna prorážî. Co do výrazu a obrazu „*klíč*“ srovn. jméno: Petr-klíč, primula veris, německy: Peterschlüssel, Himmelsschlüssel, Marienschlüssel. Bylina sama je v bájích prostředkem, dostati se k *bílé paní* (Viz literaturu u Schillera: Thier- und Kräuterbuch Mecklenburgs. I. 23. Grimm, d. Myth. 257. 914. Schwartz: der heutige Volksglaube. str. 103.) Vystupuje-li bílá paní, vystoupí vždy ze *tvrdé stěny hradební*, za kterými je skryt velký poklad, ba upozorňuje ještě ráda na to, že bydliště její ukryté je ta stěna a ten poklad. Co ta stěna původně je, shledá každý, když rozváží, že Čech a Slovák tak dobře před bouřkou vypravuje: vystupují „*hrady*“, bude pršet, jako vystupují „*báby*“, bude pršet (Jungm. slovn. I. 743. a). Zeď, stěna, hrad je totiž obraz mračna hustého, jako je to hora, vrch, v němž přebývá Holda či Venus (Venusberg) či Zlatá-Bába a Děva, rovněž jak „*černý les*“, v kterém čert bábu nese. Z toho hradu, z té zdi musí ovšem Berta vystoupiti, má-li se ukázati i se svíčkou rozžatou (bleskem) a s klíčmi svými co bílá paní. V tom hradu uzavřen je však mimo bílou paní t. j. mimo Lišku či *blesk* světlý i *dešť*, ono světlo a ona vláha nebeská, která co *zlato* již u Řeků v klín padalo slavné Danae, když se jí jevil bůh bouřky Zeus, ana byla uzavřena v hradu kovovém. U Slovanů pobyl však ten poklad zlata uzavřen ve zdi hradní, jevíc se jen tehdaž, když se zeď sama otvírala, t. j. nebe oblakové při blesku. Místo toho zlata podávala však dobročinná Berta či Bílá-paní dělníkům, kteří jí rychle dostavili hrad, t. j. zralou bouřku jí připravili, přírodním tudíž živlům — nikoli pouhé živé vody nebo mléka — než *medovou či sladkou kaši*, ustanovujíc, aby co rok taková hojně se lidem schudlým na jaře podávala, sice že by se zle tomu vodilo, kdo by tu sladkou kaši za sebou byl nechal. A v skutku, kdyby takový jarný med co rok se nepodával s hůry tvrdého hrada, z tvrdosti nebeské lidem zimou schudlým, nezbývalo by přírodě ničehož, než bídně zahynouti.*)

*) Takovou kaši znají i Moravané říkadlem. „Běžel pes přes oves v zeleném kabátku, jedl syrovátku (bouřka a blýskavice po nebi), běžel k lípě (rozvětveném oblaku), byla prázdna, běžel k druhé, byla tu panenka krásná (Děva, blesk), běžel k třetí, vařili tam kašu (připravovala se již vláha), liskli ho po huby (udeřili až křičel, hřmělo): vot té doby já kašlu („snad: od té doby mám kašu“ původně).“ Feifalík.

Jelikož ale Bílá-Paní co Bába a pramáti rodů slavných je i Sudičkou, ukazuješ se i při porodu, jako každá jiná Rodenice, avšak nezvěstuje toliko co Sudička úmrtí, než unáší co Psychopompos i děti, rozumějž duše dětské, k *„panovníkovi skřítků“*, jenž je ovšem ve všem dobrém vychová v hradě nebeském. Co *„Smjertnicu“* takovou znají bílou tu paní dobře až podnes Lužičané (Časopis tovarstva. 1848 str. 217); co *Moriju*, *Čumu*, *Džumu* neb *Kugu* i jiní Slované (Vuk St. Kar. riječn. 311. Woyčicki, klechdy, I. 51. 137. 159). (Srovn. *Lexer*: Weisse Frauen in Kärnten u. Steiermark. Zeitschr. f. d. myth. 1859. IV. 3. str. 299. — die weise frau im schlosse zu Berlin bei *Hocker*: Stammsagen der Hohenzollern. 1857. — Hormayer's Tachenbuch. 1830. str. 441. — Tkaný, Mythol, II. 189. — J. Pečírka: Bílá paní, národní pověst, v Praze. 1859. — J. Menšík: Moravské pohádky a pověsti v Brně. 1862. Bílá Paní. Díl I. str. 7—10. —J. V. Grohmann: Sagenbuch von Böhmen und Mähren. I. Thl. Prag. 1863. Die weisze Jungfrau. str. 33—73.).

Že někdy tato bílá ženština se jeví co *paní*, někdy pak co *panna*, tomu nediv se nižádný, poněvadž mezi paní tou a mezi pannou týž poměr panuje, co mezi Demetrou a Persephonou či Korê: vyskakující světlo či blesk z mračna, z Báby, z černé paní je t. ona sama t. j. bílá paní, avšak co účinek nový zároveň i dítě její t. Déva.

Pověsti v nejrůznějším způsobě po Čechách a na Moravě rozšířené: že nějaká bílá panna nebo i panna Marie ze *studně* kdesi vystupujíc se ukazuje, jsou téhože původu, jelikož studní či studánkou vyrozumívá se původně též mračnu, Bábé, vláhy plné.

Pojímalo-li se v pohanstvě toto vystupování bílé panny z *lesu*, z *hradu*, ze *studánky*, co porod dítěte (Dévy nebo i mladého Diva), jak to v skutku naznačují pověsti, dotýkajíce se i kolébky v hradu, můžeme za jisto bráti, že naznačené výše potýkání-se Děda s Bábou v pohanství bylo bráváno i u nás pod obrazem *pohlavního pojímání* Děda i Báby, čehož neslušné stopy v křesťanstvě, jak se zdá, již jsou v pověstech vyhlazeny: ač se u Řeků v záletech Zeusa věrně a poeticky okrášleny byly zachovaly. —

V pověsti o *bílé paní*, v kterou se co v událost skutečnou věří až podnes v Jindřichové Hradci, v Krumlově, v Třeboni, Telči, Pernštejně a j., podán nám tudíž též patrný příklad, jak Bába bohyně původně na nebi své sídlo a místo působení majíc, sestoupila na zem a obrazotvorností lidskou se tu proměnila v osobu jako skutečnou, jelikož se vplítá do událostí historických. Hledejmež však i jiných ještě stop Babiných na nebi.

Na předním místě stojí tu jméno *severozápadní* strany nebes: *Babí kout*, z něhož hlavně bouřky jdou (Jungmann slovn. I. 57. a.). Ve hře českých dětí: *Kuca-Baba* (Erben, 97.) ptají se děti Kucy-Baby, jež má oči zavázané (Slepá Bába): Kam tě vedem? Do *kouta!* Co v tom *koutě?* Kohouta (bouřku)! Co v tom kohoutu? *Zlaté klubko* (peroun)! Co v tom klubku? *Zlatá jehla* [střela]! Co v té jehle? *Zlatá nit* (paprslek bleskový se pohybující). K víře je tudíž podobno, že Slované si Bábu a s ní i jiné bohy myslili sídliti *na severu*, pohledající z mračen té části nebes na světlý a příjemný jih, jak toho způsob i u jiných národů nalezáme. Pověděli jsme též již jinde a výše, že slovo *nebe* v původném indoevropském smyslu (nubes,

Zeitschr. f. d. myth. 1859. IV. 3. str. 353. I ve hře české: Kuca-Baba ptají se děti Kucy-Báby: Jiš ráda kašičku? jdi si pro lžičku (Erben, 97. Srovn. Děd Vševěd, str. 19., 20., co do udeření po hubě, a Děva zlatovlasá, str. 12., 36. co do vody živé).

nebula) značilo tolik co oblaka, mračna, hojněji na severo-západní straně, v Babím koutě se jevící, než na východě. Až podnes zná každé město svůj úhel či stranu na nebi, z něho pocházejí mračna, báby, bouřky, jenž přímo i *koutem* (Gewitterwinkel) se zove. V něm tudíž bydlela i místně Bába bohyně (srovn. u Prahy severozápadní krajinu Pod-Baba zvanou), jíž se co Rodenici (Rojenici) i život připisoval, jelikož právě z té bouřlivé, vláhy plné části nebes dětské duše přicházely, jež naivnost lidská až podnes ještě v studánkách hledá, ba i vidívá. Může tudíž i býti, že výraz český: „*kout*“ ve smyslu poloh, slehnutí, porod jaksi souvisí s Babím koutem, porodů plném. Známá jsou říkadla v Čechách o ženštinách: čeká se do kouta — přišla do kouta — leží v koutě — vyšla z kouta, co tím více na Bábu bije, jelikož až podnes porodní pomocnici Bábu či babičku zoveme, která jako viditelná náměstnice je neviditelné nebeské Báby. Tomu přisvědčuje, že Srbové poloh přímo zovou buď: *Babina*, buď *Babine*, babičku naši ale: *Babicu* (Vuk St. Kar. rječn. 10. a. b.).

Severní stránka slula pohanům i *levá*, jelikož při modlení národové pohanští hleděli k *východu* slunce, pročež jim stál sever v *levo*, jih v pravo a západ byl za nimi (Berliner Jahrbücher. 1838. 14. — Deutsche Jahrbücher. 1838. 461.). V *levé* stránce při vchodu do světnice své mají až podnes *polští*, *rusínští* a *ruští* sedláci své svaté obrázky, původně tudíž bůžky, ba i klenoty své uschovány a to v *koutě* za stolem počestným, tak že v skutku ničehož nevadí, domnívati se, že týž *levý kout* je nápodobnění nebeského *Babího* kouta (nebe? či ráje?*). Nechci se tu šířiti, abych příliš stranou nezabíhal, o tom, že chováme v bajesloví dosti hojných stop, že bohové sedí na *prestolích* v nebi, dívajíce se *oknem* dolů na svět. I do bible zaběhl se podobný náhled, že „ďábel (t. Běs či bůh pohanský) postavie svú stolici *na půlnoci*“, t. j na severu v Babím koutě.

Báje o Bábě souvisí i s pověstmi o *slunci*. Báje o slunci je jedna z nejobtížnějších v celém indoevropském bájesloví. Pokud skoumání mé dospělo, zastával bych na ten čas náhled o něm jak následuje. V nejstarší době brán byl *Deň* (Div, Divan), t. světlo vůbec a denní zvlášť, veskrz za jinou bytost slunce pravého. Slunce však samo nebráno v nejstarších dobách ani za bytost báječnou osobitou — než jen za část *celé tvrdosti nebeské*, jež se valila, točila od východu k západu ve dne, jako vidívali Slované skupeniny hvězd valiti se takto v noci. Tuto tvrdost nebeskou myslili si pohané v podobě ohromného obra, později boha, jenž měl dvě oči (slunce a měsíc) (srovn. pojednání o Dědu-Vševědu, str. 57), a to tak, že jedno otvíral ve dne, druhé v noci. Někteří národové, jako Řeci, jmenovali poslední bytost noční pastýře *tisícokkého* nebo *všeokkého* Argos (*μυριωπὸς*, *παν-όπτης*), jenž panoval hlavně v zimě. Výraz poslední: pan-optes odpovídá též našemu *Vše-Vědu*, vše-vidoucímu, vše-vědoucímu, a nevadí v skutku ničehož, postaviti našeho Děda-Vševěda jemu po boku. Byl-li to Děd noční a zimní, byl pak Děd denní či světlý *Svarog* (Šafařík, o Svarohovi, musejn. 1844. 483. Děva zlatovlasá, 11. J. Jireček, 1836. 144.), které slovo dle porovnávajícího slovozpytu značí buď *stkvoucího-se*, buď *plodícího* (Bopp, vergl. Gramm. 1. Auflage S. 1318—1320), co výborně našemu Dědu co Didi svědčí a tím se v jedno srovnává, že právě *světlost letná byla zároveň i plodná*, pročež jsou i stopy, že týž Svarog měl dvé synů: *Svarožicù* t. světlo denní (Daždь-bog, Dažь-bog) a teplo, oheň,

*) Škoda, že kořen slova ráj je temen (Miklosich, Denkschrift IX. 185). Kořen *ra* je mnohovýznamný (baj, V*ba*; graj V *gra*; kraj, V *kra*) a kořen či kmen *rad, rud* je nejist. Srovn. „rada“ či ráj ve hrách dětských a temné až posud slovo: Rade-Gast. Grimm, deutsche Mythologie str. 662.

(Ognь), jestliže zprávy o něm v jedno srovnáme (l. c.). Že časem svým příbuzný jim Divan, Div, Deň s nimi splynouti musil v jedno, je patrné. Jeden *Svarožic* jmenoval se též *Slun* či diminutivně *Slunce*, kteréžto slovo pochází dle jednomyslného téměř usnešení všech slovutných jazykozpytců opět jen ze kmenu: *svar*, či z kořene: *sur* (Bopp, l. c. Miklosich, rad. 82. Denkschrift VIII. 158. Schleicher, Formenl. 129. 136.). Týž Svarožic či Slun byl však — ač se rozeznával od tvrdosti nebes či Svaroga co syn jeho — za celé světlé či denní nebe považován, jak tomu svědčí „Záboj": „i kehdy bieše *pět slunci*," t. dní; „podnebesie bě plno osvěty, ot *slunce v osvětě* plno bleska"; týž Svarožic či Slun „*přeide* ot poledne," neb „*dokroči* poledne," „spěje"; „*krok*" jeho je den; „před *sluncem*", „po *slunci*" je tolik co přede dnem, po dni. Slunce naše bráno bylo někdy co *oko* Děda, někdy snad co *štít* jeho zlatý, načež káže jméno broučka: *slunéčko*, štítu podobného (srovn. Grimm, d. myth. str. 665.). Tento Svarožic — švarný šohaj (Sušil, písně, 771; Jireček. l. c. str. 146. 160), pro kterého *Morana* na jaře musila umříti, jelikož byl *Běsomarem* (Jireček, l. c. str. 150), *rodil* se o vánocích, jelikož bylo již „pro-*sin*-cem," *koupal* se o velikonoci, *otáčel* se a *poskakoval*; ba *kláněl* se co den k matce své k severozápadnímu koutu, když jde jako odpočívat po vykonání své cestě či pouti denné t. j. když se, jak Srb dí, slunce „*smirilo*" či upokojilo. V té stránce našlo i svůj obvlak či v původném smyslu nebe, v němž se ukrylo. Tam jej čekala již mateř jeho t. *Bába*, aby jej koupelí občerstvila. Koupel ta děla se právě původně v nebeských vodách, t. j. v nebi samém, jelikož nebe jsou původně oblaka mokrá. Jak se ale v pozdních dobách zapomínalo na původný ten význam nebe, bájilo se, že i slunce co těleso do moře co den zapadává se vykoupajíc, kterýžto náhled hlavně při Slovanech u moře přebývajících utkvíti mohl. Tak praví *Iucevič* (przysłow. slow. str. 49), že lidé při moři baltickém až podnes toho jsou domnění, že slunce se každý den v tom moři koupá, pročež ráno prý opět tak čistě svítí. Jeli den pošmourný, dí, že slunko unavené neb lenivé se nekoupalo.

Pročež prosívají hlavně při žněch boha, aby slunci rozkázal, koupati se. U pohanských Prusů byla *Perkunatele* t. j. Perunová či naše Bába, Babička to moře samé, k němuž se vrácelo slunce do koupele (Wissensch. des slav. Mythus. Lemberg. 1842. str. 239.). Rusům, Bialo-Chrobatům a Mazurům kleslo toto moře nebeské či Baba-Perkunatele již pod zem, jelikož dle jich bájí slunce a měsíc co den v podzemních místnostech plných nejčerstvějších vod se koupati musí. Poláci ale vycházejí zvlášť při slavnosti *Sobótky*, t. j. ráno v den sv. Jana *Křtitele*, dívat se, jak slunce v největší své nádhernosti z koupele vychází (Pauli, písn. l. rusk. str. 30. Wojčicki: Klechdy. I. str. 17.). Slováci znají ve svých pověstech též předobře tu Bábu co matku sluncovou, ku které se slunko co den vrací (Bož. Němc. slov. pov. V. 280. VIII. 452. Škultety: slov. pov. I. 60.), jen že občerstvení obráceno bájí v novuzrození, co na všeobecnou porodnici bohů i lidí, t. j. opět na Bábu káže.

Bábí ten kout či levá strana vůbec brávala se v pohanstvě též za stranu šťastnou, co se teprva později na rub obrátilo, když snad slunce a jím i jih v popředí báječné vstupovalo. Příslovím a zvykem staročeským ví se, že když levé oko svrbí koho, mu nastává něco příjemného (Čelak. mudrosl. 496, 12.). Na tomže pohledu na blaho levé strany zakládá se snad podání starých o blahobytu *Hyperborœův*, lidí to za severem (Aquilonem, Boream) bydlících, „ibi creduntur esse *cardines mundi* extremique *siderum ambitus* — semel in anno solstitio *oriuntur* iis soles brumaque semel occidunt" (Plin. hist. natur. lib. IV. cap. 26.). Ba i na

Bábu není při tom pohledu na sever zapomenuto, jelikož týž sever staří jmenovávali *Pteroforos* t. j. péronosič, vyrozumějíce *peřím* sníh (l. c.). Až podnes říkají děti, když sněží, že Bába neb andělíčky v nebi stelou. Srovn. Bábí léto níže ji.

Škoda, že kořeny slov: *sever* a *juh* (jih) významem svým původním ustavičně se ještě kryjí, jinak by se snad z nich něco kloudného pro bájesloví vytěžiti dalo. Podle Kuhn's Zeitschrift (I. 351.) mohlo by se za účinek jazykozpytu porovnávajícího bráti, že u Němců *osten* (austan) původně prosvítati znamená (skr. ush, svítiti), *westen*, krýti, *süden*, páliti; *norden* ale ukrývá se tmou jazykozpytnou. Co do Slovanů je staroslovanské *šuj* sever, a *šuica* levá ruka; slovo *sever* ale zdá se, že podle staroslovanského *sěverъ*, boreas (srovn. Hyper-boræi) naznačovalo více krajinu, z které pochází bouřky, jako to až podnes slovo *severije* na Šumavě pro bouřku užívané zjevuje (Jungmann slovn. IV. 68.). Srovn. i lat. severus. Bopp ale odvozuje „sever“ od skr. *savja*, levý (deutsche und Berliner Jahrb. l. c.). Výsledek tohoto slovozpytu potvrzuje tudíž badání bájeslovné, nepřivádí je však dále. Co do slova j-ug-ъ, jug, jih mohl by se v něm krýti kořen *ag*, *ug*, jenž věží v skr. ag-ni, litev. ug-nit, staroslovansky og-nь, oh-eň čím by byl jug, jih původně stranou ohně, tepla, jako je sever bouřek a zimy, co by souhlasilo i s německým süden, páliti i se staro-německým Muspel-heim, vlast ohně, tepla (Grimm, deutsche Mythologie, 568. 769.; srovn. Svarožic-oheň); avšak Miklosich hájí staro-slovanský kořen *jug* s významem: sonitum edere, čemuž přisvědčuje i to, že vítr jiho-západní či africus st. slov. skutečně sluje *jugъ* (Miklosich, Denkschrift d. W. Ac. VIII. 165.).

Budiž však tomu již jak buď, tolik předce je jisto, že v jméně *Bábí kout* či v severozápadní části nebes se kryje sídlo bohyně Báby. V souvislosti jemné stojí s tím, že u Slovanů mnoho *hvězd*, či vlastně souhvězdí severnější části nebes vyznačeno je jménem Bába či Báby. Předně sluje u Rusů až podnes slavná hvězda severná či vlastně souhvězdí, jemuž my dáváme jméno: *kuřátka*, *Bába:* jako i my i Poláci je někdy jmenujeme Baby (viz Lindeho, I., 38. a.); ačkoli tímže jménem někdy i souhvězdí Hyad či Plejad, jako u Lužičanů, se naznačuje. I stkvostné souhvězdí Oriona sluje jihoslovansky podle Stulii-ho *Babiny palice* (Grimm, deutsche Mythologie, 960.), jako u nás *kosy*, což zajisté svou souvislost bájeslovnou do sebe má (Jungmann, slovn. II. 136.; srovn. J. Jirečka v musejníku 1862 str. 165.). Vše to je důkazem, že Slované svou bohyni Bábu hledali a viděli i mezi nejznamenitějšími hvězdami severné části nebeské.

Co do jména souhvězdí *Bába*, *Báby* či *kuřátka* upozorňuji na to ještě, že v mnohé pověsti slovanské hrad nebeský či ráj točí se na *slepičí* či *kuří noze*, o čem viz pojednání: Děd Vševěd (str. 27. 30.). Spojíme-li napotom se vším tím výše dotčenou zprávu, že i mračna i chmůry blesků plné na způsob hor či hradů na nebi vystupující až podnes *Báby* zoveme, jakož též, že jsme povětří a bouřku co boj Diva, Děda, Čerta, bleska proti Bábám či proti Bábě byli seznali: nebude nesnadno tvrditi, že i Bába co bohyně nebeská dvojí stránkou mysli bájeslovné se jevila: stránkou t. světlou, denní, letní, dobrou, a stránkou *temnou*, noční, zimní, zlou. Nepodivíme se tudíž, že bájesloví slovanské túž bohyni Bábu rozeznává jednak co *Zlatou-Bábu*, jinak ale co *Ježi-Bábu*.

Obraťmež se tedy i my nyní k jedné každé z těchto stran prabohyně Báby.

4. O Zlaté-Bábě na nebi.

Podání o *Zlaté-Bábě* je kronikársky bohužel téměř jen *Guagninim* potvrzeno. Alex. Guagnini dal t. po dalekých svých cestách vytisknnouti v Krakově r. 1578 knihu: Sarmatiæ Europeæ descriptio, která pak ještě dvakrát (Spiræ 1581. Francforti 1583) vyšla. Do polštiny přeložena byla v Krakově r. 1611; do češtiny v Praze 1786 (srovn. Adelung: Reisende in Russland I. str. 226. Grässe: Trésor de livres rares. Dresde. 1861. III. 166.). My tu máme před sebou vydání „Spiræ, 1581“ a české pod jménem: Veytah z kronyky Moskevské někdy lat. od A. Guagnyna sepsane, potom v český jazyk přeložené od Matouše *Hosya* z Vysokého Mýta v Pr. 1786. 19. A. 70. — 54. D. 51. Zpráva o Zlaté-Bábě zní pak tam jak následuje:

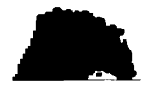
„*O modle řečené Zlatá-Bába* (de idolo Aureæ Anus). V krajině Obdorské při řece Obdě jest nějaká velmi stará modla z kamene vytesaná, kteréž Moskvanové Zolota Baba t. j. zlatá baba říkají (antiquissimum idolum — quod Moschovitis *Zolota Baba* i. e. aurea anus dicitur). Jest pak vytesaná ku podobenství staré ženy, držící nemluvňátko na lůnu a druhé nemluvně podle sebe mající, o němž praví, že by vnuk její býti mělo (infantem in gremio tenentis et alterum juxta se infantem habentis, quem nepotem illius esse incolæ dicunt). Ten obraz od Obdorských, Juhrisků, Vohulišků a jiných okolních národů poctou na Boha příslušející se ctí (cultu latræ veneratur), nejdražší a nejznamenitější kůže sobolové jemu obětují, spolu s jiných zvířat kožemi, také jeleny nejlepší k oběti mu dávají a bijí a krví jich ústa, oči i jiné údy té modly pomazávají. Vnitřní pak věci aneb droby obětníci neb kněží syrové jedí (intestina cruda devorant) a mezi obětováním kněz od modly radu béře, co by obyvatelé těch krajin činiti a kam se obrátiti měli (inter sacrificandum sacerdos idolum consulit, quid ipsis faciendum, quove migrandum sit). Ta pak modla (podvodem kněžským) radícím se a tížícím jisté odpovědi dáva a věci budoucí předpovídá (ipsum autem [dictu mirum] certa consulentibus responsa dare, certosque rerum eventus prædicere solet). Také i to praví, že by na horách nedaleko od té modly měli nějací hlasové, řvání a jekot slyšáni bývati a že pozorně jako na troubu neb roh ustavičně zvuk vydávají (dicuntur etiam in montibus vicinis huic idolo sonitus boatusque quidam audiri, qui perpetuo sonitum in modum clangoris tubarum edunt). O tom jináč smysliti nemohu, než že nástrojové nějací od starodávna tam pozůstaveni jsou, aneb nějací žlábkové a průduchové od přirození tak způsobeni, kteřížto váním větru ustavičným zvuk a jekot neb hřmot vydávají“ (str. 50. 51. — v lat. list. 85. b., 86. a.). Srovn. též vypravování Naruszewice (II. 139.) a Bandtkiego (dzieje nar. Polsk. 118.).

Až posud se bohužel nerozebralo kriticky, co v tom znamenitém podání je pravdou, co omylem. Josef *Dobrovský* promluvil ovšem o ní již v *Slavínu* (původní vydání r. 1806, str. 403., vydání Hankovo r. 1834, str. 272), ale zajisté hyperkritickým způsobem. Neboť on, rozebíraje tam bájesloví Kaissarovo, roku 1804 v Gottinkách vyšlé, béře (str. 413., u Hanky str. 264.) i Zalataju-Babu za pouhý vymyšlený *ideal* a praví o ní doslovně takto: „Je-li pak Zolotaja-Baba, jež se ctívala na břehu řeky Obi, v skutku bohyní *slovanskou?* Jestliže byl obraz její pozlacen a staré ženě podoben, nemohli skutečně křesťanští Rusové jinak, než jmenovati ji zlatou bábou i kdyby byla patřila jiným (neslovanským) národům.“ Avšak Guagnini nepraví nikde, že by bývala *pozlacená*, než jen, že byla z kamene vytesaná, a proti pozlace-

nosti mluví i způsob, ji *krví* obětní potírati, co lety zajisté veškerou pozlacenost, i kdyby byla jakási bývala, setříti musilo. Guagnini proti tomu výslovně dí, že Moskevští (kupci snad cestující Sibirií) ji nazývali: „*Zolota Baba*“. O jméně nelze tudíž pochybovati; jinak pobude to ovšem otázkou, zdaž byla Zolotaja ta Baba bohyní ruských, tudíž i slovanských národů, a nikoli bohyní cizích, k. př. čudských národův. Toho by však snad byl podotkl Guagnini, jenž ničehož než podivení své co do divotvorné bytosti sochy či bohyně jeví. Nevadí tudíž snad ničehož, míti za pravdu, že i při řece Obi stála socha bohyně jakési, která Rusům pod jménem Zolotaja-Baba dobře známá byla i když snad i ctěná byla zároveň od národův čudských pohraničných, ač i to je jen důmysl a nikoli doklad kronikářský. Že v Rusku hojně stálo a stojí ještě soch, pod jménem: „*Kamennyja Baby*“ nebo i prosto „*Baby*“ známých, je věc velmi povědomá a na nejednom již místě pojednaná (srovn. Erman's Archiv, VII. sv., str. 177.; X. sv., str. 376.; XIV. sv. str. 517.; XII. sv. str. 116.; XIX. sv. str. 63. S. *Sabeljeva* v Izvěstijach 1859. Tom. I. 3. str. 167. — při zamětce o kamennychъ Babachъ *Nadeždina* — pak obrazy jich v tomže svazku str. 405.). Výslovně se vypravuje, že takové báby nestály druhdy na mohylách či kurhánech po celém Rusku toliko (hlavně pak na jihu), než i v Sibiři, majíce tvář obrácenou k východu, ač bohužel význam a původ jich ještě není veskrz proskoumán, pročež nemožno ni tvrditi ni zapírati jich souvislost se Zlatou Bábou při řece Obi. I co do poslední nedovedu ničehož uvésti, co snad soudí o ní nynější archeologie ruská. Neboť M. *Kastorski* vypravuje jednoduše slova Guagniniho, přidává, že „*skazať trudno*“, rozřešiti, co v tom vypravování vězí slovanského, co čudského (Načertanie slovanskoj mithologij 1841. str. 139.). Dm. *Šepping* odvolává se skoro jen na Kastorského, vypravuje holou událost kratšími slovy, nežli Guagnini a poukazuje zároveň na Čechy, že tam prý hlavně o Bábě se mluvívá. Úsudky jiných učených Rusův o Zlaté-Bábě nejsou mi bohužel na ten čas přístupny.

Co se mne samého týká, neváhám tvrditi, že v soustavě ruského bájesloví nutná byla postava Zlaté-Báby, jelikož to i souvislost bájesloví i důstojnost Báby samé, rovněž tak vyžaduje, jako jinak známá Rusům dobře postava protivná Zlaté-Báby, t. *Jaga-Bába* (Ježi-Bába) o níž řeč bude níže.

Bytost *Zlaté-Báby* je bájesloví všech národů indoevropských společna, ovšem že pod různými jmény. Abychom ihned k nejbližším Slovanům, k *Litvínům*, zašli, nacházíme u nich tu bohyni pod jménem *Laîma*, v pozdější a zpotvořenější formě: *Laúme* a v množném počtu *Laúmes*. Význam slova litevského *Laîma* je štěstí, blaho (Schleicher, Briefe 27.), neb blahý osud (Grimm, deutsche Mythologie, 387. 388.), tudíž týž význam co nejvyšší Rusův Sudičky, *Zlaté-Báby*. Onať je v zmenšené formě: *Laîmele* (srovn. Babička) bohyně hlavně porodu, jež i osud novorozeného dítěte i předvídá i uspořádá, jako to u Slovanů vykonávají Báby pod jménem: Sudenice, Sudičky, Kmotřičky známé (Schleicher, Lituan. II. 23. — Děď-Vševěd, str. 8. a násled.). Nesčíslné je množství pověstí slovanských, v nichž buď jedna, buď více Bab či Sudiček osud novorozeného dítěte předpovídají. Z nově podaných upozorňuju tu na sbírku J. V. Grohmanna v: Sagenbuch aus Böhmen und Mähren (1863, I. str. 4. 5.), kde i množství jiných dokladův o bílých pannách a bílých paních se laskavý čtenář dočte. — Laîma sama žije až podnes v národních písních Litvínův, jménem *Dainos* světoznámých. V nich spatřujeme Laîmu přebývati v ráji mezi zelenými lípami a býti té moci vznešené, že i slunci celý den daruje t. j. světlost mu dává, jako naše Bába-Sudička a mateř slunce koupelí co den občerstvuje (Wisz. d. slav. mythus. 1842. str. 304. 305. 238).



Jako u nás Bába vznešená (Bílá paní) časem přešla v babu či čarodějnici, jež se jen v společnosti s čertem připomíná, přešla i Laîma u Litvínů v pouhou *Laúme*, která je, jako *Lamia* Římanům, nyní skoro pouhá poluda Litvínům. Že však druhdy tomu tak nebylo, nedokládá podobnost toliko jmen *Laîma* a *Laúme*, než určitěji ještě okolnost ta, že až podnes *duha* u Litvínů sluje *Pásem Laumy* (Grimm, d. M. 695.), co na bohyni povětří, bouřek rovněž tak káže, jako na bohyni vítězství světla nad tmu bouřky, na Děvanu, jíž odznak byla právě duha. Že konečně Laúme ničím nebyla původně jiným, než matkou či paní Peruna, Perkuna, jako Bába slovanská, dokládá i to, že *čvrtek* (srovn. Peren-dan) byl den jí posvátný, na němž se nesmělo *přísti*, a že konečně i *perouny* samé (donnerkeile) až podnes se jmenují *Laúmes papas*, prsa Laumy (Schleicher, Lithuan. 24. 31. Děva zlatovlasá, 27.). Toť káže totiž na podobnou báji u Litvínů, jako je báje o Čertu, Divu, Diedu, Perunu u Slovanů, který musí Bábu bíti, mračna tuhá, kozy prorážeti, aby z nich tekla vláha nebeská či mléko. Poláci jmenují Laúmes papas *Čertové žebro*, Rusové *Čertov palec*. Chceme-li tudíž nějaký rozdíl, ba nějakou protivu ustanoviti mezi *Laîmou* a *Laúmou*, budeť právě taková, jako je mezi *Zlatou-Babou* a *Ježi-Babou* (bílou a černou paní) u Slovanů. Zlatá-Bába jeví se v děví či jarní postavě, jak níže shledáme, co *Lada* či králka (carica): taktéž u Litvínů i Laîma co *Miljda*. Viz o ní Izvěstja imper. archeoligičeskago obščestva. St. Peterburg, 1859. I. str. 10. 11.

Že u Germanů slovanskou Zlatou-Bábu stkvělá zastupuje jich *Perahta* či *Holda*, nebude zajisté nutno širšími doklady tvrditi. Již výše srovnávali jsme jméno *Perahty* k jménu slovanské *Porvaty*, Proserpiny, tvrdíce, že dcera báječné bohyně vždy bývá téže podstaty, co matka její, jen že obnoveným, jarným způsobem. Ponecháváme to ovšem při své váze, zdaž v jméně Perahty a Porvaty, jakož i řecké Persefatty nějaký nám neznámý kořen indoevropský se kryje, jak jsme výše toho byli dotkli, čili zdaž je jméno Perahta výhradně německé, nynější t. slovo: Pracht, neb toto ničehož nemění na podstatě báječné obou sobě rovných bytostí. Vyznačuje-li Perahta v skutku tolik, co stkvělost, bělost a světlost, odpovídá pak i jménem naší Bílé-Paní či Zlaté-Bábě jednak, jako jinak Ladě, kteréžto jmeno podle Vaceráda je tolik významem svým co jasnost, světlost (serenitas), tudíž právě tolik co Perahta, jakož opět druhé její jméno: Holda upomíná na litevské: *Mildja*.

Dle německé Perahty jmenovávala se noc štědrého večera, co začátek posvátných dvanácti nocí, nebo i noc tříkrálová (epiphania) co konec jich, *gi-perahta naht* t. j. světlá, či svítící noc, jelikož se v ní slunce či světlo k nové moci rodilo, a možno bylo, v ní se podívat v otevřené nebe či v ráj: dle slovanské Báby jmenoval se rovněž štědrý večer a jeho noc *Baby-noc*, jako hody vánoční *hody světlé*, kdežto Anglosasové noc tu jmenovali *Modra-naht*, noc matky (Grimm, deutsche Mythologie 251—259. Bájeslovný kalendář, 24. 26. 67.).

Co se výrazu *Zlatá* ve jméně Zlatá-Bába týká, je vůbec známo, že zlato u Slovanů je báječně symbolickým výrazem i *světla* i *bohatství* a *dobroty*, tak že výraz: Zlatá-Bába tolik vyznačuje, co světlá (bílá) — bohatá — dobrá Bába. Podobněž známe v pověstech svých předobře Děvu se *zlatými* vlasy, jež, jak mile se sprostí vazeb zajetí svého zimního, všude, kde jen kráčí, rozprostírá blaho a dobroty, udělujíc i přírodě světla i lidem bohatství. Padá-li potřebný již na jaře dešť, říkáme, že padá *zlato*, jako Srbové, že padá *zlatý* prsten: *zlatohlávek*, zlatníček je lidu našemu posvátný jarní brouček, jako *sluníčko* či boží kravička: o *zlatém* zoubku bab mluvíme napořád: co by tudíž medle překáželo tušiti aspoň, že v dávnověkosti netoliko

Rusům, než i jiným Slovanům byla známa *Zlatá-Bába*. Čím pak as byl *„syn“* její a *„vnuk“*, jež při sobě měla Zolotaja-Bába při řece Obi, téměř ani tušiti nemožno. Byla-li to Bába denní, mohl býti syn „Div“ mladý, jenž spojen s osvobozenou Děvou plodil světlý *Deň* — byla-li to však Bába roční, byl by syn *„Svarožic“* onen „švarný šohaj“, za něhož Morana umřela, a „vnuk“ byl by snad bůh jarní, jehož co „krále či cára“ v obřadech letních vidíváme. Než to jsou téměř liché toliko konjektury či dohady, jichž první by se snad jen tím tvrditi dala, že litevská Zlatá Bába t. Laima v národních písních *slunci* daruje celý nový *den*.

Že se však Zlatá-Bába při řece Obi ctila *krví* nejvzácnějších zvířat, která v tamějších severních krajinách vůbec žila, vykládáme si tím, že bohům při oběti se nazpět to dávalo vděčnou myslí, co sami podávali lidem i přírodě: Bohyni Bábě tudíž krev, kterouž sama cedila na zem ve vláze nebeské, aby se země zúrodnila. Že Zolotaja-Bába radícím-se a tížícím jisté odpovědi dávala a budoucí věci předpovídala, to jí slušelo co nejvyšší *Sudičce*, jako ti hlasové, to řvání a jekot, co slyšány bývaly na horách nedaleko od té modly, se nám zdají býti nápodobnění troubami krytými či rohy lesnými spůsobené hřímání blahodárného, při kterém právě Bába vylévala nebeskou svou krev (srovn. Děd Vševěd, str. 35. 37.).

Avšak pohleďmež již, vrátivše se z daleké krajiny Sibirské k milé naší vlasti české, zdaž i u nás *zřejmých* najdeme stop bývalé bohoslužby Zlaté-Báby. Ač u nás návalem cizí kultury a neblahými proměnami života pospolného větší část dávného starožitného Slovanstva na vždy vymřela: zachovaly se předce ještě v narodních písních a říkadlech, v příslovích a v obřadech dosti hojné stopy bájí a bohoslužby oné vznešené bohyně, ku př. říkadla o *zlatém* věnci, o *zlatém* mostu, kteréžto ve své nynější pokaženosti bez doplnění je bájemi o Zlaté-Bábě holým by byly nesmyslem, kdežto, jak mile je navlažíme *živou vodou*, jež plyne z ňader Zlaté-Báby, ihned v svěžesti své původní jako obživnou.

Poslyšmež tudíž, abychom aspoň několik podali příkladů, jen poněkud *Erbena*, co vypravuje v nové své sbírce národních písní a říkadel:

1. o Hřimbabě. (Str. 66.)

V jedné jarní hře, hlavně děvčat, provozují Zlatábába pod jménem *Hřimbaba* a Ježíbaba pod jménem *Chodačka* dramaticky úřady své. Hřimbaba sedíc na zemi (v zahradě neb na louce) má na klínu svém množství děvčat a to tak, že vždy jedno děvče sedí druhému v klínu. Je to upomínka na pohanský náhled, že v ráji sedí dušičky *Prabábě v klínu*. Spomeňmež si při tom, že i Zlaté Bábě při řece Obi sedělo jedno dítě v klínu. Chodačka vypravuje, že šla *černým lesem* (chmůrou), kde jí velký pes ukousl kus prstu (kde ji bouřka či blesk [čert] poranil; srovn. čerto-kus; čartové řebro, čertov-palec; bájesl. kal. 191), pročež hledá léčivého koření, jež dostati lze jen u Hřimbaby. Děti představují tu duše léčivých koření či listů (srovn. Dryady), a dobrotivá Hřimbaba dovoluje, by si Chodačka jedno koření po druhém z jejího klínu vytrhla (Chodačka co do slova nepochází zde tuším od choditi, než od *chudý*, litevsky kudas, vyzáblý, co naráží i na zimu i na zlobu. Slovinským biblím je *chudic*, co ruským *běs*, českým též *ďábel* (*δαιμων*). Polabsky je choudak čert, choud vyzáblý, zlý; *gudic*, můra; rusky je *chudožestvo* machinæ, špatnost: chodačka t. původně: chudačka, zimná Bába, Ježí-Bába.). Co když se stalo, vyhlašuje se Chodačka za uzdravenou, a druhý akt hry počíná. V něm posadí se Hřimbaba na nějaké vyvýšené místo, jež má nebeský hrad (kostelíček) představovati, mezi tím

zaváže Chodačka jednomu dítěti (duši) oči (t. j. zbavíc je světla usmrtí je symbolicky a přivádí co Psychopompa k Hřimbabě, slovy: Vedu vedu anděla okolo kostela, andělíčku klekni, nohy, ruce sepni, *zubů neokaž* (nezasměj se). To důkazem, že to jsou duše mrtvých, jež se báječně nesmějí, majíce již pobýti v ráji. Hřimbaba vyptává se jich nyní, co vidí v ráji. Odpověď: *Boubel* (kulaté výšiny nebeské?), co v tom boubeli? *pán bůh!* na čem sedí? na *zlaté sesli!* co v rukou drží? *zlaté knihy!* co v nich říká? *anděl Páně!* To vše, otázky a odpovědi, jsou pozůstatky nějaké víry vyznávání u pohanů, dle kteréž bylo lze dostati se do ráje a pobýti v něm. Tomu ovšem nepřeje Chodačka, pročež se vynasnažuje směšnými odpověďmi a posuňky dušičky přivésti k smíchu, t. j. nehodné je učiniti blaženosti rajské. U které duše se jí toho poštěstí, tu odvádí Chodačka *do pekla;* které dítě však pobylo věrné Hřimbabě, toho uvádí tato do nebe.

Nyní nastává jako *3. akt.* Andělíčci Hřimbabini a čertíci Chodačky počnou *bojovati* mezi sebou, a to tím, že jedna řada hledí druhou přetáhnouti přes čáru na zemi udělanou (přes hranici mezi rájem a peklem).

Jestiť variantů té vzácné hry velké množství, či lépe ještě řečeno: bývalo druhdy druhů všelijakých této hry, a to dle dobr, jež hojným spůsobem poskytuje ráj. Místo léčivého lístečku či koření hledá ku př. Chodačka někdy *„klíč od nebe“* t. j. blesk, a Hřimbaba odpovídá co pravá *Sudička* či Bába mračna: „Upadly mi do *studně*“ t. do oblaka nebo deště jarního, „vytáhni si jeden“ t. zablýskni, načež Chodačka jedno dítě z klínu vytáhne. Toť prastarý náhled bájeslovný: jak t. bouřkou a hlavně blýskáním rodila se z perúnů (pomerančů, z jablek zlatých, z ořechů) Děva či Děvy, tak se při blýskání, když se nebe otvíralo, duše ubíraly na svět či rodily se rovněž tak, jak se po smrti do té své vlasti navracovaly. Ve hře samé jest pak postup týž: Chodačka hledí, by se děvče zasmálo, čím se stává *„měsíčnicí“*, jinak, jestliže t. setrvá při Hřimbabě, *„slunečnicí“*, v čemž opět rozdíl noce a dne, tmy a světla naznačen, ač nejasno nám poněkud, co by to v skutku mělo znamenati při porodu dětském. Snad to naráží na rozdíl ten, že některé duše pocházely jen z oblak (z nebe), některé ale ze světlého ráje. Původ dětí z oblak jestiť i pověrou doložen, dle kteréž se děti vybírají ze *studánek* (Kinderbrunnen), neb ze *stromů*, jelikož i jedno i druhé jest obraz oblak. Též *Vodník* a *vodní paní*, jež mají dušičky pod pokličkou ukryté, jsou původně oblaka, t. Děd a Bába.

Hra sama naznačuje nejjasněji i *dualismus* bohů a bohyň i *monismus* jich či jich sjednocení, jelikož Hřimbaba a Chodačka v skutku jedna a táž bytost jsou, jen že opačným způsobem se jevící. Bližší však poměr jich nacházím v tom, že Hřimbaba je mladá či jarná bohyně, jsouc dcerou Prabáby, Chodačky, tudíž *bílá panna*, zároveň ale dcerou *černé* paní. Jeví to poněkud i hra sama, neboť Hřimbaba zove se v ní i panna *Marie* či panna *Růže* či Růžova. Účel hry má tudíž býti, by panna Marie i s andílky svými zvítězila a uvedena byla s nimi do ráje, jako to v skutku naznačeno ve druhu jednom hry té, jež uvádí Krolmus (II. 510), kde Chodačka v podobě anděla Růžovou vodí do ráje. Tu očividno, že Chodačka co *Prabába* stojí i nad Růžovou či Hřimbabou. Než slyžmež slova Krolmusova: „Obyčejně ji (Růžovou) za ruku vede Anděl („místy chodí anděl s *čertem*“) zrovna do nebe mezi andělíčky, kteří se radují, čerti však na druhé straně na ni reptají a mektají. Napotom vyjde paní Růžová s anděly svými s nebes a čert se svými zlými duchy z pekla, položejí mezi sebou hranice, jež z drnu vyrejpají, steblo neb klacek položejí (sic). Andělé se držejí po zadu P. R., a zlí duchové opět čerta. Čert se chytí

s P. R. za ruce a tahá jedna strana druhou, která kterou přes hranice (kličku) přetáhne, ta zvítězila a musí se druhé podrobiti. Když čerti přetáhnou anděly, tedy zlí duchové s čertem honějí anděly, a když lapnou p. Růžovou mektajíce tahají ji do pekla, andělé ji opět bránějí; ona ale hledí se svými anděly do *rady* t. j. kola kamením ohraženého, utéci a vstoupiti, do kterého čerti přístupu nemají. Ale když andělé nad čerty zvítězí, tak je hledějí v dobrém poučiti a takto z pekla uvésti a napravené do ráje je přijmouti, ale zatvrzelé opět metlami do pekla zaženou a *hra se skončí*." I když rádi tomu dáme, že Krolmus obyčejným svým způsobem ku hře té (zvlášť na konci) něco přibásnil, naznačil předce dobře hlavní směr hry samé. Účel hry bylo snad prorokování na jaře, zdaž bude rok úrodný (Hřimbabin) či nic. Připomínáme jen, že ohražená „*rada*" patrný tu i v jiných hrách dětských je zástupce *rajhradu* či hradu nebeského. Slovo samo: *rada* pozbylo snad původního hlásku *h*, znějíc původně *hrada*, co by snad jednou mohlo vrci žádaného světla i na věc tu samu a snad i na jméno nevyjasněné posud boha Radhosta (Radegasta). Upozorňuji též na trojici místností: *rada* (ráj), *nebe* a *peklo*, kde snad peklo, původně jsouc s nebem *oblakovým* (temným, černým) totéž, zaujímá nyní místo země, kam právě se roditi mají dětské duše. I místo jména Hřimbaba říkává se místy *Římbaba*. Může ležeti v tom jméně, jest-li vůbec je zprávně podáno, kmen: hřim-ati (Hřimbaba = hřímající či letná Bába), co však nevadí, připouštěti, že by i jiný kmen, jiné tudíž příjmení Báby se v něm krylo. Co do jména *Růže* (paní Růžová), paní *Májová*, na Moravě paní *Růžičková* (St. Bačkora: Dětské hry. V Praze. 1853. str. 34. č. 30. Život a škola. 1857. str. 82. — Feifalik, Kinderreime und spiele aus Mähren: Frau *Sina* (suna, slunce), Frau *Rosa*, Zeitschr. f. d. myth. 1859 IV. 3. str. 354 — 357.), není nutno, pouze mysliti na rostlinu růži, letnou to květinu, ač táž dobře zastoupiti může pannu *Marii*: může i býti, že v tom indoevropském slově se kryje kmen staroslovanský *ryždь*, červený (cf. skr. rudh-ira, rufus, litev. raudonas, star. nord. raud-r rôt. červený (Schleicher formenlehre str. 55. 57. 118.), jelikož kmen ryždь původně zněl rydjъ, rudý. Rъd-ěti, rděti, červenati se. Srovn. Rugia-bába u Litvínů.

W. Mannhardt vykládá (german. mythen, str. 286) jméno: Frau *Rose* (neboť i Němci znají hru tu ve variantech mnohých, str. 273—283), co *Hrôdsa*, ženskou to formou boha Wôdana: *Hruodso* (z čeho prý povstalo či vlastně se v podání lidu vmísilo jméno Herodis a Herodias, podobná to osoba v divoké honbě, jako naše Meluzína, v povětří se pohánějící. Hrôdsa, Hrôsa, Rôsa znamená mu pak: Die Ruhmträgerin. Nevím, je-li tomu tak. Výraz: *slavonosná* odpovídal by dobře výrazu vznešenosti, jejž jsme kladli do původního významu: Báby. Souvislost Hřimbaby se Zlatou-Bábou ztvrzuje i název germanský, jenž zastupuje „Frau Rose", t. „frû *Gôden*" m. frû Gwoden (Wodan, str. 281.) t. j. *Holda* či Perahta, Bílá-paní. Místy sluje u Němců táž „frau Rose" i „*Sonne* (u Švedů fru Sôle, str. 283) t. j. světlá, zlatá. Srovn. naše „sluníčko", jarní brouček, Bábě na jaře zasvěcený.

2. O Helě či Heličce.

Seznali-li jsme ve hře na Hřimbabu obřad původní dramaticky provedený, jak buď Ježibába *bojuje* na jaře se Zlatoubábou o vládu letní či jak ustupuje Prabába dceři své, jarní panně vládu svou: shledáváme hrou „*na Heličku*" Zlatou bábu či vlastně opět dceru její: jarní pannu již vítězoslavnou v ráji svém mezi andělíčky t. j. původně mezi Světlobohyněmi.

Děvčátka v Čechách a na Moravě vyšperkují se t. kytkami a věncemi co možná nejstkvostněji, přivítají jarní pannu co právě přišlou, obklopivše ji kolkolem, a tancujíce slovy: „Nebyla *Helička!* pyšná, pyšná, předce k nám na hody přišla, přišla.“ „Přes hory, přes doly, přes vody, přes bory, hej! malá koule, ty zlaty kdoule!“ Zdá se, že to chvalozpěv jako přivítání Hřímbaby ze zajetí zimního, čím jako se vrácely bouřky jarní a nimi i jablka zlatá, uzdravující, t. j. perouny, ty „malé koule, zlaté kdoule!“ (Erben, 65.). Navrácení její k mátce (Ceres-Proserpina) naznačuje ještě určitěji píseň moravská (Sušil, 727) takto pravíc: „Má milá Hejličko, utři si své černé očičko, učesej si vlásky kadeře, dokuď *seš u své mateře*, až u své mateře nebudeš, česat si vlásky nebudeš.“ Česati vlásky je báječně tolik, co paprsky rozprostírati, svítiti; jako je utírati si své *černé* očičko ztráceti veskrz stopy zimné, pošmourné, vyjasniti se veskrz. Někdy vykonává Heliška při tanci děvčat zároveň to, o čem zpěv vypravuje, k. př. „Uhlaď si své zlaté líčko, poskoč si bosú nožičkú, vyber si z kola družičku“ — nebo: „uhladila si hlavičku, aby se leskla na sluníčku — umyla sobě tvářičky rosou z té jarky pšeničky — urovnala si sukničku, přivázala si pásničku — obula sobě střevíčky, na ty běloučké nožičky — podepřela si své boky, vybrala děvčátko modrooky,“ t. j. vyšperkovala se veskrz co jarná panna.

Variantů této hry a těchto písní je velké množství (srovn. i Krolmusa, II. 47. III. 199.) a nesejdeme snad z cesty pravdy, tvrdíce, že i jiné kusé písně jen pozůstatky jsou her podobných na jaře vykonaných, k. př. „Skoč, panno do vody pro červené jahody.“ — „Proč bych já tam skákala, sukničku si máchala,“ „kde bych si ji sušila.““ — „U paní Báby, u zelené žáby“ (Erben, 68). Patrné je i to dvojzpěv, narážeje na úplné vyjasnění bouřkou, jak toho zřejměji ještě dokládá variant: „Skoč ty panno do vody, podej pánu jahody“ t. j. blesk jarný aby skočil do mračna a vyvedl z něho červené jahody t. perouny. „Proč bych já tam skákala, sukničku si máchala, kde bych ji sušila“ t. j. snad: proč bych já, již Děvou (bílou, skvělou) jsouc, opět do mračna vstupovala, majíc již šat světlý a teplý. „Kde bych jej opět sušila.“ — „Za kamny v koutku, na zeleném proutku“ t. j. při ohni (blýskání letním u Báby, jelikož prut a bič bývají symboly blesků. „Proutek se otočí, korbel piva natočí“ t. j. proutek prorazí mračno a poteče vláha nebeská, neboť na jaře „hou! hou! *krávy* (oblaka, mračna) *jdou*, nesou mléko (vláhu nebeskou) pod vodou (za mračny)“ — „kde je naše jalová“ (Děva v podobě kravičky, světlo, srovn.“ „boží kravička,“ „sluníčko“)? „U božího kostela“ t. j. v hradě, bábě, mračnu,“ „kostel se boří, stodola (bohatství, zlato, světlo) již hoří“, svítí, „sv. Petr (Perun) hřímá, naleje nám vína“ (vláhy); „slepička běhá po dvoře, vajíčko se kotálí v komoře“ t. j. blýskavice se již ukazuje a zlatý perún, zlaté vejce již se v mračně připravuje, „slepička kdák!“ slepička vykřikla, zahřmělo, „vajíčko křáp!“ peroun již na zem padl, „máte mi ho paní mámo dat!“ Následuje z toho, že červená vajíčka (pisaná jaja) velikonočná bývala původně symboly perounů a rozdávati je tudíž tolik, co rozšiřovati blaho jarné. Všude a všude tudíž, jako v pověstech o kačičce se zlatým vajíčkem, vzpomínky na vystoupení Děvy, Světluše bleskem z mračna a rozšíření se světla jarního, když si již *Helička* připásala *„pásničku“* t. j. duhu nebeskou a obula sobě střevíčky na ty běloučké nožičky, které prvé bosy byly t. j. když se jen tiše blýskalo, než blahodárně zahřmělo, než Helička dupot střevíčkama působila (srovn. zlatý střevíc, jenž prozrazuje popelku). Na to naráží i *„Helské písně“* (Erben. 64): „Héla, Héla! paní naše, žumber, žumber, dá,“ nebo „tarun tandara,“ která slova jsou jen onomata poetika hromu.

Druhý sbor v tomto zpěvu táže se pak: „co nám chtěla paní naše“, načež 1. sbor odpovídá: „poslala nás pro *sekýrku*“ (slovanský to miölnir, mlat, peroun). Druhý opět sbor táže se: „Co s tou sekýrkou dělat budem?“ načež první sbor odpovídá: „Budeme s ní *dříví sekat*“, mračna temná prorážeti. „Co s tím dřívím dělat budem?“ „Budem z něho *housle* dělat'“, budeme hrat, hřímati, jak sama odpověd naznačuje „budem na ně pannám (Děvám, Světlušem, bleskům) hráti; „co nám za to panny dají?“ „S první budem tancovati, druhá bude postel stláti, třetí budem milovati“ t. j. po bouřkách jarných bude *svatba*, jarný blahobyt, kteroužto svatbu obřadně shledáme ihned nížeji v *Králku* a v *Králici*.“

Co se jména *Héla*, *Helička* týká, položíme své mínění o něm níže ji, Erben spojuje slovo Héla, či vlastně písně a hry *Helské*, s polskými *Hailky*, tudíž i s rusinskými *Hahulkami*, obřady to a písněmi velikonočnými, o nichž viz k. př. Pauliho (I. 1—30). Slovo hahulky mohlo by se v českém slově *žežulky* odrážeti a v skutku je hra na *kukačky* či žežulky hra jarná téhož významu co hra na Heličku. Vizmež tudíž i ji.

3. Hra na kukačku.

Ve hře té vyvolí se předně jedna „*Šmukačka*“, *slepá Bába*, jíž se oči zaváží, aby neviděla, pak dozorce její, a ostatní děti jsou *kukačky*, jež se za stodoly, stromy neb kamkoli ukrývají. Kukačky kukají a šmukačka nevidouc je hledá je co nejbedlivěji. Blíží-li se k některé kukačce, zavolá dozorce: *teplo*, vzdaluje-li se však od ní, volá: *zima*. Nalezne-li šmukačka nějakou kukačku, musí tato třikráte kuknouti, načež všecky ukryté kukačky vylezou majíce buď *proutek zelený*, buď šátek zatočený (blesk) v ruce, čím ji tak dlouho bijí, až uteče do kola či na radu (Krolmus, I. 46. 47. 474.). Srovn. tu hru u Němců: *Kukukspiel* (Woeste: spuren weibl. Gottheiten. Zeitschr. f. d. Myth. 1854, II. 1. str. 94. 95.). Erben uvádí podobnou hru, avšak zimní, pod jménem *Kuca-Baba* (97), o níž jsme se již výše zmínili, jakož o ní ještě jednou řeč bude. Význam hry je patrn. Šmukačka či Slepá-Bába (blinde *Kuh*) je jako při Heličce Chodačka mračno temné, jež hledá hromu, hlasu to jasného kukačky — přibliží-li se tudíž v skutku k hřímání, vyvolává se *teplo* t. jaro, načež pak následuje proráž ení bleskem, pravé *hromobití*, a to tak dlouho, až je paní hromová veskrz vysvobozena, načež i Slepá-Bába pomine. Srovn. i výše dotčenou bohyni *Živu*, bohyni porodu, života, proměněnou v *kukačku*. Táž věc, týž náhled panuje ještě v obřadu *oblevačky* a *mrskání pomláskou* (zeleným proutkem) na hody velikonoční, čemuž se připisuje blaho po celý rok.

Že národu českomoravskému jméno Heliška co do významu dávno již nebylo jasné, vysvítá z přemnohých obměn jeho v ústech národa. Tu zní Héla, Helena, Heluška, Heryška, Helička, Heliška, tam však Eliška a Liška, kterou poslední jsme již našli co Zlatou-Bábu, jak dětem na jaře preclíky do zahrad klade. Jinak vede jméno Héla, ku kterému se Helička předce má jen jako zdrobnělá jeho forma, Hélskými písněmi k polsko-rusínským Hajlkám a Hahulkám. Cesty k výkladu jmen těch jsou dvojí. Jest-li že v skutku „hahulky“ a „žežulky“ k jednomu kořenu patří, mohl by kořen jich býti indoevropské *gar* či *gal*, co Slované per metathesin dobře znají ve slovích: graja, mluvím, garrio, ptič *graj*, hlas ptáčí, *graj-vran*, ha-vran, *hrany*, zvonění za umrlé, u-*hranouti*, u-řknouti, *hra*, rozprávka — a ve slovech: hla-hol gla-gol, hlas. Kořen gal odráží se též v lat. gallus, gallina (sr. srb. pětel, kohout od pěju) a st. něm. gall, hall (wider-hall nachti-gall), gällen a p. Gajlky, Hajlky, Hahulky či původně Hal-hul-ky (srovn.

Gár-gar-on, řecký Hromolán) byly by tudíž tolik co zpěvy a že-žulka m. původnějšího žel-žulka, volající pták (symbol hromu), ba i slovo *žal* znamenalo by původně jen křik, sr. žalovati, rozkřikovati něco nepříjemného. Héla a Helička byla by tudíž to, co u Řeků byla *Gorgo* (Schwarz, urspr. d. myth. 85. 164), volající či křičící na jaře bohyně, tedy Hromnice či Hřimbaba, co i v skutku je. Srovnejmež jen *Laimu* litevskou, která „*volá*, která *křičí* bosa běžíc přes pohoří," a ruského Diva, jenž křičí z vrchole stromu (nebeského). Na druhé straně sluší upozorniti, že v „*žalu*," v „žežulce", kukačce, v „Hélských" písněch, v „Hajlkach" vždy nějaký význam truchlivosti se odráží, že písně tyto v Haliči se zovou i „*Mogyłky*" (mogyla, mohyla), ba že se při nich v skutku mrtvým kladou jídla na hroby (W. z Oleska, str. 49. — Pauli, pieśni l. polsk. str. 10. 15. 31, rusk. str. 16.), že tudíž i *Héla*, *Helička* mohla by naražeti na kořen *hal* v haliti, zahalovati, v oblacích, mračnách totiž, a býti bohyní mračen samých, tudíž Morana či Slepá-Bába, Kuca-Bába. Pohleďmež na jeden zpěv lužický: „Priedna duša stanula: šła do bóžej *raja* — — druga duša stanula: šła do teje *Hele* (Haupt u Schmoler. II. 149.), v kterém *Hele* je pravý opak ráje, jako v původném smyslu v skutku i *nebe* (nubes). I kolebavá píseň moravská nadsvědčuje tomu: Hálu! Hálu! Halu! spinki, až ty usneš, odendu ti na kopeček (hrad, ráj), donesu ti pět oveček (světlých obláčků), a šistého barana se *zlatéma rohama*: kdo ty rohy (blesky? perouny?) nande, čtyry míle zande (bude bouřkou zanešen), čtyry míly za Prahou honily tam *šmatlavou*" (bábu kulhavou bleskem jako poraněnou; Feifalik, Kinderreime, Zeitchr. f. d. myth. 1859. IV, 3. str. 351.).

Tu máme tudíž opět víru pohanskou před sebou, že některé duše do ráje, některé jen do oblak (do nebe) se dostaly a hra na Hřimbabu je v skutku boj duší dvojího druhu, ač by ovšem tím výkladem jiného ba opáčného směru byla, jelikož by se Chodačka vynasnažila, duše některé z nebes přivésti do ráje. Tomu, t. že Helička původně je Morana, nadsvědčovalo by i to, že dívky hrající, tudíž andělíčky či dušičky v ráji ji napomínají „pohladiti si svoju hlavičku, pohladiti si svoje lečičky" (líce) t. j. proměniti se teprvé ve veskrz *bílou* paní, v pannu Růži, v pannu Marii — učesati si vlasy, umýti se, co jako symbolem je jarných bohyň. Vyrozuměli bychom pak lépe ještě ustavičnému nabízení v písních: „Skoč panenko do vody pro ty červené jahody" a měli bychom, ač ne veskrz již jasnou, předce novou a zajímavou báji před sebou o proměnění Morany, Ježibáby, Černé paní v Vesnu, Zlatou bábu, Bílou paní. Neváhám tudíž naši Hélu po boku postaviti i německé bohyni *Hallia*, *Hel*, jež uznána již za mračno, světlo ukrývající, tudíž za naši Bábu, jakož i za bohyni smrti, právě tak, jako řecká Demeter *černá* či Erinnys (Mannhardt, germ. Mythologie, 88. 666. 726. Grimm, deutsche Mythologie, 289.). Nezapomínejmež též na českou *Moranu*, jež „sypaše" Vlaslava „v *noc črnu*" (sípaše? uspávala, sípaše? vrhla, trpočila). Mohlo by se ovšem na první pohled říci, že zlé duše Sudičkami vodíny byly do *oblak*. Než oblaka jsou jiným obrazem i *hory*, a v *hoře* přebývá netoliko Holda, Venus, bílá paní, Děva: než i *hrdinové* a *dobrodinci* každého národa. Tak je v hoře u Němců Karel Veliký — u Moravanů *Svatopluk*, u nás sv. *Václav* a rytíři Blaničtí. Později teprva, když se již nevědělo, že hora je původně oblak, poukazovalo se na horu skutečnou, v které se původný význam vláhy oblakové jen zachoval co *studánka* neb *potok*, jenž vytéká prý z té hory (srovn. Bergentrückte Helden u Grimma, deutsche Mythologie 903.). Je-li tomu všemu v skutku tak, bylo by pak úlohou budoucího skoumání, vyjasniti, jak se má Morana k Heličce a k Nyji, t. j. jsou-li to jen jedna a táž bytost báječná, jinak a jinak

podle různých vlastností a stran i jinými jmény naznačená — či na opak rozdílné bohyně smrti, jakož i u Němců Wal-Halla se oddělovala, ba naproti stála Halii.

4. Hra na zlatou bránu, na husičky, na barvy.

Hry tyto jsou jako pokračování jen hry na Hřimbabu: majíce *přechod či putování duší z tohoto světa na onen*, a to buď do ráje neb do nebe, za předmět svůj. Jelikož se v prvních dvou *brána zachvátějíc člověka spouští*, zachoval se netoliko hrou tou spůsob oběti, než i pohled na starobylé brány. Duše jsou v první hře chlapci pod jménem *vojska*, ve druhé hře však děvčata pod jménem *husiček*, co snad na nějaký rozdíl živobytí zdejšího a osudu v onom světě káže, na rozdíl snad podobný, jako býval u Němců duší válečných ve Valhalle a duší tiše zemřelých a do ochrany Halie daných. Srovn. hru na *kokše* u Slováků (Kollár, zpěvánky, 2, 45. číslo 6. — Haltrich, Programm zu Schässburg. 1855, str. 43., číslo 15.) a moravskou hru na *husu divokou:* „Hoso! zlá hoso! zlá, kde poletíš, budeš má. Já poletím do Hoher (Uher)! Co tam budeš dělati? Tři hosečky pásati! Já ti je pobero, já se přes *tó vašo bráno* předce přebero“ (Feifalík, Zeitschrift 1859. IV. 3., str. 366.). Srovn. též polskou hru „na cechy“, v które se přímo „duše v piekla vkładają“ (Konopka, p. ludu krak. v Krakovie. 1840, str. 66.). Pokrok her těch zdá se ležeti v tom, že v nich téměř již o žádných oblacích a blescích není řeči, tudíž o žádném vysvobození více, než již přímě o vstupování do ráje, nač i jména *zlatá brána*, někde též *„zlatý most“* s prastarým refrainem: „Hoja, Ďunďa, hoja“ jako u Slováků (Šafařík, piesn. svetsk. lid. slov. v Uhřích, 1827, str. 31. — Kollár, I. str. 3.) a *sluníčko* a *měsíček* t. j. světla bijí (srovn. Mannhardt: Das Brückenspiel. Zeitschrift für deutsche Mythologie, 1859. IV. 3. str. 301—320.). Hra *na barvy* káže též snad již na duhu, tudíž na *ukončení* bouřky, s čím pak i to souhlasí, že tyto hry jsou *letné*, kdežto Hřimbaba je hrou *jarnou* (Erben, 80—83). Boj ovšem obou stran t. andělíků a čertíků, nebesařů a pekelníků, slunečníků a měsíčníků je týž po hře, jako při „Hřimbabě“. Vysvětliti si toto veskrz neumím na ten čas, připomínaje toliko, že i v germánské Valhalle bývaly boje mezi zemřelými, co by na pohled jakéhosi činného živobytí po smrti u pohanů bilo, naopak poklidu křesťanskému na onom světě.

Některé kusé jarní a letní písně zdají se býti pozůstatky podobných her. Slyšmež na příklad Erbena (str. 28. č. 18.; str. 29. č. 20.; str. 64. č. 4.): 1. sbor: Až bude máje, půjdem do ráje! 2. sbor: Co tam budem dělati? 1. sbor: *Stříbro, zlato* lámati! 2. sbor: Komu je budem dávati? 1. sbor: Šafařovic dceře na ty *zlaté* věnce! — — Osoba: Kam ty, *čápe!* kam letíš? Čáp: Do *zlaté* komory. Osoba: Co tam budeš dělati? Čáp: *Stříbro, zlato* lámati! Osoba: Kam je budeš dávati? Čáp: Mlynářovic dceře na ty *zlaté* věnce! (Srovn. Feifalík: Kinderreime und Kinderspiele in Mähren. Zeitschrift für deutsche Mythologie. 1859. IV. 3. str. 338—340.) Smysl toho je snad: že *čáp* přinese na jaře z ráje Děvě děťátko, když se bude blýskati (zlato lámati).

„V tom královském dvoře, v té *zlaté* komoře lůžko stojí, na tom *zlatém* lůžku panna leží, na té panně *bílá* ruka, na té ruce *zlatý* prsten, skrz ten *prsten tráva* roste. Kdo tu trávu žíti bude, ten tu pannu míti bude. *Héla*, Heli-lalou!“ Kdo by neviděl, že tu *ráj* a *zlatá komora* jsou věc jedna a táž, že zlatý věnec, zlatý prsten (bájesl. kalendář 150) je jarní

dešť a panna se zlatým prstenem zlatá či světlá bohyně nebes, jež spouštěním zlatého věnce s nebe dává jarní úrodu, *trávu* v původném smyslu, t. potravu růsti.

Nezapomínejmež, že máme Vacerádem zaručenou Děvu, *Dévanu* co *Letničinu* a *Perunovu* dci (dceru) a že Vacerád *Letnici* samu jmenuje Latonu (Šafařík, älteste Denkmale 211, a). Jelikož slovo *Letnice* znamená bohyni, v množném počtu však zároveň zelené svátky: mohou snad i *Hromnice* taktéž vykládány býti, že v jednotném počtu znamenaly Hřimbabu a v množném počtu hody, jaro jako připravující. Srovnejž i *Velikonoce* a *Velikonočku* v písních národních. Těžko je ovšem určiti, zdaž ve jméně *Letnice* a *Latona* či *Létô* jeden a týž kořen indoevropský vězí či nic. Co do slovanštiny měla by býti Letnice původně tolik co bohyně vláhy nebeské (na co káže zlatý prsten a věnec a p.), po které se právě jarem vyjasnilo a světlo letní (slunce, dlouhý den) panovalo. Co do bájesloví byla Létô či Latona právě matkou boha světla, Apollôna, chotí jsouc *Zeusa*, Diva, našeho to Peruna, ana porodila Apollôna v říši (v době) světla, v *Asterii* či v *Lykii* (as-tro-n, světlonoš, lýchnon či lýchnos, lux, světlo). I Létô musila po horách a dolech (rozumějž nebeských) blouditi a putovati, než porodila Apollôna (Preller, gr. Myth. I, 153), právě tak, jak jsme litevskou Zlatou-Bábu: *Laimu* viděli bosou běhati i přes pahorky a křičeti a volati (hřímati) a jako i hned naši „*královnu*" bosou uvidíme své bílé nožičky v rose brodit a nohy své tlouci o kamení (Erben, 74.).

Nebude to míti zajisté než naznačeného již smyslu: že než se skutečně jarem porodí pravé a vítězné světlo, *Zlatá-Bába* přemoci musí na horách nebeských *zkamenělé* jako sněhem mračna či oblaka (ob-vlak-a). O takové kamení tluče si tudíž i „královna" své bílé nohy. Toto kamení (voda mrtvá) proměňuje se pak na jaře v studně (ve vodu živou), v léto („lěto", líti), v nichž se právě *bílá* paní či panna Marie mýje, t. j. veškerou svou rájskou *světlost* (zlato) zimou odjatou, nabývá, pročež i na zem svůj zlatý prsten neb věnec spouštívá.

5. Hra na královnu.

Hra tato je v Srbsku ještě *obřadem* slavným a divno, že se jen u Srbů, Čechů, Moravanů a Slováků pod podobným jménem zachovala, kdežto u jiných Slovanů (Poláků, Rusínů, Rusů) jen písně sem patřící, nikoli však celý obřad, neb aspoň hru najdeš. Viz popis a píseň u Čelakovského, Šafaříka, Kollára, již všicci i důležitost i znamenitou starobylost písně té dosvědčují. U Slováků volají oba zpívající sbory: „Hoja! *Donda!* hoja!" nebo: Dunda, Ďunda, co již Šafařík (písně, II, 34) srovnal k srbskému *Dodo*, k ruskému *Dido* („Dido kalina, *Lela* malina) a my výše k Didi litevskému = velký = Děd = Groszvater. V *Srbsku* chodí deset nebo patnáct krásně oblečených a kytkami ozdobených dívek na Letnice („o Trojičinu dne") ode domu k domku hrajíce a zpívajíce. Jedna z nich, ta nejkrásnější a rostu nevelkého jmenuje se *kralica*, druhá *kral*, třetí *barjaktar* (praporečník) a čtvrtá *dvorkyňa* (komorná králice). Králice si pokrýje *bílým* závojem hlavu a obličej. Král má na hlavě klobouk (korunu) vyšperkovaný kvítím a v ruce meč. Barjaktar drží v ruce *bělostříbrný prapor*. Přijdou-li před nějaký dům, posadí se králice na stoličku, načež ostatní děvčata držíce se za ruce okolo ní v podobě srpu kolo tvoří, král postaví se na levém, barjaktar na pravém křídle kola. Král postupuje pak (obrácenou tváří k prvnímu děvčeti v kole) za kolo mečem ustavičně máchaje a taktéž na druhé straně barjaktar praporem, avšak najednou vracejíce se v před, otočí se okolo celého kola. Dívky zpívají při tom prastarou píseň smyslu jak následuje: „Zde nám ukazují *nevdanou děvčinu*, buďto vy ji *vdajte*, nebo nám ji *dajte*." Vykřikují

při tom starodávné báječné, ač nejasné slovo: *„Leljo!“* Oslovují i krále, jako téměř každého v domě písněmi nejrozmanitějšími, ku př. krále: „Kralju! světli kralju! Leljo! Kralice! Banice! ustaj, tě pošetaj (vstaň a pocházej) od dvora do dvora„ Leljo! do *Careva stola*, Leljo! kde cár vino pije, Leljo! carica mu služi, Leljo; iz zlatna kondira (ze zlaté číše) (Čelakovský, slov. nár. písně. I. 180; II. 213—216. III. 19. Vuk St. rječnik. 298. 299.).

Vidím v pozůstatku obřadu toho proslavenou svatbu mladé panny jarní, Dévy, Královny nebes s mladým Divem způsobem staroslovanským či vlastně starožitným vůbec vykonanou t. bojem o dívku při vyvolávání neznámého blížeji božstva svatebného *Lelja!* Viz co o něm bájeno ve: wissenschaft des slav. mythus. 1842. str. 27. 38. 74. 270. 348—366. Svatbou tou ukončena právě řada všech úkonů při přechodu zimy v jaro a jara v léto, jako svatbou tou končí se pověsti Dévy se týkající.

Až na boj krále a praporečníka stává (poněkud ovšem jen) i v Čechách pozůstatků tohoto obřadu (Erben. 74. 75.). Místo: Leljo! volávalo se prý druhdy: *Duli*, *Duli*, hoj, hoj! Z darů svatebných přislibují „králičky“ (na Moravě i „králky, královničky, kralenky“ zvané), že vystaví králi a králce *zámky* t. j. hrad nebeský: „králi vystavíme z kamení drahého, ze zlata ryzého; králce vystavíme z peří pavového, z kvítí májového.“ Svatbě té posvátné nevadí veskrz slova v Čechách zpívaná: „naše králka bosa chodí atd. chudá královna, chudý král, nemají volů ani krav“ — neboť chudobě skutečné vadí již šperk, v kterém pokračuje od domu k domu králka. Právě že si tloukla nohy o kamení t. j. že dorážela na tuhlost zimnou, pozbyla vsech „krav“ t. j. oblaků, jevíc se nyní co *bílá*, *světlá*, *zlatá*, pročež zpívá i česká píseň, že již *otce* a *matky* nemá, neb *Děd* a *Bába* nepanují více v létě, než jen mladý Div a mladá Děva, jíž si Moravané myslili odjížděti (do nebes) ve skvostném kočáře: „a dy s ňu jeli, ludé hleděli, co to za panenka, co to za hraběnka ve voze sedí“ (Sušil. 756), „ve voze“ t. j. v světlém oblaku.

Letnicemi zdá se že utuchla hlavně jarní úcta Zlaté Báby (Letnice) a Děda (Svaroha), ustupujíc úcté Svarožiců: bohů to světla a tepla letního, co účinků právé proměny Báby v Děvu. Děda a Zlatou-Bábu myslili si snad pohané v ten čas poklidně bydleti v ráji, a tamtéž slavila snad i Déva s Divem svým své šťastné zasnoubení (srovn. báj. kalend. vstoupení páné — králová neděle, str. 151—152.). Když pak svatojanskými kresy i Svarožic Slunce i Svarožic Oheň konce své slávy došel, potkáme je opět v obřadech, v národních písních, v říkadlech a bájích až k podzimku. Přejmež tudíž i zde na čas světlé Děvě blaho mladistvé lásky, vracejíce se opět k jaře, abychom v úctě různých druhů *zvířat*, Zlaté Bábě a Děvě zasvěcených, působení jich opět a opět seznali.

Není však tu úlohou naší pojednati o takých zvířatech snad zevrubně — toť odkládati nám na zvláštní, bohdá, pojednání, než příklady toliko naznačiti působení Zlaté-Báby na jaře. Podotkli jsme výše již *čápa* (bohdana) a *kukačky* (srov. Mannhardt der Kukuck. Zeitschr. f. d. Myth. 1856 II. str. 209), ponecháváme i nyní stranou *vlaštovky*, poselkyně to jara a jiná zvířátka toho druhu, ohled zde berouce jen na *broučky jarní*.

Divotvorný pohled, kterým pohané na *brouky* od pradávna hleděli, není veskrz ještě vyjasněn: nečinnost brouků při chládku a ukrytost v zimě, jako rozjařenost při nastávajícím teplu a svitu slunečním byly snad příčiny, bráti je co symboly přírody samé a domnívati se,

že v přeúzkém spojení jsou s bohy, hlavně pak s Bábou, bohyní to i porodu i smrti. Není ovšem diviti se, že nerozeznávali tak úsečné brouky od jiných druhů zvířat, jako nynější náš přírodo- a jazyko-zpyt, o čem hlásá až podnes smětenost pojmů: *červ. brouk. chroust, hmyz* a p. u lidu našeho. Připojovali pohané k divotvorným broukům i některé *múchy*, ku kterým čítali i včely, jimž dávali úcty téměř lidské, a víme též, že motýlové, hlavně pak noční již jménem svým *Můry* důležitost báječnou do sebe mají. Rusky je *babočka* = motýl. Musí to býti opět úlohou zvláštního skoumání a pojednání, srovnati všechna všeslovanská jména těch a takových zvířat, bádati po kořenu jich, čím se snad jednou odkryje původný jich význam.

Hleďmež však na ten čas jen k některým jich toliko, jež bývali od starodávna a jsou podnes ještě bráni v říkadlech všech Slovanů za *posly a zvěstovatele* Zlaté-Báby, a to tak, že obyčejně to, co se na jednom místě jednomu brouku k. př. *babce* báječného připisuje, na druhém místě o jiném broučku k. př. o zlatohlávku neb o sluníčku svou platnost má.

Zlatohlávek a *Babka* pozbyly již, co se aspoň mé vědomosti dotýká, v Čechách, na Moravě a v Polště mezi Poláky a Rusíny báječné své významnosti bývalé větším dílem, ač nikoli u jiných národů (srovn. Schiller: Thier- und Kräuterbuch Meklenburg's I. 11. 12.). *Babka* káže již svým vlastním jménem na bohyni Bábu, rovněž jak na jaro pobočným jménem svým *májový* brouk, u Rusů *Majskij žukъ*. Rozeznává lid májového brouka od *májové muchy*, či *Majky*, již zavolává u nás lid Boleslavský takto: „Májko! Májko, dej mi masti na mé bolesti“ (Erben, 78.), jelikož prý šťáva její hojí rány — snad podobněž tak, jako báječné jarní vláha léčí rány přírody, zimou zasazené.

Největší slávy báječné zachovala si v Čechách a jinde u Slovanů „*Boží kravička*“, která u Poláků *Babinka*, u Srbů prosto *Bábe* se zove (Rječník, 9. b), čímž bývalá důležitost i české „Babky“ opět najevo vystupuje. Zove se u nás též ještě *beruška*, *Mára (Mavra?)*, *Marie*, *Majdalena*, rovněž jako *Sluníčko* (u Malorusů: *Sonečko*), co opět na zlatohlávka káže. Je to coccinella *septempunctata*, co při srbském jméně: *Babe* samo sebou upomíná souhvězdí: septemtrio či siebengestirn, u nás buď *Bába*, buď *Báby*, zvané. Volají Boží kravičku co broučka na jaře zvěstujícího Čechové *Bydžovští* takto: „Sluníčko! Sluníčko! kam poletíš? do nebe nebo do pekla?“ — *Prachenští*: „Beruško! Beruško! leť do nebes, pověz mi, vyjde-li sluníčko dnes.“ — *Berounští*: „Sluníčko boží! tvůj domek hoří, dej pozor, ať ti neshoří!“ nebo „Rej, Sluníčko! rej, hory, doly krej, ukaž ty mně tu stranu, na kterou se dostanu“ nebo: „*Pinko, Linko!* leť na zlaté okénko“ (Erben, 78; Krolmus, I. 536; Bačkora, str. 121). Množství podobných říkadel uvádí i Fejfalík ve svém spisu: Kinderreime und Kinderspiele aus Mähren (Zeitschr. f. d. Mythol. 1859. IV. 3. str. 325 a následd.) k. př. u Obřan: „Verunko! Verunko! kdy bude slunko, vzítra nebo dnes? Uleť do nebes,“ v Rusnici: V.! V.! leť do nebičky(?) a dones mi zlatú korunku“ — ve Francové Lhotě: „Řekni mi, *Pambičkova ovečko!* bude-li zítra svítit slunečko. Jak mi neřekneš, dám tě mezi hady, mezi štíry, mezi panské kocúry.“ Kollár uvádí ve svých „zpievankách“ (I. 274), že *Slováci* takto ji volají: „*Pamboškova kravička!* kde je tvoja mamička? Zaletěla k Dunaju, tam se pase po háju — zaletěla k dúbravě, tam se pase na trávě.“

V. St. *Karadžić* vypravuje, že ji *Srbské děvy* takto oslovují, berouce ji, jak se to obyčejně stává, na prst: „Vjeri me Babe“! (zasnub mne Bábo!) nebo: „*otkuda tje svatovi dotji?*“ (odkud přijdou svatebníci).

U Němců jmenuje se „Sluníčko“ naše nejrůznějšími jmény, k. př. Herrgotts-huhn, Marien-henne, Gold-henne, Frauen-huhn, Frauen-kuh, Frauen-käfer, Marien-käfer, Jungfrau Maria's Schlüsselmagd, Sonnen- und Mond-kalb, Katharina a p. Říkadla Němců o ní jsou u př. „*Liabi Frau!* machs türl auf, lass die liebe Sunn herauf.“ — „Goldhenne! Goldhenne! lass die Sonne scheinen, die regenwolke, den wolkenfleck, lass den Wind vertreiben, klar auf im Süden, die wolken gehn nieder im norden“ — „*Herrgotts-moggela!* flieg auf, flieg mir in den himmel n'auf, bring a goldis schlüssela runder und a goldis wickelkinda drunder“.

Kdo by, medle, neshledal, že tu má před sebou v říkadlech těch převzácné pozůstatky veškerých bájí o Zlaté-Bábě a dceři její, Děvě či Děvaně? Slovák ptá se k. př. broučka toho na Slovensku i *Marunka*, *Korunka*, *Kakalinka* zvaného (musejn. 1848. I. 306. 310): Kde je tvoja mamička? a Boží kravička odpovídá: Zaletěla k Dunaju (t. j. k vodě vůbec, k moři, k nebesům) tam se pase po háju (nebeském), zaletěla k dúbravě (k mračnům bleskonosným, jelikož dub býval zasvěcen Perunovi a tudíž i Bábě), tam se pase na trávě! Z toho je patrné, že si staří Slováci Zlatú-Bábu představovali co *krávu* a dceru její co „Pambožkovou *kravičku*“ (Jalovou), tudíž v nejstarší t. j. v zvířecí podobě. Krávy byly ale, jak již výše jsme byli seznali, symboly blahodějných, vlahonosných *oblaků*, načež i česká jména *Beruška*, a moravská: *Verunka* kážou, jež se i *ovcím* dávají, podobným to symbolům oblaků. Tomu přisvědčují i německá jména: Frauen-kuh, Sonnen- und Mond-kalb a p. Srovnejmež i nyní výše již dotčenou píseň jarnou: Hou! hou: *krávy* jdou, nesou mléko pod vodou. Kde je naše *Jalová* (Děva)? U božího kostela (na nebi v oblaku): kostel se boří (hřímá), stodola (bohatství) hoří (blýská se).

Kráva a kravička tato není však hrůzonosná více než dobročinná, vyvádějíc z nebes jarní blesk (Děvu) a tudíž i letné vyjasnění, t. sluníčko, jak sama se jmenuje. „Sluníčko! tvůj domek hoří“ t. j. z oblaků se již blýská — „leť na *zlaté okénko*“, na blesk, neb tím se otvíralo nebe, „Liabi Frau! machs türl (do nebe) auf, lass die liebe Sunn herauf“ (t. j. světlo vůbec nebo Zlatou Bábu). I slepičky, kohoutky jsou symboly blesku, jak se k. př. u nás říká, že duše zemřelých dětí v nebi „*kohoutky pasou*“, t. j. blesky hlídají.

Ze zvířecí postavy vyvinula se postava lidská Báby a Děvy, jak nám to jména: Majka, Mara, Maria, Majdalena, Korunka, Katharina, a p. zvěstují. Zajímá i jméno německé: *Jungfrau Maria's Schlüsselmagd*, neboť i *klíč* je symbolem blesků, jež přinášejí z vod nebeských i děti na svět: „bring a *goldis schlüssela* runder und a goldis *wickelkinda* drunder,“ čím Zlatá-Bába a posel její „Boží kravička“ pod ochranu co Rojenice berou i svatby, pročež Srbské dívky svou „*Babe*“ prosí, aby je zasnoubila, a české dívky: „ukaž mi tu stranu, kam já se dostanu“ a moravské holky: Má Verunko! Branko! kam ty my *peřinky* povezeš (u Sloupu, Fejfalik. l. c. 328), t. j. na jakou stranu zavezeš mé svatebné věno?*)

*) Některá jména této „Boží kravičky“ jsou téměř až k nepoznání zpotvořená, ku př. Pinka, Linka u Čechů, Babia-Binka, Bibia-Bunka u Němců a p. Mám za to, že původ svůj berou z polského jména Sluníčka t. *Babinka*, neb *Babin-bąk* (Babin-brouk). Důkazem toho jsou snad i slova K. Schillera, jenž v „Thier- und Kräuterbuch Mecklenburg's“ (1861. 1. str. 11. a) praví: „Bonker, Bunker, jedes dicke Gewürm. Busbunk, Mistkäfer,“ a to podle Schmitta s uvědoměním, že jsou to „polonogermanica“. Zajímá i to, že Babiabinka u Němců již jménem je Sudička či *Norna*, jako je skutečně naše Zlatá-Bába či bílá paní, tudíž i symbol její „Sluníčko“, majíc na křídlech již vyrytý znak její, souhvězdí totiž Báby (septemtrio). Srovn. Mannhardt: Germ. Mythen. 663.

Takové bohatství bájeslovné zahrnuto tudíž tu v několika pokoutních říkadlech! Bába co kráva pase se v háji či dubravě nebeské — prosí se co bohyně o dešť, blesk, svatby, děti — o vyjasnění nebeské či slunce, vzývá se slovem co *Bílá-Paní* (Perchta, Heličká). „*Pěkná* paní stojí, v *bílé sukni* chodí (v bílém oblaku), ona do ní sáhne, *bílý groš* (světlo, stříbro) vytáhne.“ (Erben, 59.) *)

Než hleďmež též seznati Zlatú-Bábu či Bílou paní jak se jeví na *podzim*, než se promění veskrz v zimnou Bábu či Ježi-Bábu. Proslavena je na podzim svým *Babím letem*.

Babím letem zovem nyní i hezké podzimní počasí, kde se léto či Zlatá-Bába jako loučí s námi, rovněž jak *vlákenka*, která toho času v povětří lítati a všude se zavěšovati, tudíž přírodu jako zapřádati vidíme. Co do počasí není délka Babího léta u všech kmenů slovanských stejná. Že se však v něm vztah báječný patrně k Bábě brával, je jisté, i když předně *jméno* samo mimo sebe pouštíme.

Upozornili jsme již výše na to, že v počasí letném t. j. v největším světle a parnu výsledek Babina konání na jaře t. j. *vyjasnění*, tudíž i slunce v báječné úctě v popředí vstupuje; Zlatá-Bába ale, či Bílá Paní, která právě viditelná bývá jen poměrně, když se t. z černých mračen vyvinuje, ustupuje tehdáž v pozadí na čas. Když pak dnové dlouzí po slavnosti nejvyššího slunce, po Vajanvě t. se již krátí a ženci toho, co jim byla Bába co zeměmáti na polích urodila, z polí klízí: vzpomínají si tito i podnes ihned na Bábu a ponechávají jí buď co oběť několik stébel státi — buď ji, t. j. poslední snop stkvostně v podobu Báby ustrojený, vezou slavně do vsi vozem, jako ji co Moranu na jaře byli vynášeli.

Cítil pohanský národ, že se podzimem již čas blíží, kde božstva letná, hlavně pak jaré blýskavice, Děvy, jimž se právě připisovala úroda, víc a více na nebi ukrývají, tudíž jako uvnitř v ráji v zajetí bydlí: bájil tedy i národ, že jakási moc na podzim je jako pronásleduje, schytává a u sebe uschovává. Tato moc nebyla žádná jiná, leč vzduch podzimní, vítr, jenž na zemi po strništatech fouká a na nebi temná oblaka, významná svou *šedivou* barvou, neustále shání, jimiž právě pronásledovány a zajaty se stávají jasnosti jarné a letné. V osobnost vzduchu věřiti bylo pohanům nutno již pro osobnost zemřelých, vyžilých duší, z nichž některé se zdržovaly těkajíce ve větru (srovn. indické Maruts, naše Můry). Tu osobnost vzdušnou představoval si národ pohanský na podzim i podobou *vlka*, co tím snadněji bylo, poněvadž v pranárodě slovanském původní význam toho slova, jež indoevropsky *varkas* slulo, t. vrah, rozbojník, ukrutník, zajisté v nějakém ještě uvědomění žil. Vlk se hodil i co zvíře zvlášť v zimě lidem nebezpečné i chlupatou svou srstí, rozcuchanosti zimných úkonův podobnou dobře k tomu, býti symbolem škodlivých mocností. Až podnes, když vzduch obilím, vlny na něm působě, silně pohybuje, říkává lid náš, že *vlčkové* po poli běhají, a tito vlčkové dorostli na podzim právě ve strašné vlky. Povstaly tudíž jednak báje o *divoké honbě*, jinak o proměně lidí ve *vlkodlaky*, již co ukrutníci všecko potrhají. Viz o nich Jirečka v mus. 1863 (I. 11.—15.). Že druhdy i u Čechů Vlkodlak vznešenější postava báječná byla, než je podnes, dokládá Vacerád (1202) slovy *Vilkodlak, Faunus*, Pici filius — *Stračec* (Ztracec) *Sitiuratov* syn, Picus, Saturni filius (Šafařík, ält. Denkm. 225. 225.). Ba i v množném počtu jsou mu Vilkodlaci: Fauni ficarii. Srovn.

*) Na Moravě zpívají při vynášení *Morany*, již tam někdy i *Květnicu* zovou, též takto: „Pěkná paní jeho (Smrtáka? Smrtocha?) v *zlatej* sukni chodí, do tej sukně sáhla, *zlatý* groš vytáhla.“ (Sušil, 773.).

Preller, röm. Myth. str. 101. Znamenitou pověst o Vlkodlaku nebeském zachoval nám však národ *slovenský* pod jménem *Vlkolák* (Slovenské pověsti. Škultety a Dobšinský, 1858, str. 201. Zeitschrift f. d. Mythol. 1858. IV. 2., str. 224.): „V hustej tmavej hore býval jeden Vlkodlák a mal pri sebe tri dcery. Najmladšia z nich bola velmi utešená. Raz tento jich otec nemal co jest.“ Jako Saturnus „zožral“ dvě starší své dcery. Nejmladší ale, když ji přivábiti k sobě se vynasnažoval, poněvadž „bola oblokom (oknem) zahliadla, čo sa včera v izbě robilo“ — „*utekala*, ako jej len para (dech) stačila.“ Dvě části roku, dvě Děvy vrah ten již byl o život připravil, ale nejhezčí hodlá jemu utéci. „Ako zbesnelý pustil se za ňou a ručal strašne, že sa všetky vrchy a doliny ozývaly. Dcéra jen utekala, utekala, ale starý mal dlhšie nohy“ atd. K ostatku pověsti vrátíme se později, dosti budiž zde na tom, doložiti, že *Víta* (Wodana) samého tu máme před sebou v podobě velikána, Vlkodlaka.

Nebudeme se tedy diviti, když i hry naše dětské na podzim nikoli již boje představují, než ústavně jen *pronásledování* a *chytání*. Srovnejmež jen hru na *umrlého Žida*, na *jestřába*, na *vlka* (Erben, 88—90.). „*Vlk* se přiloudí a vkročí mezi ovce (děvčata), ježto se rozutíkají; kterou chytí, odvede si ji na své místo.“ Srovn. též říkadlo výše uvedené: „v tom *černém lese*, čert Bábu nese“ s rozpravou při hře na vlka. „Hospodář: Kde je vlk? Ovce: V lese *černou ovčičku nese*.“ — „Vlk: Já jsem vlček.“ Pasačka: „Když jsi vlček, chyť si nejpěknější ovčičku.“ „Vlk: Já nechci ovčičku, ale hezkou holčičku“ (Děvu); načež pasačku pohání.

Jak se samo sebou rozumí, měl Vlk či Vlkodlak i podzimní svou ženskou polovici, již níženji co Ježibábu neb Meluzinu zevrubněji poznáme; taková jeví se v jednom druhu hry na vlka aspoň zpěvem „pasačky“: „Naše *paní* říkávala, abych dobře pasávala (ovčičky, krávy, t. j. oblaka sháněla, pohromadě držela). A já pást nebudu, raděj odtud pryč půjdu.“ Že tato paní je Bába, vysvítá z podobného zpěvu srbského, v kterém „*Děvojka*“ mezi jiným takto mluví: „*Babi* ne ću čuvati goveda“ (Bábě nechci hlídati stáda t. oblaka. Vuk St. K. I. č. 234). Pasačka zpívá dále takto: „Sama jídá *kaši sladkou*, a mně dává syrovátku“ atd. Zlatá-Bába či Bílá-Paní rozdává t. medovou kaši, Ježi-Bába ale ponechává kaši sladkou, úrodnou vláhu již pro sebe, podávajíc přírodě jen syrovátku, neúrodny více dešť podzimní. Bába co nebeská Sudička posýlala t. na zem i „*Babiny ukovy*“, březnový mráz a sníh i *zlaté prsteny*, jarný a úrodný dešť, a to dle proměn svých v Ježi-Bábu a Zlatú-Bábu. Tu je právě místo podotknouti, že slovanský výraz *Babí-léto* za starodávna se bez pochyby více vztahoval na *čas* podzimní než jako nyní na *vlákenka*, v ten čas se jevící. Přibližoval se t. podzimem čas *přástev* domácích, jež u nás hned po posvícení počínají a až do popelečné středy trvají. V tom čase myslilo se tudíž snad o Bábě, že, nemohouc se již ukazovati blýskáním, ukazuje se aspoň *předením*. Táž „Děvojka“ srbská, naše to Zlatovláska, jež se zpouzí Bábě hlídati hovada, praví též o sobě: „*Presti* ne ću a ne umem vesti“ (přísti nechci a vyšívati neumím), co dokladem, že úkony Báby-Sudičky dva: t. sháněti oblaka na podzim a přísti osud lidem báječně mezi sebou souvisí. Toť ovšem jisto, nejisto však, v čem se právě zakládá ono předení Sudičky, a nezdá se, že by toho byla jedna toliko příčina báječná. Předně je to vlastnost všech bělbohyň či světlo-bohyň rozprostírati a česati své vlasy a rozprostírati a běliti své šaty, tudíž i rozvěšovati je na prosvětlená místa. Šatstvo starodávné vedlo však již samo sebou k přástvě, jako zlaté vlasy svůj symbol nacházely v zlatých nitích a v zlatých drátcích a v upletení jich v celek. Protož žádají zlatovlasé Děvy na vyprostitelech svých obyčejně hvězdičkové, měsíčkové a sluneční šaty, aby mohla

býti pravá svatba, žádají t. ustálené světlé počasí ve dne a v noci. Vzduch zdál se pohanům krýti svět, jako nějaká nebesa a pohnutý vzduch nalezal opět symbol svůj v plášti, v kterém se dle pověsti tak snadně lítá v povětří. Světlé šatstvo trhalo se však báječně na podzim a bájilo se, že části šatstva toho roztrhané lítají na podzim ve vzduchu.

Na tom základě a výkladě porozumíme tudíž snad i následujícím pověstem.

Hleďmež předně k oné Děvě, již pronásledovanou otcem Vlkodlakem jsme opustili výše. „Ona v tom hodila na cestu ručník (šátek) s hrdla a zavolala: Nedohoníš mne, nedohoníš, kým tento *ručník neroztrháš, nevystrapkáš, nezpradieš, neutkáš a z nova neušiješ*". Vlkodlak to vše učinil a poháněl ji dále. Hodila mu pak „kamžu" svou se stejnými slovy. Pak shodila „rub", potom „kamizol", potom „oplecko" a napokon „košelu", až „bola ako ju pán Bůh na svet dal" t. j. nahá. To znak pravý zimy, jež odnímá vše, co léto bylo dalo. Vlkodlak musil ovšem v honu vše z nova uplésti, poněvadž se bájilo pohanstvem, že v přírodě i zimou *ničehož se nezničuje*, než jen schovává v ráji na budoucí rok. Děva nahá schovala se konečně do kopy sena, v níž ji Vlkodlak nenašel. Smysl toho je, že Světluše se uschovala v oblacích — z kterých ji pak v skutku osvobodil mladý král na jaře, když byl na „polovačce" (na honbě) t. j. když již porážel mračna a chmury. Nežli však vyleze Děva z kopy sena, prosí o *šat* a on „jej dal hned doniesť svoj *kepeň*" — „do toho sa ukrútila" a „vyšla ven."

V jiné pověsti slovenské, *„Zlatá priadka"* nadepsané, má jedna žena (Bába) tré dcer; dvě předou a jedna toliko nepředla. Přišel mladý pán vyžádaje na matce, aby i tato předla. Matka mu nalhala, že proto nepřede, poněvadž je „taká *priadka*, čoby do rána samučicka sama, nie len našu šetku pradzu, ale i šetky snopy zo strechy a to na *zlaté nitky* popriadla, by naposledu by sä i do mojich (Babiných) vlasou oddala." To se zalíbí pánovi a žádá ji za ženu. Doma jí uloží tudíž přes noc přádla množství, ale ona ani neuměla ani nechtěla přísti. K uplakané děvě přijde v noci „jeden maličký chlapček, v červenej čiapočke na hlave, s opásanou zásterkou a pred sebou zlatý fúrik (vůz) viezou." Ten jí ukázal, jak to má zrobit a šlo to výborně (l. c. 350—356.). Bába dobře ví, že jarní Děva sama nepřede, jak i srbská Děvojka praví: „Přísti nechci a vyšívati neumím," že však přástvu tu jiný bůh t. vzduchu, zde v podobě *„prmpelíka"* (trpaslíka) vykoná. Je to Div s *červenou čapkou*, s červenou karkulkou, maje *zástěru* a *vůz*, tudíž Vít, oblakový vzduch, avšak připraven již k blýskání a hřímání.

Z toho i viděti, že *prostředečně* toliko, t. j. přičiněním buď Děda, buď Báby zlaté nítě, přástva přináleží Děvě, Perunově a Letničině dceři.

Tuto Bábu znají Litvíni pod zvláštním jménem: *Verpěja* t. j. Přádelna. Sedí vysoko na nebesích, upřádajíc, jak mile se dítě zrodí, vlákno života jeho předlouhé, že bys jím mohl celý svět přeměřiti. Na konci připevní jemu *hvězdu*. Hvězdy zemi bližší, tudíž na zdání větší hvězdy, jsou hvězdy na nítech dlouhých, tedy hvězdy mladých lidí. Čím více však člověk stárne, tím více se krátí jeho vlákno životní, hvězda jemu bledne, až konečně při smrti vlákno se přetrhnouc hvězdu pustí, načež ona shasne. Kdy koli tudíž hvězdy padati, či, jak říkáme, hvězdy čistiti se vidíme, vizmež, že někdo umřel (Narbutt I., 71. Ausland, 1837, číslo 279. Schleicher, Lituanica 18.). I u nás Slovanů byla podobná víra druhdy rozšířená, jelikož až podnes lid každému člověku připisuje *zvláštní hvězdu*, radě, neukazovati prstem na ni, aby tím žijícímu neuškodil. V pověstech moravských ale potkáváme Sudičku či Kmotřičku, která

při porodu dítěte rozsvěcuje „ve velikých sklepích pod zemí v temnosti“ (t. j. v oblacích) *velké svíce;* když shoří nějaká, jde Kmotřička co *Smrt* pro člověka (Erben, čítanka, str. 37.).

Dle jedné pověsti poněmčilých Lüneburských Slovanů sedí až podnes v *měsíci přádlena* točíc kolovrátkem. Svítí-li měsíc v úplňku, tu ji nejlépe vidět. Přede sněhobílé tenounké nítě, které pak na konci léta padají k zemi. Toť jsou ony podletní čili Marianské nitky, které za pěkných dnů podzimních visí na křovinách a stromech (J. Malý, podle Ziehena: Wendische Weiden v musejníku 1857, str. 174.).

Panna *Marie*, zároveň děvou i matkou jsouc, hodila se v středověku právě výborně za záměstkyni Báby (Letnice) a Děvany, tudíž i za přádlenu. Jak rozšířen býval takový náhled, viděti ze středověkého výrazu: filamenta vel fila divæ Virginis, z francouzského jich jména: *chevaux* ou *fils* de la Vierge, a z německého: Mariengarn, Marienfaden. Bavoři bájí, že na podzim panna Marie sama s 11.000 děvami v nocích přes celý svět táhne, přetáhnouc zem Babím létem (Schöpper, baier. Sagenbuch, III. 163. 1127. Mannhart, germ. Mythen, 641.). Rovněž se bájí, že panna Marie, když ze země se povznášela k nebesům, plášť či šat svůj hrobní k zemi pustila, z čehož se právě vlákenka Babinná zrobila (Mannhardt, germanische Mythen, 640.).

Tu máme tudíž opět náhled týž, že letná Děva pronásledována jsouc podzimným Vlkodlakem, před ním utíkajíc, šaty se sebe svléká, t. j. že vzduch a oblaka letná — onen divotvorný plášť — na podzim se mění, kazí, trhají. Po tom plášti přenášela Bába i duše mrtvých, v témže plášti ukrývá Bába v pověstech i mladého Diva, ku př. v podobě mravenčí, t. j. uschovává zlatý blesk v oblaku. Týž plášť má v moravských písních i sv. *Anna*, když přenáší duše mrtvých: „Chyć se, dušo! meho *plašča*, půjdžemy před pana Krista.“ Toť je tím významněji plášť oblakový na výšinách, jelikož v té písni již dříve se praví: „Vylečela duša z cěla, žáden nevi, kaj lečela, sedla ona na hajíček, na ten zelený trávníček: přišla ku ni sv. Anna“ atd. (Sušil, I. 19.). Ba v jiné písni moravské přichází panna Marie sama k duši, ježto již na *„zelenú husu* byla sedla“ pravíc: „Chyť se duše mého *křídla*, poletíme v rajské sídla“ (l. c. 25.), z čeho patrně jde, že plášť či křídlo je vzduch pohnutý.

Podotkli jsme již výše, že Děva Vlkodlákem pronásledována naha se ukryla v seno a že vysvoboditele svého o šat žádá, než za ním jde. I Děvy vyskakují nahé z pomerančů, žádajíce, nemají-li zahynouti, vody, tudíž vláhy, oblaka. Srbská *Dodola*, na niž právě dle písní *zlatý prsten* s nebe má padati, je rovněž *nahá*, zaobalí se však letním obvlekem veskrz a veskrz t. zelením, načež ji při zpěvu oblévají t. j. právě to vykonávají, oč nebe prosí, aby t. zlatý prsten padal na Děvu, na zem jarým zelením již pokrytou. I *nahost* i *zaobalování* se mají tudíž při mnohých pověrečných obřadech báječnou svou významnost. Pozdější středověk zachoval nahost tu významnou při *čarodějnicích.* Jsout to původně letné, divotvorné Báby, jež právě začátkem máje slaví svou nejhlavnější slavnost. Lítají nahé po *chvoštích* (blescích), neb po kozlích, kocouřích a p. (t. j. po oblacích větrem hnaných), shromážďujíce se pak na vysokém vrchu (na nebesích, na oblacích), aby tam tančily a slavily své svatby s čertem t. j. s Divem (Perunem). Mají-li však lítati, musí se namazati *mastí* divotvornou t. j. onou vláhou, o niž prosí i Děvy nahé vyšlé z pomerančů.

Ale i *zaobalování* najdeš báječně významné v obřadech. Známeť k. př. dobře v Čechách a na Moravě postavu zimy v podobě hustě *zaobaleného* člověka, nikoli ovšem listím jarným,

než jak se na zimu sluší, buď suchou *hrachovinou* (Perunovi zasvěcenou), buď kůží *medvědí.* (Koleda. 1852. 162. Perly české. 1855. Sušil, 1860. str. 732). Chodívá Medvěd na Moravě — a to *obřadně* — po dědině nikoli sám, než s *Bábou* zaobalenou a s *jezdcem* na koni — chodí tudíž *trojice* původných bohů; chodí-li však sám, šplíchá blátem volaje: *staré baby na hřeben,* kteréžto říkadlo již výše povšimnutí svého došlo.

Trhají Medvědu při pochodu v úterý masopustní hrachovinu s těla, t. j. trhají mu obvlek jeho zimný, jelikož má již nastati jaro. U nás Čechů je to tudíž symbol zimného Děda, u Srbů symbol zimné Baby, jelikož se na „čistý ponedjelník" nějaký muž obleče v ženské haleny, jemuž pak: *Bába korisma* či *Bába Djedova* říkají (Rječn. 9.), u Moravanů konečně celá trojice: Víta (s koníkem), Peruna (Děda) a Báby.

To budiž řečeno k vyjasnění toho, jak báječně i na podzim povstává *Bábí léto* z potrhaného pokrovu nebeského Báby. Předení však *zlatých nití* poukazuje na *blesky* či *světla* vůbec, jelikož se zlaté nitě báječně rovnávají *zlatým vlasům* Světlobohyň. V maďarském bájesloví, co tolik živlů slovanských a německých v sobě chová, jsou *zlaté nitě* vlasy Děv či Zlatovlásek, jež jim vypadaly při česání (Magyar Myth. Ipolyi's. 1854. Zeitschr. f. d. Myth. 1855. III. str. 313.). Tím nabývají i „*zlaté nitě,*" o nichž lid báji, že *rostou* samy sebou, báječné své významnosti. Jimi obvinovaly se za starodávna jako darem nejvzácnějším netoliko osoby než i oltáře (die altertümliche sitte der angebinde bei Deutschen, Slaven und Litauern. Prag. 1855.). Nebyl to zajisté jen dar vzácný t. zlatý, než dán i úmyslem, aby zachráněno bylo to, co se zlatými nitěmi právě obvinulo. Byly tudíž bezpochyby zlaté nitě symbolem báječným života, tedy napodobnění jen příze slovanské Verpějy t. j. *Zlaté-Báby,* přádelny nebeské, kterou české pověsti též co „*Krásnou pannu*", „*Lesní ženku*" znají, jak Erben dokázal (čít. 29—33.). Protož dávaly se v Čechách nitě tak hojně do hrobů zemřelým, snad proto, aby tím snadněji se mohli navrátiti opět k živobytí. I jiná podobnost zlatých těch nití káže ještě na Zlatoubábu. Rostou prý někdy i co pruty, *pšeničným klasům* podobny. Tak praví a věří i učený Jesuita *Kořínek,* jenž Kutnohorské pamětnosti byl sepsal, že za cís. Ferdinanda III. jeden žnec v Uhřích 6, takových zlatých klasů byl našel (str. 25). I k založení Hory samé dali prý prutové tací příčinu jak toho dokládá k r. 1237 (str. 21. 22). Toho dokazuje o Krásné hoře i Hájek k r. 789; o klášteře Sedleckém však k r. 1625, které zlato prý po polích na způsob *ostružin* se táhlo, což opakuje ještě *Beckovský* (str. 691.). Pruty ty bývají někdy i *stříbrné.*

Oba způsoby příze Zlaté-Báby, vlákenka t. Bábí-léto zvaná, a zlaté nitě života přibližují se však tím báječně k sobě, že Zlatá-Bába i na *oblak* i na *blesk* vztah svůj měla, rovněž jak německá Sudička *Wyrd* či *Mëten* (t. j. měřicí) zvána. Neboť i ona shotovovala netoliko *oblaka,* jimiž se jako šatem chránili ti, co pod její ochranou stáli, než i *zlaté provazy* a *zlaté nitě* na nebi (Mannhardt. 638. 674.).

Dle této Sudičky jmenují Němci Bábíléto i *Metten — Slâp metjes* (schleppmetten) nebo *Mettken-Sommer.* Nerozumem pošel snad z toho výraz: *Mädchensommer,* jelikož se pravdě podobněji zdá, že i výraz *sommer* zde původně znamená tolik, co staroněmecké *samar* t. j. schlepp, schlepp - kleid, jak z anglického jména Bábího-léta t. *Gods-samar,* Gottesschleppkleid je patrno (l. c. 639). Tomu stojí ovšem na proti jméno *všeslovanské: Bábí-léto* (Bábi lěto, lato, Babino leto); neboť nemůže se bráti za pravdu, že by u *všech* Slovanů z pokaženého teprva velmi pozdě slova *samar* v sommer bylo povstalo všeslovanské *lěto, léto.* Než ta

protiva je jen zdánlivá, rozvážíme-li, že výraz slovanský: Bábí-léto původně (jak dotčeno již výše) se nevztahoval na vlákenka ona, než na čas podzimní, v němž panovala, loučíc se již, ještě na nebi Zlatá-Bába. Jmenujeme v Čechách Bábí-léto i *Svatováclavské* léto, co nižádný nevztahuje na vlákenka, než jen na čas. Právě týdnem po sv. Václavě počíná se Bábí-léto. Čech praví též říkadlem: „Divoké husy na odletu, konec Bábímu létu" (Erben, 94). Rusové počítají Babje-lěto od 1.—8. září t. j. podle kalendáře našeho ode 13. do 21. září (Slovar' cerkovno - slavjanskago jazyka. 1847. I. str. 17. a.). Právě překladem ze slovanského pošlo nynější německé slovo:

Altweibersommer. Švedové jmenují až podnes vlákenka ta *Dwärgs-nät*, Zwergsnetz, pídimužíků síť, nebo též jednoduše pavouků síť (Grimm. d. m. 440.). Pravé jmeno české a starodávné vlákenek samých je, jak Dobrovský doložil: *Bábí vláčka* (Jungm. V. 118. b.), co staročesky znamenalo i *šat* i vlákenka, odpovídajíc tudíž i báječnému *obvlaku* podzimnímu, i německému *Metten-samar* t. j. Mĕten-y plášť, Sudičky plášť.

Podotknu však ještě, že někteří vidí v slovanském slově Bábí-léto kořen *let*, star. slov. lětъ ve smyslu lítání, pohybování se ve vzduchu, tak že by čas Bábího léta vlastně byl *Bábí let* či odlet, proti čemuž aspoň bájesloví nemělo by ničehož co namítati, jakož i skutečně říkáme: Bábí-léto lítá a Němci: fliegender Sommer, tudíž původně: litající plášť (rozumějž: roztrhaný při Bábím odletu). Srov. i něm. *Winter* se slov. slovem *větrъ*, vítr, litev. *vêtra.* Miklosich vidí ve slově lěto kořen *li* ve smyslu *li*-ti, Pott naráží na latinské *laetare* co kořenem svým starým prý znamená: zúrodniti, pak teprva veseliti, Homeyer uvádí staroněm. *liot*-an, germinare, nizozemské: *lot*, *lota*, ratolest, jahrwuchs, bavorsky: summerlatten; co vše zde při své váze ponechávám, dále k bájím pokráčeje. Toliko toho podotýkám ještě, že v *podzimné* hře: *„kmotra Lidka"* jedno dítě: *„Žebračka"* zvané, ode druhých děvčat hrajících vypůjčiti si chce *sítko*, co báječně je obrazem deštivého počasí (srovn. léto, líti), kdežto v *jarní* hře: *Římbaba* „chodačka" hledá *zlatý klíč od nebe* (Erben, 67. b; 90.). Žebračka vyzývá pak děvčata k běhání slovy: *hejbejte se* — (srovn. léto a lítat;), kdežto při Hřimbabě chodačka vodí děvče (andělíčka) do božího kostelíčka, a děvče si před paní Růžovou kleká.

OJeži-Bábě.

Pojednavše takto o *Bábě* vůbec a o *Zlaté- Bábě* zvlášť, pojednali jsme téměř též již o Ježi-Bábě. Neboť ona ač opak jsouc Zlaté či světlé Báby, bílé Paní, jevila se nám i mimovolně, když jsme byli mluvili o Zlaté-Bábě. Dvojice či dualismus slovanských *Běl-bohů* a *Černo-bohů*, *Divů* či Diasů (Divasů) a *Běsu* (Bojasů) není t. výhradná, tak že by Bělbůh nikdy se nemohl státi Černým bohem. Naopak je tomu tak: Bělbůh a Černobůh jsou *tatáž* podstata báječná a jen v *účincích* svých rozdílná.

Co do „Divů" dokázali jsme toho bohdá již v pojednání o Děvě zlatovlasé, doloživše tam, že u Slovanů světlá stránka *Diva* (Divus-pater, Diespiter) se téměř ani nezachovala ustoupivši temné jeho stránce, dle které se, hlavně v křesťanské době, jevil jen co *Diabel* či *Čert.* Připomínáme jen známou stať z-Igora ruského, kde *Div kriči (hřímá) z vrchu dřeva či stromu*, rozumějž stromu *nebeského* či oblohy a pokrovu nebeského, jenž pokryt jsa rozvětvenými po

obzoře oblaky pohanské obrazotvornosti se zdál býti *stromem*. U Srbů vyobrazen je ten strom co dub, jak jméno dubu *grm* (hrom), *grmovica* dokládá. Div je to, jehož pod *hruškou* v poli našel kmotr Palička v podobě *černého a mokrého kuřete* či *Raráška*, jenž v noci (bouřce) byl ohnivý, sem i tam lítaje a křiče (Erben, čit. I. 24.). Zachovali si i Češi obraz stromu světového slovy: „stojí *hruška* v oudolí, hej! radost má! na ní hrušky červeny, hej! hej! karmazínová, jsou do poly zeleny, a vod poly červeny!“ (Erben, písně str. 12. č. 1. 4. str. 64. č. 2.). Hruška je tu bez pochyby strom nebeský se zlatými jablky či hruškami, která v nesčíslných pověstech slovanských *pták ohnivák, plamenná orlice* (t. j. pohyblivá bouřka) tak rád trhává, král nebeský však hlídati dává, aby se nemarnily, než Děva zlatovlasá ze zajetí je vysvobozena, t. j. než dozrál delší letní den, načež se pak slaví svatba panny té s mladým Divem, jenž právě ji byl vysvobodil. Připomíná toho i píseň moravská: „A před rájem, rájem, před rajskú zahradú, a před rájem, rájem, Bože milý! před rajskú zahradú stojí tě tam, stojí *Cypris malé dřevo*. A pod tím cyprisem pěkný stůl okrúhlý. Za tím stolem sedí pán bůh s apoštoly a za něma stojí překrásný mládenec a za tím mládencem překrásná panenka. Zeptej se jich Petře! (zastupitel Perúna, jako u Srbů gromovník Ilija) co oni žádají? A oni žádají *svatého* sobáše. Sobaš ty jich Petře! a já jich požehnám“ (Sušil, 786. 787). I v české písni: *hruška* nadepsané, jest vzpomínka na tuto svatbu slovy: „vylez na ně, Janíčku, natrhej jich trošičku: šel Janíček, natrhal, svej panence poslal dar. Tu máš holko! hruštičku, dej mi za ni ručičku“ (Erben, str. 64.). Jádrněji toho vypovídá jiná píseň moravská: „Stojí *hruštička* vej boru, širší nahoru než dolů, jsou na ní hrušky zeleny, od slunečka jsou červeny. Kdo ty hruštičky očeše, ten svej milence dar pošle. Syneček ráno brzy stal, všecky hruštičky očesal a svej milence dar poslal“ (Sušil, 751.). „Stojí *hroška* v poli, pod ňo milá stojí. A já jich natřesu, své milé donesu.“ — „Stojí *jablonečka*, pod ňo studanečka, u ní milá stála, nohe umévala“ (l. c. 385.). Jelikož již víme, že jablka, hrušky jsou perouny, z nichž *děvy* (blesky) vyskakují a buď o *blesk*, buď o vodu prosí, aby nezahynuly, poznáme zajisté, že tu máme před sebou *strom oblakový*, bouřek plný a porozumíme snad i písni slovenské, jež i *Šafaříkem* i *Kolárem* za prastarou pohanskou byla právem vyhlášena, ač bohužel jak obyčejně, jen kusá se zachovala: *Horela lipa*, horela, pod ňou panenka seděla, keď na ňu *iskry* padaly, všetci mládenci plakali“ (Šafařík, písně světské. v Pešti. 1823. I. str. 54. II. str. XVI — Kollár, zpievanky. I. str. 19). Vykládala se píseň ta ovšem co pozůstatek pálení dívek pohanských pro nějaký domnělý přečin, co však ničím není zaručeno, čemuž i píseň sama vzdoruje, majíc variant, „horela lípa *zelená*.“ Smysl pravý bude báječně asi ten, že zelená lípa, podoba to světového, oblakového stromu hořela t. j. že se na nebi silně blýskalo a že tudíž na Děvu Světluši, v tom stromu jsoucí, jiskry (perouny) padaly, k čemuž mládenci, mladí to Divové, blesky, dešť způsobili. Podobných písní, které zjevují děvy ve stromích, zná národ Slovenský více; k. př. „V širom poli stojí lípa zelená, z pod tej lípy teče voda studená: kdo z tej vody píť bude, pěknou ženu máť bude,“ k čemuž křesťanský věk, tušíc v ženě choť pohanskou (Děvu), připojil: „však ta žena nikdy dobrá nebude“ (Kollár, l. c. 19.). — V jiné slovenské písni zaklela matka (Bába) dceru svou, že jí dlouho ze *zelené louky* s vodou se nevracela a to tak, aby zkameněla a „ana *zdreveněla zeleným javorom*.“ Jdoucí okolo toho javora dva mládenci: „počali rubati, kru z něho frkati“ (Šafařík, písně II. 40), nebo podle jiného variantu: „Prvý ráz zaťali, *krev z něho ronila* — druhý raz zaťali, *slovo* uslyšali: ništ sa vy nebojte, ale si odnite na jedny *husličky*, na druhé sláčiky. Choďte, prehudejte pred mej matky vrata:

ve svátcích (Mittheilungen der geograph. Gesellschaft. Wien, 1858. 3. h. s. 278). Honění to ve svátcích a robotování v nich je pozůstatek víry pohanské, že Děd (Vít, Wuotan) při zvláštních dobách ročných větrem proletával svět. Toho myslivce potkali jsme též, ale v loveckého psa proměněného, v písni moravské: „Běžel *pes* přes oves v *zeleném kabátku*"; jakož jsme tu honbu Děda s Bábou seznali písní moravskou: „Čtyry míle za Prahou, čert tam honí *šmatlavou*, šmatlavá mu utekla, a on za ní do pekla!" V Čechách zobecnila ta „šmatlavá" jménem *Meluzina*, kterou kvíleti slyší lid ve větru a v bouřce. Má-li Krolmus pravdu, znají Čechové větrovou tu (srovn. Windsbraut) i pod jménem *Šárka* (II. 76.). Srovnej s tím slovensko-maďarské jméno mythického draka (bouřlivého oblaka) *Šárkáň*. Pořekadlu českému: s Meluzinou sůl lízati, je tolik co umírati (Čelak. mudrosloví, 496; 1. 587; 21.). I Meluzina byla dle pověsti někdy hezká paní (Zlatábába), někdy potvora drakovitá (Ježibáby).

Jiným obrazem naznačují báje bouřku *mlýnem*, v kterém mlynář a mlynářka *melou* t. j. připravují potravu, jež vyplývá bouřkou přírodě. Sypají tudíž staré báby Meluzině *mouku* a *sůl* za okna, aby se utišila.

Národní obyčej *otloukati píšťaly* vztahuje se původně též na tento obraz, jelikož píšťaly symboly jsou pištění větrů při bouřce. Dokládají toho nad pochybnost písně při otloukání zpívané, ku př. na Moravě: Piščalenku oklókej, panu bohu poslouchej — brána (nebeská) již je otevřena, čtyrma koňma podepřena, sedí *stařec* pod lavicou, bóchá *křemencama* (Feifalík, Zeitschr. 1859, IV. 3. str. 345.). Čeští chlapci zpívají: „Pán *mele* mouku, v bílém klobouku, paní mele krupici, v chocholaty čepici" (Erben, I., str. 55.), „nedali mu zvoniti, *starou bábu* honiti okolo bradla, až bába padla. Dost, *Dědku!* dost, už je holá kost," „skočila *Bába* přes rybník, běžel za ní *kominík*" (čert, černý, jako jinde umouněný švec). Toho kominíka znají Slováci ještě co *černokňažníka*, jelikož u nich volají děti takto: „Děti! la, la! děti! Černokňažník *léti* v ohnivom oblaku, sediací na *draku:* beda tomu lesu, kde ho *křídla* nesú, beda tomu mestu, kadiel vezme cestu, všecky vody, skalí, celuo pole spalí" (Kollár zpiev. I. 13.). Znajíť však i *bílou* jeho dceru, Děvu to, jménem *bielá kňažna*, zpívajíce: „Bola jedna bielá kňažna, velmi pekna a vítazna, pri tom *veštica* velika, mala koňa *Tátošíka*, *lietala* s ním po Uherskej." K tomu Tátoši přišla ale takto: nechtíc se vdávati komu koli, ustanovila, že toho si vezme za manžela, jenž jí přinese z *největší věži* (s nebes) *prapor* (oblak), *meč* (blesk) a *jablko* (perouna). Toho dosáhl *pecouch* (popelval), jenž si pod jistým *mostem* (duhou) osedlal tátoše, pomocí toho stal se jejím manželem, načež ona po něm *skákala* letmo skokem na *Matru*, na *Fatru*, na *Tatru* (t. j. na Babí-hory). Kollár, zpievn. I. 13. 14. Srovn. černokňažníka toho se *Zmokem* a *Plivníkem*.

b) Co do *blesku* poznali jsme Ježi-Bábu již výše co černou paní, jak se mění v *bílou paní*, jež není vždy dobročinná. Svazek klíčů ukazuje, jak dotčeno výše, právě na blesk, jímž se otvíralo nebe, t. j. oblak, když t. blesk pobyl tichým a když následoval hrom, kázal naň *chrast klíčů* či bouchání dveří nebeských. Jiným obrazem byl blesk starým Slovanům: *střelou* („bodaj ťa, ty potvora! [baba] jasná strela Paromová!" Kollár, zpiev. I. 5.), *bičem*, *metlou*, *pometlem*. Symboly tyto jsou vlastně již obrazy *perounů* (strjelic u Srbů), než nalézají se hojně i co obrazy *blesku* samého (srovn. strahl a střela). Pročež křičí děti až podnes v Čechách: *Staré báby na pometlo* stejným významem, jak na Moravě „Medvěd" sám (Sušil, 732) obřadně volá, ba i jindy děti volají: „Staré báby na *hřeben*" (Bož. Němcová, slov. pověsti, str. 426.

Jungmann, slovn. I. str. 755), jelikož hřeben, hrábě a podobné nástroje jen variace jsou pometla, biče, jímž bil a porážel Děd Bábu. Protož staví lid v Čechách při bouřce *pometla* k střechám, někdy obráceně, nebo klade *sekeru* ostřím nahoru, aby prý kroupy obilí nepotloukly (Houška, mus. 1853, str. 490, J. Jireček, mus. 1863, str. 162—164.). A kdož by nevěděl, že v bájesloví všeobecném nástupnice Ježi-Babiny t. čarodějnice nahé lítají po *pometlích*, *chvostích* a podobných nástrojích neb i po zvířatech, jež byly symboly mračen, ku př. kocouři, jejichž ohnivé oči se braly za blesk. Lid bájí až podnes, že starší kocourové jdou *do čar*. — Jedna pověst slovenská vypravuje takto: že Ježi-Bába přiběhla, železným *hřebenem* po děvčeti, jež bylo Ježibábě z komory uzavřené zlato ukradlo (Děva, blesk z mračna), „čísla, že *zlato* z ní *pršelo*,“ t. j. že při blýskání úrodná vláha počala padati z oblak (Bož. Němcová, V. 260.). Štelcar („o čarodějnicích“) „vypravuje, že l. P. 1580 „na Moravě v horních Dubňanech nějaká Majdalena Pavlova, když hřmělo, *žehnala mračna* a házejíc oknem na dvůr *chvoštiště*, *hřeblo* atd. říkávala: „Pomni, hrome, že si *křtenej!*“ A v tom on do stodoly, a jí do gruntu spálil, nedbaje ani na svíci ani na zaklínání“ (sign. S iiij.). Na blesk se vztahují pořekadla i písně, posýlajíce Bábu na *kamna*, t. j. na pec, na oheň (Čelak. mudrosl. 580. č. 13.). Na Moravě zpívají: „Zpadla Bába z kamen, zabila pět panen, a šestýho *kohouta*, dala ho do *kouta*, dala ho na pec, byl z něho chlapec, dala ho na vrata, byl z něho pan táta, dala ho do díže, byl z něho pán kníže (Feifalík, Zeitschr. IV. 3. 353.). Píseň ta naznačuje jen vždy větší vzmáhání se blesku při bouřce. Neboť jako z pomerančů dle pověstí slovanských vyskakují světlé Děvy, — vyskakují tu z kohouta vždy větší páni (Divové). Že i v obraze *kohouta* si představovali Češi blesk, vyličuje nám opět Štelcar slovy: „L. P. 1555 ukázal se zlý anjel jako *ohnivý kohout* v domě farním ve vsi Konojedech, vypouštěje ze sebe veliké *jiskry ohnivé*. Též l. P. 1569 ukázal se jako *ohnivý kohout* v městě Kouřimi v kostele, po němž běhal sypaje jiskry a dávaje ze sebe *smrad* z síry, potom z kostela *letěl* skrze skelní kolečko a udeřil na věž“ (sign. R. iiij.). V tom báječném obrazu neschází ani *smrad* (ozon), stálá mythická vlastnost Děda i Báby ve zlé jich postavě. Kde čert (blesk) nic nezmůže (neudeří), aspoň *zasmradí*, praví pořekadlo české. Na Moravě jde pověst, že Ježi-Bába v podobě sv. Lucie jedné neposlušné přadleně *nasypala neřádu* do hlavy, že ji po celý rok bolela (Sušil, str. 767.). Smrad ten je původně sírkovitý účin blesku co mlně či elektřiny. *Kohouty* stavěly se původně na věže tím úmyslem, aby odháněly bouřky (*Wetter*hähne), a známo, jak *kokrhání* kohoutů, zvlášť bílých, zapuzuje čerty a strašidla, neboť hájení se před duchy nebo bohy děje se obřadně vždy tím, čím duchové sami se vyznamenávají.

Místo kohouta zastupuje někdy *slepice*, obraz to tudíž blýskající Báby, jako kohout je obraz Děda (Diva). Srovn. kohoutí oběť u kostela sv. Víta (Bájeslovný kalend. str. 175.). Brala-li se slepice za obraz báječný ohnivého, t. j. bleskůplného mračna, byl pak peroun vyobrazen *červeným vajíčkem*, jež dobře známe ze svátků velikonočných. Pozdějším časem se již v báji nerozeznávalo vajíčko od slepice, jsouc bráno za blesk samý, jako i koule, jablíčko i kdoule. Vizmež opět Štelcara, an při roce 1579 dí, že Hrom, anjel zlý, v městě Benešově udeřil na kostel — byl jako *veliká koule* a vypouštěje ze sebe oheň jiskrnatý valil se na hrob pána Jana ze Šternberka. — L. P. 1570. ale v času žně Hrom, anjel zlý, z malého mračna černého letěl v spůsob *černé slepice* v městě Náchodě do zámku a posadiv se na zem, veliký *oheň* ze sebe vypustil a *letěv* vzhůru tak hořel, jako by deset votepí slámy aneb více zapálil“

(sign. R. iiij. sign. R. 5.). Tu zaujímá *černá slepice* ještě úřad Ježi-Báby co černého mračna. Srovn. národní píseň: „Kostel se boří, stodola hoří.“ Jelikož ale v tom černém mračně blesky červené někdy se jen rojily, bylyť vyobrazeny i *vlasy* červenými. Tak se stkvěl německý Donar dlouhou svou *červenou bradou*, rovněž jak Karel Veliký a Bedřich Barbarossa v *hoře*, jimž brada (blesk červený) i skrze stůl (oblak) roste. U Slováků stkví se však i Ježi-Baba pod jménem *Loktibrada* bradou svou na loket dlouhou (Bož. Němcová slov. pověsti. I., 45.), jakož je i známo, že u nás Bába byla báječně vyobrazena i co *liška* se srstí červenou. Že však *vlasy* a *hadi* co symboly blesků báječně jsou spojeni, nechci ani co známou věc podotknouti, leč připomenu dvojí toliko věci: *první*, že i pohané i střední ještě věk míval zvyk, na branách příchozím vystavovati *hlavu škaredou* s křičící hubou (hromem) a s vlasy hady propletenými (blesky), to jest: obraz bouřky či Ježi-Báby, aby odvrátila od města veškerou záhubu hrozící; *druhou* ale věc t. povídačku: *„o kohoutovi a slepičce“*, v které se „nebe slitovalo, sésílajíc louce rosičku, louka dala trávičku, kráva smetanu, sladovník mláto, svině štětiny, švec střevíčky, *švadlena* (Bába) šátek a studánka vody“ (Erben. 11, 12.), jelikož v té povídce všechny doby úplné bouřky jemnými obrazy naznačené před sebou vídíme. —

c) Co do *hromu* známé jsou po celém světě obrazy báječné, že andělíčky v *kuželky* hrají, když hřmí, kde andělíčky jsou, jako jinde děti, pidimužíci, zajíčky, mravenci, myši, původně symboly bleskové; nebo že Perun po *voze* jezdí („trči po nebu na kolima“ u Srbů); též obraz *mlýnu*, *kovárny* a p. Obraz mlýnu vedl k obrazu *mouky*, jako jiný obraz, *úlu* t. v němž se rojily včely (múchy = blesky) k obrazu *medu*, jež co nebeská vláha padal, když nikoli *„na sucho“* hřmělo. Oba obrazy srostly později v obraz medové či sladké *kaše*, již podávala *Bílá paní*, jako i v obraz preclíků, které *Liška* klade dětem do zahrady. Ba Liška vaří sama v českých písních i *„kašičku* na *zeleném* rendlíčku“ (na zelené louce, t. j. na nebi) (Grohmann, 73). O oblíbeném jídlu prvotních Slovanů viz Kollára ve výkladu ku Sl. dc. 1832. 386. 387., kde též přísloví maďarské uvádí: „Kása nem étel“, kaše není jídlo (str. 455.), ovšem že ale u Slovanů: kaše *máti* naše. Ba i ohromná pečiva, zvlášť polská na Velikonoci, *Báby* zvané, a naše české *mazance* a *koláče* velikonoční jsou báječné vzpomínky na mouku a med nebeský. Srovn. písně velikonoční: *„Mlynářova* slepice nažrala se pšenice, vlítla mezi hrnce, sházela je s police“, co je obraz i hromu i hromobití. „Přišel jsem si pro *červený vajíčko*, pro *koláček bílý*“. — *„Paní* jde z louky (nebeské), nese mísku *mouky*, bude-li jí maličko, ještě nám přidá *vajíčko*.“ — Obraz hromonosného mračna či báby: *mlýn* a tudíž obraz Děda a Báby co *mlynáře* a *mlynářky* nebeské zachovali si též Němci, hlavně však Čudové, kteří nebeský mlýn znají, jenž z jedné strany sype *mouku*, z druhé *sůl*, a z třetí *zlato* (Mannhardt, germ. Myth. 399.). Srovn. naši *Meluzinu*, které se *mouka* a *sůl* sype, aby se utišila. Srovn. Die Hexenfahrten um Salz v. Zingerle. Zeitschr. f. d. Myth. 1858. IV. 149. O *zlato* nemáme též nouzi, to padá aspoň v písních česko-moravských hojně z nebes.

Podobný obraz jako mlýn je *kovárna*, a na nejednom místě vystupují Děd a Bába v pověstech slovanských co *kovář* a *kovářka*, nebo též co *kotlář* a *kotlářka*. Kdo by si při kováři nebeském nevzpomenul nebeského kováře Hefaista či Vulkána a slovanské slovo: *kúti*, kovati ve smyslu machinari. Ve věku křesťanském vstoupilo i *zvonění zvony* mezi obrazy hromů. Tak slyseti v městech pod vodou (t. j. v oblacích) zakletých na slavné hody zvoniti (t. j. hřímati) a právě opět zvoněním zaháněly se bouřky. Upozornili jsme výše již na *svazek*

klíčů u Bílé paní. U Roudnic zvoní sedlkyně v bílou sobotu, než se prvníkrát zvoní v kostele, všemi klíčemi po domě, čím prý všechny myši zahání (Grohmann, Apollo Sm. 64.). Známo vůbec, že *praskáním* bičem a jiným *hřmotem* se zahánějí baby čarodějné. Lužičané vypravují, že v *horách* (oblacích) tak dlouho bydleli *„lutky“* (lidičky, trpaslíci, blesky), až „přišly zvony do světa“, pak se vystěhovaly (Erben, čít. 93.), rovným právem, jak myši píšťalkou se vyhánějí. Na Krkonoších pudí se píšťalkou z myší kosti dělanou krysy (l. c. 66.). Jestiť tudíž i náš „tatíček nebožtíček“ v pověsti, jenž „vyndal píšťaličku, *oheň* rozdělal, jak zapískal, všecky *šváby* z domu vyvolal — když zapískal na píšťalku po vsi, po městě, hned za ním *německé myši* byly na cestě“, původně Děd Perun. Nesčíslné jsou i jiné ještě obrazy hromu. Tak má v pověstech Ježibába, jež chová Děvu v zajetí, *zpívajícího* ptáka při sobě, nebo struny a p.

d) Co se konečně *udeření* či *hromobití* týká, je bouřka báječně zosobněna hlavně v *Perunu* (Paromu, viz co o něm Kollár píše v zpievánkách, I., 407—409) a v *Letnici*, jak ji Vacerad jmenuje, či v *Perkunatele*, jak ji Lasicz byl pojmenoval. Je to bouřka na nejvyšším již stupni, dozralá bouřka, neboť při takové myslilo se v pravěku skutečně, že padají *kameny* či *perouny* (Donnerkeile) z nebe. Splývají však tyto kameny někdy s *blesky* (střely), někdy ale vystupují, jako jsme již výše vícekráte slýchali, samostatně co zlatá *jablka*, hrušky, pomeranče (poma aurantia). K obrazu *jablek* zlatých dala báječná podoba padajících při zralém blýskání a hřmění *koulí ohnivých* (červených, žlutých) příčinu, v něž se skutečně věřilo. Aby se účinek bouřky: *udeření* t. mohl pouhým světlem (bleskem) a hromem způsobiti, myslilo se, že padají takové koule kamenné. Srb praví až podnes, že padá *strjelica*, která se do země vryje a teprva za několik let ze země opět vyjde, načež ji lidé i najdou. Má podobu bělavého kamene, co ořech velikého (Vuk St. K. rječn. str. 102.). Jsouť to zkameněliny, ku př. *belemnity*, a již staří Řekové musili v to věřiti, jelikož „βέλεμνον“ *střelu*, „βελεμνίτης“, peroun, mlat vyznačuje. Co přírodně bylo koulí kamennou, stalo se v rukou Hromovníka zbraní, tudíž v kamenném věku *mlatem*, střelou, pak u Slovanů i *sekyrou*, u Němců *kladivem* (ač „hamar“, hammer je staroněmecky tolik co kamen). Z toho je pochopitedlno, proč tolik pověr se víže u Slovanů k sekyrám. Právě poněvadž i blesk se brával za střelu a peroun též se jmenoval *strelicú*, splynuly představy obě (srovn. Děd Vševěd, str. 33. poznam. č. 21. Děva zlatovlasá, str. 27.).

Po celém pohanstvě byla bouřka představována i co honba divokého *kance* neb *svině* a slavný mythus o kalydonském kanci, jehož Meleager zabil, tolikráte nejslavnějšími umělci vyobrazen, již dávno je uznán za báječno-poetický popis bouřky. Viz spisy *Kuhna*, *Mannhardta*, *Schwartze*. I Češi, kteří dobře znají, jak Děd mele v bouřce Bábu, jak ji bělí na nebeském bělidle, zachovali si písní báji tu. *„Svině* běží uličkou (cestou úzkou bleskovou), *švec* za ní s *paličkou* (mlatem), svině *křičí* (hřímá): Ninini! netrhej mně *štětiny!*“ (Erben, 55. č. 10.) Srovnejmež i zpívaná pořekadla česká: „Hoši! hoši! *Dědek* sedí v koši, *Bába* sedí ve věrteli, pojďte, hoši! melte ji. — Špity! špity! *Dědku!* já jdu pro tu *štětku*, aby *Bába* nevěděla, ona by to pověděla“ (Erben, 7.). O tomto kanci zmiňuje se i Thietmar při Polabanech, když praví, že ve vlasti „Riedegosta“ (Radhosta), když má vypuknouti nějaké povstání (rebellio, bouře), z moře vystupuje *velký kanec*, a to s *bílým zubem*, *jenž z vody blýská*, načež nemilosrdně okolo sebe řádí“ (edit. Steinh. VI., str. 65.). Patrně podal tu Thietmar starožitnou báji a obraz bouřky, jak jej měli dávno již bohužel! vymřelí Polabané, na způsob našich pověstí, co událost historickou. Podobného cosi dovedl snad i Hájek náš, když vypravuje, že silný

Bivoj na *Kačí hoře svini divokú* utkav za uši ji lapil a vzav ji na se na Libin hrad ji přinesl" (list 7.). Lubuše darovala mu za to „připasku *zlatú,*" Kaša si ho vzala za muže, a rod jeho podržel prý i jména i erbu: *sviní hlava* (list 69.), až se pak později rozešli štítem: *sviní hlava,* a *lvicí hlava* a *zajíc běžící* (list 25. b.). Srovn. k pověsti té řeckou báji o kanci, jejž chytil Herakles na hoře Erimanthos (Preller, II., 134). Na štědrý večer, kde je lidem popřáno, pohleděti v ráj, vidí Němci v něm kance zlatoštětinéhо: Gullin-bursti, a Čechové své zlaté prasátko, které si hravé děti, když slunce svítí, i zrcadlem na stěně v pokojích nápodobňují. Kancové zuby, jež se u Polabanů blýštily z vody, rozumějž z oblak (srovn. je k zubům zuřivé Ježi-Báby), znají rovněž též ještě až podnes děti české. Majíť t. zvyk, když jim byl vytrhnut hlavně první zoubek, obrátiti se zády ke kamnům neb k peci a volati: Jahodo-Bábo! zde ti dávám kostěný, dej mi za něj železný," při čemž zoubek ten přes hlavu na kamna házejí (Čelak. nár. písně, III., 227. Krolmus, II., 157. 202. Erben I., 5. Houška: Musejník. 1853. 473. Kollár, zpiev. I., str. 12.). „Jenzibabo, stará babo! tu máš zub kostěný, dej mi zaň železný." Při tom úřadu házení zubů přes hlavu zastupuje Bábu opět *Liška*, neboť volají děti někdy: „Tu máš, Liško! kostěnej" atd. Musily tudíž i bílé zuby lišky báječné brány býti za symboly perounů. I obyčej lidu našeho, vytrhané zuby zastrkávati do muk božích, bude míti nějaký vztah báječný. Srovn. dračí zuby, jež klade Athene do země, z nichž povstávají lidé. Jelikož však perouny bájím i pod obrazem zlatých *jablek* či *hrušek* známy jsou, pochopíme netoliko aspoň poněkud staroruské přísloví: „Nedotýkej se *hrušek* starých bab, česej si svých a dej je Staré-Bábě" — než vyrozumíme nyní úplně hře dětské *Kuca-Baba*, jinak *slepá* Bába (u Slováků též *žmurky*, *mžik*, *mžitek*), kde děti se slepou Bábou takto rozmlouvají: Kuca-Bábo, kam tě vedem? Do *kouta!* Co v tom koutě? *Kohouta!* Co v tom kohoutu? *Zlaté klubko!* Co v tom klubku? *Zlatá jehla!* Co v té jehle? *Zlatá niť!* Tedy si nás, Kuca-Babo, chyť (Erman, Arch. 1853. I. str. 68. Erben, I. 97. č. 4.). Hra celá (u Poláků *Cinciu-Babka* — u Litvínů slovesem: *guzinėti*, od bohyně smrti, cesty do nebes, *Guzė*, jmenované, jakož u Slováků: *Cic-Bába* nebo *Kolem-Bába* [Jungm., slovník I., 232. Grimm, d. Myth. 269]), je nápodobnění báječného schytání duší dětských zemřelých Ježí-Bábou při bouřce, aby se rodily na světě, Kuca-Bába je tudíž tu Sudičkou či Babičkou, jež přináší děti na svět, jakož je i odvádí po smrti na nebesa. Slovo *Kuca*, jestliže souvisí se slovem *kucné*, zlé, nečisté, je tolik co *Ježí*-Bába nebo *Slepá*-Bába, t. j. ještě mračno černé, temné, z kterého však již vyskakují blesky či duše dětské, kterým má právě ona Bába zhotoviti *niť životní*, nebo jim uplésti či ušíti osud jich, k čemuž jí zapotřebí je klubka, jehly a nitě. Snad šila i „*košilku*", v které se rodí děti, zvlášť k štěstí ustanovené. Srovn. jméno: Kuca-Bába s jihoslovanským výrazem: kuku-mene: běda mi. Onať je zároveň jiným obrazem pojatá „*černá kráva*", která na nohy stupuje, dle pořekadla, tomu, jehož nějaké neštěstí potkalo. Německý výraz: *blinde Kuh*-spiel hledí hlavně k tomuto obrazu. jako jiné ještě německé, řecké a latinské jméno „*Mäuschen*-spiel" — „*blindes* Mäusl-spiel" — „*Myrinda*" (Grimm, W. B. II. B. str. 120.) na jiný opět obraz báječný poukazuje. I *myši* byly totiž symbolem blesků u všech národů indoevropských, jak toho doložil *Grohmann* v pojednání svém: Apollo Smintheus und die Bedeutung der Mäuse in der Mythologie der Indogermanen (Prag 1862.). Neví se, zdaž rychlý jich pohyb, nebo pištění jich, nebo konečně hlodavost *zoubků* jich podaly příčiny, báječně je spojovati s blesky a perouny, dosti na tom, že báje až podnes povídá, že jako děti, tak i myši se rodí při blýskání. Ještě starý Hájek praví

ve své kronice, že r. 1380 v Čechách se mnoho myší objevilo, přidávaje k tomu: „Lidé někteří domnívali se, *že by ty myši se zrodily z povětří porušeného*“ (list 351. b). Lid náš jmenuje **též** (podobným způsobem jak se říká: *Mrtvice* [Morana] ho ranila [Gottes-schlag]), nemoc, kterouž Němci *hexenschuss* jmenují, ***myš***, co jde jako na poranění bleskem, na hromobití. U Němců je též pořekadlo: „Dass dich das Mäuschen *beisse*“, rovné slovenskému: „Bodaj ťa jasna strelá (ranila) nebo: „Kyže ti Perun ***zuby ukázal***“ — „bodaj! že ťa porantalo“ (Kollár, zpiev. I., 6. 7.). Srovnejmež i pověst slovenskou, v které si Děva, aby byla osvobozena, přeje mimo hvězdičkové, měsíčkové a sluníčkové šaty i ***„myšaciu“*** (myší) ***bundičku*** (Děd Vševěd. str. 22.), co jsme tamtéž, jak se zdá, mylně vyložili. ***Bílá*** myš, mrtva v domě nalezená, je místy v Čechách tak dobře znamením úmrtí někoho z domu, jako když se jinde ukáže ***Bílá paní*** (Grohmann, 72.). V hře na *Kucu*-Bábu jsou tudíž hrající děvčata, jež schytává *Slepá*-Bába, rovným způsobem původně ***blesky***, jež chce v sobě Bába uzavříti, jako jsou ve hře: ***„myší*** tanec“ zvané (Erben, 33.) opět děvčata v podobě myší blesky a perouny. Zpívá se při té hře takto: „Tancujte myši, kde která slyší, která je hluchá (nehřímá), ať neposlúchá, která je *chromá*, ať sedí doma.“ Poslední výraz, ***chromost*** t. vysvětlím ihned, budiž mi však předně dovoleno, podotknouti ještě jednou, že i ***myš, liška*** a ***Bílá paní*** jsou tatáž báječná osobnosť. Zpívá se t. v Čechách: „Běží ***myška*** k Táboru, nese pytel zázvoru, a ty malá zůstaň doma, a ty velká běž na Táborskou věž“ (Erben 2.), zpívá se však úplněji a původněji ještě: „Běžela ***liška*** k Táboru, nešla pytel zázvoru; běž ***zajíčku*** běž za ní, pober jí to koření. Zajíček za ní pospíchal, až jí prdel rozpíchal“ (Grohmann, 74.); neboť jestiť patrné, že tu Bílá paní liškou se spojuje s ***myškou.*** Zázvor zastupuje v písni té nízkým humorem prostonárodním výše dotknutý ***smrad*** čertový a ***neřád*** Ježibábiný, jímž znečisťuje přástvo přadlenám. Co do ***chromoty*** dotkli jsme též již výše a jinde, že některé mocnosti hromové se představovaly co chromy — tak nám pokulhává vždy čert, péro ***kohoutí červené*** maje za kloboukem, honívá sám ***šmatlavou;*** pravíno pořekadlem: ***kulhavé*** hromy a p. Jak dojímavě básnictví řecké dovedlo hrubý tento původně obraz v něžnost okrášliti, vidíme na postavě chromého *Hefaista* (Vulkana) a *Achilla*, jenž má jedinou vadu na noze (Achillesferse). Původ obrazu toho leží však tam, že pohanům bouřka byla velikánský ***boj*** o osvobození Děvy. Totě patrno i z pověstí slovanských, v nichž zápasiti je osvoboditeli s velikánem či obrem, pohazujícím mlaty či buždogany. Boj skutečný nemohli si však staří mysliti bez ***ranění***, bez škody, bez utrpení. Sem hledí již trhání per, štětin, vlasů, zubů, cedění krve a p. Neušla tomu tudíž i ***Ježi-Bába***, když byla v boji s Dědkem, přišla jaksi k úrazu, jako někdy on sám („kulhaví hromy“), stala se šmatlavou. Na to kážou i říkadla českých dětí: „Amen, amen, amen, ***Bába spadla s kamen***, a Dědeček *s pece*, seprali se předce“ — nebo jako v jižních Čechách se odříkává: A. a. a., ***spadla*** Bába s kamen, převrhla nám necky (pršelo), pojďte sbírat ***pecky*** (kameny, perouny). Též jsem slýchával v Praze: Amen, a. a., Bába spadla s kamen, rozbila si *cecky*, rozházela pecky.“ *Kamna, pec*, z níž padají Bába a Děd, jsou obrazem *nebe*, ale nebe ***„burucieho“***, bouřlivého, co sídla *ohně* (blesku) nebeského. Obraz nad míru hrubý, že si t. Bába rozbila ***cecky***, dosahuje rovněž jak výraz: ***kozy*** m. prsa, výrazu litevského: ***Laúmes papas***, cec, prs Laumy bohyně, jimiž Litvín naznačuje perouna. Původ dalo jemu snad zdání, že peroun byl právě prostředkem báječným, jímž se lilo s nebe *mléko*, vláha nebeská. Toť jsou obrazy tisíce let staré pravěku člověčenstva patřící, k nimž patří i ***padání***, ***svržení*** černobohů hromovládných s výšin nebe-

ských. Téže bohyně Laúme jméno spojeno však i s duhou, jelikož litevsky jest Láumes josta, pás L. tolik co *duha.*

Tak blízko stojí Ježi-bába Děvě zlatovlasé! a to za tou příčinou, jelikož bouřka jedním obrazem co boj Dědka s Bábou, honba divoká, násilné dojení krávy či kozy nebeské, rozbití prsou Babiných — jiným však obrazem co tanec Děv nebeských, svatba a milování se představovala a to proto, že jednou oko pohana pohlíželo na hrůzu bouřky, podruhé na účinky její blahé, na vyjasnění, pročež i *duha* brána byla co svědek smíření a blaha.

Náhled smíření duhou není snad pouze vzat z biblí, než naopak v biblí jen použit ze všeobecného náhledu lidstva pradávného, jenž přirozeným spůsobem po boji bouřlivém v něm viděl škaredou Ježibabu proměněnou v krásnou Děvu (Ladu), v omlazenou výšinu nebeskou. Řekům byla tudíž *Iris* poselkyní příznivých bohů, jakož se i *Aphrodite* duhou co pásem opásala, když chtěla býti úplně krásná. Pročež slula i Aphroditê (Venus) *zlatou* t. j. jasnou, světlou, když se t. co *Venus* neb Juno (Djuno, Divina) *coelestis* v kráse své ukázala, která se, jak rovněž známo, z morských vod (z deště po bouřce, po potopě) rodila. Vidíme ji co Děvu, Děvojku i u Srbů, když zpívají (Vuk K. I. 157. č, 232): „Izvirala studena vodica, na vodicu srebrna stolica, na stolicu lijepa děvojka; žute su joj noge do koljenach, a zlaćene ruke do ramenach, kosa joj je kita ibrišima.“ Tatáž Venus coelestis známa Srbům co Anďa kapicija (vrátná): „Visoko se sokol vije (vznáší), još su viša gradu vrata (ráje dvéře), Anďa im je kapicija (vrátná): suncem glavu povezala, mesecom se opasala i zvezdama nakitila“ (Čelakovský, nár. písně. 168. Vuk Kar. 1841. I. 341. č. 468). Táž srbská Anďa vrátná, když po bouřce opět nebe otvírala, vyšperkovala se všemi světlostmi nebeskými — tudíž původně zajisté i duhou, co lépe svědčí, než jak nyní se zpívá, měsícem. Duha sama na nebi vystavená co hrad vysoký je i Čechům známá, nemá se t. jako do nebe a na hvězdy i na duhu prstem ukazovati, neboť na duze, co na trůnu, sedí královna nebeská, panna *Marie* (mus. 1853. 490.), jež tu zastupuje Děvu zlatovlasou. V Styrsku, jak v Jihoslovanstvu, vůbec jmenují duhu: *boži stolec* (trůn).

Duze nemá se též říkati jen pouze: duha nebo kolo, než *„boží duha,“* hodí-li se sprostý kov do duhy, promění se ihned v zlato, jako i tam, kde duha krajem leží, zlato nebo poklad jiný se nachází (l. c. 1854. 547; 1855. 181.). Pročež padají z duhy i zlaté peníze (patellæ iridis, regenbogen-schlüsselchen) — z čehož ze všeho vidno, že duha přináší štěstí, že je znamením smířených bohů. Ba slovo *duha* znamená v Litevsku tolik co *nebe* samo t. *dangus, dungus.* Někdy je v bájích duha jen *most* k ráji, jímž jdou duše dobré (srov. Pott: benennungen des regenbogens, Kuhn u. Aufrecht: Zeitschr. II. B. S. 415 — 434. 1853.), jako jinde tam chodívaje po *mléčné* cestě (l. c. str. 239). Před vyjasněním t. j. než se vyjeví duha úplně, je úzce spojená s *vláhou nebeskou,* jak tomu již příroda káže, a jelikož vláha ta opět je dar Báby, které se, jak dotčeno výše, představovala v prvotním a hrubším věku co kráva, nebude nám divno, že Slovinci i duhu jmenují *mavru,* t. j. temnou, pruhovatou kravu (srovn. Grimm d. d. myth. 695.).

Viděli jsme až posud báječný obraz Ježibáby jako rozdrtěný na kousky, jejž nám sebírati bylo po všech končinách říkadel, písní, přísloví, her a podobných pozůstatků starobylosti hlavně české-slovanské. Mohli bychom jich sebrati ještě více, kdybychom zašli do oborů starožitností jiných Slovanů, ode čehož jsme se však na ten čas, jako větším dílem i jinde,

naschvál zdržovali, jelikož nám šlo o obraz Báby jako *naznačený* toliko, nikoli o obraz do podrobna a zevrubně vyvedený. Zbývá též ještě provedení drobtů těchto báječných, prastarých sice, zároveň však nad míru hrubých, do formy jich spanilejší a pozdější, jak se jevila básnictvím prostonárodním Slovanů, hlavně pak nerýmovanými písněmi Srbů, Rusů, Rusínů, dílém též Poláků a Slováků (Srovn. Šafařík, písně. II. 165); než na ten čas pustíme i od toho, jelikož i tyto bájeslovné skizzy čekají ještě své přísné sudby. Čekali-li jsme tak dlouho, než se nám jevila mladá ještě a neznalá věda bájeslovná, můžeme ještě i dále čekati, než nás někdo uvede do nádherné a bohaté výstavy obrazů báječných všeslovanskych. Bylo by jich, co se nás Čechů, Moravanů a Slováků týče, asi více a nádhernějších, kdyby nám nepříznivý osud Ježibab historických nebyl odjal poklady Zelenohorských a Královédvorských rukopisův, měli bychom jich do boha „od *Vesny* do *Morany*," kdyby jich nebyly Ježibáby sypaly v noc černu!

Než pohleďmež již aspoň jednou k Bělorusům, bychom jedním příkladem *celý* téměř obraz Ježibabiný shledali, kdežto nám ji, jak praveno, zřídla domácí roztrhanou jen po kusech sdělují.

„Je to prý duch (praví Bělorusové) v podobě *škaredé* staré Baby. Jezdí po nebi v *železném moždíři*, majíc v ruce *ohnivé pometlo*, kterýmž pohání *větrníky*, aby jí dále nesli *moždíř*. Vyjede-li si jednou Ježibaba, či jak Bělorusové ji jmenují: *Jaga-Bába*, pak stená celá země, drůbež a dobytek se ukrývá, „ba i *zlobozi*, co jí vlékou moždíř, *řvou* prý až hrůza."

Patrné, že tu Běloruskou pověstí máme popis silné toliko bouřky před sebou, popis báječné divoké honby. Moždíř železný je tu jednoduchý způsob rochotícího mlýnu, v němž Baba *mele*, jenž předpokladá i železnou palici či trdlo, kterou se právě v moždíři pchalo (pšilo), mlelo (srovnějmež slova: pcháti, pše, pšenice [z níž se babovky pekou], mlíti, mlýn, německý *miölnir* a star. slovankou *mlъ*-nija, blesk, serb. munja, mlň). Místo té paličky má však Běloruská Jagababa *pometlo ohnivé* t. j. oblak, blesky prosvětlený, v ruce, jímž pohání *větrníky*, již jí moždíř nesou. Tito jsou co služebníci: „*Maruti* pána větrníka *Rudra*", jak je starší Indové byli jmenovali, u nás pak *Moruši*, jako Rudra je naším Vítem, Větrem (Sr: „O *Větre!* Větrilo! čemu Gospodine! nasilno věješi" — „Větry, *Striboži* vnuci, vějutъ" — „Děti *Běsovi* klikomъ polja pregorodiša." Igor. III. X.). Maruti a Moruši jsou původně duše zemřelých, litající v povětří (Kuhn, Zeitschr. 1854. IV. B. 2. H. str. 116.) a v ženské podobě *Můry*, jež právě Kuca Bába či Slepá Bába shání. Lid náš se jich posud, co strašidel, bojí (Česká Včela. 1835. čísl. 34.). U Srbů slují *Mary*, majíce podoby čarodějnic. Kuca-Baba, též *Kiki-Mora* zvaná, drží je pohromadě, pohanějíc je. Blýská-li se ale, čím se mračna otvírají, vypadává jedna duše neb druhá. Vyrozumíme tudíž nyní tomu, co dále Bělorusi o Jaga-Bábě bájí: „Povídá se, že jednou Jaga-Bába pustila dítě s povětří. Padlo prý mrtvé na střechu téhož domu, z kteréhož je byla dříve ukradła" t. j. původně co Můra, Mořena, odvedla do nebes, do oblak. Zachovalo se o ní též pořekadlo: „Vytřeščila sja, jak Baba-Jaga *kaščenaja*," co se v nynějších dobách upotřebuje při zuřivých ženštinách, že prý třeští, jako *kostnatá Bába-Jaga*, nebo Bába s *nohou koštěnou* (Erman, Archiv. V. 4. str. 635. Heidn. Gottheiten der Weissrussen.). Noha ta koštěná je tu táž vlastnost, jako jinde u bohyň blesku a hromů je kulhavost či šmatlavost. Starý Kayssarov mluví ve svém bájesloví též o této vlastnosti Báby podle podání lidu a připojuje, že když zuřivě lítá v moždíři svém po nebi, „*sled pometlom zametajet*," že stopy své pometlem zametává, ponévadž

blesk nižádných stop po sobě nezanechává. Sr. polské pořekadlo: zniknęli jak błyskawica, Čelak. mudrosl. 582. — Z domácích zřídel zachovala snad jen slovenská, dílem nerýmovaná píseň: *Gudel* nazvaná, komickým způsobem všechny doby bouřky. Podal ji Šafařík (v písních II, 95.) upozorňuje zároveň na její důležitost (str. 165). „Šel *Gudel* na víno, na to dobré pivo“ — „Gudel nechce domu jíti, že sa mu *chce ještě píti.*“ Gudel je tu *Děd* sám, před bouřkou naplňující se vláhou nebeskou, tudíž nebe mračen plné a hřímající již. Kořen *gud*, hud = housti, tudíž Gud-el snad tolik co hud-ec (nebeský), Hřímatel jako řecký Poly-phemos = mnoho mluvitel („Děti Běsovi *klikom* [křikem] polja pregorodiša“). Panovalo snad domnění, že se bouřka dříve napije, jelikož nevědělo bezpochyby pohanstvo, jak se pára sústředuje v oblacích. Ještě podnes lid u nás, vida sluneční paprsky skrze oblaka na zem svítiti, praví: slunce vodu táhne. Jisto aspoň, že v báji indoevropském bůh bouřky a tmy vždy jest silným jedlíkem a žižnivcem. Grimm odvozuje skandinavské jméno obra: *iötun* z kořene *ad*, *et*, ed-ere, jísti a mezi možnými kořeny shledali jsme i my v jméně Jędži-Báby týž kořen; jakož i víme, že se Meluzina moukou a solí utiší (srovn. Grimm, d. Myth. 486. 602.). Na toho Gudela posýla píseň národní předně *psa* (vítr), jenž ho však nechce hrýzti, pak *kyj* (perouna), jenž však nechce psa mlátiti, pak *oheň* (blesk), jenž však nechce kyj páliti; pak *vodu*, jež však nechce oheň hasiti; pak *vola* (chmúru), jenž však nechce vodu píti; pak *masára* (řezníka), jenž nechce vola dráti, pak *Bábu*, aby čarovala, čehož též nechce učiniti: až konečně *čerta* pošlou, který bábu počne bráti, bába čarovati, masár vola dráti a t. d. Jakého místa tu „masár“ zaujímá, neznám s jistotou, snad jednotlivý hrom: jisto však, že *čert* a *Bába* jsou „Ubijica“ a „Jęzda“, již ovšem vše přivádí k dozrání — tak že píseň vesele končí: pes počne Gudla hrýzti, Gudel počne domů jíti, nechce se mu více píti. Išel G. domu, miloval svu ženu.“ Jeli-tomu všemu tak, máme tu příklad *humoru*, kterým se pohané dívali na bouřku, předlouho se k účinku připravující. Podobné písně zná téměř každý kmen slovanský.

II. Veskrz podobnému, ač důstojnějšímu ještě podání o J. B. potkáváme v bájích, když *zimnou* její podobu živými barvami líčí. Neboť v nich je Bába opatrovkyně *celých nebes* zimných, t. j. chmurového toho obvlaku, který někdy na měsíce nedá vystoupiti zjevně slunečnému svitu. Na místě živé vody posýlá tu J. B. jen mrtvou vodu t. j. *sníh* lidem k zemi, zaobalujíc ji v *roucho bílé*, jež tak hojně vidíváme i na ní samé, když se zjevuje co *bílá paní*. Po celé Europě se bájí, že sníh je *péří*, jež sypá J. B. — někdy, když své husičky (obláčka) šklube, někdy, když si ustýlá peřiny v posteli své. Týž náhled byl v starobylosti rozšířen i po Asii, neb již *Herodotos* praví naivně, že na *severu* Skytie tudíž tam, kde Čechové *Bábin kout* kladou, pro *semo tamo lítající péří* (*ὕπο πτερῶν κεχυμένων*) ani nahlídnouti, ani vkročiti se nemůže, poněvadž i vzduch (*ἠέρα*) i země je jím naplněná (IV. kniha, kap. 7.) Že se tu skutečně *sníh* míní, dokazuje Herodotos tím, že výslovně (IV. kniha, kapitola 7.) dí: A sníh míní Skytové a jich sousedové, když mluví o péří (*τα ὦν πτερὰ εικαζοντας τὴν χιόνα*). *Plinius* zná tu krajinu (Riphæi montes et assiduo nivis casu *pinnarum* similitudine) pod jménem *Ptero-phoros* t. j. pero-nosič (IV. 26.). Oběma je tato krajina vlast prokletá (pars mundi damnata), v hustou tmu zaobalená, neolidněná, krajina tudíž smrti. Odtud snad pošlo i pořekadlo české, i jinak po Europě známé, že nemocný, když již dokonává *„péří sbírá“*. Jelikož peřiny Báby v pověstech se někdy i stelou *děvami*, někdy v pořekadlech *angelíčky*, byla krajina peronosná (Ptero-phoros) patrně obydlena jen *dušemi mrtvých* a neváhám

tudíž jméno říše mrtvých, jež se v německých sice pověstech, avšak v zemích, kde prvé bydleli Slované, bylo zachovalo, vyložiti slovansky. Sluje „*Nobiskrug*“ a nepoštěstilo se nižádnému z učených Němců, vyložiti je německy. Staroslov. je *krągъ*, kruh, oddíl, a *nava*, niva, báječné místo umrlých, Navatъ, smrt: může tudíž i býti, že vězí v slově Nobis-krug, patrně velmi porouchaném, slovanský smysl Navův či Navatův-kruh, tudíž smysl podobný, co německá „Walhalla“ značí. (Srovn. Grimm, d. Myth. 248. 279. 689. Mannhardt germ. Myth. 665. Schwartz. Volksglaube 125). Srovn. česká pořekadla o umírání: „Proti *Mořeně* není kořeně — na dalekou *cestu* se strojiti — k věčnému *praku* se dostati — *kohoutky* pásti — *Smrtka* s ním pohrává — nebudeť svět s *divokými husami* hlídati — už *dopředl* — s *Meluzinou* sůl lízati — nadělali dosti klobás a masa *Raráškovi* — porouči se *Mařenčině pavlači*. Čelak., mudrosl. 568—588.

Pověsti hlavně slovenské znají pod nejrozmanitějšími obrazy *říši* Ježibabinu (Kollár, zpiev. I. 12. II. 499. Rimauski I. 6. 53. Škultety I. 38. Bož. Němcová I. 44. II. 92. 109. III. 136. 147. IV. 254. V. 257. VI. 345. X. 572.) a boje, jež se s ní podstoupiti musí, aby se osvobodila Děva zlatovlasá a J. B. sama, aby v záhubu vešla. V jedné z nich (Rimauski I. 122. Bož. Němcová IV. 251) jeví se Ježi-Bába v podobě staré babičky, jež byla děvčeti 11 izeb (pokojíků) vymetat dala, do 12. jízby ale nikdy se jí podívat nedovolila, což se však pak předce stalo. Stály tam tři kádě, jedna plná zlata, druhá stříbra, třetí mědi. V první kádi se děvče okoupalo a bylo celé zlaté, načež utíkalo od Ježi-Báby, jež je pronásledovala. „Vymetávati“ je tolik zde, co připravovati se k vyjasnění, a tři kádě chovají v sobě právě všechno bohatství letné jako uzavřené. Znajíť pověsti i *mužskou postavu* Ježi-Báby. V pověsti: tri zakljata kňježata (Rimauski 53.) je říše Ježibabina na tré rozdělena, v jedné je 13 pokojíků, v 13. leží čarodějník, *tuhým snem skovaný*, na posteli, pod ním na zemi ležela *v železné truhle* jedna krásná, ale *mrtvým snem vybledlá a vyschnutá panna* a nad ním na stěně visela *zlatá trubka*. Když dvanáctá odbila, probudil se čarodějník, zvolaje: „Či půjdeš za mňa,“ z truhly se ozval slabý ženský hlas: „nje!“ Když toho čarodějníka vítěz byl usmrtil, proměnila se panna v krásnou děvu a všechny potvory a hrůzy, uzavřené ve 12 pokojích, proměnily se i s pokojíky „na krásné, zlatom a drahými kameňmi vykladanje světlice“ a celý příbytek „na nadherný kaštjel“ (str. 78. 79.). Místo toho čarodějníka zaujímá v pověsti: „*Popelvar*,“ „*Železný mnich*“, jehož zámek „*sa krútí na kuracej nohe*“ (Rimauski 17.). Železný mnich však „všetko zná, eště aj to, čo kto myslí“ (srovn. Děd Vševěd). Toho mnicha popelvar, když *zlaté vajíčko* si byl v ústa vložil, proměnil v *divou svini*, která do hory utekla a popelvar se stal pak i *Vševědem* i *Všebohatým*. Srovn. i báječné jméno ruské: *Rossomácha*, slovenský *Rosomák* či Rozomák, jak Palkovič i St. Leška píší. Je to potvora báječná, jež mnoho sežírá a pronásledován, *smradlavostí* všechno odhání (Krok II. str. 437. Kollár, výklad ku Sl. dc. 1852. 501).

Není zajisté tu třeba nějakého výkladu. Železný mnich je tu t. to, co v jiných pověstech *Ježibabel*, muž Ježibáby: a právě tím samým, co u Řeků a Římanů byl *Pluton*. Pluton vyhlášen ovšem básníky řeckými, hlavně pak Aischylem, Sophoklem a Euripidem jen za boha bohatství (*πλούτων*), což se vykládalo poklady, jež se chovají v zemi. Než jeho bohatství zakládalo se původně na jiném, na nebeském místě — a nikoli pod zemí — jsouc ničím jiným než bohatstvím letním, co se v zimě báječně ukrývalo v ráj. *Erebos* či *Aïdes* (Hades) byl tudíž původně tím, čím jsou naše *nebesa* a německé *nifl-heimr*, mlhy vlast: tudíž nikoli *pod* zemí, než *nad* zemí. Tam na výšinách má i Zimní Děd či Železný mnich svůj hrad, někdy

železný (měděný) někdy stříbrný nebo zlatý. I Pluton není ničím jiným, než Zeusem (Divem) zimním a *Persephone*, jeho choť, zimní *Herou*, jak to sem tam i pozdější básníci, ku př. Ovidius a Virgilius naznačují. Jestiť tudíž i Bába rovna *Demeter* a Děva rovna *Kore* (Persephone); Ježibába tedy zimní Bába. Co bývá v našich bájích zakletí, zkamenutí, uspání letní bohyně, je u Řeků a Latiníků *unešení* Plutonem, což však opět původně ničehož jiného nenaznačuje, než starožitný způsob *zasnoubení*. Stopy jeho prastaré zachovaly se dílem ještě u některých Slovanů: srovn. ku př. písně národní: *„kradenie děvčat“* u Slováků (Kollár, zpiev. I. 25.) a obřady svatební jižních Slovanů (Srbů). V pověstech výše dotčených *unáší* si v skutku zakletý orel, medvěd a ryba děvy zasnoubené do své skrýše, odkud je mladý Div i vysvobodí. Medvěd je tu zvířecí podobou právě Hephaistos (Vulcan), orel zimní Zeus a ryba zimný Poseidon či Neptun. I děvy unešené dostanou se tudíž jedna *blesku* (orlu), druhá *hromu* (medvědu), třetí vláze nebeské (rybě), či jinými slovy: ony samy jsou trojice báječná Děv: 1. Děva, Děvána v užším smyslu, Letničina i Perunova dci (dcera), jak ji Vacerád jmenuje (Šafařík, ält. Denkm. 211. a), naše Děva zlatovlasá (Erben, čítanka, I. 14.); 2. Děva hromová, jež se nám ukázala ve hře na pannu Marii či Růži (Hřimbaba), která má listečkem léčiti raněný prst, jejž v černém lese velký pes byl kousl (Erben, písně, I. 66.), srovnej dotčené již jméno perouna rusky: *čertov palec*, co zároveň je jméno byliny u nás *čertokus* (scabiosa) jmenované, a 3. Děva *vodní* (Dodola). Trojici tu panen vidíme i v písních a říkadlech, kdež jedny Děvy své *vlasy česají*, t. paprsky rozšiřují, druhé v lesích (oblacích) *volají* a loudí, třetí konečně v *studánkách* a potocích se koupávají a zejmena co *Rusalky* v ruském bájesloví se zachovaly (Šaf., o Rusálkách, mus. 1838. III. 257.).

Ta slovenská pověst jeví trojici Děv unešených toliko a tiše osvobození svého očekávajících: překrásná česká pověst však, kterouž Erben (v čítance, I. 27) byl podal, zjevuje tytéž Děvy co zločinné, co *„Jezinky!“* Sedí v pověsti té zimní *Dědoušek* v stavení o samotě *pod lesem* (pod oblaky) na prahu. Měl místo očí v hlavě *tmavé důlky*, poněvadž mu byly Jezinky oči vyloupaly. Jest to onen praboh, Děd, jehož jsme co Polyphema u Srbů a co Aklatis či Oslepence, čerta u Litvínů byli poznali (Děd Vševěd, str. 57. 58.), jak oblaka temná, chmury v podobě ovčí pase. I náš *Dědoušek* měl kozy v chlívku, jež mečely (hřímaly). Janeček sirotek nabízí se Dědouškovi, že mu vyvede kozičky na pastvu. Dědoušek přijav nabídnutí radí mu, nevyháněti kozy „tam na tu hůrku v lese,“ sice by „Jezinky na něho přišly, jej uspaly a vyloupaly mu oči“ (srovn. „Morena jej sypaše v noc črnu“). Janeček, jsa mladým Divem, nebojí se však, uřízna si tři *proutky* (blesky) ostružiny, jež schoval do *klobouka* (do oblohy nebeské). Dlouho neseděl, stála před ním krásná panenka, celá *bíle* oblečena, vlasy po zádech pěkně rozčesané, *černé* jako havran a *oči* jako trnky, podávajíc mu *jablíčko*. Nevzal je, maje prý pěknější v zahradě u Dědouška. Odešla. Přišla jiná, ještě krásnější, jež mu podávala pěknou červenou *růži*. Stejná odpověd. Odešla též. Přišla třetí Jezinka, nejkrásnější, chtíc mu *vlasy učesati*. Když se mu byla přiblížila, vytáhl z klobouku proutek, uhodil panenku až křičela (uhodil bleskem do oblaku, až hřímalo), načež jí prutem ruce svázal. Přiběhly dvě prvnější Jezinky, chtíce osvoboditi svázanou (raněnou). I ty mrsknul pruty, svázaje jim též ruce, načež musily Dědoušku oči vyloupané na zpět dáti, čím se jich moc veskrz zrušila. Tu máme tudíž doloženo i *Ježi-Děvy*, jednu perounu (jablku), druhou *červenému blesku* (růži), jenž i *vůni* vydává, třetí *světlu*, paprskům rozprostřeným (vlasům) vládnoucí. I nebeská vláha neschází v pověsti, poněvadž Janeček Jezinky do vody hází: černá mračna zimní vyprší se na



jaře a je světlo letné. Jezinky neukazovaly se více „tam na té hůrce v lese.“ Tato pověst vyniká uspůsobilostí téměř poetickou nad ostatními pověstmi *o bílé paní*, k nimž patří rovně spanilá pověst o *lesní žence* či *krásné panně*, oné výše dotčené přádleně. Poetickou hrůzou je naopak tomu nakreslen obrazJeži-Báby v ruských národních písních. *Čurilo* či ruský kníže, „čto vsjakija sily *sečet*, pobivajet, i *Jaga-Babu* na *polati* brošajet (trhá, posmykuje), deržit smerda *Kaščeja* na privjaže a změja *Goryniča* topčet nogami i *krasnuju Děvku* za tridevjat mori v tridesatoji zemlě iz pod *groznych očej*, izpod krepkych zamkov na bělu Rus' uvozit“ (Čelakovský, nár. písně. III. 226.). Tu máme vše pohromadě: Děda co smerda *Kaščeja* (Kostlivce), Ježibabu co Jaga-babu, draka větrného *Goryniča* a krásnou Děvu, již vysvobozuje tuhým bojem bohatýr Čurilo. (Srov. pověsti o sv. Jiří a písně jarní o něm, (Sušil, písně, str. 39. 776.) V slovensko-uherských pověstech je drak takový hojně sám pro sebe v podobě *Šárkáňa* obraz báječný zimy, Děda, jenž v spojení s *Ördög*-babou t. j. s čertovou babou *krásnou pannu* v zajetí má pod zemí (rozumějž v oblacích či chmůrach zimných) — jako Děda co *Smrtonoše* a zároveň co kmotra znají i pověsti Bukovínské (Zeitschr. f. d. Myth. I. 358. Magaz. f. d. Liter. des Ausl. 1855. č. 56). Jest-li že jsme viděli v pověsti moravské (Erben, v čítance, I. str. 37) Ježi-Bábu co *Smrť kmotřenku*, jež při porodu dítěte rozsvěcuje *svíčku životní:* vidíme ve variantu slovenském téže pověsti *starou babu* co *Smrť*, zimou se třesoucí. Sedlák lítostí dojat veze ji sebou do vsi — ona mu při jízdě zmizí před zrakem proměňujíc se v *mladou děvici*, jež se mu nabízí býti kmotrou u dítěte jemu právě narozeného. Ku křtu přichází však opět co stařena, jevíc mu přímo, že je smrt, avšak že mu dá kořínky proti všem nemocem. Jestiť to tudíž opak českému přísloví: proti *Mořeně* není kořene (Arn. Ipolyi: Beitr. zur Mythol. aus Ungarn. Zeitschr. f. d. Myth. 1854. I. str. 262. 263).

Loučíme se tudíž nyní s Bábou, jako ona se loučila v zimě s lidmi péči její podřízenými. Co *Matička* chodí t. u moravských Valachů od domu k domu, trestajíc buď, buď obdarujíc děti, v Čechách a to hlavně v Domažlicku chodí opět v zimné své podobě co *Morana* (Škola a život 1857. příloha, str. 78), jinde zase co sv. *Lucie*, jež však již „noci upije“ (Schröer, myth. Gestalten. Zeitchr. f. d. Myth. 1855. II. str. 425; Fejfalik, Perahta unter den Slaven. l. c. IV. str. 389), ba v poněmčilých ač druhdy slovanských krajinách co *Murraue* (Mora, Můra), jak Kuhn (Zeitschr. f. d. Alterthum, IV. 386) byl dokázal. U všech Slovanů slavilo se konečně na jaře její *úmrtí*, zároveň však její proměnění se ve *Vesnu*, v jarní Děvu. Co Moranu ji vynášeli, co „*Velikonočku bílou*“ ji opět přinášeli a přinášejí podnes do vsi Slováci, pějíce při tom: Vyneseme, vyneseme *Ma-Muriendu*“! — „*Morena*! Morena! za koho umrela? Ne za ny, ne za ny, než za ty kresťany,“ avšak zároveň: „Vyniesli sme *Murienu* ze vsi, priniesli sme *Máj* nový do vsi“ (Kollár, zpievánky, I. 4.). Moravané však zpívají mezi jiným: „Mařena, Mařena! pro koho“ umřela? Pro tého, pro tého *Šohaja švarného*“ (Sušil 771). Šohaj švarný je tu mladý Div, Deň na jaře již vyrostlý, tedy jaře svítící (srovn. J. Jireček, musejn. 1863. str. 146. poznam. 1.). Slovak položil tudíž místo mladého Diva, boha vzkříšení přírody — Krista, jenž ovšem přemohl pohanstvo a s ním i Moranu. Co písně česko-slovenské jen Máj, nové Léto a p. jmenují, zove se v ruských písních výslovně: *Vesna krásná*, na důkaz pravdy, že *Vesna - Děva* a *Morana-bába*, dcera a matka tak si v kruhu celoročném ruce podávaly, jako *Kore* a *Demeter* u Hellenů. Dobře pěl tudíž básník „Záboje,“ že živobytí lidské je pouť „*z Vesny po Moranu*“. (Srovn. Fejfalík: Kön. Handschr. 1860. str. 33 — a „Děva zlatovl.“ str. 39. 40. pozn. k str. 27.)

Seznam věcní

trojího pojednání bájeslovného, jež zahrnují v sobě *hlavní základy porovnávajícího bájesloví slovanského.* Jsouť to pojednání následující: *„Děva, zlatovlasá bohyně“* (pojednání král. české společnosti v Praze, 1860, svazek XI.) — *„o výkladu pověstí slovanských“* (pojednání, v Praze 1862, svazek XII.) — *„Bába a Děd“* (pojednání, v Praze 1864, svazek XIII.). Dokládáme se zde stránek podle nadstránkování zvláštního těchto pojednání, jak vyšly pro sebe; kdo bys měl tudíž celé svazky, vydané učenou společností Pražskou, před sebou, račiž si tato pojednání i ve svazku celém obzvláštně nadstránkovati, abys našel snadno místo zde položené. „Děva“ má stránek 40 a je zde uvedena písménkem **D.** — „Výklad pověstí“ uzavírá v sobě stránek 63, citován jsa zde písménkem **V.** — „Bába a Děd“ konečně obsahují 66 stránek a najdeš je zde pod písménkem **B.** — D. 15. V. 21. B. 53. 62. znamenají tudíž ku př. tolik, co „Děva“ str. 15. — „Výklad“ str. 21. — „Bába“ str. 53. a str. 62.

PFLANZENGEOGRAPHISCHE STUDIEN.

Von

Dr. Johann Palacký,

Docenten an der k. k. Universität zu Prag, ausserord. Mitgliede der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w.

I.

Erläuterungen zu Hooker et Bentham Genera plantarum.

(Für die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wiss. V. Folge 13. Band.)

PRAG 1864.

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Selbstverlag der Gesellschaft.

Die vorliegende Abhandlung soll Material bringen für die Lösung der Fragen über die Verbreitung der Pflanzenfamilien auf der Erde.

Eine solche Aufgabe ist bei dem gegenwärtigen Zustande der Systematik doppelt schwierig, wenn man sich nicht streng an einen bestimmten Leitfaden hält. Hiezu ist hier Hooker et Bentham's genera plantarum als das jüngste Werk genommen worden.

Als die unmittelbarste Aufgabe lag eine so zahlreiche Verbreitungsstatistik vor, als sie die beschränkten Mittel Prags erlauben, wobei jedoch Europa als anderweitig bekannt, bloss mit der Hinweisung auf Nyman's Sylloge abgefertigt wurde; umsomehr, da Europa verhältnissmässig uninteressant ist.

Zur Statistik wurden nur einige Daten hervorgehoben, und zwar die Häufigkeitsmaxima, die lokalen Genera und bei einzelnen Familien die Gränzen. Die Species wurden nur dort berücksichtigt, wo neuere Revisionen der Familien vorlagen, da die älteren zu sehr mit den Genera von Hooker im Widerspruch stehen.

Eine genaue Detaillirung der Gränzen ist gegenwärtig in den wenigsten Fällen möglich, wo vielleicht bei einem guten Drittel aller Species nur das Land, ohne speziellen Fundort angegeben ist.

Insbesondere wäre die Vollendung der Flora andina und der Flora indica für die vertikalen Gränzen eine Hauptgrundlage, da Royle und Gay lange nicht mehr ausreichen.

Wir haben diese Partie deshalb einer späteren Arbeit vorbehalten, da es uns nicht zweckmässig schien, eine so unfertige Arbeit zu veröffentlichen.

Zur Vermeidung von Missverständnissen müssen wir bemerken, dass Hooker und Bentham die dubiosen Genera ausser Acht liessen, so: Tetractis Spreng., Podostaurus Jungh., Pelticalyx, Fissistigma, Nephrostigma Griff., Pleogyne, Coccoderma, Clambus, Detandra Miers, Quinio Schlecht., Discovium Raf., Halimolobos Tausch, Microstigma Trautv., Forchhammeria Liebm., Tachibota Aubl., Macoubea Aubl., Hypopogon Turcz., Catostemma Benth., Periptera DC., Arcynospermum Turcz., Cavilhamia Korth., Peltostegia Turcz., Ptychopyxis Miq., Pyrospermum Miq., Caucanthus Forsk., Bombix Lour., Rixia Morren, Huegelia Brown, Pseudiosma Juss., Walkera Schreb., Euphronia Mart., Loureira Meisn., Piptosaccos Turcz., Geruma Forsk., Leptophragma Br., Endusa Miers, Pseudaleia, Pseudaleioides Thours, Gonocaryum Miq., Senacia Lamk, Piptocelus Presl, Tralliana Lour., Racaria Aubl., Eustathes Lour., Paedicellia Lour., Schieckea Karst., Thysanus Lour., Augia Lour., Nothocnestis Miq., Triceros Lour.,

Tropidopetalum, Heterapithmos Turcz., Cienkowskia Regel, Michoxia Vell.? sowie im Allgemeinen die Genera auct. Rafinesque und Bowdich.

Als vorläufige Hauptresultate möchte ich bezeichnen:

1. Es gibt — wenigstens in den höheren Tribus, wenige Familien, die auf der ganzen Erde gleichmässig vertheilt wären.

2. Ebenso sind die lokalen Familien selten und klein.

Hier z. B. haben wir nur Sarraceniaceen, Calycanthaceen, Canellaceen, Tremandreen, Stakhausiaceen, Chlaenaceen, Humiriaceen, Moringeen — gewissermassen Tamariscineen.

Doch muss nicht umgekehrt jede kleine Familie lokal sein, wie z. B. Coriarien, Frankenien, Elatineen beweisen, da deren Verbreitung oft ganz irregulär ist.

3. Die Mehrzahl der Familien ist ubiquitär mit einer oder mehreren Häufigkeitsmaximen, oder tropisch.

4. Viele Familien sind ganz irregulär.

Zu den erwähnten Beispielen nehme man z. B. die Pittosporeen.

5. Die meisten Familien der nördlichen gemässigten Zone kehren in der südlichen gemässigten Zone zurück; nicht umgekehrt.

So sind z. B. Resedaceen (Cap), Cistineen (Südamerika) Beispiele der ersten Verbreitungsart; — Stakhausiaceen, Tremandreen der zweiten; — wobei das Häufigkeitscentrum entscheidend ist.

6. Es besteht auch in den Familien ein Unterschied zwischen der alten und neuen Welt.

So fehlen die Dipterocarpeen der neuen Welt, vielleicht auch die Resedaceen, wenn die Californisch-mexikanischen Formen eingewandert sind, wie Bentham und Hooker behaupten.

7. Die südliche gemässigte Zone hat lokalisirtere Formen als die nördliche.

Zwischen Süd-Amerika, Afrika, Neuseeland und Australien ist weniger Aehnlichkeit als zwischen Europa, Nordasien und Nordamerika.

Das Cap scheint die lokalisirteste grosse Flora der Erde. Die Westküste von Australien ist eigenthümlicher als die Ostküste.

8. Die kalten Gegenden unterscheiden sich nur negativ, d. h. durch grössere Armuth in den Familien von den gemässigten.

Es gibt keine arktische oder antarktische Familie, sondern nur Genera, und diese in sehr (relativ) beschränkter Zahl.

9. Es gibt eine Reihe von Wüstentypen, die sich in allen Wüsten vicariren. Hiezu gehören hier Resedaceen, Tamariscineen, Zygophylleen etc. — selbst die Mehrzahl der Cruciferen gehört hierher — von den Familien natürlich zu schweigen, die nicht Gegenstand dieser Studien waren.

10. Die Floren der Tropen sind reicher an Familien als die Floren gemässigter Länder.

11. Dasselbe kann nicht unbedingt von den Genera und Species gesagt werden, sondern es hängt dies von dem Polymorphismus ab.

Unter Polymorphismus verstehen wir die stete Variation, wie z. B. bei Rubus, Hieracium, Salix, Cirsium bei uns, Erica, Pelargonium am Cap, Eucalyptus in Australien etc.

12. Der Polymorphismus ist nicht identisch mit dem Häufigkeitscentrum einer Familie oder eines Genus, doch häufig konkordant.

Es kann der Fall eintreten, dass die zahlreichen Species doch feste Arten sind.

13. Auch die grösste Menge lokaler Formen muss nicht auf einen Polymorphismus hinweisen.

14. Die tropischen Familien haben meist im Ganzen ähnliche Gränzen nach Nord und Süd, doch nicht immer.

So gehen z. B. Sapindaceen, Ternströmiaceen, Sterculiaceen, nördlicher als Malpighiaceen, Conaraceen, Meliaceen.

15. Dasselbe gilt von den Südgränzen der Formen nördlicher gemässigter Zonen; nur reichen diese in den Gebirgen ziemlich weit nach Süden, selbst wo sie nicht bis in die antarktische gemässigte Zone reichen.

So haben die Gebirge von Abyssinien, Ceylon, Java, Madagaskar etc. nördliche Formen. Am deutlichsten zeigt sich der Unterschied nördlicher und südlicher Formen auf den Anden als dem einzigen durchgreifenden höhern Langgebirge (so die Gränzen von Drimys, Pinus, Quercus etc.)

16. Die einzelnen Länder als Florengebiete, die man gewöhnlich annimmt, kann man — ausser in der antarktischen gemässigten Zone — schwer durch die Familien charakterisiren, man muss zu den Gen. und Sp. greifen.

Ueberhaupt sind die einzelnen Länderfloren ähnlicher, als man es gewöhnlich annimmt — mit Ausschluss natürlich des physiognomischen Elementes.

17. Die geselligen Pflanzen sind selten polymorph.

Man nehme z. B. das Beispiel an Erica, deren capische Formen lokal und polymorph sind, während das gesellige Heidekraut eine stete, obgleich weitverbreitete Form bildet. Es muss also das Maximum an Individuen nicht mit dem Polymorphismus zusammenhängen.

18. Als das dringendste Bedürfniss für die Theorie der Verbreitung stellen sich genaue Beobachtungen über das Aussterben der Pflanzenarten dar, die freilich in einem kurzen Zeitraume zu keinem Abschluss zu bringen sind. Auch den Monstrositäten etc. sollte mehr wissenschaftliche Aufmerksamkeit gewidmet werden.

19. Die entscheidenden negativen Momente für die Verbreitung, warum eine Pflanze da und dort nicht fortkommen kann, kann die experimentative Physiologie bestimmen, wenn sie auf Insolation, Feuchtigkeit, Luftdruck, Bodentemperatur etc. mehr Rücksicht nimmt als bisher.

20. Auch absichtliche wissenschaftliche Bastardirungsversuche dürften zu besseren Resultaten für die Theorie führen, als die einseitig unternommenen Versuche der Gärtner.

21. Zwischen dem systematischen Rang einer Pflanze und ihrer Verbreitung lässt sich noch kein Zusammenhang nachweisen. Ueberall gibt es lokale und ubiquitäre Formen.

22. Dagegen haben im Allgemeinen Ebenen eine gleichförmigere Vegetation als Bergländer.

Die Ranunculaceen (bei Hooker et Bentham 30 Genera mit 1200 Species, die sie auf 540 reduciren würden) sind eigentlich ubiquitär, d. h. es gibt sehr wenige Floren,

wo sie ganz fehlen würden, und dies meist nur auf kleinen pelagischen Inseln.[1]) Auch da können sie noch später gefunden werden. So hatte Beechey keine Ranunculaceen auf den Sandwichsinseln, die United-States-Exploring-Expedition fand aber deren zwei (Ranunculus hawajensis und mauensis).

Doch existirt ein grosser Unterschied in der Art der Verbreitung. In gemässigten Zonen macht diese Familie einen Hauptbestandtheil der Vegetation aus. In den Tropen wird sie nur durch wenige [2]) Arten, meist von Clematis [3]) und Ranunculus (die 2 erwähnten Arten auf den Sandwichsinseln z. B.) vertreten. Nur die gemässigten Gegenden haben eigene Genera. Doch ist die Zahl der lokalen Gen. gering: Knowltonia (Cap), Hamadryas (antarktisches Amerika), Calathodes (Himalaja), Glaucidium, Anemopsis (Japan), Hydrastis (Nordamerika).

Die arktischen (sensu latiori) und antarktischen Gegenden haben bloss 5 genera gemeinschaftlich,[4]) die anderen sind gänzlich verschieden.[5]) Die Gebirgsländer der Tropen haben (wie meistens[6]) nordische Formen.[7])

Die Ranunculaceen haben keine andere Nordgränze als die der Phanerogamen überhaupt; doch treten in den arktischen, alpinen und andinen Gegenden stets weniger Formen[8])

---

[1]) So Oceanien (Endlicher), Taiti (Guillemin), Galopagos (Hooker, Anderson), Barbados (Schomburgk, excl. 3 cult.), Ascension, Acuñha, St. Helena, Comoren (? Bojer ex sil.), Guineainseln (?, Hooker ex sil.), am Sinai (Delile), um Fort Yuma (Blake) etc., Nordaustralien (Fl. Australiensis).

[2]) Flora Indiae batavae 14 : 9118 (Miquel).
Java 8 : 4646 (Miquel).
Ceylon 7 : — Thwaites (unvollendet).
Westaustralien 5 : 1805 (Preiss).
Cuba 3 : — Ramon de la Sagra (unvollendet).
Britische Antillen 4 : — Grisebach. („)
Timor 3 : 1000 (Spanoghe ex DC. Geogr. bot.)
coll. Sulphur (Mexico-Guyaquil) 1 : —
Panama 1 : 1038 (Seemann).

[3]) So z. B. Clematis mauritiana, hirsuta (Fl. Senegambia), grandiflora (Fl. Nigrit., Sierraleone), caripensis (Panama), Pikeringii (Fitschiinseln, Asa Gray, US. E. E.), sp. in Neu-Guinea (Endlicher), Petersiana (Klotzsch, Mozambik), dioica (Gujana, Schomburgk), glaucescens (Sudan, coll. Beurmann) etc.

[4]) Caltha (4 in der Fl. Antarct. C. novae Zeelandiae, introloba F. Müller in Australien), Thalictrum (3 am Cap, glyphocarpum Ceylon im Gebirg, rutidocarpum bei St. Louis in Argentinien), Ficaria (discolor, radicans am Cap), Myosurus (australis, apetalus in Chili [Gay], aristatus in Neuseeland, bei Hooker = dem vorgenannten), Anemone (6 in Chili, 5 am Cap, crassifolia in Tasmanien, 3 in Südbrasilien, rivularis in Ceylon).

[5]) Antarktisch sind bloss Tetractis, Knowltonia (Cap), Hamadryas, Barneoudia (Gay Fl. Chil.), nördlich Aconitum, Delphinium, Actaea, Paeonia etc.

[6]) So bei Coniferen, Cruciferen, Caryophyllaceen etc.

[7]) So Sumatra, Java, Ceylon, die Anden, Madagaskar, Abyssinien (z. B. Delphininm dasycaulon), Camerun (Clematis simensis, Mann).

[8]) Gewöhnlich endigen sie im Norden mit Ranunculus (in Grönland nördlich des 70° n. B., nach Lange noch 4 Sp.), in der Mercybay R. affinis, dann Spitzbergen, Băreninsel; in den Anden R. Gussmanni H. B. K. in 2430° am Corazon). Dann folgt Caltha arctica R. Br. (Mellvilleinsel), Thalictrum, Anemone. Coptis (Martens, trifolia in Grönland bis 64° n. Br.)

auf, so dass dieselben bei ihrer Armuth an Species überhaupt auch die geringsten[9]) absoluten Zahlen ausweisen. Viele Arten dieser Familie sind in der nördlichen Erdhälfte sehr weit verbreitet;[10]) doch gibt es keine fast ubiquitäre Art, ausser einigen Ackerunkräutern[11]) und Wasserpflanzen.[12])

In den gemässigten nördlichen Gegenden scheint Europa[13]) am reichsten an Arten zu sein; reicher selbst als Asien,[14]) ja vielleicht reicher nicht nur als Nordafrika,[15]) son-

---

[9]) Arktische Region 19 : 398 (Martens).
Spitzbergen 4 : 74 (Beilschmied).
Melvilleinsel 5 : 65 (R. Brown).
Taimyrland 6 : 124 (Middendorff).
Flora boganidensis 3 : 85 (Middendorff).
Arktisch Russland 21 : 544 (Ledebour, reg. 1.)
Westfinnmarken 16 : 402 (Lund).
Samojedenland 19 : 342 (Ruprecht).
Nordural 14 : 252 (Ruprecht).
Grönland 11 : 297 (Lange).
Kamtschatka 11 : 161 (DC.).
Faröer 10 : 271 (Trevelyan ex DC.).
Island 11 : 402 (Babington „)
Eskimoland 11 : 190 (Beechey) — 15 : 242 (Seemann).
Labrador 9 : 224 (DC.).
(Siehe weiter 13—16).

[10]) z. B. Actaea spicata L. in Lappland, Skandinavien, Schottland, Frankreich, Italien, Peloponnes, Sibirien, Nordindien (Kaschmir, Bhutan), Peking, Amurland (Maximowicz), Oregon, Californien (Frémont), Missisippi, Virginien (Torrey und Gray).

[11]) z. B. Delphinium consolida, Adonisarten etc.

[12]) z. B. Ranunculus aquatilis L. (Algier, Abyssinien, Sibirien, Unalaschka, Oregon etc.).

[13]) Alpenregion von Glarus (7—10000′) 11 : 219 (Heer).
Sierra Nevada (8—11000′) 5 : 113 (Boissier).
Europa (bei Nyman, sine Charis) 277 : 9570.
Ganz Russland 247 : 6112 (Ledebour).
Europäisches Russland 109 : 3038 (Ledebour).
Krym 40 : 1521 (Ledebour).
Flora Rumel. Bithyn 78 : 2298 (Grisebach).
Schweden (Summa vegetabil. Scandinaviae) 41 : 1114 (Fries).
Gothland 38 : 1261 (Fries).
Dalmatien 51 : — (Visiani).
Pantellaria 9 : — m. ex Gussone.
Caucasocasp. coll. C. A. Meyer 42 : 1941.
Griechenland 59 : — m. msc.
England 35 : — Hooker.
Yorkshire 27 : 1002 (Baines).
Cambridge county 24 : 866 (Henslow).
Irland 24 : 960 (Mackay).
Kasan 26 : 792 (Claus).
Posen 42 : 1031 (Ritschl).
Brokenberg 4 : 142 (Hampe).

dern selbst als Nordamerika.[16]) Doch ist bei der bisher herrschenden Unsicherheit des Artbegriffes überhaupt schwer hierüber etwas zu entscheiden, da in Europa mehr Species gemacht wurden als in Amerika.

Schlesien 48 : 1288 (Wimmer).
Holland 31 : 1210 (Miquel).
Würtemberg 45 : 1287 (Mohl).
Calvados 39 : 1200 (Hardouin, Renou u. Leclerc).
Mittelfrankreich 48 : 1530 (Boreau).
Castilien 51 : 1946 (Colmeiro).
Balearen 15 : 600 (Cambessedes).
Neapel 85 : 3132 (Tenore).

[14]) Japan 42 : 1650 Zuccarini, coll. Perry 13 : — Thunbg. 14 : —
Sibirien 156 : — Ledebour.
Altai 88 : 1673 „
Daurien 84 : 1336 (Ledebour).
Ajan 26 : 334 (Tiling und Regel).
Songarien 106 : — Ledebour.
Ochock 31 : 352 (Middendorff).
Amurland 64 : 877 Maximowicz.
Mongolien 23 : 420 „ app.
Peking 36 : 768 „ app.
Nordchina 14 : — Bunge, 12 : 198 Kirilov (incompl.)
Armenien 31 . — m. (unvollendet msc.)
Palästina 28 : — m. (coll. Saulcy 13 : —)
Hongkong 3 : — Bentham (incompl.)
Indien 107 : — (Hooker Fl. ind. — unvollendet.
Halbinsel Indien 13 : — Wigth „
Himalaja 72 : — Royle „
Khasiaberge 13 : 2264 Hooker.
Sikkim 55 : 2270 „
Nordpersien 50 : — Buhse.
Sinai ? (0 : — Delile)
Orenburg-Buchara 41 : 1500 (coll. Lehmann).

[15]) Azoren 8 : 396 (Watson.)
Madeira 11 : 672 (Lowe, Lehmann, m.)
Canarien 12 : 974 Webb.
Algier 58 : 2600 c. Munby.
Berberei 64 : 3600 c. m.
Tripolis 4 : 279 Visiani.
Biskra 18 : 560 Cosson.
Egypten 9 : — m.
Abyssinien 19 : 3000 (c.) Richard.

[16]) Nordamerika 123 : — Torrey und Gray (unvollendet).
Britisches Nordamerika 75 : 2240 Hooker (Fl. bor. am.)
Sitcha 7 : 209 Bongard.
New-York 38 : 1452 Torrcy.
Südliche Ver.-Staaten 17 : — Drummond.
Nördliche „ 50 : 2125 (Beck), 48 : — (Torrey und Gray, nördlich von Virginien).

Die antarktischen Gegenden scheinen im Allgemeinen arm an Species. [17])

Eine Ausnahme dieser Verbreitungsgesetze bildet Naravelia, die nur im tropischen Indien bis zu den Philippinen (Blanco) vorkömmt. Dem Westen der nördlichen Hemisphäre fehlt Nigella und Helleborus (mediterran.), Aquilegia ist dort selten, sowie Coptis in der Osthälfte. Paeonia fehlt der Osthälfte Amerikas.

Mittlere Verein. Staaten 46 : 1724 Ridell.
Californien bei Beechey 13 : 671.
Arkansas 18 : 1100 (Lesquereux).
Föderalterritorium 29 : — Brereton.
Am Obern See 7 : 247 Agassiz.
Nordmexiko 3 : — Seemann (incompl.).
Zuñi 3 : — Sitgreaves.
coll. Frémont I. 7 : 344 (Rockymts.).
Georgien und Südcarolina 52 : 2158 Elliott.
Neu-Granada 15 : — Triana.
Chimborasso [12000—14000'] 5 : 193 Jameson.
coll. Geyer 20 : — (Rockymts. und Oregon).
„ Stansbury 3 : 111 (Utah).
„ Parke 3 : — (Südcalifornien).
„ Whipple 27 : — (Texas, Neumexiko (US. R. R. E. E.)
„ Williamson 16 : — (Oregon, Nordcalifornien).
„ Emory 2 : —
„ Abert 4 : —
„ Wright I. 3 : — (Texas. unvollendet).
„ „ II. 11 : — (Neumexiko, „
„ Heller 6 : 254 (Gebirge von Centralmexiko).
„ Hartweg I. 5 : — (Nordmexiko).
„ „ II. 7 : 660 (Quito, Bogota, Popayan).
„ Lindheimer 3 : — Texas (unvollendet).

[17]) Südbrasilien 13 : — Aug. St. Hilaire.
Fuegien 10 : 330 Hooker Fl. Ant.
Hermiteinsel 5 : 84 „ „
Aukland und Campbellinseln 7 : 94 Hooker Fl. Ant.
Falklandinseln 5 : 119 D'Urville.
Chili 30 : 2200 c. (Gay excl. nat.).
Queensland 4 : — (Fl. Austr.).
Neusüdwales 7 : — (Fl. Austr.).
Victoria 14 : — (Fl. Austr.).
Südaustralien 4 : — (Fl. A.).
Westaustralien 5 : — (Fl. A.)
Plantae Hügelianae 3 : —
Südaustralien 2 : 200 (Behr).
Australien 26 : — (Hooker, 28 m., 16 Fl. Australiensis [starke Contraction], c. 7000 R. Brown, 8000 Bentham, 10000 F. Müller.)
Tasmanien 17 : 1063 Hooker.
Neuseeland 18 : 730 „ (excl. der neuen z. B. Ranunculus Haastii).
Buenos Ayres 10 : — m. msc.
Cap 28 : — m. (20 Harvey thes., 18 Fl. Capensis, 23 Drege (?).

II. Die Dilleniaceen (bei Hooker und Bentham über 180 Spec., 17 Gen. mit dem zweifelhaften Crossosoma) sind meist entschieden tropisch, speciell die Tribus der Delimeen (6 Gen., 60 Sp.) und Dillenieen (5 Gen., 34 Sp.), während die Tribus der Hibbertieen (5 Gen., 91 Sp.), Australien (mit Neu-Caledonien [Trisema]) und den Mascarenen (2 Sp. Hibbertia [Hemistemma]) angehören.

Deshalb fällt das Artenmaximum (90 Sp.) nach Australien, und zwar mehr in die gemässigten antarktischen Gegenden (bis Tasmanien).

Eine zweite Ausnahme von der erwähnten Regel wäre Crossosoma (californicum) Nuttall, wenn dessen Hiehergehörigkeit sicher wäre, die selbst Hooker et Bentham nicht behaupten („discrepat staminibus valde perigynis, antherio dorso affixis et embryone longiore" sagen sie selbst S. 15, Z. 12 von unten).

Sie fehlen ganz in Europa, Nordafrika (selbst Abyssinien, Richard), dem gemässigten östlichen Nordamerika (z. B. den Verein. Staaten [Torrey et Gray] bis Mexiko), Südafrika (vielleicht selbst Mozambik), dem gemässigten Südamerika (Fl. Argent. m. msc.) und Neuseeland.

Als ihre Gränzen erscheinen: die Maskarenen, Ceylon (Schumacheria), Neucaledonien, Tasmanien, Brasilien (Empedoclea), die Philippinen (Reifferscheidia Presl). Australien und Asien erscheinen reicher als Amerika.

Die Gen. sind meist verschieden nach Welttheilen; so hat Amerika excl. Empedoclea, Davilla, Curatella, Doliocarpus — die Mehrzahl der Delimeen, Asien Delima, dann Acrotrema,

II. Westaustralien 44 : 1805 Preiss (49 : — Fl. Australiensis).
Australien 88 : — Fl. Austr. (incl. Tasmanien, sonst 87).
Ostaustralien 70 : — m.
Tasmanien 9 : 1063 Hooker.
Nigerflora 4 : — „
Indien 26 : — „
Vorderindische Halbinsel 5 : — Wigth.
Ceylon 18 : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 22 : 9114 Miquel.
Java 9 : 4646 Miquel.
Sumatra 14 : 2642 Miquel.
(Reliquiae Hänkeanae) Mexiko 5 : — Presl.
Westmexiko 2 : — Seemann.
Cuba 4 : — Richard.
Britische Antillen 6 : — Grisebach.
Neu-Granada 11 : — Triana.
Gujana 19 : 3254 Schomburgk.
Panama 5 : 1038 Seemann.
Philippinen 3 : 928 c. Blanco.
Südbrasilien 10 : — St. Hilaire.
Brasilien 54 : — Martius (Eichler).
Nordaustralien 17 : — Fl. Austr.
Südaustralien 5 : — Fl. A.
Victoria 11 : — Fl. A.
Neusüdwales 17 : — Fl. Austr.
Queensland (Fl. Austr.) 10 : —

Schumacheria, Reifferscheidia, Dillenia — die Mehrzahl der Dillenieen; Australien Candollea Adrastea, Pachynema, die Mehrzahl der Hibbertien, so dass nur Tetracera fast ubiquitär ist.

III. Die Familie der Calycanthaceen besteht nur aus 3 Spec. in 2 Gen., 1 in Nordamerika (2 Sp.), 1 in Japan (1 Sp.).

IV. Eine sehr eigenthümliche Verbreitung haben die Magnoliaceen (70 Sp. 9 G.) incl. Schizandraceen, die obendrein schon geologisch (historisch) ein wahres Räthsel sind. Sie sind theils tropisch (Talauma, Manglietia), theils in beiden gemässigten Zonen, ausserhalb der kalten.

Sie fehlen jetzt Europa, Afrika, dem russischen Reich (ausser dem Amurland, Ledebour), dem tropischen Australien und Oceanien, und sind im tropischen Amerika nicht häufig (3—4 Talauma).

Die Schizandraceen gehören Ostasien an, bis auf 1 Species in Nordamerika.

Ihre Max. sind im tropischen Asien (Talauma, Manglietia, Michelia, Sp. Schizandreen), im gemässigten Ostasien von Japan zum Himalaja (Illicium, Magnolia, Michelia, Schizandreen), dann im gemässigten Nordamerika (Liriodendron, Illicium, Magnolia, 1 Sp. Schizandra).

IV. Nordosten der Verein. Staaten 6 : — Torrey.
Südliche Ver. Staaten 4 : — Drummond.
Verein. Staaten 11 : — Torrey et Gray.
Columbia 3 : — Brereton.
Britisches Amerika (?) : 2240 Hooker.
New-York 3 : Torrey.
Centralmexiko 1 : — Hartweg.
Britische Antillen 1 : — Grisebach (Talauma Plumieri DC.).
Südbrasilien 3 : — St. Hilaire.
Chili 2 : — Gay.
Juan Fernandez 1 : 100 Philippi.
Fuegien 1 : — Hooker.
Neu-Granada 2 : — Triana.
coll. Hartweg (Quito-Popayan) 1 : 660 (Wintera granatensis).
Indien 24 : — Hooker.
Khasiaberge 9 : 2264 Hooker.
Halbinsel Indien 1 : — Wigth Prodr.
Japan 1 : — A. Gray (Illicium religiosum, 2 Thbg.).
Philippinen 2 : 928 Blanco.
Ceylon 2 : — Thwaites.
Sikkim 7 : 2110 Hooker.
Australien 3 : — m. (2 Fl. Austr., davon 1 in Neusüdwales, 1 in Victoria u. Tasmanien, 2 Sp. reducirt).
Tasmanien 1 : 1063 Hooker.
Neuseeland 1 : 730 „
Nordchina 1 : — Bunge (Magnolia yulan) 2 : — Kirilov (dto. und Kadsura chinensis).
Peking 1 : 768 Maximowicz (Maximowiczia chin. Rupr.).
Amurland 2 : 880 „
Flora Indiae batavae 23 : 9118 Miquel.
Java 13 : 4646 Miquel.
Sumatra 12 : 2642 „
Timor 2 : — Spanoghe.

Antarktisch ist bloss Drimys (= Wintera, Tasmannia), von der 1 Spec. in Südamerika, 1 in Neuseeland (D. axillaris), 1 in Borneo, 2 in Australien und Tasmanien fortkommen. In Europa verschwanden sie zur Tertiärzeit mit der Atlantis, wohl in Folge der Frühjahrsfröste, die der arktische Eisstrom erzeugt, und die sie nicht ertragen.

V. Die Anonaceen (40 Gen., 400 Sp.) sind rein tropisch. Sie fehlen somit in Europa, Nordasien, Mittel- und Westasien, Nordafrika (selbst Abyssinien, Richard), Neuseeland, Tasmanien, einem Theil von Nordamerika und allen antarktischen Gegenden, so dass ihre Nordgränze bis Japan (Uvaria jap. Thbg.), Indien, Nubien, Senegambien, New-York (Uvaria triloba), Ohio; ihre Südgränze ins Kafferland (in Natal 2, Guatteria caffra, Uvaria caffra), bis Australien (Eupomatia) und Chili (Anona cherimoya cult., Gay) reicht.

Locale Genera sind Sageraea, Miliusa (Indien), Porcelia (Peru), Sphaerothalamus, Disepalum (Borneo), Ellipeia (Malakka), Richella (Fitschiinseln), Anomianthus (Java), Heteropetalum (Nordbrasilien), Eupomatia (Australien).

Das Maximum der Genera und Species ist im tropischen Asien: excl. Sageraea, Stelechocarpus, Sphaerothalamus, Ellipeia, Cyathocalyx, Cananga, Disepalum, Goniothalamus, Mitrephora, Phaeanthus. Anomianthus, Habzelia, Orophea, Miliusa, Sp. von Saccopetalum, Xylopia, Melodorum, Oxymitra, Popowia, Unona, Artabotrys, Uvaria, Polyalthia — im Ganzen circa 180 Species.

Hierauf folgt Amerika: excl. Porcelia, Guatteria, Duguetia, Asimina, Trigynea, Heteropetalum, Cymbopetalum, Rollinia, Bocagea, Sp. von Xylopia, Anona, Anaxagorea — c. 170 Sp.

Afrika hat excl. bloss Hexalolobus, Monodora, Clathrospermum, Spec. von Uvaria, Artabotrys, Unona, Popowia, Anona, Oxymitra, Melodorum, Xylopia c. 3—40 Species. Australien excl. Eupomatia, Spec. von Polyalthia, Popowia, Saccopetalum — circa 5 Species. Oceanien Richella (Fitschiinseln).

V. Nordosten der Verein. Staaten 7 : — Torrey.
Verein. Staaten 4 : — Torrey et Gray.
Südl. Ver. Staaten 1 : — Drummond.
Columbia 1 : — Brereton.
Cuba 15 : — Richard.
Britische Antillen 19 : — Grisebach.
Gujana 30 : 3254 Schomburgk.
Panama 7 : 1038 Seemann cum cult.
Neu-Granada 32 : — Triana.
Brasilien 97 : (30000) — Martius.
Südbrasilien 21 : — St. Hilaire.
Capverden 4 : 438 Schmidt incl. cult.
Nigerflora 24 : — Hooker.
Indien 119 : — Hooker.
Halbinsel Indien 18 : — Wigth.
Philippinen 13 : 928 Blanco.
Neu-Guinea 6 : — Endlicher.
Flora Indiae batavae 108 : 9118 Miquel.
Java 51 : 4646 Miquel.
Sumatra 38 : 2642 „
Australien 4 : — m. 8 : — Fl. A. (6 Queensland, 2 Neusüdwales, 2 Nordaustralien).
Mauritius 4 : 728 Bojer (Hortus mauritianus).

VI. Ebenso tropisch sind die Menispermaceen (31 Gen., 300 Spec. bei Miers, 80 bei Hooker et Bentham) in der Mehrzahl der Species, doch gibt es hier Ausnahmen, wie Menispermum canadense, dauricum (letzteres ein wahres Räthsel in der geographischen Verbreitung), Aspidocarya (1 Spec. im Himalaja). Auch in Australien reichen die Menispermaceen über die tropische Zone hinaus.

Sie fehlen Europa, Neuseeland, Tasmanien, Nordafrika (bis zum Senegal), Westasien, Nordamerika (bis Canada), allen arktischen und antarktischen, andinen etc. Gegenden.

Amerika hat excl. die Gen. Chondodendron, Calycocarpum, Anomospermum, Abuta, Hyperbaena, Botryopsis, Sciadotaenia (Gujana) und c. 30 Sp.; Asien die Genera (excl.) Aspidocarya, Parabaena (Indien), Tinomiscium, Anamirta, Coscinium, Tiliacora (Indien), Limacia, Cyclea, Pachygone (Indien), Pycnarrhena, Fibraurea und über 20 Sp.; Afrika excl. die Gen. Chasmanthera, Jateortiza, Synclisia, Triclisia, Spirospermum, Burasaia (Madagaskar) und circa

---

VI. Flora boreali-americana 1 : 2240 Hooker (Menisp. canadense).
New-York 1 : — Torrey.
Verein. Staaten 3 : — Torrey et Gray.
Nordost-Staaten 3 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 2 : — Drummond.
Britische Antillen 3 : — Grisebach (starke Reduction).
Cuba 1 : Richard.
Centralmexiko 1 : — Hartweg.
Uruguay 1 : — St. Hilaire.
Gujana 13 : 3254 Schomburgk.
Galopagos 1 : 237 Hooker (Cissampelos pareira).
Südbrasilien 14 : — St. Hilaire.
Chili 3 : — Gay.
Neu-Granada 16 : Triana.
Indien 41 : — Hooker.
Halbinsel Indien 11 : — Wigth.
Khasiaberge 15 : 2164 Hooker.
Ceylon 12 : — Thwaites.
Japan 4 : — Thbg.
Flora Indiae batavae 24 : 9118 Miquel.
Java 13 : 4646 Miquel.
Sumatra 5 : 2642 „
Australien 6 : Bentham (3 m.) 8 : — Fl. A., davon 8 in Nordaustralien, 6 Queensland, 3 Neusüdwales 2 Victoria. fehlen im Westen und Süden.
Capverden 1 : 415 Schmidt (Cocculus leaba).
Nigerflora 4 : — (Cocculus palmatus DC. cult.)
Abyssinien 2 : 3000 Richard.
Cap 9 : — Harweg Fl. cap.
Panama 3 : 1068 Seemann.
Oberaegypten 1 : — m. (Cocc. leaba).
Mauritius 1 : 725 Bojer (Ciss. maurit.).
Taiti 1 : — Guillemin.
coll. Wigth II. : — (Cocculus carolinus in Texas).
Nordchina 1 : — Bunge (Menispermum dauricum).
coll. Frémont I. 1 : — (am Plattefluss Menispermum canadense).

20 Species. Australien excl. Sarcopetalum — die übrigen Genera sind in mehreren Welttheilen. Doch fehlt die subtribus der Cissampelideen Amerika.

VII. Die Berberideen (19 Gen., 100 Sp.) fehlen den Tropen (z. B. britische Antillen, Cuba, Nigerflora), Südafrika, Australien, Neuseeland, Tasmanien, den arktischen Gegenden (z. B. Nord- und Ostsibirien) etc. Sie haben ihr Artenmaximum im andinen Südamerika, vorzüglich im antarktischen, selbst wenn man nicht alle Lechler'schen Arten gelten lassen will.

VII. Europa bei Nyman 7 : 9570.
Griechenland 5 : — m. msc.
Fl. Rumel. Bithyn. 5 : — Grisebach.
Russland 10 : 6112 Ledebour.
Songarien 4 : — „ reg. 8.
Kaukasus 5 : —
Peking 1 : 768 Maximowicz app.
Mongolien 1 : 420 „
Amurland 4 : 880 „
Nordpersien 4 : — Buhse.
Nordchina 2 : — Bunge.
Palästina 4 : — m.
Japan coll. Perry 6 : —
Indien 16 : — Hooker.
Halbinsel Indien 2 : — Wigth.
Ceylon 1 : — Thwaites (Berberis aristata im Gebirg).
Flora Indiae batavae 2 : 9118 Miquel.
Java 2 : 4646 Miquel.
Flora boreali-americana 8 : 2240 Hooker.
New-York 4 : — Torrey.
Verein. Staaten 10 : — Torrey et Gray.
Nordoststaaten 4 : — Torrey.
coll. Whipple 5 : —
Südl. Ver. Staaten 2 : — Drummond.
coll. Williamson 3 : —
Columbia 2 : — Brereton.
Centralmexiko 7 : — Hartweg.
coll. Hartweg 2 : 660 : — (Quito-Popayan bis 10600').
Jameson coll. Salinas 2 : 193.
Argentinische Flora 3 : — m.
Südbrasilien 3 : — St. Hilaire.
Chili 23 : — Gay.
Atacamawüste 1 : 414 Filippi.
Juan Fernandez 1 : 100 „
Fuegien 3 : Hooker.
Hermiteinsel 2 : 84 Hooker.
Abyssinien 1 : 3000 Richard (Berberis tinctoria).
Algier 1 : 3000 m. B. aetnensis R. S.
Madeira 1 : 653 Lowe (B. maderensis).

Das Maximum der Gen. fällt auf Ostasien (11 : 19) — excl. Parvatia, Decaisnea, Stauntonia, Holboellia, Akebia, Nandina, Aceranthus. Hierauf folgt Nordamerika (excl. Vancouveria, Achlys — zusammen 6 Gen.). Chili und Peru haben excl. Boquila und Lardizabala. Afrika hat nichts Eigenthümliches, wie Europa, beide sind auch arm.

Weit verbreitet ist Berberis vulgaris: Europa (mit Ausschluss von Lappland und vielleicht von Portugal (Nyman), Kaukasus, Songarien, Palästina, Kleinasien (als cretica Grisebach in Bithynien), eingeführt (? DC.) in Nordamerika (Canada, Neufundland, Neuengland) — fehlt im weiteren Nordamerika (wo B. canadensis vicarirt), in Sibirien (B. sibirica), Island und allen wärmeren Gegenden.

VIII. Die Nymphaeaceen (8 Gen., 35 Sp.) sind eine fast ubiquitäre Familie, bloss die Abtheilung der Nelumbineen (2 Sp. Hooker) ist tropisch, soweit sie nicht durch die Cultur (z. B. der Buddhisten — wohl bis in's Wolga-Delta Nelumbium speciosum) verschleppt

---

VIII. Europa 11 : 9570 Nyman.
Fl. Rumel. Bithyn. 2 : — Grisebach.
Sića 1 : — Bongard (Nuphar luteum).
Flora boreali-americ. 6 : 2400 c. Hooker.
New-York 5 : — Torrey.
Ver. Staaten 7 : — Torrey et Gray.
Nordoststaaten 5 : — Torrey.
Südl. Ver. Staaten 5 : — Drummond.
coll. Wrigth I. 2 : —
coll. Williamson 1 : — (Nuphar advena).
Mexiko 3 : — Planchon (eigentl. Nymphaeac.).
Panama 1 : 1063 Seemann (Nymph. blanda).
Guyaquil 3 : — Planchon (eigentl. Nymphaeac.).
Gujana 6 : 3254 Schomburgk „
Brasilien 5 : — Planchon (eigentl. Nymphaeac.).
Britische Antillen 3 : —
Cuba 1 : — Richard (N. ampla).
Ostaustralien 4 : — m.
Australien 3 : — Fl. A. (Queensland, 2 Nordaustr., 1 Neusüdwales)
Flora Indiae batavae 3 : 9118 Miquel.
Japan 2 : — Planchon (?) Nuphar jap., Nelumbium (cult.) 2 (Thbg.).
Indien 6 : — Planchon (Halbinsel 5 : — Wigth).
Ceylon 5 : — Thwaites.
Nordchina 1 : Bunge (Nelumbium speciosum).
Philippinen 2 : 928 Blanco.
China 3 : — Planchon.
Algier 2 : 3000 m. (Nymphaea alba, Nuphar luteum).
Cap 1 : — Harvey (stellata Willd.).
Abyssinien 1 : 3000 Richard (N. caerulea).
Nigerflora 7 : — Hooker.
Mauritius 1 : 723 Bojer.
Madagaskar 3 : — Planchon.
Mosambik 3 : — Peters.
Aegypten 2 : — m.

wurde. Auch die Cabombeen (2 Gen., 3 Sp. Hooker) sind amerikanisch tropisch, nur kömmt Brasenia (peltata) auch in Australien und Ostindien fort. Bei Planchon haben die eigentlichen Nymphaeaceen 40 Species.

Die Nymphaeaceen fehlen den arktischeu Gegenden, den Inseln (Neuseeland, Canarien) etc.

IX. Die Sarraceniaceen (3 Gen., 8 Spec.) sind eine rein amerikanische Familie und zwar des gemässigten Nordamerika, bis auf das Genus Heliamphora (1 Spec.) auf dem Roraimagebirge Venezuela's.

X. Die Papaveraceen (incl. der Fumarien 24 Gen., 160 Sp.) sind in den tropischen und antarktischen Floren sehr selten, in jenen der nördlichen gemässigten Zone zahl-

---

IX. Fl. bor. american. 1 : — (S. purpurea bis zum Gr. Bärensee und Neufundland).
Nordoststaaten 2 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 4 : — Drummond.
Columbia 1 : — Brereton.
Gujana 1 : 3254 Schomburgk (Heliamphora nutans ca. 6000' (Roraima).

X. Europa 58 : 9570 Nyman.
Scandinavien bei Fries (Summa) 18 : —
Fl. Rumel. Bithyn. 17 : — Grisebach.
Pantellaria 11 : — m. ex Gussone.
Russland 58 : 6112 Ledebour.
Krym 41 : 1521 „
Caucasus 30 : — Ledebour reg. 5.
Songarien 20 : — „ reg. 8.
Kamtschatka 6 : — „
Ajan 4 : 334 Tilling et Regel.
Peking 7 : 768 Maximowicz.
Mongolien 2 : 420 „
Amurland 10 : 880 „
Nordchina 6 : — Bunge, 2 : — Kirilov.
Nordpersien 28 : — Buhse.
Sikkim 41 : 2770 Hooker (16 Fumarien).
Indien 46 : — Hooker.
Armenien 14 : — m. msc.
Palästina 14 : — m.
Sinai 2 : — Bové.
Flora Ind. bat. 2 : 9116 (Argemone mex., Fumaria offic.)
Halbinsel Indien 4 : — Wigth.
Biskra 6 : 560 Cosson.
Canarien 13 : 974 Webb. incl. cult.).
Madeira 10 : 653 Lowe (incl. cult.).
Azoren 5 : 400 Watson.
Capverden 2 : 438 Schmidt.
Berberei 34 : 3000 m. (viele zweifelhafte Fumaria-Species.)
Tripolitanien 5 : 279 Viv.
Nordostafrika 8 : — m. (excl. cult.)
Nigerflora 1 : — Hooker (Argemone mexicana.)



reich und fehlen selbst der nördlichsten Flora nicht gänzlich. Denn selbst die äussersten Gränzen zeigen wenigstens 1 Repräsentanten (Papaver nudicaule und alpinum), sowie eine Species (Argemone mexicana) ein allgemeines tropisches Unkraut (z. B. Philippinen [Blanco]) geworden ist, eine andere (Fumaria officinalis in der weitesten Bedeutung) ein allgemeines Getreideunkraut (Yemen [Forskåhl] Australien, Cap, Amerika etc.).

Sie fehlen nur Neuseeland, Tasmanien (Hooker), Ceylon (? Thwaites), Mauritius, Südbrasilien (mit Ausnahme der zwei erwähnten Unkräuter, St. Hilaire).

Am reichsten ist wohl Californien (die Subfamilie der Romneyen 3 Gen. 5 Sp., Arctomecon) mit Mexiko (die Subfamilie der Hunnemanniace en 3 Gen. 7 Sp.), dann Nordamerika überhaupt (Sanguinaria, Adlumia, Sp. von Dicentra, Stylophorum, Meconopsis etc.), die mediterrane Region (Glaucium, Roemeria, Hypecoum, Sarcocapnos, Sp. von Fumaria und Corydalis), endlich der Himalaja (Cathcartia, Spec. von Dicentra, Meconopsis etc.

XI. Die Cruciferen gehören zu jener Gruppe von Familien (wie Resedaceen, Cistineen), deren Maximum nach dem Mittelmeergebiet fällt. Sie fehlen zwar nirgends

---

Mosambik 2 : — Peters.
Abyssinien 2 : 2000 Rich. (eingeführte segetale Fumarien).
Cap 7 : — Harvey et Sonder.
Australien 1 Sp. (Bentham, m., Papaver horridum, wie auch Fl. A.)
Westeskimoland 2 : 242 Seemann.
Flora bor. americ. 14 : 2400 Hooker.
Verein. Staaten 31 : — Torrey et Gray (mit eingeführten Spec.)
Nordoststaaten 13 : — Torrey (6 eingeführt).
New-York 9 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 4 : — Drummond.
coll. Wrigth II. 2 : — (Paso).
Columbia 4 : — Brereton.
coll. Whipple 9 : —
coll. Williamson 8 : —
Chili 7 : 2200 Gay (3).
Argentinische Flora 2 : — m.
Britische Antillen 2 : — Grisebach.
Cuba 2 : Richard.
Flora Ochotensis 8 : 852 Middendorff.
Japan coll. Perry 6 : —

XI. Nigerflora 1 : — Hooker (Sisymbrium).
Mozambik 1 : — Peters (Senebiera integrifol. DC.)
Timor 2 : — Spanoghe.
Galopagos 1 : 225 Hooker.
Flora Indiae batavae 9 : 9118 Miquel.
Java 8 : 4648 (Gebirg) „
Sumatra 5 : 2642. „
Arktische Gegenden 88 : 422 Martens.
Melvilleinsel 9 : 67 R. Brown.
Island 21 : 402 DC.
Spitzbergen 17 : 93 Malmgrén.
Samojedenland 18 : 342 Ruprecht.

(vielleicht doch Gujana — Schomburgk), sind aber doch in den Tropen selten, wo nur einzelne Species weitverbreiteter Genera auftreten (meist Lepidium, Senebiera etc.).

Faröer 16 : 271 Trevelyan.
Westeskimoland 17 : 272 Seemann.
Labrador 7 : 224 DC.
Nordural 19 . 265 Ruprecht.
Südural 16 : — „
Daurien 82 : 1336 Ledebour.
Altai 111 : 1673 „
Ochock 16 : 352 Middendorff.
Taimyrland 19 : 124 „
Ajan 29 : 834 Tiling et Regel.
Kamtschatka 27 : — Ledebour.
Mongolien 21 : 420 Maximowicz.
Peking 23 : 768 „
Amur 32 : 880 „
Nordchina 15 : -- Bunge.
Japan 30 : 1650 Zuccarini, coll. Perry 16 : —
Buchara (sensu lat. coll. Lehmann) 101 : 1500.
Caspische Gegend 120 : 1941 C. A. Meyer.
Nordpersien (sensu lat.) 144 : — Buhse.
Araxesthal 33 : 166 Buhse.
Jesd. 37 : 245 Buhse.
Himalaja 70 : — Royle.
Songarien 153 : — Ledebour (reg. 8.)
Vorderindische Halbinsel 5 ; — Wrigth:
Ceylon 1 : — Thwaites (im Gebirg).
Sikkim 30 : 2770 coll. Hooker et Thompson.
Philippinen 3 : 928 Blanco.
Europa 579 : 9648 Nyman.
Russisches Reich 424 : 6;12 Ledebour.
Krym 88 : 1521. „
Castilien 114 : 1946 Colmeiro.
Sardinien 68 : 1440 Morris.
Neapel 156 : 3132 Tenore.
Dalmatien 98 : — Visiani.
Griechenland 120 : — m. msc.
Flora Rumel. Bithyn. 126 : — Grisebach.
Irland 44 . 960 Mackay.
Balearen 30 : 600 Cambessedes.
Pantellaria 12 : — m. msc. ex Gussone.
Berberei 168 : 3000 m.
Palästina 78 : — m. (42 coll. Saulcy).
Sinai 15 : 223 Bové.
Egypten 43 : 845 Delile.
Algier 62 : 1438 Desfontaines.
Nordostafrika 66 : — m.
Azoren 14 : 396 Watson.

Im Allgemeinen sind ihre Genera sehr local und selten dürfte eine so grosse Zahl von Genera auf bestimmte Länder einer Flora beschränkt sein wie hier. Von den 172 Gen.

Tripolitanien 18 : 279 Viviani.
Madeira 34 : 653 Lehmann.
Canarien 31 : 974 Webb.
Capverden 9 : 438 Schmidt incl. cult.
Biskra 48 : 560 Cosson.
Thebais 14 : — Webb. Florula aegyptiaco-arabica (unvollendet).
Abyssinien 27 : 3000 Richard (10 : 1153 Schimper et Braun).
Britisch Nordamerika 109 : 2412 Hooker.
Verein. Staaten ven Nordamerika 218 : — Torrey et Gray.
Südl. Ver. Staaten 17 : — Drummond.
Nordstaaten 44 : 2125 Torrey.
Sitcha 5 : 909 Bongard.
Zuñi 6 : — Sitgreaves.
Arkansas 28 : 1100 Lesquereux.
New-York 31 : 1452 Torrey.
Nordoststaaten 66 : — „ incl. cult.
Osttexas 11 : 550 Wrigth.
coll. Geyer 21 : —
coll. Lindheimer 11 : —
Californien 23 : 671 Beechey.
coll. Whipple 86 : —
Westmexiko 1 : — Seemann.
Britische Antillen 6 : (2 eingeführt) — Grisebach.
Cuba 2 : — Richard (Ramon de la Sagra).
Columbia 21 : — Brereton.
coll. Hartweg 7 : 660 (Quito-Popayan).
Neu-Granada 19 : — Triana.
Salinas coll. Jameson 7 : 193.
Chili 87 : 2200 (incl. cult. Gay).
Wüste Atacama 15 : 414 Philippi.
Südbrasilien 9 : — St. Hilaire.
Fuegien 8 : 330 Hooker.
Juan Fernandez 1 : 48 Bertero (100 Philippi).
Falklandinseln 4 : 119 Hooker.
Cap 104 : — Harvey et Sonder.
Australien 52 : — Fl. A. (incl. Tasm. sonst 49).
Ostaustralisn 47 : — m. msc.
Nordaustralien 3 : — Fl. Austr.
Queensland 5 : — Fl. A.
Neusüdwales 27 : — Fl. A.
Viktoria 29 : — Fl. A.
Südaustralien 25 : — Fl. A.
Westaustralien 8 : 1805 Preiss. (20 : — Fl. Austr.)
Tasmanien 14 : 1063 Hooker (14 : — Fl. A.).
Neuseeland 8 : 738 „
Aukland et Campbellinseln 4 : 94 Hooker.

(und 2200—1200 Sp.) kann man gut zwei Drittel als local bezeichnen, wenn man hiezu den Massstab anderer Familien nimmt und Länder als Einheiten bezeichnet.

Die Hauptmasse der Genera ist mediterran (im weiteren Sinne excl. mehr als ein Drittel.[1])

Kerguelen 1 : 18 Hooker.
Tristan d'Acuñha 1 : 33 Carmichael.
Argentinische Flora 27 : — m.
Mauritius 3 : 725 Bojer.
Galopagos 8 : 332 Anderson.
Taiti 2 : — Guillemin.
coll. Williamson 6 : —
coll. Wrigth II. 26 : — I. 16 : —
coll. Heller 4 : — (alpines Centralmexiko).
Armenien 90 : — m. msc.
coll. Müller I. 9 : — (Südaustralien).

[1]) Exclusive Genera sind in:

Persien: Diceratella, Graellsia, Buchingera, Alyssopsis, Didymophysa, Brossardia, Tetrapterygium, Fortuynia, Zerdana (alles Boissier'sche Gen.), Physalidium Fenzl.
Afganistan: Physorhynchus Hooker, Pyramidium Boiss., Diptychocarpus Trautv. (mit Turcz.).
Songarien: Cryptospora Karelin-Kirilov, Spirorhynchus Karelin-Kirilov, Stroganovia Karelin-Kirilov, Stubendorfia Schrenk.
Die Gegenden am Caspischen Meere: Pugionium Gärtn., Streptoloma Bunge, Lachnoloma Bunge.
Kirgisensteppe: Cithareloma Bunge.
Sibirien: Redovskia Cham., Tetrapoma Turcz., Macropodium Br. (Altai.)
Kurilen: Odontocyclus Turcz.
Nordchina: Orychophragmus Bunge.
Himalaja: Atelanthera Hook. f., Loxostemon Hook., Lepidostemon Hook., Christolea Camb.
Tibet: Dilophia Thomson.
Kleinasien: Coluteocarpus Boiss., Andrzejowskia Reichb. (theilweise), Eunomia DC., Boreava Jaub. Spach., Sobolewskia Bieberstein, Čichačevia Boiss. (Armenien.)
Syrien: Campyloptera Boiss., Texiera Jaub.
Arabien: Schouwia DC. (mit der Sahara).
Tunis: Anemosperma Hook., Stenophyton Cosson (beides zunächst Wüstenformen).
Algier: Lonchophora Durieu, Muricaria Desv., Psychine Desf.
Tanger: Hemicrambe Webb.
Sicilien: Bivonea DC.
Spanien: Guiraoa Cosson, Boleum Desv.. Euzomodendron Coss., Vella L. (alles nach H. et B.)
Canarien: Carolinia Webb.
Florida: Warea Nutt.
Texas-Arkansas: Solenia Nutt.
Nordmexiko: Greggia A. Gray, Dryopetalum, Synthlispis A. G.
Mexiko: Sphaerocardamum Schauer.
Californien: Lyrocarpa Harvey, Stanleya Nutt., Pachypodium Nutt., Tropidocarpum Hooker.
Oregon: Platyspermum Hooker.
Neu-Granada: Stenonema Hook., Porphyrocodon Hook. f.
Peru: Mancoa Wedd.
Cap: Heliophila L Chamira Thbg., Carponema E. M., Brachycarpaea DC., Palmstruckia Sond., Cycloptychis E. Meyer

Eine geringe Zahl von ihnen ist arktisch[2]) oder alpin[3]), doch darf man hiezu die montanen Formen wärmerer Länder nicht zählen, die den mediterranen ähneln. Die montanen Formen in den Tropen sind sämmtlich nordischen Ursprungs,[4]) wie dies meistens der Fall zu sein pflegt. Ueberhaupt gibt es wenig exclusiv und stricte antarktische Formen[5]), ausser am Cap.[6])

In Amerika ist die Familie seltener und unbedeutender als in Europa.[7])

XII. Die Cappari deen zählen bei Hooker und Bentham jetzt 23 Genera und 300 Species; fast alle sind tropisch, doch ist Capparis spinosa mediterran, Polanisia graveolens geht bis Montreal, Wislicenia Engelm. nach Neumexiko, Isomeris und Oxystylis Nutt. nach Californien.

Chili: Hexaptera Hook., Decaptera Turcz., Schizopetalon Sims.
Australien: Menckea Lehmann, Geococcus Drummond, Stenopetalum Brown, Blennodia Br.
Kerguelen: Pringlea Hook.

[2]) Ausser den angeführten noch exclusiv: Morettia, Anastatica, Ricotia, Farsetia, Aubrietia, Malcolmia, Savignya, Moricandia, Carrichtera, Jonopsidium, Aethionemo, Heldreichia, Peltaria, Clypeola, Moriera, Schimpera, Ochthodium, Zilla, Rapistrum, Enarthrocarpus, Erucaria, Anchonium, Parlatoria, Chorispora, Sterigma etc.

[3]) Eutrema zum Theile (der Rest alpin, Sibirien bis Himalaja).

[4]) Parrya zum Theile (der Rest arktisch).

[5]) So z. B. in Java (Nasturtium, Cardamine), Bourbon (Cardamine), Madagaskar etc.

[6]) So z. B. Pringlea, die andinen Formen, Neuseeland — wo vielleicht die südlichen Alpen noch Mehreres enthalten.

[7]) Nach einem häufigen Gesetze sind fast alle Cruciferen am Cap besondere Genera — wie die angeführten, mit Ausnahme von einigen ubiquitären (Lepidium, Sisymbrium) und entschieden antarktischen (Turritis Dregeana, Arabis nudicaulis, Cardamine africana).

[8]) Exclusive sind nur 23 Genera, zumeist nordamerikanisch, da der Wüsten- und Steppentypus der Familie besonders zusagt.

XII. Europa 8 : 9588 Nyman.
Capverden 2 : 414 Schmidt.
Palästina 3 : — m.
Florula sinaitica 6 : 223 Bové.
Abyssinien 16 : 3000 Richard.
Mozambik 15 : — Klotzsch (coll. Peters).
Nordostafrika 11 : — m.
Biskra 3 : 560 Cosson.
Tripolitanien 1 : 279 Viviani.
Berberei 4 : 3000 m.
Nordpersien 3 : — Buhse.
Arabien 6 : 45 (coll. Bové, Hedžas, Yemen).
Flora Rumel. Bithyn. 2 : —
Flora Indiae batavae 29 : 9118 Miquel.
Sumatra 4 : 2642 „
Java 16 : 4646 „
Timor 11 : — Spanoghe.
Mauritius 2 : 725 Bojer.
Yemen 11 : — Forskåhl.
Armenien 1 : — m. msc.

Sie fehlen allen arktischen, antarktischen, nordischen, montanen und gemässigten Floren; so Neuseeland, Tasmanien (Hooker), Chili (Gay), wo sie erst in der Atakamawüste auftreten (Philippi, Cleome chilensis DC.), Mongolien, Amurland, Canarien etc. Doch ist Capparis obovata nach Royle in Cunawur, Polanisia und Gynandropsis gehen im Himalaja bis 6000′.

Sie sind zumeist charakteristisch für die subtropischen Gegenden, zumal für die Wüstenregion, wo sie oft die typischen Pflanzen bilden.

Nigerflora 28 : — unvollständig.
Cap 25 : — Harvey et Sonder.
Vorderindische Halbinsel 31 : Wrigth.
Ceylon 16 : — Thwaites.
Australien 16 : — m. (19 Fl. Austr.)
Westaustralien 3 : — Fl. A.
Nordaustralien 13 : — „
Queensland 13 : — „
Neusüdwales 5 : — „
Victoria 1 : — „
Südaustralien 1 : — „
Verein. Staaten von Nordamerika 11 : — Torrey et Gray.
New-York 1 : — Torrey.
Nordwestmexiko 1 : — Seemann.
Zuñi 1 : — Sitgreaves.
coll. Geyer 1 : — (Cleome integrifolia).
Britische Antillen 22 : — Grisebach (incl. Moringeen).
Nordoststaaten 1 : — Torrey.
Flora bor.-americana 3 : — Hooker.
Südl. Ver. Staaten 1 : — Drummond.
Arkansas 5 : 1100 Lesquereux (cum Nutt., sonst 1).
coll. Wrigth II. 3 : — (Sonora bis Paso), I. 4 : —
„ Whipple 3 : —
„ Parke 7 : —
Panama 4 : 1068 Seemann.
coll. Hartweg 2 : 660 (Quito, Bogot, Popayan).
Neu-Granada 48 : — Triana.
Gujana 40 : 3254 Schomburgk.
Oceanien 3 : — Endlicher.
Filippinen 9 : 928 Blanco.
Taiti 3 : — Guillemin.
Nordostafrika 10 : — m.
Pantellaria, Lampedusa 1 : — m.
Griechenland 4 : — m.
Flora Rossica 4 : 6112 Ledebour.
Krym 2 : 1521 „
Kaukasus 3 : — „
Nordchina 1 : — Bunge.
Buchara 1 : 1500 Lehmann.
Peking 1 : 768 Maximowicz.

Am reichsten ist Amerika: (die bereits erwähnten excl.) Tovaria, Morrisonia, Steriphoma, Cristatella, Cleomella, Dactylaema, Atamisquea, dann Afrika: Cadaba, Boscia, Physanthemum, Ritchiea, Maerua, Niebuhria, Thylachium.

Auch Australien fehlen sie nicht (excl. Emblingia, Apophyllum, Arten von Cleome, Capparis (Busbeckia Endl., Roeperia Müll.), von denen eine Art durch einen auffälligen tonnenförmigen Wuchs (wie Bombax und Delabechea) in Nordwestaustralien hervortritt.

Locale Genera sind: Oxystylis, Isomeris in Californien, Wislizenia in Neumexiko, Dactylaena in Brasilien, Apophyllum in Australien.

XIII. Die Resedaceen zählen bei Hooker nur 30 Species in 6 Gen., bei Johannes Müller aber 60.

Sie sind fast exclusiv mediterran, bis auf 4 Species (3 bei Hooker) am Cap und 1 in Californien (Oligomeris glaucescens) bei Chihahua (Pl. Wrigth, Ellimia ruderalis bei Torrey et Gray), welche letzte Hooker und Bentham für vielleicht eingeführt halten. Sie fehlen somit dem übrigen Amerika, Australien, Oceanien, Nord- und Ostasien, Mittelafrika. Die Nordgränze ist jetzt schon schwer zu bestimmen, da z. B. Reseda luteola eine im Mittelalter verbreitete Culturpflanze war (verwildert z. B. noch in New-York), so wie jetzt die Reseda odorata (z. B. in Chili, Gay). Jetzt geht Reseda luteola bis Südschweden (Gothland, Nyman), über Liefland zum Caucasus und die Südgränze von Abyssinien nach Indien; Ceylon scheinen sie zu fehlen (Thwaites), sowie der Flora Indiae batavae, der Nigerflora etc.)

XIII. Europa 20 : 9570 Nyman,
davon 17 in Spanien.
Britannien 3 : — Hooker.
Griechenland 7 : — m.
Flora Rumel. Bithyn. 6 : — Grisebach.
Madeira 1 : 653 Lowe.
Canarien 4 : 974 Webb.
Azoren 2 : 400 Watson.
Capverden 1 : 415 Schmidt (Caylusea canescens).
Abyssinien 3 : — 3000 Richard.
Cap 4 : — Harvey et Sonder.
Egypten 8 : 845 Delile.
Thebais 4 : — Webb. Florula aegyptiaco-aethiopica).
Indien 1 : Wigth. (Nilgeries Reseda alba L. als undata L.)
Nordpersien 6 : — Buhse.
Flora rossica 7 : 6112 Ledebour.
Kaukasus 5 : — „
Armenien 4 : — m.
Krym 3 : 1521 Ledebour.
Palästina 9 : — m.
Florula sinaitica 3 : 225 Bové.
Armenien 4 : — m.
Pantellaria nur R. luteola (Guss.) cult.
Nordostafrika 17 : — m.
Biskra 7 : 560 Cosson.
Berberei 17 : 3000 m. (mehrere zweifelhafte Species).

Es sind vorherrschend Wüstenpflanzen (Oligomeris, Caylusea, Ochradenus etc.)

XIV. Eine ebenso eigenthümliche Verbreitung haben die gleichfalls meist mediterranen Cistineen (4 Gen. 60—200 Sp.).

Die Genera Lechea und Hudsonia gehören exclusiv Nordamerika an; einige Helianthemum-Arten Südamerika, auch gehen sie in Europa nördlicher (Helianthemum marifolium und italicum bis Oeland, H. vulgare bis an die Gränze von Lappland, fumana bis Gothland) als das mediterrane Gebiet reicht. Sie fehlen somit Oceanien (Neuseeland), Australien, allen tropischen Gegenden, Afrika südlich von Abyssinien, sowie allen nordischen Gegenden (selbst noch dem Amurland, Centralasien).

Das Häufigkeitsmaximum der Species ist aber doch mediterran.

XIV. Europa 81 : 9570 Nyman.
Scandinavien 3 : Fries, 4 Nyman.
Britannien 3 — Hooker.
Deutschland 6 : — Nyman.
Südfrankreich 27 : — „
Spanien 74 : — „
Portugal 34 — „
Nordostafrika 7 : — „
Biskra 7 : 560 Cosson.
Castilien 31 : 1940 Colmeiro.
Flor. Rum. Bithyn. 15 : — Grisebach.
Pantellaria 6 : — m. (Lampedusa 4) ex Guss.
Balearen 12 : 60.) Cambessedes.
Flora Rossica 10 : 6112 Ledebour.
Krym 6 : 1521 „
Caucasus 7 : — „
Madeira 1 . 653 Lowe.
Canarien 8 : 974 Webb.
Thebais 2 : — Webb.
Capverden 1 : 415 Schmidt (Hel. gorgonense).
Nordpersien 2 — Buhse.
Songarien 1 : — Ledebour.
Palästina 13 : — m.
Sinai 2 : 223 Bové.
Tripolitanien 6 : 279 Viviani.
Flora boreali-americana 4 : 2412 Hooker.
Verein. Staaten 12 : — Torrey et Gray.
Südöstl. Verein. Staaten 4 : — Drummond.
New-York 6 : — Torrey.
Norden der Verein. Staaten 7 : — Torrey.
Obere See 1 : — Agassiz (Hel. canadense).
Arkansas 2 : — Lesquereux.
Columbia 1 : — Brereton.
coll. Schiede 2 : —
Nordwest-Mexiko 1 : — Seemann (Hel. glomeratum noch in Tepic, Belcher).
Centralmexiko 1 : coll. Hartweg „
Guatemala 1 : — coll. Sulphur (Lechea Skinneri).

XV. Die Violarineen (21 Gen. 240 Sp. incl. Sauvagesien) sind in der Mehrzahl der Genera tropisch (17 — alle ausser Viola, Melicytus, Hymenanthera, Sauvagesia) nicht so sehr (zur Hälfte) in den Arten, da das Genus Viola $\frac{9}{12}$ der Arten zählt.

Die Mehrzahl der Genus ist im tropischen Amerika: excl. Corynostylis, Noisettia, Anchietea, Schweiggeria, Amphirchoa, Papayrola, Leonia, Gloiospermum, Tetrathylacium, Lavradia, also fast die Hälfte aller Genera, auch ist die Mehrzahl der Species in Amerika (fast die Hälfte). Ein zweites Maximum der Genera ist im indischen Archipel und Oceanien: excl. Agation (Neu-Caledonien, Fitschiinseln), Isodendrion (Sandwichsinseln), Schuurmannsia, Neckia; dann die antarktischen Hymenanthera (Australien, Neuseeland) und Melicytus (Neuseeland, Norfolkinsel). In Afrika, Continentalasien, Australien, Europa sind sie nicht sehr häufig.

Chili 2 : — Gay (andin).
Südbrasilien 1 : — St. Hil. (Hel. brasiliense).
Argentinien 1 : — m. (Pampas).
Dalmatien 11 : — Viviani.
Sicilien 23 : — Nyman.
Griechenland 16 : „
Italien 33 : — „ (excl. Sicilien).
Berberei 56 : — 3000 m.
XV. Europa 56 : 9570 Nyman.
Britannien 6 : — Hooker.
Arktische Gegenden 3 : 402 Martens.
Labrador 4 : 168 Meyer.
Flora Rossica 40 : 6112 Ledebour.
Kamtschatka 5 : — „
Songarien 21 : — „ reg. 8.
Nordural 4 : 262 Ruprecht.
Ajan 2 : 834 Tiling.
Flora Ochotensis 5 : — Middendorff.
Nordchina 1 . — Kirilov, 2 : — Bunge.
Mongolien 1 : 420 Maximowicz.
Amurland 14 : 880 „
Peking 6 : 768 „
Japan coll. Perry 6 : —
Nordpersien 5 : — Buhse.
Caucasus 15 : — Ledebour.
Reliq. Lehmannianae 5 : 1500.
Siča 1 : 299 Bongard.
Russisch Amerika 3 : — Ledebour.
Flora boreali-americana 22 : 2412 Hooker.
Nordoststaaten 20 : — Torrey (incl. der eingeführten).
coll. Whipple 9 ; —
New-York 16 : — Torrey.
Vereinigte Staaten 37 : — Torrey et Gray.
Arkansas 8 : — Lesquereux.
Krym 6 : 1521 Ledebour.
Sibirien 28 : —
Madeira 4 : 653 Lowe.

Doch scheinen sie nirgends absolut zu fehlen, wenigstens nicht in grösseren Ländern (ausser Wüstenfloren z. B. Nordostafrika (excl. des cult. Veilchens), Sinai (Bové).

Sie fehlen übrigens auch nicht arktisch-alpinen Gegenden, bis an die Vegetationsgränzen; ebensowenig als den antarktisch-andinen Gegenden.

Azoren 3 : 400 Watson.
Canarien 5 : 974 Webb.
Plantae Wrigth. II. 2 : —
Palästina 3 : — m.
Centralmexiko 2 : — Hartweg (Viola).
Südl. Verein. Staaten 17 : — Drummond.
Flora Rumel. Bithyn. 9 : —
Nordwestmexiko 1 : — Seemann (Viola Hookeriana).
Indien 17 Sp. Viola (Royle).
Halbinsel Indien 6 · — Wrigth.
Britische Antillen 5 : — Grisebach.
Cuba 1 : — Richard.
coll. Hartweg (Quito-Bogota) 6 - 600.
Nigerflora 8 : — Hooker.
Mozambik 1 : Peters.
Abyssinien ? : Richard.
Berberei 1 : 3000 m. (montan).
Cap 6 : — Harvey et Sonder (incl. Natal, 3 Jonidium).
Neugranada 21 : — Triana.
Flora Indiae batavae 24 : 9118 Miquel.
Java 13 : 4646 Miquel.
Sumatra 13 : 2642 Miquel.
Sandwichsinseln 5 : — Asa Gray (Bot. U. S. E. Exped. von Beechey.)
Chili 24 : — Gay (incl. Magellansstrasse).
Atacamawüste 3 : 414 Filippi.
Argentinische Flora 4 : — m.
Westaustralien 3 ; — Fl. Austr.
Ostaustralien 11 : — Fl. A. (incl. Tasmanien).
Nordaustralien 2 : — Fl. A.
Queensland 4 : — „
Neusüdwales 8 : — Fl. A.
Victoria 7 : — Fl. A.
Südaustralien 3 : — Fl. A.
Neuseeland 7 : 730 Hooker.
Tasmanien 3 : 1063 „ 5 : — Fl. Austr.
Fuegien 4 : 330 „
Südbrasilien 41 : — St. Hilaire.
Ceylon 9 : — Thwaites.
Foederaldistrikt Columbia 11 : Brereton.
Panama 4 : 1088 Seemann.
New-York 16 : — Torrey.
Norden der Verein. Staaten 17 : — Torrey.
coll. Geyer 4 : — (Oregon).

XVI. Die kleine Familie der Canellaceen (2 Gen. 4 Sp.) ist rein tropisch-amerikanisch, 2 Species auf den Antillen, 1 in Brasilien, 1 in Columbien.

XVII. Die Bixineen (incl. Pangium, Flacourtianeen, Hydnocarpus) zählen bei Hooker et Bentham 29 Gen. mit 160 Sp. Die Pangieen (7 Gen. 11 Sp.) gehören der alten Welt an (incl. Hydnocarpus), die Oncobeen (4 Gen. 22 Sp.) Afrika und Amerika.

Die ganze Familie ist rein tropisch und erreicht in Nord-Mexiko und am Cap ihre Gränzen (dort Cochlospermum, Amoureuxia, hier Dovyalis, Kiggelaria). Sie fehlen somit Europa, Nord-Asien bis Japan (Hisingera racemosa), Mittel- und Westasien, Nordafrika, Nordamerika, allen montanen und antarktischen Gegenden (Neuseeland), und sind in Australien nicht häufig (kaum ein halb Dutzend im Norden), sowie in Oceanien.

Sie scheinen in Amerika (über 50 Species) und Afrika (c. ebenso), häufiger wie in Asien, doch ist, was die excl. Genera betrifft, das Verhältniss 9 in Amerika, 7 in Afrika, 7 in Asien. Lokale Genera sind: Ludia, Aphloia auf den Maskarenen, Rawsonia in Natal, Peridiscus in Nordbrasilien, Azara in Chili, Pangium, Bergsmia, Taraktagenos, Bennetia in Java, Dovyalis, Trimeria, Kiggelaria am Cap, Trichadenia in Ceylon, Gynocardia in Indien.

---

coll. Sulphur 1 : — (Südcalifornien — Jonidium).
Jameson coll. Salinas 1 : 193.
Hongkong 2 : 111 Belcher.
Gujana 20 : 3254 Schomburgk.
coll. Wrigth II. 2 : — (Jonidium), I. 1 ; — (Jonidium).
coll. Williamson 8 . —
„ Schiede II. 2 : —

XVI. Cuba 1 : — Richard.

XVII. coll. Wrigth. II. 2 : — (Amourensia Wrigthii in Texas), II. 2 : —
Britische Antillen 6 : — Grisebach.
Cuba 5 : — Richard.
Nordwestmexiko 2 : — Seemann.
Chili 8 : — Gay (12 Hook. et Benth.).
Abyssinien 2 : 3000 Richard.
Mozambik 2 : — Peters.
Nigerflora 5 : — Hooker.
Ceylon 15 : — Thwaites.
Halbinsel Indien 10 : — Wrigth.
Flora Indiae batavae 23 : 9118 Miquel.
Java 13 : 4646 „
Sumatra 12 : 2642 „
Australien 8 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 3 : — „
Queensland 3 : — „
Neusüdwales 3 : — „
Cap 15 : — Harvey et Sonder.
coll. Hartweg (Quito etc.) 1 : 660.
Panama 2 : 1060 Seemann.
Mauritius 12 : 723 Bojer.
Gujana 6 : 3254 Schomburgk.
Juan Fernandez 1 : 100 Filippi.

XVIII. Die Pittosporeen (9 Gen., 90 Spec.) haben ausser Pittosporum alle Gen. excl. in Australien und die Mehrzahl der Species. Von Australien aus erstrecken sie sich bis Afrika (bis zu den Canarien — Pittosporum coriaceum), ins wärmere Asien, durch Oceanien bis Neuseeland; sie fehlen aber ganz Amerika, Europa, Nordafrika (selbst z. B. der Nigerflora) und allen kältern Gegenden.

XIX. Die kleine Familie der Tremandreen ist rein australisch, von den 3 Gen. und 24—30 Spec. ist noch keine ausser Australien und Tasmanien gefunden worden.

XX. Die Polygaleen sind bei Hooker et Bentham 15 Genera und 400 Spec. stark. Sie sind alle in wärmern Gegenden und fehlen allen kalten. Die nördliche gemässigte Zone hat nur Polygalaarten, von denen 2 in Europa die Gränze von Lappland erreichen (vulgaris

---

XVIII. Macao 2 : — Beechey.
Bonininseln, Liukiuinseln 1 : — Beechey (Pittosporum pauciflorum).
Fitschiinseln 6 : — A. Gray USEE.
Taiti 1 · — Guillemin (P. undulatum).
Sandwichsinseln 3 : — USEE.
Ostaustralien 54 : — m.
Plantae Müllerianae 15 : — (Linnaea).
Australien 42 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 4 : — „
Queensland 11 : — „
Neusüdwales 12 : — „
Victoria 9 : — „
Südaustralien 6 : — „
Westaustralien 13 : 1805 Preiss, 25 : — Fl. Austr.
Neuseeland 10 : 730 Hooker.
Tasmanien 6 : 1063 „ Fl. Austr.
Halbinsel Indien 3 : — Wigth.
Ceylon 2 : — Thwaites.
Himalaja 1 : — coll. Hoffmeister.
Flora Indiae batavae 6 : 9118 Miquel.
Java 2 : 4646 Miquel.
Sumatra 1 : 2642 Miquel (Pitt. densiflorum).
Neu-Guinea 3 : — „
Abyssinien 1 : 3000 Rich. (Pitt. abyssinicum).
Cap 1 : — Harvey et Sonder. (Pitt. viridiflorum Sims.)
Madagaskar 7 : — Tulasne (Fragmenta fl. m.)

XIX. Australien 21 Sp. : — Fl. Austr.
Queensland 1 : — „
Neusüdwales 1 : — „
Ostaustralien 4 : — m.
Victoria 5 : — Fl. A.
Südaustralien 1 : —
Westaustralien 15 : 1805 Preiss, 14 : — Fl. A.
Tasmanien 4 : 1063 Hooker (Tetratheca Gunnii, excl. 3 : — Fl. A.)

XX. Europa 23 : 9570 Nyman.
England 1 : — Hooker.

und austriaca), andere Finnland, Daurien; eine (comosa Schkuhr. bei Ledebour) Kamtschatka. Die südliche Halbkugel hat mehr Arten als die nördliche, da das Cap (ohne Südamerika und Australien) schon fast ein Viertel aller Arten zählt. Die Tropen sind reicher an Arten und Gen. als die gemässigten Gegenden (im Süden 5 Gen.), während 9 Gen. excl. tropisch sind.

Eine seltene doppelte Ausnahme bildet das Genus Mundtia, von dem eine Species am Cap und eine in Südbrasilien lebt.

Locale Genera sind Badiera in Westindien, Muraltia am Cap, Comesperma in Australien, Phlebotaenia in Cuba, Trigoniastrum in Penang und Sumatra, Carpolobia im tropischen Westafrika.

Flora Rumel. Bithyn. 6 : — Grisebach.
Flora Rossica 8 : 6112 Ledebour.
Deutschland 9 : — Nyman (vergleichsweise).
Griechenland 6 : — „ „
Italien 11 : (sensu lat.) — „
Spanien 9 : — Nyman „
Dalmatien 5 : — „
Krym 5 : 1221 Ledebour.
Caucasus 6 : — „
Sibirien 4 : — „
Mongolien 1 : 420 Maximowicz.
Amurland 2 : 880 Maximowicz.
Peking 3 : 768 „
Nordchina 2 : — Kirilov, 2 : — Bunge.
Armenien 5 : — m.
Nordpersien 3 : — Buhse.
Reliquiae Lehmannianae 2 : —
Sinai 1 : 2231 Bové (Pol. spinescens).
Kaschmir 2 excl. (Jacquemont).
Indien 30 Spec. Royle (9 Himalaja).
Khasiaberge 26 : 2264 Hooker.
Flora Indiae batavae 17 : 9118 Miquel.
Java 14 : 4646 „
Sumatra 12 : 2642 „
Philippinen 2 : 928 Blanco.
Japan coll. Perry 1 : — (Pol. japonica).
Ceylon 9 : — Thwaites.
Halbinsel Indien 13 : — Wigth.
Ostaustralien 15 : — m.
Australien 29 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 7 : — „
Queensland 9 : — „
Neusüdwales 6 : — „
Victoria 7 : — „
Südaustralien 2 : — „
Westaustralien 14 : — „
Tasmanien 4 : 1063 Hooker, dto. Fl. Austr.

Sie fehlen Neuseeland (Hooker), dem Nordosten der Vereinigten Staaten (Torrey) und mehreren Wüstenfloren.

XXI. Die kleine Familie der Frankeniaceen zählt bei Hooker et Bentham nur ein Geschlecht und 12—30 Species. Es ist eine Littoral- und Wüstenpflanzengattung von

---

Azoren 1 : 400 (Pol. vulgaris).
Capverden 2 : 415 Schmidt.
Abyssinien 8 : 3000 Richard.
Nigerflora 12 : — Hooker.
Mozambik 3 : — Peters.
Cap 92 : — Harvey et Sonder (51 Muraltia).
Berberei 6 : 3000 m.
Flora boreali-americana 7 : 2412 Hooker.
Nordoststaaten 13 : — Torrey.
Nordamerikanische Staaten 26 : — Torrey et Gray.
Südliche Staaten 14 : — Drummond.
Panama 8 : 1033 Seemann.
Coll. Sulphur 1 : — Südcalifornien.
4 : — Mexiko-Guyaquil.
Coll. Wrigth II. 11 : —
Centralmexiko 6 : — Hartweg.
coll. Geyer 1 : — (Pol. alba).
Arkansas 3 : — Lesquereux.
Nordwestmexiko 7 : — Seemann.
Coll. Hartweg 6 : 660 Quito etc.
Columbia 9 : — Brereton.
coll. Whipple 8 : —
„ Williamson 1 : —
„ Schiede 6 : —
Neugranada 40 : — Triana.
Galopagos 2 : 237 Hooker, 4 : 332 bei Anderson.
Britische Antillen 13 : — Grisebach.
Cuba 5 : — Richard.
Atacamawüste 1 : 414 Filippi.
Argentinische Flora 9 : — m.
Chili 10 : — Gay.
Bahia 44 : 2804 Moricand.
Südbrasilien 69 : — St. Hilaire.
Gujana 32 : 3254 Schomburgk.
coll. Wrigth II. 11 : — I. 8 : —
XXI. Europa 6 : 9570 Nyman.
Flora Rossica 3 : 6112 Ledebour.
Südrussland 3 : — „
Krym 2 : 1521 „
Kaukasus 2 : — „
Britannien 2 : — Hooker.
Griechenland 3 : — m.
Pantellaria 2 : — m. Gussone (Frankenia pulverulenta, intermedia).

seltsamer Verbreitung, wo es sehr schwer ist, sich ein Centrum zu denken. Das Häufigkeitsmaximum der Species ist wohl unbedingt mediterran, doch scheint die Familie eine ubiquitäre Wüstenfamilie, die in tropischen und kalten Zonen fehlt, wie in feuchten Gegenden vielleicht überhaupt.

XXII. Die Caryophyllaceen gehören zu den schlechtest abgegränzten Familien in praxi. Hooker et Bentham zählen nur 35 Genera und 800—1200 Species. da sie die Paronychineen und Mollugineen als selbstständige Familien entfernen. Es sind hiedurch manche Familienzahlen, wo ich die Originalien (z. B. Zuccarini über Japan) nicht einsehen kann, ganz werthlos.

Lampedusa 2 : — m. Gussone (Frank. pulverulenta, laevis).
Flora Rumel. Bithyn. 1 : — Grisebach „
Flora Sinaitica 1 : 223 Bové „
Canarien 9 : 974 Webb.
Capverden 1 : 415 Schmidt (Fr. ericifolia).
Madeira 3 : 653 Lowe.
Nordpersien 1 : — Buhse.
Reliquiae Lehmannianae 1 : — Fr. hispida.
Nigerflora 1 : — Fr. pulverulenta (Senegal).
Cap 3 : — Harvey et Sonder.
Ostaustralien 4 : — m.
Westaustralien 1 : 1805 Preiss (Fr. fruticulosa).
Australien 7 : — Fl. Austr.
Westaustralien 7 : — „ Das übrige Australien bloss Fr. pauciflora DC.
Plantae Hügelianae 1 : — (Fr. pauciflora).
Tasmanien 1 : 1063 Hooker.
Nordamerikanische Staaten 1 : — Torrey et Gray.
coll. Whipple 1 : — Williamson 1 : — (Fr. grandifolia, Californien).
coll. Sulphur 1 : — Südcalifornien.
Chili 5 : — Gay.
Atakamawüste 2 : 414 Filippi.
Nordostafrika 3 : — m.
Biskra 4 : — Cosson.
Berberei 6 : 3000 m.
Azoren 2 : 400 Watson.
Tripolitanien 1 : 279 Viviani.
St. 1 Helena : — Roxb (Beatsonia).

XXII. Arktische Gegenden 32 : 402 Martens.
Europa 498 : 9570 Nyman.
Flor. bor. americ. 68 : 2400 (viele eingeführte Spec.)
Indien 90 Spec. Royle (80 Polycarpeen).
Dalmatien 21 : — Viviani.
Flora Rumel. Bithyn. 130 : — Grisebach.
Spanien 169 : — Nyman.
Britannien 68 : — Hooker.
Scandinavien 74 : — Fries (Summa vegetabilium).
Griechenland 152 : — m.

Im Allgemeinen fehlen sie fast nirgends, doch sind sie in den Tropen selten — natürlich mit Ausschluss der Gebirge. Die antarktischen Species sind wenig zahlreich. Die nördliche gemässigte Zone hat das Maximum und zwar bis zu den arktisch-alpinen Vegetationsgränzen.

Durch die ungewöhnlichen Contractionen bei Hooker et Bentham sind alle Genera unvergleichbar mit denen Anderer.

Eigentlich tropisch ist von allen Gen. nur Drymaria (amerikanisch bis auf 1 Species) und dem entsprechend ist auch das Artenminimum in den Tropen.

Flora Rossica 282 : 6119 Ledebour.
Krym 52 : 1521 „ reg. 5.
Kaukasus 148 : — „ reg. 6.
Nordural 19 : 262.
Italien 190 : — Nyman.
Pantellaria 16 : — m. (ex Gussone).
Azoren 12 : 400 Watson.
Madeira 20 : 653 Lowe.
Canarien 29 : 974 Webb.
Biskra 14 : 560 Cosson.
Tripolitanien 7 : 279 Viviani.
Island 23 : — Vahl.
Altai 81 : 2673 Ledebour.
Nordchina 6 ; — Bunge.
Mongolien 13 : 420 Maximowicz.
Peking 15 : 768 „
coll. Perry (Japan) 10 : — Maximowicz.
Amurland 26 : 880 „
Armenien 62 : — m.
Reliquiae Lehmannianae 65 : 1500.
Ajan 19 : 334 Tiling.
Flora Ochotensis 17 : 352 Middendorff.
Flora Taimyrensis 8 : 124 „
Nordpersien 65 : — Buhse.
Sikkim 30 : 2770 Hooker.
Palästina 59 : — m.
Ceylon 6 : — Thwaites (3 Polycarpeen).
Halbinsel Indien 17 : — Wrigth.
Capverden 2 : 438 Schmidt.
Berberei 113 : 3000 m.
Abyssinien 12 : 3000 Richard (Gebirge).
Nordostafrika 17 : — m.
Cap 32 : — Harvey et Sonder.
Westaustralien 5 : 1805 Preiss (theilweise eingeführt) 7 : — Fl. Austr.
Ostaustralien 10 : — m. (7000
Neuseeland 7 : 730 Hooker.
Tasmanien 10 : 1063 „ (11 : — Fl. Austr.)
Ascension 1 : 39 Lesson.
Aukland et Campbellinseln 2 : — Hooker.

Exclusiv sind antarktisch nur Colobanthus, Pycnophyllum, Lyallia, Microphyes. Gemein beiden Zonen sind Dianthus, Silene, Cerastium, Sagina, Spergularia etc., kurz die meisten weit verbreiteten Genera. Exclusiv in der nördlichen Zone sind Löflingia, Lychnis, in der alten Welt bloss Cucubalus, Holosteum und zwar mediterran (im weiteren Sinne), Ortegia, Queria, Buffonia, Saponaria, Drypis, Tunica, Velezia — wo also das Maximum der Genera auftritt, wie auch das Artenmaximum.

Die alte Welt ist artenreicher als die neue.

Die Zahl der localen Genera ist beträchtlich, ausser den angeführten: Acanthophyllum (Mittelasien), Uebelinia (Abyssinien), Brachystemma (Nepal), Thylacospermum (Centralasien), Schiedea (Sandwichsinseln), Cerdia (Mexiko), Pycnophyllum (andin), Lyallia (Kerguelen), Microphyes (Chili), Stipulicida (Nordamerika), Sphaerocoma (Yemen), dann Thuria (Kleinasien) also ein Drittel.

Kergueleninsel 1 : 18 Hooker.
Fuegien 8 : — „
Falklandinseln 7 : 119 D'Urville.
Juan Fernandez 2 : 48 Adr. Jussieu.
Chili 47 : 2200 Gay.
Mittelchili 14 : 760 coll. Gay.
Atacamawüste 8 : 414 Filippi.
Argentinische Flora 8 : — m.
Quito 13 : 608 Humboldt.
Galopagos 1 : 237 (Drymaria glaberima).
Britische Antillen 5 : — Grisebach.
Cuba 11 : — Richard.
Centralmexiko 1 : — Hartweg (Lychnis pulchra).
Jameson coll. Salinas 4 : 193.
Neu-Granada 18 : Triana.
Panama 2 : 1088 Seemann.
Nordoststaaten 47 : — Torrey (mit eingef. Sp.).
Südl. Verein. Staaten 16 : — Drummond.
Columbia 120 : — Brereton.
Siča 11 : 209 Bongard.
Mauritius 2 : 725 Bojer.
coll. Hartweg 7 : 600 (Quito etc.)
Arkansas 6 : — Lesquereux.
Gujana 2 : 3254 Schomburgk (Drymaria cordata, Polycarpea brasiliensis).
coll. Wrigth. II. 14 : —. I. 3 : — (Westtexas).
coll. Heller 9 : —
Labrador 11 : 168 Meyer.
Westeskimoland 14 : 242 Seemann.
Sinai 7 : 228 Bové.
New-York 27 : — Torrey (mit eingeführten).
Indien 60 Species : — Royle.
coll. Whipple 19 : —
„ Williamson 3 : —

XXIII. Die Portulaceen (15 Genera mit 125 Species bei Hooker et Bentham) haben ihr Maximum in Amerika (13 Genera excl., 8 Genera und wenigstens zwei Drittel aller Species). Obwohl sie zunächst Fettpflanzen und Wüstenpflanzen sind (so Lewisia, Calandrinia, Talinum, Anacampseros, Silvea, Spragaea etc.), so erreichen einige doch sehr kalte Gegenden, die Claytonia in Sibirien, Russisch-Amerika (Cl. unalascensis), und Montia fontana ist eine hydrophile Pflanze und nicht die einzige der Familie. Uebrigens wäre ihre Verbreitung sehr interessant für eine wissenschaftliche Erforschung der Vegetationsbedingungen (Tasmanien, Ochock, Quito, Neufundland, Californien, Siča, Westeskimoland etc.). Ebenso ist die weite Verbreitung des Portulaks bekannt (z. B. Cochinchina, China [Loureiro], Japan [Thbg.]).

---

coll. Schiede II. 12 : —
Südbrasilien 23 : — St. Hilaire.
Juan Fernandez 2 : 100 Filippi.
Australien 23 : — Fl. Austr. (ohne einige eingeführte Species).
Nordaustralien 9 : — Fl. Austr.
Queensland 6 : — „
Neusüdwales 6 : — „
Victoria 12 : — „
Südaustralien 8 : — „

XXIII. Europa 2 : 9570 Nyman.
Flora Rossica 13 : 6112 Ledebour.
Russich-Amerika 9 : — „
Sibirien 7 : — „
Krym 1 : 1521 „ (Portulaca).
Ajan 1 : 334 (Montia fontana.)
Pantellaria 1 : — m. „
Canarien 1 : 964 Webb. „
Capverden 1 : 438 Schmidt „
Palästina 1 : — m.
Berberei 2 : 3000 m.
Flora Rumelo-Bithynica 2 : — Grisebach.
Yemen 4 : — Forskåhl.
Halbinsel Indien 9 : — Wrigth.
Ceylon 7 : — Thwaites.
Nubien 12 : 392 Kotschy.
Nordostafrika 5 : — m.
Abyssinien 4 : 3000 Richard.
Mauritius 3 : 725 Bojer.
Nigerflora 6 : — Hooker.
Westeskimoland 3 : 242 Seemann (Montia fontana).
Siča 4 : 209 Bongard.
Verein. Staaten 26 : — Torrey et Gray.
Nordoststaaten 4 : — Torrey.
New-York 3 : — (Portulaca et Claytonia).
Flora boreali-americana 12 : 2200 Hooker.
coll. Wrigth. II. 8 : —. I. 8 : —
Nordwestmexiko 2 : — Seemann.



Die Familie hat ein zweites Maximum am Cap (2 Genera excl., 10 Species) und in Australien (16 Species). Selten ist sie in Asien, Nordafrika und Europa (bloss Portulaca und Montia), sowie unter den Tropen, besonders der alten Welt.

Gross ist die Zahl der localen Genera: Pleuropetalum auf den Galopagos, Portulacaria, Anacamperos am Cap, Grahamia in Argentinien (Wüstenpflanze), Talinopsis in Neumexiko, Spragaea, Calyptridium in Californien, dort und in Oregon Lewisia, Silvaea in der Atacamawüste, also fast zwei Drittel aller Genera.

Calandrinia gehört zu einer kleinen Gruppe von Formen, die Australien mit Amerika theilt, wie Claytonia (?), Drimys, Escalloniaceen etc. Ebenso ist Talinum in Südarabien (?) und Amerika.

XXIV. Die Tamariscineen verbindet Hooker et Bentham mit den Fouquieraceen (1 Genus, 3 Species, Mexiko) und Réaumuriaceen (2 Genera, 11 Species), so dass 5 Genera

---

Panama 1 : 1038 Seemann (Portulak).
Centralmexiko 1 : — Hartweg (Calandrinia).
Arkansas 2 : — Lesquereux.
Galopagos 2 : 237 Hooker.
Britische Antillen 7 : — Grisebach.
Gujana 8 : 3251 Schomburgk.
Chili 67 : — Gay (51 Calandrinia).
Atacamawüste 21 : 400 Filippi.
Fuegien 1 : — Hooker.
Kerguelen 2 : — Hooker.
Tasmanien 8 : — 1063 Hooker dto. Fl. Austr.
Neuseeland 2 : 730 „
Westaustralien 5 : 1805 Preiss, 11 : — Fl. A.
Ostaustralien 7 : — m.
Australien 24 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 11 : — Fl. Austr.
Queensland 5 : — „
Neusüdwales 5 : — „
Victoria 6 : — „
Südaustralien 7 : — „
coll. Lindheimer 7 : — (Texas).
Madeira 1 : — 653 Lowe (Portulak).
Azoren 1 : 400 Watson.
Amurland 1 : 880 Maximowicz.
Timor 5 : — Spanoghe.
coll. Whipple 9 : —
„ Parke 3 : —
Zuñi 2 : — Sitgreaves.
coll. Williamson 5 : — (Californien).
Südbrasilien 5 : — St. Hilaire.
Juan Fernandez 1 : 100 Filippi.
XXIV. Europa 6 : 9570 Nyman.
Flora Rossica 18 : 6112 Ledebour.
Flora Rumelo-Bithyn. 2 : — Grisebach.

und 40 Species zusammenkommen. Mit Ausschluss der Fouquieraceen sind sie mediterran im weiteren Sinne. In Europa geht Tamarix germanica bis ins südliche Lappland, in Afrika ist 1 Species am Cap (Harvey, Tamarix articulata), in Asien fehlen sie nur dem Norden, den Gebirgen (doch ist Myricaria elegans in Kunawur, bracteata in Kaschmir (Royle) und dem Südosten, sowie der Inselwelt, Tamarix chinensis ist in Japan vielleicht eingeführt).

XXV. Die Elatineen zählen in 2 Genera 20 Species und sind fast in der ganzen wärmeren Welt verbreitet. Doch ist Bergia mehr in tropischen, Elatine mehr in gemässigten Regionen.

Nordwestmexiko 1 : — Seemann (Fouquiera).
Caspische Gegend 9 : — Ledebour.
coll. Wrigth I. 1 : — (Fouquiera).
Caucasus 7 : —
Krym 2 : 1521 Ledebour.
Nordchina 3 : — Bunge.
Sinai 1 : 233 Bové (F. mammifera).
Palästina 4 : — m.
Halbinsel Indien 3 : — Wrigth.
Ceylon 1 : — Thwaites (F. ericoides).
Madeira 1 : 658 (T. gallica).
Orenburg-Buchara 8 : —
Berberei 8 : 3000 m.
Biskra 6 : 560 Cosson.
Nordostafrika 15 : — m. (viele zweifelhafte Arten).
Canarien 1 : 974 (T. canariensis — gallica, senegalensis s. a.)
Capverden 1 : 413 (T. senegalensis) Schmidt.
Abyssinien 1 : 5000 „ Richard.
Nigerflora 1 : — „ Hooker.
XXV. Europa 8 : 9570 Nyman.
Flora Rumel. Bithyn. 1 : — Grisebach.
Flora Rossica 3 : 6112 Ledebour (bloss in Mitteleuropa).
Azoren 1 : 400 Watson (E. hexandra).
Cap 4 : — Harvey (Bergia).
Halbinsel Indien 4 : — Wrigth.
Ceylon 2 : — Thwaites (Bergia).
Philippinen 1 : 928 Blanco (Bergia serrata).
Abyssinien 1 : 3000 Richard (Bergia abyssinica).
Senegal 1 : — Lancretia suffruticosa (Bergia HB.)
Flora Indiae batavae 1 : — Miquel (Elatine ammanoides).
Timor 1 : — „
Südbrasilien 1 : — St. Hilaire.
Australien 5 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 3 : — Fl. Austr.
Victoria 2 : — „
Queensland, Süd- und Westaustralien 1 : — (El. americana).
Nordoststaaten 1 : — Torrey.
Tasmanien 1 : 1068 Hooker (El. americana).
Neuseeland 1 : 730 „ „

Die Nordgränze ist in Nordamerika Connecticut, in Europa Finnland, Gothland (Nyman), Lappland (E. hydropiper — Fries [Summa]), im Amurland (E. triandra Schkuhr an der Ussurimündung, Maximowicz), im Süden fehlen sie wohl Fuegien.

XXVI. Die Hypericineen (8 Genera, 210 Species) sind mit Ausnahme der kalten Gegenden fast überall. Die Cratoxyleen (2 Genera, 13 Species) und Visnieen (4 Genera, 29 Species) sind rein tropisch, die ersteren afrikanisch (Eliaea — 1 Species in Madagaskar) — asiatisch, die zweiten afrikanisch-amerikanisch. Die eigentlichen Hypericeen sind in der nördlichen, gemässigten Zone am zahlreichsten, in den Tropen montan, selten in der südlichen Zone.

New-York 1 : — Hooker (El. americana).
Verein. Staaten 1 : — Torrey et Gray (Elatine americana).
Plantae Wrigthianae coll. 1 : — (El. texana), II. coll. 1 : — (El. americana).
Chili 2 : — Gay.
XXVI. Europa 52 : 9570 Nyman.
Flora Rumel.-Bithyn. 17 : — Grisebach.
Flora Rossica 25 : 6112 Ledebour.
Caucasus 15 : — „
Armenien 8 : — m. „
Krym 6 : 1521 „
Sibirien 11 : — „
Kamtschatka 1 : — „
Flora Ochot. 1 : — 352 Middendorff (H. Gebleri).
Nordural 1 : 262 (H. quadrangulum).
Japan coll. Perry 1 : —
Reliquiae Lehmannianae 5 : 11100.
Pantellaria 2 : — m.
Madeira 10 : 653 Lowe.
Canarien 8 : 974 Webb.
Azoren 4 : 400 Watson.
Palästina 7 : — m. (coll. Saulcy 2 : —).
Sinai 1 : 228 Bové.
Nordchina 1 : — Bunge.
Macao 2 : — Beechey.
Himalaja 15 : — Royle.
Berberei 11 : 3000 m.
Abyssinien 6 : 3000 Richard.
Biskra 1 : 560 Cosson (H. tomentosum).
Nigerflora 7 : — Hooker.
Mauritius 1 : 725 Bojer (Harunga mad.)
Cap 3 : — Harvey.
Halbinsel Indien 4 : — Wrigth.
Ceylon 2 : — Thwaites.
Philippinen 3 : 928 Blanco.
Flora Indiae batavae 17 : 9118 Miquel.
Westaustralien 1 : 1835 Preiss (Brathys Billardieri, auch in Südaustralien [Behr]).
Australien 2 : — Fl. Austr. (Contraction).
Nordaustralien 1 : —

Die Nordgränze ist Neufundland, Winipepsee, Ochock, Nordural.

Locale Genera sind nur: Madagascar Eliaea, Haronga mit dem tropischen Afrika (z. B. Mosambik), wie Psorospermum, Endodesmia im tropischen Westafrika).

XXVII. Die Guttifereen (incl. Clusiaceen 24 Genera, 230 Species) sind exclusiv tropisch. Ihr Maximum fällt nach Amerika, das zweite nach Asien; das Minimum nach Oceanien und Afrika, Australien scheinen sie zu fehlen (ausser Calophyllum inophyllum auf Taiti, Sandwich, Liukiu etc. [ob cult.?], auch in Nordaustralien [Fl. Austr. Queensland] — ob eingeführt? [HB.]) Doch könnten sie noch im Norden vorkommen, da noch Neucaledonien das Genus Montrouzeria exclusiv besitzt.

Die Clusieen (10 Genera c. 110 Species) sind rein amerikanisch, wie die Quiineen (1 Genus, 12 Species), die Garcinieen (4 Genera mit 62 Species) gehören der alten Welt an, sowie die Mehrzahl der Calophylleen (c. 30) und Moronobeen. Calophyllum und Mammea sind bekanntlich Culturpflanzen. (Mammea americana verwilderte z. B. auf den Capverden [Schmidt]).

Ostaustralien 8 : — m.
Victoria 1 : — Fl. Austr.
Neusüdwales 2 : — m.
Queensland 1 : — Fl. Austr.
Plantae Hügelianae 1 : — (Hypericum pedicellare).
Flora boreali-americana 9 : 2400 Hooker.
Nordoststaaten von Amerika 19 : —
Nordamerika (Osten) 31 : — Pursh.
United-States 33 : — Torrey et Gray.
New-York 10 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 16 : — Drummond.
Arkansas 6 : — Lesquereux.
Plantae Wrigthianae coll. II. 1 : — (H. formosum in Neumexiko).
Britische Antillen 5 : — Grisebach.
Columbia 10 : — Brereton.
Cuba 3 : — Richard.
coll. Hartweg II. 6 : 660 (Quito etc.), IV. 3 : 170 (Loxa).
coll. Whipple 1 : —
coll. Schiede 5 : —
coll. Williamson 1 : — (Nordcalifornien).
coll. Schiede II. 1 : —
Südbrasilien 18 : — St. Hilaire.
Panama 3 : — 1063 Seemann.
Gujana 8 : 3254 Schomburgk.
Chili 1 : — Gay (Hypericum chilense, im Süden).
Neuseeland 2 : 730 Hooker.
Tasmanien 2 : 1063 „

XXVII. Brasilien 57 : — Planchon.
Britische Antillen 14 : — Grisebach.
Cuba 9 : — Richard.
Panama 10 : 1063 Seemann.
Peru 25 : — Planchon.

Besonders reich scheint Madagaskar (excl. Ochrocarpus 4 Genera, 5 Species von Symphonia, Chrysopia Thouars et auct.), 2 Rheedia, Xanthochymus etc. — Planchon 16 Species.

Ausser den genannten localen Genera ist noch Havetia, Pilosperma und Clusiella in Neu-Granada. Die Familie fehlt natürlich Europa, Nordafrika, Nord- und Mittelasien, vielleicht Südafrika, Nordamerika und dem kältern Südamerika.

Die Planchon'sche Monographie gestattet hier ein näheres Eingehen, das gegenwärtig sonst sehr schwer ist.

XXVIII. Die Ternströmiaceen begreifen bei Hooker und Bentham auch die Rhizoboleen (2 Genera, 11 Species), Marcgraviaceen (3 Genera, 24 Species), und Saurayeen (3 Genera, 70 Species), so dass im Ganzen 32 Genera und 260 Species herauskommen. Im Ganzen sind sie tropisch. Doch ist die Familie keineswegs so rein tropisch, wie die frühere, denn es gibt ganze aussertropische Formen, so Visnea (mocanera) auf den Canarien, Stachyurus (Japan, Himalaja), Actinidia (daselbst und in China; A. Kolomikta Ruprecht im Amurland), und zahlreiche Repräsentanten von Camellia, Gordonia, Stuartia etc. ausserhalb der Tropen. Doch scheint sich dies auf die nördliche Halbinsel zu beschränken.

Neu-Granada 37 : — Planchon.
Gujana 32 : 3254 Schomburgk. 35 : — Planchon.
coll. Hartweg III. 1 : 660 (Quito).
„ IV. Loxa 1 : 170 „
Nigerflora 1 : — (Pentadesma butyracea), 4 Species bei Planchon.
Mauritius 2 : 725 Bojer.
Halbinsel Indien 12 : Wrigth.
Indien 20 : — Planchon, sensu strict.
Ceylon 17 : — Thwaites.
Philippinen 8 : — Planchon.
Flora Indiae batavae 22 : 6112 Miquel.
Java 18 : 4646 Miquel.
Sumatra 25 : 2642 Miquel.
Hongkong 3 : — Planchon.
Macao 2 : — Beechey.
Liukiu 1 : — „
Südbrasilien 7 : — St. Hilaire.
Madagaskar 16 : — Planchon et Triana.
Neucaledonien 3 : — Planchon.

XXVIII. Virginien 1 : — Drummond (Stuartia virginica).
Verein. Staaten 4 : — Torrey et Gray.
Britische Antillen 7 : — Grisebach.
Cuba 4 : — Richard (1 Marcgravia).
Nordwestmexiko 2 : — Seemann.
Centralmexiko 1 : — Hartweg (Freziera).
coll. Schiede II. 2 : —
Panama 8 : 1063 Seemann (4 Marcgraviaceen).
Nigerflora 1 : — Hooker (Ochthocosmus africanus).
Ceylon 6 : — Thwaites.
Khasiaberge 14 : 2264 Hooker.

Es gibt zwei Maxima: in Ostasien und Südostasien (über 70 Species) und im tropischen Amerika (über 20 Species). Amerikanisch sind excl. die Rhizoboleen und Marcgraviaceen, sowie die Majorität der Bonnetieen (bis auf 1 Archytaea, Ploiarium Korthals, im indischen Archipel). Die Saurayeen sind excl. in Asien und Amerika.

Die Familie scheint Australien grösstentheils zu fehlen (vielleicht mit Ausnahme von Eurya), sowie Neuseeland und Oceanien (excl. Neucaledonien), sie ist selten in Afrika.

Natürlich fehlt sie Europa, Nord- und Westasien, Nordafrika und den antarktischen Gegenden, ja Australien ganz (Fl. Austr.).

Locale Genera sind Anneslea (im südlichen Hinterindien), Visnea, Pentaphylax (Südchina), Omphalocarpum (tropisches Afrika), Pelliciera (in Centralmexiko und Neu-Granada), Microsemma (Neucaledonien), Kielmeyera (Brasilien).

XXIX. Die Dipterocarpeen (12 Genera, 112 Species) bilden eine tropische Familie der alten Welt, zunächst Asiens, die in Afrika nur ein Genus (Lophira alata im Westen) hat und in Europa, Australien, Oceanien (mit Ausschluss von Neu-Guinea) wohl gänzlich mangelt. Doona, Monoperandra sind in Ceylon, Pachynocarpus in Borneo.

XXX. Die kleine Familie der Chlaenaceen (4 Genera mit 8 Species) ist bloss in Madagaskar.

XXXI. Die Malvaceen zählen bei Hooker et Bentham 59 Genera und 700 Spec. incl. der Bombaceen. Sie sind überall mit Ausschluss der alpinen, andinen, arktischen und

---

Sikkim 11 : 2770 Hooker.
Flora Indiae batavae 75 : 9118 Miquel.
Halbinsel Indien 7 : — Wrigth.
Japan coll. Perry 3 : —
Java 40 : 4646 Miquel.
Sumatra 47 : 2642 „
Macao 2 : — Beechey.
Liukiu 1 : — „
Gujana 40 : 3254 Schomburgk.
coll. Hartweg 1 : 600 (Quito).
Südcalifornien 19 : — St. Hilaire (2 Marcgraviae).

XXIX. Neu-Guinea 1 : — Endlicher (D. parviflorus).
Ceylon 31 : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 30 : 9118 Miquel.
Sumatra 25 : 2642 „
Halbinsel Indien 7 : — Wrigth.

XXXI. Europa 62 : 9576 Nymah.
Dalmatien 18 : — Viviani.
Flora Rumel. Bithyn. 16 : — Grisebach.
Pantellaria 4 : m. ex Gussone.
Flora Rossica 28 : 6112 Ledebour.
Caucasus 24 : — „
Sibirien 6 — „

antarktischen — kurz kalten Gegenden, denen ihre Organisation nicht zusagt (Island, Spitzbergen, Mongolei, Lappland, Ostsibirien [Fl. Ochot.]. Kamtschatka, Russisch Amerika etc.).

Sie haben ihr Maximum in den Tropen. Alle Subtribus — ausser den Malveen sind fast excl. tropisch, nur unter den Bombaceen sind die Fremontieen subtropisch amerikanisch (Californien, Mexiko). Auch von den Malveen sind eigentlich nur die Malveen und Malopeen aussertropisch, von den Sideen und Abutileen nur ein Theil. Die antarktischen Gegenden haben meist eigene Genera (Palava, Plagianthus, Hohenia, Christiania, Howittia), doch sind einige gemeinschaftlich mit der nördlichen Hälfte, besonders Genera der wärmeren Gegenden (Lavatera, Sida, Hibiscus).

Locale Genera sind Palava (Peru und Chili), Hoheria (Neuseeland), Howittia (Australien), Kydia (Indien), Goethea (Brasilien), Decaschistia (Indien), Julostyles (Ceylon), Thurberia (Mexiko), Montezuma (dto.), Cheirostemon (dto.), Fremontia (Californien), Cullenia (Ceylon), Lahia (Borneo), Coelostegia (Malakka).

Scandinavien 8 : — Nyman (7 bei Fries Summa).
Spanien 32 : — „
Griechenland 23 : — „
Italien 37 : — „
Krym 8 : 1521 Ledebour.
Armenien 4 : — m.
Canarien 8 : 974 Webb.
Capverden 1 . : 415 Schmidt.
Aegypten 16 : 845 Delile.
Abyssinien 39 : 3000 Richard (20 : 1153 Schimper [Braun]).
Palästina 9 : — m.
Biskra 7 : 560 Cosson.
Sinai 3 : 223 Bové.
Nubien 20 : 392 Kotschy.
Nordostafrika 22 : — m. (mit cult. Species).
Nigerflora 23 : 974 Hooker.
Congo 18 : 575 Tuckey.
Mozambik 20 : — Peters.
Mauritius 23 : 725 Bojer.
Cap 57 : — Harvey et Sonder (incl. Natal).
Berberei 27 : 3000 m.
Flora boreali-americana 8 : — Hooker
Verein. Staaten 53 : — Torrey et Gray.
Südl. Verein. Staaten 17 : — Drummond.
coll. Whipple 14 : —
Nordwestmexiko 19 : — Seemann.
Centralmexiko 2 : — Hartweg.
coll. Lindheimer 17 : —
Britische Antillen 61 : — Grisebach.
Cuba 46 : — Richard.
S. Barthelemi 22 : 287 Wickström.
S. Thomas 17 : 350 Schlechtendal.
Barbados 15 : 506 Maycock.

Amerika hat 23 Genera exclusiv, darunter die Subtribus der Matisieen und Fremontieen, 3 Genera mit Afrika. Die Durioneen gehören wieder Hinterindien, dem indischen Archipel und Ceylon an.

Der alten Welt gehören exclusiv 15 Genera an, mit Australien 20, so dass nur wenige Genera in beiden Welten verbreitet sind. Mitunter gibt es seltsame Verbreitungsgesetze, so Adansonia in Afrika und Australien (in Asien wohl nur eingeführt), Sphaeralcea, Modiola Malvastrum in Amerika und Südafrika (bei Hooker et Bentham).

Englisch Gujana 43 : 3254 Schomburgk.
Neu-Granada 83 : — Triana (excl. cult.).
Westküste von Mexiko bis Gujaquil 31 : 885 (Bentham) HMS. Sulphur.
Westküste von Mexiko 16 : — Beechey coll. I. 9 coll. II.
Galopagos 4 : 226 Hooker, 9 : 331 Anderson.
Panama 21 : 1663 Seemann.
coll. Hartweg 6 : 661 (Quito etc.)
Columbia 5 : — Brereton.
Venezuela 12 : 676 Humboldt.
Gujana 54 : 3254 Schomburgk.
Südbrasilien 101 : — St. Hilaire.
Argentinische Flora 26 : — m.
Chili 49 — Gay (incl. cult.)
Atacamawüste 15 : 414 Filippi.
Neuseeland 4 : 730 Hooker.
Tasmanien 4 : 1063 „ dto. Fl. Austr.
Westaustralien 12 : 1805 Preiss., 19 : — Fl. A.
Ostaustralien 51 : — m.
Australien 83 : — Fl. Austr.
Norfolkinsel 6 : 113 Endlicher.
Taiti 12 : 272 Guillemin.
Sandwichsinseln 6 : 160 Beechey.
Halbinsel Indien 66 : — Wrigth.
Flora Indiae batavae 80 : 9118 Miquel.
Java 57 : 4646 „
Sumatra 20 : 2642 „
Timor 13 : 528 Decaisne.
Japan coll. Perry 1 : —
Ceylon 29 : — Thwaites.
Benda 19 : 605 Edgeworth.
Indien 158 : 9000 Wallich.
Nordchina 3 : — Bunge, 1 : — Kirilow.
Sikkim 60 : 2770 Hooker.
Nordpersien 15 : — Buhse.
Reliquiae Lehmannianae 9 : 1500 Bunge.
Amurland 4 : 880 Maximowicz.
Peking 4 : 768 „
Macao 5 : — Beechey.
Liukiuinseln 3 : — Beechey.
Philippinen 20 : 928 Blanco.

Einige tropische Formen reichen in Repräsentanten hoch hinauf. Die Sideen z. B. sind zumeist tropisch, doch ist eine Cristaria noch in Patagonien (cristata USEE.). Hoheria in Neuseeland, Sida abutilon L. in Tirol (Nyman). Gleicherweise z. B. von den Hibisceen reicht Hibiscus trionum nach Oesterreich (Nyman).

XXXII. Die Sterculiaceen (incl. Byttneriaceen) zählen bei Hooker et Bentham 41 Genera mit 520 Species. Sie sind meist tropisch. Doch sind am Cap und in Australien auch zahlreiche aussertropische Formen. Fast die ganze Subtribus der Lasiopetaleen ist australisch (bis auf einige Thomasia am Cap, die zu den nicht seltenen Berührungspunkten der Organismen beider Länder gehören).

Die Sterculiaceen fehlen natürlich Europa, Nordafrika, Nord-, Mittel- und Westasien

---

Britannien 6 : — Hooker.
Karpathen 3 : 1042 Wahlenberg.
Akapulko 14 : – Reliquiae Hänkeanae.
Fitschiinseln 11 : — USEE. (Asa Gray).
Fazogl 21 : — Webb (Florula aegyptiaco-arabica — unvollendet).
Mauritius 21 : 725 Bojer.
coll. Wrigth II. 29 : —, I. 30 : —
Arkansas 6 : — Lesquereux.
Azoren 4 : 400 Watson.
Madeira 6 : 653 Lowe.
Tripolitanien 1 : — Viviani (Wüsteneinfluss).
coll. Belcher (Mexico-Guyaquil) 130 : —
Guyaquil 6 : — Hartweg.
Khasiaberge 37 : 2264 Hooker Fl. Ind.
New-York 8 : — Torrey (incl. der eingeführten Species 17 ?)
Nordoststaaten 14 : — Torrey.
coll. Williamson 5 : —
„ Schiede II. 9 : —
Nordaustralien 44 : — Fl. Austr.
Queensland 36 : — „
Neusüdwales 29 : — „
Victoria 7 : — „
Südaustralien 17 : — „

XXXII. Peking 1 : 768 Maximowicz.
Capverden 2 : 438 Schmidt.
coll. Lindheimer 2 : — (1 Melochia, Hermannia texana).
Canarien 1 : 974 Webb.
Nordwestmexiko 10 : — Seemann.
Britische Antillen 26 : — Grisebach.
Cuba 15 : — Richard.
Panama 18 : 1063 Seemann.
Nigerflora 38 : — Hooker.
Mozambik 7 : —
Abyssinien 8 : 3000 Richard.
Cap 131 : — Harvey (70 Spec. Hermannia).
Westaustralien 46 : 1805 Preiss (61 Fl. Austr.).
Australien 101 : — Fl. Austr. (excl. Tasmanien).

(bis Persien, Arabien, China), Nordamerika (bis Californien), den antarktischen Gegenden (Neuseeland).

Locale Genera sind Tetradia (Java), Ungeria (Norfolk), Ruizia, Astiria (Maskarenen) Mahernia (Cap), Physodium (Mexiko), Dicarpidium (Australien), Glossostemon (Persien). Das Artenmaximum scheint am Cap, dann in Australien. Die Dombeyeen scheinen auf den Maskarenen ihr Artenmaximum zu besitzen und fehlen der neuen Welt. Die Eriolaeneen sind nur im tropischen Asien.

XXXIII. Die Tiliaceen (40 Genera, 330 Species) sind fast rein tropisch, bis auf das Genus Tilia im Norden und einige antarktische Elaeocarpeen (Aristotelia, Tricuspidaria). Sie fehlen allen kalten Gegenden. Tilia reicht so ziemlich (mit Ausschluss von Sibirien) soweit die gemässigte Zone von Peking bis Norwayhouse, Canada, Florida, Mexiko, Spanien, Griechenland, Norwegen — fehlt vielleicht Nordafrika. Sonst ist die Nordgränze der Familie Japan (Corchoropsis Zucc.), Indien, Arabien, die Capverden, Alabama, Mexiko, die Südgränze Tasmanien, Neuseeland, Chili.

Nordaustralien 16 : — Fl. Austr.
Queensland 19 : — „
Neusüdwales 21 : — „
Victoria 10 : — „
Südaustralien 5 : — „
Ostaustralien 56 : — m.
Tasmanien 3 : 1063 Hooker dto. Fl. Austr.
Neu-Granada 64 : — Planchon.
Ceylon 19 : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 82 : 9118 Miquel.
Java 38 : 4646 „
Sumatra 40 : — 2642 „
Mauritius 14 : 725 Bojer.
Gujana 3254 : — Schomburgk.
Südbrasilien 39 : — St. Hilaire.
coll. Wrigth II. 5 : — (bis Texas), I. 4 : —
„ Hartweg III. 1 : 660 (Quito etc.)
Khasiaberge 37 : 2264 Hooker (eigentliche Sterculiaceen und ebensoviel Byttneriaceen, somit 74).
Sikkim 30 Byttneriaceen.
Nordchina 1 : — Bunge.
Halbinsel Indien 32 : — Wrigth.
coll. Whipple 1 : — (Fremontia californica).
„ Williamson 1 : — „
Philippinen 6 : 928 Blanco.
XXXIII. Europa 4 : 9570 Nyman (Tilia).
Flora Rossica 6 : 6112 Ledebour (Tilia).
Caucasus 5 : — „
Flora Rumel.-Bithyn. 2 : — Grisebach.
Armenien 1 : — m. (Tilia rubra).
New-York 1 : — Torrey (Tilia americana).
Flora boreali-americana 2 : — (Tilia) Hooker.
Verein. Staaten 5 : — Torrey (1 Corchorus, 4 Tiling).
Südl Verein. Staaten 3 : — Drummond (2 Tilia, 1 Corchorus).

Locale Genera sind Diplodiscus (Phi' Entelea (Neuseeland), Corchoropsis (Japa Antholoma, Dubouzetia (Neucaledonien), '

Die Elaeocarpeen gehören dem

XXXIV. Die Lineen sind l niaceen (2 Genera mit 9 Spec.), Erytl

on Linum gering (im Prodromus n ist Linum in den Gebirgen ense).

'tia (Ostindien), Aneulophus Durandea (Neucaledonien). ı mit 20 Species) ist be- ıch in Westafrika vor,

ige Species am Cap :t in Amerika (bei nd ebensoviel in ·ika. Und zwar Amerika vor, ·r Brasilien ıagonum),

).

Japan Thbg. (Tilia europaea ?) 3 Co.
Arkansas 1 : — Lesquereux (Tilia amer.
coll. Wrigth I. 1 : — (Corchorus pilolobus ı.
Amurland 2 : 880 Maximowicz (Tilia).
Peking 3 : 768 (Tilia pekinensis Ruprecht, Corchoru·
Nordchina 1 : — Bunge, Grewia (dto. Kirilow).
Sikkim 30 : 2770 Hooker.
Reliquiae Lehmannianae 1 : 1500 (Tilia) Bunge.
Nordoststaaten 2 : — Torrey.
Khasiaberge 37 : 2264 Hooker.
Nordwestmexiko 4 : — Seemann.
Centralmexiko 2 : — Hartweg (Tilia und Triumfetta).
Gujana 35 : 3254
coll. Hartweg III. 1 : 660 (Quito etc.)
Capverden 9 : 420 Schmidt.
Mozambik 12 : — Peters.
Nigerflora 26 : — Hooker.
Abyssinien 26 : 8000 Richard.
Mauritius 7 : 728 Bojer.
Cap 19 : — Harvey.
Halbinsel Indien 35 : — Wrigth.
Bandabezirk 13 : 605 Edgeworth.
Flora Indiae batavae 72 : 9118 Miquel.
Java 52 : 4646 „
Sumatra 26 : 2642 „
Ceylon 20 : — Thwaites.
Ostaustralien 5 : — m.
Australien 35 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 20 : — „
Queensland 12 : — „
Neusüdwales 5 : — „
Victoria 2 : — (Elaeocarpus).
Neuseeland 3 : 730 Hooker.
Tasmanien 1 : 1068 (Aristotelia peduncularis).
Panama 11 : 1063 Seemann.
Britische Antillen 19 : — Grisebach.
Neu-Granada 82 : — Triana et Planchon.
Chili 3 : — Gay.
Cuba 9 : — Richard.
Südbrasilien 21 : — St. Hilaire.
XXXIV. Europa 38 : 9570 Nyman.
Flora Rossica 20 : 6112 Ledebour.

9 Species) zu 14 Genera und 135 Species angewachsen. Doch pflegen in den meisten Floren die genannten Subfamilien selbstständig zu sein. Diese Familien sind rein tropisch, während die Eukineen mehr in den gemässigten Zonen vorkommen (am seltensten in Australien).

Caucasus 12 : — Ledebour.
Krym 9 : 1521 „
Nordural 1 : — Linum perenne.
Mongolien 1 : 420 Maximowicz (Linum perenne).
Amurland 1 : 880 „ „
Flora Ochotensis 1 : — „ „
Arktische Gegenden 1 : 401 Martens „
Flora Rumel. Bithyn. 10 : — Grisebach.
Verein. Staaten 5 : — Torrey et Gray.
Nordoststaaten 2 : — Torrey.
coll. Whipple 3 : —
coll. Williamson 2 . — (L. perenne).
Südl. Verein. Staaten 2 : — Drummond.
Canarien 3 : 974 Webb.
Madeira 6 : 653 Lowe.
Palästina 7 : — m.
Biskra 1 : 560 Cosson.
Tripolitanien 2 : — Viviani.
Flor. bor. americ. 3 : 2200 Hooker.
New-York 2 : — Torrey (Linum perenne).
Flora Ochotensis 1 : — Middendorff (Linum perenne).
Reliquiae Lehmannianae 3 : 1500 Bunge.
Armenien 5 : — m.
Pantellaria 4 : — m.
Berberei 20 : 3000 m.
Mauritius 6 : 725 (2 Hugonia, 4 Erythroxylum).
Nordpersien 9 : — Buhse.
Arkansas 2 : — Lesquereux (Linum).
Nordwestmexiko 1 : — (Linum cruciatum) Seemann.
coll. Wrigth II. 4 : —, I. 8 : —
coll. Lindheimer 5 : —
Westmexiko 1 : — Belcher (Linum Schiedeanum in Tepik).
Ostmexiko coll. Schiede II. 3 : —
Britische Antillen 6 : — (Grisebach, Erythroxylum).
Gujana 15 : 8254 Schomburgk.
Ceylon 7 : — Thwaites (Linum myrosense in 4—6000 F., 4 Sethia, 2 Hugonia.).
Oryaosberge (in Brasilien) 2 : — (Gardner, 2 Linum).
Flora Indiae batavae 5 : 9118 (2 Hugonia, 3 Ixonantheen).
Sumatra 1 : 2642 (Erythroxylum s.) Miquel.
Halbinsel Indien 6 : — Wrigth (2 Hugonia, 1 Sethia, 3 Linnm.).
Nordaustralien 1 : — (Erythroxylon ellipticum Rkw.).
Ostaustralien 3 : — m.
Queensland 2 : — (1 Erythroxylon).
Australien 4 : — Fl. Austr. (2 Erythroxylen).
Westaustralien 1 : — 1805 Preiss.

Ueberhaupt ist die Zahl der antarktischen Arten von Linum gering (im Prodromus 8 gegen 48 nordische, bei Planchon 24 : 85. In den Tropen ist Linum in den Gebirgen von Guatemala (L. g.), Brasilien, Indien, Madagaskar (L. emirnense).

Locale Genera sind Anisadenia (Himalaja), Reinwardtia (Ostindien), Aneulophus (Gubár), Hebepetalum, Ochthocosmus (Gujana und Nordbrasilien), Durandea (Neucaledonien).

XXXVI. Die kleine Familie der Humiriaceen (3 Genera mit 20 Species) ist beschränkt auf Gujana und Nordbrasilien, 1 Species Humiria kömmt auch in Westafrika vor, ein seltenes Verhältniss.

XXXVII. Die Malpighiaceen sind rein tropisch, bis auf wenige Species am Cap und in Amerika. Sie zählen 580 Species und 49 Genera. Ihr Maximum ist in Amerika (bei Jussieu von allen 555 Species nur 54 ausser Amerika, davon 26 in Afrika und ebensoviel in Asien, 2 in Armenien). Bentham zählt auch nicht mehr Species ausserhalb Amerika. Und zwar zunächst in Brasilien und Gujana. Von allen Genera kommen nur 9 ausserhalb Amerika vor, 8 exclusiv, so dass Amerika 41 Genera, davon 40 exclusiv besitzt, und zwar wieder Brasilien 13 Genera exclusiv, Gujana 5 excl., Mexiko 2, Cuba (Henleophytum), Chili (Dinemagonum), Argentinien (Tricomaria).

Tasmanien 1 : 1063 Hooker (L. marginale, wie in Neusüdwales, Victoria, Süd- und Westaustralien).
Neuseeland 1 : 730 Hooker (L. monogynum).
Nigerflora 3 : — (2 Hugonia, 1 Erythroxylum).
Abyssinien 3 : 3000 Richard (mit dem Flachs).
Columbia 2 : — Brereton.
Chili 4 : — Gay.
Atacamawüste 1 : 414 Filippi.
Uruquay 4 : — St. Hilaire (L. junceum, selaginoides, carneum, erigeroides).
Panama 1 : 1038 (Erythroxylum floribundnm) Seemann.

XXXVI. Br. Gujana 11 : 3254 Schomburgk.
Südbrasilien 4 : — St. Hilaire.

XXXVII. coll. Wrigth 4 : — (bis zum Limpiafluss), I. 6 : — (bis Paso).
coll. Lindheimer 2 : — (von Rio Grande an).
Centralmexiko 4 : — Hartweg.
Nordwestmexiko 9 : — Seemann.
Mexiko bei A. Jussieu 56 : 555.
Britische Antillen 48 : — Grisebach.
Cuba 15 : — Richard.
Brasilien 284 : 555 Jussieu (294 Grisebach (Martius Fl. Bras.)
Peru 22 : 555 „
Antillen 53 : 555 „
Barbados 8 : 506 Maycock.
coll. Hartweg 2 : 660 (Quito).
Panama 13 : 1063 Seemann.
Orinoko 9 : 390 Humboldt.
Englisch Gujana 70 : 3254 Schomburgk.
Bahia 57 : 2804 Moricand.
Atacamawüste 3 : 414 Filippi.
Chili 3 : — Gay.

Sie fehlen natürlich Europa, Nordafrika, selbst vielleicht Abyssinien, Asien bis Arabien (Acridocarpus), Nordamerika bis Texas und Californien (Janusia), Neuseeland, Tasmanien, dem Süden von Australien (im Nordost ist Ryssapterys timorensis und Cisteleateja australasica [Queensland Fl. Austr.]), Amerika südlich von Chili und Argentinien, dem Cap (im Süden).

Die Südgränze ist Uruguay, Corrientes, Mendoza (Tricomaria usilla), Coquimbo, Natal, Macalisberg, die Kosiquelle (27° 52′ Br.) in Südafrika etc. Die Nordgränze ausser den genannten die Bahamas, China, Senegal.

XXXVIII. Die Zygophylleen bilden eine entschiedene Wüstenfamilie. Sie fehlen Hinterindien, der Inselwelt von Ostasien, Neuseeland, Tasmanien, sowie allen kalten (arktischen

---

Halbinsel Indien 6 : — Wigth.
Ceylon 2 : — Thwaites (Hiptage).
Indien 11 : 555 Jussieu.
Flora Indiae batavae 12 : 9118 Miquel.
Philippinen 3 · 928 Blanco (4 bei Jussieu).
Java 6 : 4646 „
Sumatra 1 : 2642 „
Nigerflora 11 : — Hooker.
Madagaskar 11 : 555 Jussieu.
Sieraleone 5 : — Hooker.
Cap 4 : — Harvey (3 Natal).
Fitschiinseln 2 : — Asa Gray (USEE.)
XXXVIII. Europa 5 : 9870 Nyman.
Pantellaria 1 : — m. (dto. Langedusa, Tribulus terrestris).
Flora Rumel. Bithyn 1 : — Grisebach (Tribulusterrestris).
Russland 12 : 6112 Ledebour (am östlichsten Nitraria Schoberi in Daurien).
Krym 2 : 1521 „
Armenien 3 : — m.
Canarien 2 : 974 Webb.
Biskra 6 : 560 Cosson.
Aegypten 9 : — Prodromus.
Berberei 13 : 3000 m.
Abyssinien 1 : 3000 Richard (Tribulus terrestris).
Nordostafrika 21 : — m.
Tripolitanien 1 : — Viviani.
Nigerflora 5 : — Hooker.
Centralsudan 2 : 32 coll. Beurmann.
Mozambik 2 : — Peters (Tribulus terrestris, cistoides).
Cap 32 : — Harvey (25 Zygophyllum).
Palästina 7 : — m.
Petreisches Arabien 12 : 259 Bové (5 Spec. neu in Boissier diagn. ℞.)
Südsibirische Steppe 9 : — Ledebour.
Mongolien 3 : 420 Maximowicz
Peking 1 : 768 „
Nordchina 1 : — Bunge (Tribulus terrestris).
Nordpersien 2 : — Buhse.

antarktischen, alpinen, andinen) Gegenden und sind überall selten, mit Ausnahme der Wüsten. Deshalb liegen ihre Maxima in subtropischen Gegenden (Cap, Innerasien, Mexiko, Chili), weil dorten die Wüstenzonen liegen, während sie in tropischen (z. B. im tropischen Afrika) und gemässigten Gegenden weniger zahlreich sind. Von den 17 Genera und 100 Species sind wohl zwei Drittel aussertropisch und nur Guajacum kann als ein tropisches (amerikanisches) Genus angesehen werden. Die einzelnen Wüsten haben ihre speciellen Genera — so das Cap Sisyndite, Augea, Mexiko: Sericodes, Chitonia; die centralargentinische Wüste Plectrocarpa, Chili Pintoa, Bulnesia, die Mongolei Sarcozygium, Turan Miltianthus, die nord- und südamerikanischen Wüsten die für sie so charakteristischen Larreen, Porlieria; die Wüsten der alten Welt Seetzenia, Nitraria (mit Australien).

XXXVIII. Die Geraniaceen begreifen bei Bentham auch die Oxalideen (226 Spec.), Balsamineen (136), Limnantheen (4 Spec.), Wendtien (5), Tropaeoleen (35) und Vivianiaceen,

---

Reliquiae Lehmannianae 19 : 1500? (coll. 11) Bunge.
Ceylon 1 : — Thwaites (Tribulus terrestris).
Flora Indiae batavae 1 : 9118 (Miquel ?)
Ostaustralien 18 : — m.
Westaustralien 2 : 1805 Preiss (5 : — Fl. Austr.)
Verein. Staaten 1 : — Torrey (Kallsroemia maxima).
coll. Lindheimer 1 : — (Guajacum).
coll. Thurber 1 : — (Guajacum Coulteri in Urés).
Centralmexiko 1 : Hartweg (Tribulus maximus).
Nordwestmexiko 1 : Seemann „
Ostmexiko Schiede II. 1 : — „
Panama 1 : 1063 „
Britische Antillen 4 : — Grisebach.
Cuba 4 : — Grisebach.
Galopagos 1 : Hooker (Tribulus cistoides), 3 bei Anderson.
Chili 7 : — Gay.
Atacamawüste 2 : 414 Filippi.
Argentinien 7 : — m.
Gujana 1 : 8254 Schomburgk (Guajacum officinale).
coll. Wrigth II. 2 : —, I. 4 : —
Halbinsel Indien 2 : — Wrigth.
Yemen 4 : — Forskåhl.
Philippinen 2 : 928 Blanco.
Australien 20 : — Fl. Austr.
Tasmanien 2 : — „
Nordaustralien 11: — „
Queensland 5 : — „
Neusüdwales 7 : — „
Victoria 7 : — „
Südaustralien 9 : — „
XXXVIII. Europa 73 : 9570 Nyman.
Flora Rumelo-Bithynica 26 : — Grisebach.
Pantellaria 10 : — (Oxalis corniculata z. B.)
Madeira 22 : 653 (mit eingeführten Species z. B. von Pelargonium).

so dass im Ganzen 750 Species und doch nur 20 Genera herauskommen, ein seltenes Verhältniss, das erklärlich dadurch, dass z. B. Pelargonium (mit Einschluss der Gartenhybride) schon zu Sweet's Zeit c. 500 Species zählte. Bei Hooker hat es nur 170, Oxalis 220, Impatiens 138, Geranium 100; so dass ein Polymorphismus — z. B. in den capischen Pelargonien — wahrscheinlich ist. Amerikanisch sind exclusiv die Limnantheen (nordamerikanisch), Wendtien, Vivianiaceen, Tropaeoleen (südamerikanisch, die beiden ersteren andin). Der Arten-

---

Azoren 6 : 400 Watson.
Flora boreali-americana 10 : — Hooker.
New-York 11 : — Torrey.
Verein. Staaten 15 : — Torrey et Gray.
Nordoststaaten 11 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 7 : — Drummond (1 Hooker).
Arkansas 4 : — Lesquereux (2 Oxalis).
Flora Rossica 58 : 6112 Ledebour.
Nordural 1 : —
Ajan 2 : 384 Tiling.
Flora Ochotensis 5 : — Middendorff.
Krym 12 : 1521 Ledebour.
Himalaja 44 : — Royle (2 Oxalis, 15 Geranium, 27 Impatiens).
Armenien 11 : —
Reliquiae Lehmannianae 15 : — Bunge.
Nordpersien 18 : — Buhse.
Nordchina 3 : — Bunge. 4 : — Kirilow.
Peking 6 : 768 Maximowicz.
Mongolien 8 : 420 „
Amurland 8 : 880 „
Berberei 44 : 3000 m.
Palästina 6 : — m. (4 coll. Saulcy).
Sinai 4 ; — 223 Bové.
Thebais 3 : — Webb. (unvollständig).
Biskra 9 : 560 Cosson.
Canarien 11 : 974 Webb.
Nordostafrika 20 : — m.
Tripolitanien 8 : — Viviani.
Nigerflora 3 : — Hooker.
Abyssinien 18 : 3000 Richard.
Mozambik 2 : — Peters.
St. Helena 9 : 43 Antomarchi.
Cap 293 : — Harvey (163 Pelargonium, 108 Oxalis).
Indien 47 : — (Impatiens) Royle.
Halbinsel Indien 27 : — Wrigth.
Ceylon 31 : — Thwaites (22 Balsamineen. Ger. nepalense im Gebirg).
Sikkim bloss 12 Balsamineen.
Flora Indiae batavae 14 : 9118 Miquel.
Java 14 : 4646 „
Sumatra 7 : 2642 „
Mauritius 3 : 725 Bojer (Oxalideen).

reichthum ist hier aber geringer als der der Genera (12 aus 20). Das Artenmaximum der Familie ist am Cap, wo man wohl 300 Species annehmen darf.

Nach Reducirung der 10 aus Pelargonium entstandenen Genera bleibt Sarcocaulon das einzige locale Genus am Cap. Das zweite Maximum fällt bei Oxalis auf Chili und die Anden, die das Genus Hypseocharis exclusiv besitzen.

Die Balsamineen sind in der Mehrzahl im tropischen Asien, wo Hydrocera exclusiv vorkommt, sowie 3 Genera der Oxalideen, Connaropsis, Dapania, Averrhoa.

Die Mehrzahl der Species ist somit in antarktischen Gegenden, obwohl Australien und Oceanien arm sind (Nordaustralien scheint die Familie zu fehlen, Fl. Austr.). Unter den Genera sind einige seltenere Formen. So geht Monsonia durch ganz Afrika bis Asien, Pelargonium bis auf 8 Spec. am Cap, hat 3 Species im Orient, 1 auf Acuñha etc.

Locale Formen sind: Sarcocaulon (Cap), Hypseocharis (Bolivien), Connaropsis (Malakka), Dapania (im indischen Archipel).

Zu den weit verbreitesten Pflanzen gehört wohl Oxalis corniculata (Japan, coll. Perry, Australien, Tasmanien).

---

coll. Lindheimer 2 : —
Britische Antillen 6 : — Grisebach.
Nordwestmexiko 2 : — Seemann.
Centralmexiko 11 : — Hartweg.
Cuba 3 : — Richard.
coll. Whipple 9 : — (2 Limnanthemum).
coll. Wrigth. II. 7 : —, I. 3 : —
„ Hartweg III. 9 : 660 (Quito).
Panama 3 : 1068 Seemann (Oxalis, Tropaeolum).
Gujana 3 : 3254 Schomburgk (Oxalis).
Jameson coll. Salinas 7 : —
coll. Williamson 5 : —
„ Schiede II. 7 : —
Chili 85 : 3000.
Atacamawüste 10 : 414 Filippi.
Südbrasilien 42 : — St. Hilaire (35 Oxalis, 1 Tropaeolum).
Ostaustralien 15 : — m.
Australien 8 : — Fl. Austr. (Contractionen, 2 Oxalis).
Westaustralien 8 : 1805 Preiss (6 : — Fl. A.)
Juan Fernandez 1 : 100 Filippi (Oxalis).
Neuseeland 7 : 730 Hooker.
Tasmanien 8 : 1063 „ (6 : — Fl. Austr.)
Queensland 1 : — (Ox. corniculata, Erodium cicutarium).
Neusüdwales 5 : —
Victoria 8 : —
Südaustralien 6 : —
Plantae Hügelianae 3 : —, wie Pl. Behrianae.
Philippinen 6 : 928 Blanco.

XXXIX. Die Rutaceen wurden von Hooker et Bentham mit den Aurantiaceen und Xanthoxyleen vereinigt, so dass 83 Genera und 650 Species aufgezählt werden.

Die einzelnen Tribus sind aber geographisch scharf individualisirt. So gehören die Diosmeen (11 Gen., 180 Spec.) ausschliesslich dem Cap an, die Boronieen (18 Gen., 175 Sp.) Australien (1 Species Eriostemon ist in Neucaledonien, 1 Phebalium in Neuseeland), die Cusparien (9 Gen., 51 Spec.) dem tropischen Amerika, die eigentlichen Rutaceen (6 Genera, 49 Spec.) der gemässigten nördlichen Zone (bis Mexiko, Indien etc.).

XXXIX. Nordaustralien 10 : — 6 Boronieen, 3 Aurantiaceen, 1 Zanthoxylee.
Queensland 33 : — 12 Boronieen, 8 Aurantiaceen, 10 Zanthoxyleen, 3 Toddalieen.
Neusüdwales 63 : — (Fl. Austr.) 49 Boronieen, 1 Aurantiacee, 11 Zanthoxyleen, 2 Toddalien.
Victoria 32 : — Fl. Austr. 31 Boronieen, 1 Zanthoxylee.
Südaustralien 17 : — 16 Boronieen, 1 Zanthoxylee.
Europa 15 : 9570 Nyman.
Pantellaria 1 : — m. (Ruta bracteosa).
Flora Rumelo-Bithyn. 7 : — Grisebach.
Flora Rossica 17 : 6112 Ledebour.
Krym 3 : 1521 „
Europäisches Russland 7 : 3038 Ledebour.
Caucasus 4 : — Ledebour.
Reliquiae Lehmannianae 6 : —
Armenien 2 : — m.
Mongolien 2 : 420 Maximowicz.
Nordchina 2 : — Bunge.
Peking 4 : 768 Maximowicz (2 Zanthoxyleen).
Japan coll. Perry 2 Zanthoxyleen.
Amurland 2 : 880 Maximowicz (1 Zanthoxylee, Dictamnus fraxinella).
Nordpersien 8 : — Buhse.
Palästina 10 : — m. (coll. Saulcy 1 : —)
Sinai 2 : 228 Bové.
Ceylon 24 : — Thwaites.
Sikkim 12 Aurantiaceen.
Flora Indiae batavae 47 Aurantiaceen, 22 Zanthoxyleen).
Norfolkinseln 3 : 102 (Endlicher).
Timor 15 Aurantiaceen (Spanoghe).
Ostaustralien c. 300 : — m.
St. Hügelianae 36 : —
Biskra 3 : 560 Cosson.
Berberei 9 : 3000 m.
Australien in der Fl. Austr. 165 : — 140 Boronieen, 13 Zanthoxyleen, 9 Aurantiaceen, 3 Toddalieen.
(Als Beispiel wie stark hier die Contraction — Crowea speciosa Ait. hat 15 Synonyme.
Westaustralien 31 : 1805 Preiss (68 Fl. A. — 1 Zanthoxyl.)
Norfolkinsel 3 : 113 Endlicher.
Tasmanien 20 : 1063 Hooker (18 Fl. Austr.)
Neuseeland 3 : 730 „
New-York 2 : — Torrey.
Verein. Staaten (sensu lat.) 6 (5 Zanthoxyl., 1 Aurant.)
Nordoststaaten 3 : — Torrey.

Locale Genera sind in Brasilien: Spiranthera, Almeidea, Leptothyrsa, Hostia, in Neu-Granada Naudinia, Helietta; Jamaika Peltostigma, Mexiko Astrophyllum, Casimiroa, Stauranthus, Choisyria, Decatropis, Polyaster, Chili Pitavia, Australien (ausser den Boronieen) Medicosma, Gejera, Pentoceras, in Neu-Guinea Melanococca, Neucaledonien Phelline, Mandschurei Phellodendron, China Triphasis, Indien Paramignya, Rabelaisia ind. Archipel — also mit den Diosmeen und Boronieen $\frac{5}{8}$ aller Gattungen. Die eigentlichen Rutaceen haben keine localen Genera, die Toddalien (5 von 9) mehr als die Aurantiaceen (2 von 13).

Die Aurantiaceen dominiren im tropischen Asien, fehlen aber auch nicht im Gebiete des stillen Meeres (Australien bis Neusüdwales), Oceanien, Mexiko (Stauranthus), ja einige sind in Afrika.

XL. Die Simarubeen (30 Genera, 112 Species, bei Planchon 58) bilden eine fast rein tropische Familie, bis auf wenige Repräsentanten (Cneorum, Balanites im Mittelmeergebiet, Cneorum tricoccon bis Südfrankreich, Piemont), Ailanthus (China), Cneoridium (Californien), Holacantha (Südcalifornien, Sonora), Castela, Koeberlinia (Texas), Castela Tweedii in

coll. Lindheimer 1 : — Torrey et Gray.
Centralmexiko 2 : — Hartweg (Ptelea).
coll. Whipple 2 : —
„ Schiede 1 Zanthoxylum.
Britische Antillen 22 : — Grisebach.
Cuba 11 : — (2 Aurant., [excl. cult.], 1 Zanthoxylum).
Panama 2 Zanthoxyleen.
Südbrasilien 26 : — St. Hilaire (ohne 5 cult. Aurant.)
Nordwestmexiko 3 : — (Casimiroa dulcis, 2 Zanthoxyleen) Seemann.
Gujana 9 : 3254 Schomburgk, Zanthoxyleen.
Galopagos 1 : 237 Hooker (Zanthoxylum pterota).
coll. Wrigth II. 1 : — (Rutosma) I. 4 : —
coll. Hartweg III. 1 : 660 (Quito).
Abyssinien 2 : — (Ruta bracteosa, Teclea).
Nigerflora 6 : — (3 Zanthoxyl., 3 Aurant.)
Mozambik 1 : — Peters (Vepris querimbensis).
Cap 187 : — Harvey (Diosmeen, 1 Aurant.)
Mauritius 5 : 725 Bojer (5 Zanthoxyleen).
Madeira 1 : 653 (Ruta bracteosa).
Canarien 2 : 974 Webb.
Azoren 1 : 400 Watson.
Capverden 5 : 438 (4 eingeführte Aurant.)
Nordostafrika 4 : — m.
Halbinsel Indien 38 : — Wrigth (30 Aurantiaceen, 5 Zanthoxyleen).
Juan Fernandez 1 : 100 Zanthoxylum mayu.
Tripolitanien 1 : — Viviani.
XL. Europa 1 : 9570 Nyman (Cneorum tricoccon).
Canarien 1 : 974 Webb. (Cneorum pulverulentum).
Palästina 1 : — m. (Balanites egyptiaca, Jericho, Saulcy).
Abyssinien 1 : 3000 Richard. (Brucea antidysenterica).
Nigerflora 3 : — Hooker.
Halbinsel Indien 3 : — Wrigth.

Uruguay, Planchon), wodurch sie zu den ersten tropischen Formen in subtropischen Gegenden zählen.

Die Mehrzahl fällt nach Amerika c. 70 Species, 15 Genera, dann nach Asien 20 Species (10 Gen.), dann Afrika (7 Gen.), endlich Australien (3 Gen.) und Oceanien (3 Genera). Littoraltropisch und dort fast ubiquitär ist Suriana (maritima).

Die Familie fehlt allen kälteren Gegenden, selbst z. B. Neuseeland, Tasmanien, Victoria, Süd- und Westaustralien.

Bei Planchon vertheilen sich die Species nachstehend: Amerika 37 Species (8 Gen. exclusiv, 1 gemischt), Asien 17 Species (13 excl., sowie 4 Gen., 3 gemischt), Afrika 4 Spec., Australien 1 — doch fehlen hier so viele spätere Species.

Locale Genera sind: Hannoa, Mannia, Irwingia im tropischen Westafrika, Rigiostachys (Mexiko), Holacantha (Neumexiko), Cneorum (mediterran, incl. der Canarien), Picrolemma am Uaupésfluss, Dictyoloma (Brasilien), Cneoridium (Californien), Cadellia (Australien), Amaroria (Fitschiinseln), Spathelia, Picrodendron (Westindien), Koeberlinia (Texas und Mexiko).

XLI. Die Ochnaceen (12 Genera, 140 Species) sind rein tropisch und zwar zumeist südamerikanisch (die Luxemburgieen 6 Gen. mit 17 Species) exclusiv. Ein zweites Formencentrum ist in Malaisien: Die Euthemideen exclusiv (4 Spec.), 2 Genera; so dass nur Gomphia ubiquitär tropisch ist, Ochna in der alten Welt.

Flora Indiae batavae 10 : 9118 Miquel.
Java 5 : 4646 Miquel.
Sumatra 4 : 2642 „
Australien 7 : — Fl. Austr. (2 Nord-, 3 Queensland, 2 Neusüdwales).
coll. Wrigth II. 1 : — (Koeberlinia), I. 2 : — (Castela, Koeberlinia).
Centralmexiko 1 : — Hartweg (Koeberlinia).
Panama 4 : 1063 Seemann.
Britische Antillen 12 : — Grisebach.
Galopagos 1 : 287 Hooker.
Cuba 1 : — Richard.
Gujana 7 : 3254 Schomburgk.
Südbrasilien 4 : — St. Hilaire.

XLI. Britische Antillen 5 : — Grisebach. (Antillen bei Planchon 7).
Cuba 4 : — Richard.
Panama 2 : 1063 Seemann.
Gujana 11 : 3254 Schomburgk.
Flora Indiae batavae 4 : 9118 Miquel.
Südbrasilien 15 : — St. Hilaire, ohne 4 Luxembergieen.
Brasilien 45 : — (106 Spec. Fam. bei Planchon).
Madagaskar 6 :— „
Guinea 9 : — „
Neu-Granada 4 : — „
Mexiko 2 : — „
Sumatra 4 : 2642 „
Ceylon 8 : — Thwaites.
Halbinsel Indien 4 : — Wrigth.

Die Familie fehlt natürlich allen gemässigten Gegenden (Europa, Nord- und Mittelasien, Nordamerika, Nordafrika, Südaustralien, Neuseeland, Tasmanien, Chili etc.). Ihre Nordgränze ist z. B. Fazogl (Ochna ardisioides Webb), Abyssinien (O. leucophlaea).

Locale Genera sind Tetramerista (Sumatra), Elvasia (Gujana und Nordbrasilien).

XLII Die Burseriaceen (incl. Amyrideen 18 Genera mit 145 Species) sind rein tropisch mit Ausnahme der zweifelhaften Hemprichia (Insel Ketumbul in Arabien). Die eigentlichen Amyrideen sind amerikanisch, die Burserieen in der Mehrzahl asiatisch, so dass Amerika und Indien die Maxima haben, Australien ein Minimum (2 Spec. und Gen.).

Locale Genera sind : Triomma, Trigonochlamys in Malakka, Nothoprotium Sumatra, Crepidospermum Ost-Peru, Trattinickia in Gujana und Nordbrasilien, Dacryodes in den Antillen.

XLIII. Die Meliaceen (37 Genera mit 270 Species) sind tropisch, mit einem Maximum in Asien (120 Species) und einem zweiten in Amerika (100 Species), während Afrika und Australien arm sind.

Nigerflora 9 : — Hooker (Sierraleone, 3 Fernam Po).
Abyssinien 1 : 3000 Richard.
Mozambik 1 : — (O. mosambicensis) Peters.
Mauritius 1 : 725 (O. mauritiana) Bojer.
Cap 2 : — Harvey et Sonders.
Natal 2 : — „ (Ochna pulchra als 3. Species in der Kalihari und am Ngamisee).

XLII. Britische Antillen 8 : — Grisebach.
Cuba 5 : — Ramon de la Sagra.
Panama 1 : 1038 Seemann.
Verein. Staaten 1 : — Torrey (Amyris floridana).
coll. Hartweg III. 2 : 660 (Quito etc.).
Abyssinien 3 : 3000 (3 Balsamodendron, Boswellia papyrifera).
Yemen 5 : — Forskåhl (Amyris).
Flora Indiae batavae 45 : 9118 Miquel.
Halbinsel Indien 10 : — Wrigth.
Sumatra 23 : 2642 Miquel.
Südcalifornien 2 : — Belcher (Magdalenenbai).
Ostmexiko coll. Schiede II. 2 : —
Fitschiinseln 2 : — Asa Gray USEE.
Mauritius 3 : 725 Bojer.
Gujana 15 : 3524 Schomburgk.
Australien 2 : — Fl. G. (Garuga floribunda, Canarium australasicum).

XLIII. Nordafrika nur Melia azadirach cult.
Verein. Staaten 2 eingeführte Species (Torrey et Gray), nämlich Melia azadirach und Mahagoni.
Nordpersien 1 : — Buhse (Melia azadirach).
Chili 1 : 3000 Gay (Melia azadirach, auch verwildert).
Südl. Verein. Staaten 1 : — (Melia azadirach eingeführt in New-Orleans) Drummond.
Peking 1 : 768 (Cedrela chinensis Adr. Juss.) Maximowicz.
Nordchina 1 : — dto. Kirilow.
Flora Indiae batavae 55 : 9118 Miquel.
Java 46 : 4646 „
Sumatra 29 : 2642 „
Ceylon 14 : — Thwaites.

Locale Genera sind : Vavea (Fitschiinseln), Synoum, Owenia (Australien), Dasycoleum (Philippinen), Naregamia, Beddomea, Scymida, Chiokrassa, Chloroxylon (Indien), Khaya (Senegal), Odontandra (Neu-Granada), Calodryum (Madagaskar).

Sie fehlen Europa, Nordafrika, Nordasien, Nordamerika, Victoria, Süd- und Westaustralien, Tasmanien — so dass die Gränze gegen Norden Senegal, Abyssinien, Indien, China, gegen Süden Peru, Nord-Neuseeland, die östliche Capcolonie (Ekebergia capensis), Neuseeland.

Die Cultur von Melia azadirach hat diese Gränzen hie und da verrückt, doch blieb sie erkennbar.

XLIV. Die Chaillactieen bilden eine kleine tropische Familie mit 3 Genera und 38 Species, von denen 2 Genera bloss amerikanisch sind. Nächst Amerika scheint Madagaskar (mit über ein Fünftel der Species) das zweite Häufigkeitsmaximum der Species. — Doch lässt sich noch wenig sagen, da unsere botanische Kenntniss von Madagaskar so mangelhaft ist.

XLV. Die Olacineen (incl. der Icacineen und Phytocreneen 36 Genera mit 170 Species) sind tropisch bis auf einige antarktische Species am Cap (Cassinopsis), im wüsten-

---

Halbinsel Indien 17 : — Wrigth.
Australien 4 : — m. 22 : — Fl. Austr. (17 Queensland, 5 Nordaustralien, 11 Neusüdwales).
Oceanien 7 : — Endlicher.
Neu-Granada 4 : — „
Neuseeland 1 : 730 Hooker (Hartigsea spectabilis).
Fitschiinseln 6 : — Asa Gray (USEE.).
Britische Antillen 13 : — Grisebach.
Cuba 7 : — Richard.
Panama 4 : — 1063 Seemann.
Nigerflora 12 : — Hooker.
Abyssinien 7 : 3000 Richard.
Mozambik 1 : — Peters.
Cap 7 : — Harvey et Sonder (5 Natal, 4 in Kafferland, 1 in der Colonie).
Mauritius 6 : 725 Bojer.
Gujana 21 : 3254 Schomburgk.
Südbrasilien 11 : — St. Hilaire.

XLIV. Flora Indiae batavae 1 : 9118 (Chailletia timorensis).
Britische Antillen 26 : — Grisebach (Ch. pedunculata DC.).
Ceylon 1 : — Thwaites (Moacurra gelonoides).
Cap 1 : — Harvey et Sonder (Ch. cymosa Hooker).
Mozambik 2 : — Peters.
Nigerflora 5 : — Hooker.
Madagaskar 8 : — Tulasne Fr. fl.
Gujana 3 : 3254 Schomburgk.
Sumatra 2 : 2662 Miquel.

XLV. Halbinsel Indien 2 : — Wrigth.
Ceylon 12 : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 34 : 9118 Miquel (14 Icacineen. 10 Phytocreneen).
Java 14 : 4646 Miquel.
Sumatra 10 : 2642 Miquel.

tropischen Australien und Neuseeland (Pennantia). Die Phytocreneen (5 Genera mit 14 Species) gehören Asien und Afrika an.

Die Gränzen scheinen Mexiko, Capverden, Aegypten (Ximenia? ob später) bis Mauritius (Pissilia), Ceylon etc. zu sein.

Locale Genera sind: Agonandra, Aptandra in Brasilien, Leptaulus am Bagrúfluss, Phlebocalymna in Tavoy, Natsiatum in Indien.

XLVI. Die Ilicineen (3 Genera mit 150 Species) sind zumeist im tropischen Asien und Amerika, aber selten in Australien, Afrika, Europa und fehlen allen kälteren Gegenden (Sibirien, Tasmanien, Neuseeland, Nordwestmexiko etc.), allen Steppen und Wüsten (Nigerflora) und mehreren tropischen Gegenden (Abyssinien). Sie scheinen überhaupt selten vorzukommen und — wenigstens in Europa, abzunehmen. Das Verhältniss der Genera zu den Species ist jedoch

---

Britische Antillen 5 : — Grisebach.
Cuba 1 : — (Ximenia americana).
Brit. Gujana 7 : 3254 Schomburgk.
Südbrasilien 2 : — St. Hilaire.
Aegypten 1 : — (Ximenia americana, auch in Australien [Fl. Aust.]).
Abyssinien 3 : 3000 Richard.
Capverden 1 : 438 Schmidt.
Nigerflora 6 : — Hooker.
Cap 2 : — Harvey.
Mauritius 1 : 725 Bojer.
Australien 10 : — Fl. Austr.
Ostaustralien 3 : — m.
Westaustralien 1 : 1805 Preiss (Olax Benthamii).
Südaustralien 1 : — Fl. A. (auch O. phyllanthi).
Nordaustralien 4 : — Fl. Austr.
Queensland 3 : — Fl. Austr.
Neusüdwales 3 : — m.

XLVI. Europa 2 : 9570 Nyman (Ilex aquifolium bis ins südliche Norwegen [Nyman]).
Flora Rumel. Bithyn. 1 : — Grisebach (Ilex aquifolium).
Azoren 1 : 400 Watson (I. perado).
Canarien 3 : 974 Webb.
Madeira 2 : 658 Lowe.
Berberei 1 : 3000 m. (I. aquifolium im Atlas).
Palästina 1 : — m. „
Japan coll. Perry 1 : — (8 bei Thunbg.).
Flora boreali-americana 4 : — Hooker
Nordostmexiko 15 : — Pursh.
Südl. Verein. Staaten 10 : — Drummond.
Foederaldistrikt Columbia 18 : — Brereton.
Australien 1 : — (Byronia arnhemensis im Norden) Fl. Austr.
Centralmexiko 1 : — Hartweg.
Brit. Gujana 10 : 3254 Schomburgk.
Britische Antillen 6 Sp. : — Grisebach.
Cuba 2 : — Richard.
Chili 1 : — Gay (Villaresia mucronata).

ein sehr ungünstiges. Amerika ist unbedingt reicher an Arten als Europa, wie es denn auch ein Genus (Nemopanthes) exclusiv besitzt. Das zweite Genus ist ein rein tropisches polynesisches, während Ilex sein Species-Maximum im östlichen Südamerika (Brasilien) besitzt und in Afrika und Australien selten ist.

XLVII. Die Celastrineen (39 Genera mit 400 Species, incl. Hippocrateaceen) haben ihr Maximum in den Tropen und fehlen den kälteren Gegenden (Neuseeland, Tasmanien etc.). Doch erreichen sie in Europa das südliche Norwegen (Evonymus europaeus, Nyman).

Sie fehlen den Wüstenfloren.

Die Hippocrateaceen (2 Genera mit 120—130 Species) fehlen Oceanien und sind in Australien selten.

Locale Genera sind: Hyptopetalum (Ceylon), Lophopetalum, Microtropis (Indien), Cathastrum, Pterocelastrus, Patterlickia, Cassine, Lauridia, Hartwegia (Cap), Ptelidium, Polycardia (Madagaskar), Zinowiewia, Wimmeria (Mexiko), Denhamia (Australien), Fraunhofera, Plenckia, (Brasilien), Tripterygium (Formosa), Goupia (Gujana) etc.

Flora Indiae batavae 5 : 9118 Miquel.
Java 6 : 4646 „
Sumatra 3 : 2642 „
Hongkong 6 : — Bentham.
Madagaskar 2 :— Tulasne.
Cap 3 : — Harvey.
Papayon 1 : — Hartweg (Ilex uniflora).
Brasilien 64 : — Martius (Reissek excl. Rhaptostylum).

XLVII. Europa 5 : 9870 Nyman.
Flora Rumel.-Bithyn. 2 : — Grisebach.
Flora boreali-americana 5 : —
Nordoststaaten 3 : — Torrey.
Flora Rossica 6 : —Ledebour (fehlt Ostsibirien).
Verein. Staaten 6 : — Torrey et Gray.
New-York 3 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 3 : — Drummond.
Arkansas 2 : — Lesquereux.
Centralmexiko 3 : — Hartweg.
Columbia 3 : — Brereton.
coll. Whipple 4 : —
„ Williamson 1 : —
Nord-Westmexiko 3 : — Seemann (1 Hippocr.)
Madeira 1 : 653 Lowe.
Canarien 1 : 974 Webb.
coll. Lindheimer 1 : —
Reliquiae Lehmannianae 1 : —
Peking 5 : 768 Maximowicz.
Amurland 5 : 880 „
Nordchina 2 : — Bunge.
Japan coll. Perry 1 : —
Halbinsel Indien 14 : — Wigth.

XLVIII. Die kleine Familie der **Stackhausiaceen** (20 Species bei Hooker et Bentham) ist australisch bis auf 1 Species in Neuseeland (St. minima) und 1 auf den Philippinen (muricata).

XLIX. Die **Rhamneen** (37 Genera mit 420 Species) sind durchgängig in wärmeren Gegenden. Die Ventilagineen sind tropisch und fehlen in Amerika. Ebenso sind die Gouanieen tropisch bis auf 1 Species Helinus am Cap. Die Colletieen sind amerikanisch, bis auf einige Species in Australien. Die Artenmaxima sind in Südamerika (gewiss über ein Viertel aller Species), am Cap, in Australien; also südlich.

Ceylon 12 : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 29 : 9118 Miquel (18 Hippocrat.).
Java 14 : 4646 „
Sumatra 7 : 2642 „
Madagaskar 18 : — Tulasne.
Mauritius 2 : 725 Bojer.
Ostaustralien 5 : — m. (incl. Hippocratea indica).
Australien 13 : — Fl. Aust. „ obtusifolia).
Queensland 12 : —
Nordoststaaten 4 : —
Neusüdwales 5 : — (1 Hippocratea).
Victoria 4 : —
Abyssinien 10 : 3000 (1 Hippocrat.).
Nigerflora 19 : — (16 „).
Sierraleone 10 : — „
Mozambik 1 : — Peters.
Cap 49 : — Harvey (2 Hippocrat.).
Panama 5 : — (Hippocrat. Seemann).
Brasilien 62 : — Martius (incl. Hippocrat.).
Britische Antillen 13 Spec. (6 Hippocrat.).
Cuba 3 : —
Gujana 13 : 3254 Schomburgk.
coll. Wrigth II. 5 : —, I. 2 : —
Fuegien 2 : — Hooker.
Chili 3 : 3000 Gay.
XLVIII. Tasmanien 4 : 1063 Hooker (wie Fl. Aust.)
Westaustralien 3 : 1805 Preiss., 6 Fl.
Ostaustralien 20 : — m.
Australien 10 : — Fl. Austr.
Nordaustralien 3 : — Fl. Austr.
Queensland 3 : — „
Neusüdwales 4 : — „
Victoria 3 : — „
Südaustralien 1 : — „
XLIX. Europa 21 : 9570 Nyman.
Flora Rumel.-Bithyn. 8 : — Grisebach.
Armenien 1 : — m.
Flora boreali-americana 10 : 2412 Torrey.
New-York 4 : — Torrey.

Locale Genera sind: Smythea auf den Fitschiinseln, Cormonema, Crumenaria, Rhamnidium, Reissekia in Brasilien, Nesiota auf St. Helena, Lasiodiscus auf der Prinzeninsel, Trymalium, Cryptandra, Spiridium, Stenanthemum in Australien, Noltia am Cap, Adolphia in Mexiko, Talguenea in Chili.

Die Familie fehlt allen arktischen und alpinen etc. Gegenden.

Verein. Staaten 33 : — Torrey et Gray.
Nordoststaaten 7 : — Torrey.
coll. Whipple 14 : —
„ Williamson 7 : —
Südl. Verein. Staaten 3 : — Drummond.
Arkansas 3 : — Lesquereux.
Flora Rossica 12 : 6112 Ledebour.
Reliquiae Lehmannianae 3 : — Bunge.
Mongolien 2 : 420 Maximowicz.
Peking 5 : 768 „
Amurland 1 : 880 Maximowicz.
Nordchina 3 : — Bunge, 2 : — Kirilow.
Palästina 9 : — m.
Canarien 3 : 974 Webb.
Azoren 1 : 400 Watson.
Madeira 1 : 653 Lowe.
Capverden 1 : 438 Schmidt.
Berberei 11 : 3000 m.
Abyssinien 7 : 3000 Richard.
Nigerflora 4 : — Hooker (3 Ziziphus, 1 Ventilago).
Biskra 2 : 560 Cosson.
Tripolitanien 3 : — Viviani.
Nordostafrika 4 : — m.
Mauritius 3 : 725 Bojer.
Madagaskar 16 : — Tulasne.
Mozambik 2 : — Peters.
Cap 66 : — Harvey (58 Spec. Phylica).
Brasilien 48 : — Reissek (Martius).
coll. Wrigth III. 10 : —, I. 8 : —
coll. Lindheimer 1 : —
Centralmexiko 3 : —
Panama 2 : 1063 Seemann.
Nordwestmexiko 5 : — Seemann.
Britische Antillen 9 : — Grisebach.
Ostmexiko coll. Schiede II. 5 : —
Cuba 7 : —
Gujana 1 : 3254 Schomburgk (Gouania virgata).
Galopagos 1 : 237 (Discaria pauciflora).
Chili 20 : — Gay.
Fuegien 1 : — Hooker (Colletia).
Ceylon 11 : — Thwaites.
Java 14 : 4646 Miquel.

L. Die Ampelideen (incl. Leea 3 Genera mit 250 Species) sind zumeist tropisch, und ausserhalb den Tropen meist nur durch den Wein (cult.) vertreten (Europa, Flora Rossica, Flora Rumelo-Bithyn., Nordpersien [Buhse], Neuseeland, Tasmanien etc.). Sie sind in der alten Welt zahlreicher als in der neuen, und in Oceanien am seltensten.

Doch fehlen sie nicht z. B. dem südlichen Australien (Cissus australasica, Victoria), Buchara, dem Amurland, Californien, Winipegsee, Huronsee, Canada (4 Species Fl. bor.-am.) bei zulänglicher Sonnenwärme. Die Arten von Leea sind in Asien, Afrika und Australien rein tropisch und natürlich nicht sehr häufig.

Halbinsel Indien 16 : — Wrigth.
Ostaustralien 32 : — m.
Australien 84 : — (incl. Tasmanien, Preiss 78).
Nordaustralien 8 : — Fl. Austr.
Queensland 7 : — „
Neusüdwales 25 : — „
Victoria 20 : — „
Südaustralien 14 : — „
Westaustralien 38 : 1805 Preiss.
Tasmanien 19 : 1063 Hooker.
Neuseeland 3 : 730 Hooker.
Philippinen 11 : — Blanco.
Juan Fernandez 1 · 100 Filippi (Colletia spartioides).

L. Capverden 4 : 414 Schmidt.
Mongolien 2 : 420 Maximowicz.
Reliquiae Lehmannianae 1 : — (Cissus argyrophylla).
Peking 5 : 768 Maximowicz.
Amurland 1 : 880 „
Nordchina 6 : — Bunge, 2 : — Kirilow.
Flora boreali-americana 4 : 2412.
Verein. Staaten 9 : — Torrey.
Nordoststaaten 7 : — Torrey.
Südl. Verein. Staaten 8 : — Drummond.
Foederaldistrikt Columbia 4 : — Brereton.
coll. Lindheimer 4 : —
coll. Wrigth II. 5 : —, I. 3 : — (Texas).
coll. Williamson 1 : — (Vitis californica).
Fazogl 4 : — Webb.
Abyssinien 12 : 3000 Richard.
Philippinen 6 : — Blanco (Cissus).
Flora Indiae batavae 88 : 9118 Miquel.
Java 36 : 4646 Miquel.
Sumatra 25 : 2642 „
Timor 13 : —
Indien 168 : 9009 Wallich (50 Vitis nach Royle).
Halbinsel Indien 29 : — Wrigth.
Ceylon 18 : — Thwaites.
Australien 1 : — Fl. Austr. (incl. Leea sambucina).
Ostaustralien 3 : — m.

LI. Die Sapindaceen vereinigt Bentham mit den Acerineen, Staphyleen, Meliantheen, Aesculeen, wodurch die Genera auf 73, die Arten auf 6—700 steigen. Nordisch sind die Acerineen, Staphyleen, Aesculeen, die Meliantheen südafrikanisch. Die eigentlichen Sapindaceen sind tropisch, doch reichen einige Arten an die Nordgränze tropischer Formen überhaupt; so Koelreuteria, Xanthoceras in China, Ungnadia in Texas.

Die ganze Familie fehlt allen arktischen Gegenden (selbst Westsibirien, Ledebour), in arktischen, antarktischen, alpinen und andinen Gegenden (Klagunoa erreicht in den Anden eine hohe Gränze).

Locale Genera sind: Bridgesia, Valenzuelia (Chili), Castanella (am Marnuon), Enourea (Gujana), Dichoglottis, Distichostemon, Heterodendron, Diplopeltis, Akania (Australien), Koelreuteria, Xanthoceras (China), Stocksia (Belutschistan), Cossignia, Stadmannia, Doratoxylon (Mauritius), Aitonia, Pappea, Ptaeroxylon, Erythrophysa, Hippobromum (Cap). Loxodiscus (Pineisland), Ungnadia (Texas), Eriocoelum (tropisches Westafrika), wie Lecaniodiscus, Deinbollia, ferner Paranephelium (Sumatra), Scorodendron (Timor), Chytranthus (Prinzeninsel), Glenniea (Ceylon), Xerospermum, Lepisanthes (indischer Archipel), Euscaphis (Japan), Alectryon (Neuseeland),

---

Fitschiinseln 3 : — (USEE.)
Nigerflora 14 : —
Fernam Po 4 : —
Mozambik 3 : — Peters.
Mauritius 5 : 728 Bojer.
Cap 13 : — Harvey.
Arkansas 4 : — Lesquereux.
Britische Antillen 4 : — Grisebach (contr.).
Cuba 4 : —
Chili 3 : — Gay (incl. Wein).
Panama 3 : 1063 Seemann.
Gujana 10 : 3254 Schomburgk.
Südbrasilien 9 : — St. Hilaire (incl. Wein).
coll. Whipple 2 : —
„ Schiede Ostmexiko 3 : —

LI. Europa 10 : — Nyman (8 Acer., 1 Staphylea, 1 Aesculus (beide eingeführt).
Flora Rumelo-Bithyn. 6 : — (1 Staphyl., 5 Acer).
Flora Rossica 19 Sp. : 6112 (8 Acer., 1 Aesculus, 1 Staphylea).
Flora Ochotensis 1 : — (Acer ukuruduense).
Armenien 1 : — m. (Acer plantanoides).
Reliquiae Lehmannianae 2 : — (Acer).
Nordpersien 6 : — Buhse (Acer).
Amurland 4 : 880 Maximowicz (Acer).
Peking 3 : 768 „ (1 Acer, 1 Aesculus, 3 Sapind).
Nordchina 4 : — Bunge.
Berberei 2 : 3000 (Acer).
Capverden 5 : 438 Schmidt (Sapind).
Abyssinien 8 : 3000 Richard „
Nigerflora 19 : — Hooker „
Mozambik 3 : — Peters.
Mauritius 6 : 725 „

Hypelate (Westindien), Macphersonia (Madagaskar und Nossibé), Magonia (Brasilien); also fast die Hälfte aller Geschlechter.

Die Acerineen sind, wie erwähnt, nordisch bis auf Acer laurinum (Java, Sumatra) und Negundo cochinchinense (?). Sonst ist die Nordgränze Scandinavien (excl. Lappland Fries, A. platanoides) Neufundland, Winipegsee. Die Südgränze Mexiko (A. mexicanum) Ochock, Japan, Palästina (2 Lynch.), der Atlas.

Sie fehlen allen Steppen und Flachländern, allen tropischen und antarktischen Gegenden.

Cap 20 : — Harvey (Sapind, 5 Melianthus).
Halbinsel Indien 15 : —
Indien 27 (Sapindaceen) : 9000 c. Wallich.
Ceylon 26 „ : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 72 : 9118 Miquel (1 Acer. Turpinia).
Java 52 : 4646 „ (Acer laurinum „).
Sumatra 34 : — 2642 „ „ „
Timor 11 : —
Sandwichsinseln 8 : — Endlicher, 2 Beechey.
Oceanien 8 : — „
Japan coll. Perry 6 : —
Neu-Guinea 2 : — „
Taiti 2 : — Guillemin.
Fitschiinseln 6 : — USEE.
Ostaustralien 44 : — m.
Australien 83 : — Fl. Austr.
Queensland 42 : — „
Nordaustralien 17 : — „
Westaustralien 18 : — „
Neusüdwales 83 : — „
Victoria 10 : — „
Südaustralien 9 : — „
Neuseeland 2 : 730 Hooker.
Tasmanien 2 : 1068 Hooker.
Flora boreali-americana 8 : — (Hooker Acer).
New-York 7 : — Torrey (5 Acer).
Verein. Staaten 21 : — Torrey.
Nordoststaaten 12 : — „
Südl. Verein. Staaten 7 : — Drummond (6 Acer, Pavia coerulea).
coll. Lindheimer 4 : — (2 Sapind., 1 Negundo, 1 Aesculus).
„ Wrigth II. 1 : —, I. 2 : — (bis Texas Sapind .).
Arkansas 6 : — Lesquereux (1 Sapind., 3 Acer, 1 Staph., 1 Aesculus).
Centralmexiko 2 : — Hartweg.
Nordwestmexiko 7 : — Seemann (Sapind.).
Britische Antillen 32 : — Grisebach.
Cuba 16 : — Richard.
Panama 12 : 1063 Seemann.
Galopagos 1 : 287 Hooker.
Britisch Gujana 46 : 3254 Schomburgk.

Die Staphyleen sind in Europa nur durch 1 Species im Centrum und Südosten vertreten, am zahlreichsten im Himalaja, Japan, fehlen aber auch nicht in Nordamerika, wohl aber in Afrika, Australien, Oceanien. Die Aesculeen haben zwei Centra; in Amerika und Centralasien. Von Nordamerika reichen sie nach Neugranada (Billia). Europa, Afrika, Australien, Oceanien fehlen sie.

LII. Die Sabiaceen mit Einschluss der Meliosmeen und Millingtoniaceen, zählen 4 Genera mit 32 Species, meist tropisch, bis auf einige Sabia in Asien. Die Familie fehlt Europa, Australien, Afrika, Nordamerika excl. Mexiko, Nord- und Westasien und allen antarktischen Gegenden, und ist nur in Asien und dem tropischen Amerika zu finden.

Local sind Phoxanthus in Nordbrasilien, Ophiocaryon am Essequebofluss.

LIII. Auch die Anacardiaceen (46 Genera mit 450 Species) sind meist tropisch, was die Genera betrifft (ausser Pistacia, Rhus etc.); in Species dürfte das Cap das Maximum haben, Malaisien und das tropische Afrika sind reich an eigenen Formen.

Die Südgränze ausser dem Cap ist Neuseeland (Corynocarpus), Neusüdwales, Ceylon.

Die Nordgränze geht von Oregon (Klamath) zum Oberen See, Canada (6 Rhus. Flora bor.-americ.), Südfrankreich, Tyrol, Siebenbürgen, Südrussland.

Südbrasilien 33 : — St. Hilaire.
coll. Whipple 7: — (2 Sapindaceen, 2 Aesculus).
coll. Williamson (Aesculus californica).
Obere See 2 : — Agassiz.
Südl. Verein. Staaten 6 : — Drummond.
Sikkim 6 : 2770 Hooker.
Nordchina 1 : — Bunge (A. truncatum, ebenso Kirilow).
coll. Geyer 1 : — (Acer Douglasii).
coll. Whipple 3 : —
coll. Williamson 4 : — (Oregon, Ostcalifornien).
Japan coll. Perry 3 : — (Thbg. 6).
Flora Indiae batavae 16 : 9112 Miquel.
Sumatra 15 : 2642 „
Java 8 : 4646 „
Halbinsel Indien 2 Millingtonia (Wrigth).
Indien 7 Saba Fl. Ind., davon 3 in Sikkim, Khasia, Kemaon, 2 in Nepal, Silhet).

LIII. Europa 9 : 8570 Nyman.
Italien 6 : — „ (incl. Sicilien).
Griechenland 6 . „
Flora Rumel-Bithyn. 4 : — Grisebach.
Flora boreali-americana 7 : — (Rhus).
New-York 6 : — Torrey.
Verein. Staaten 13 : — Torrey (8 Pursh).
Südl. Verein. Staaten 6 : — Drummond.
coll. Lindheimer 4 : —
Berberei 9 : 3000 m.
Biskra 2 : 660 Cosson.
Palästina 6 : — m.
Nordostafrika 2 : — m.

Locale Genera sind: Pentaspadon (Hooker) in Südborneo, Loxopterygium (Sagotii) in Cajenne, Gluta im indischen Archipel, Loxostylis am Cap, Melanorrhoea in Birma und Süd-Hinterindien, Swintonia dort und in Sumatra, Euroschinus in Australien, Smodingium am Cap, Haematostaphys am Niger, Solenocarpus in Ostindien, Trichoscypha am Gabún, Parishia in Tavoy und auf den Andamanen, Oncocarpus auf den Fitschiinseln, Drymicarpus, Holigarna in Ostindien, wie Nothopegia, Campnosperma in Ceylon, Drepanospermum am Maranon, Corynocarpus in Neuseeland, Botryceras am Cap, Dasycarpa in Mexiko, Hitzeria in Mozambik, Harpephyllum am Cap, Lanneoma in Abyssinien, Rumphia in Malabar, Huertea in Peru, Enrila auf den Philippinen — also drei Fünftel aller Genera.

Flora Rossica 3 : 6112 Ledebour.
Krym 3 : 1521 „
Caucasus 3 : — „
Capverden 2 : 488 Schmidt.
Madeira 1 : 653 Lowe (Rhus coriaria).
Canarien 3 : 974
Armenien 1 : — (Rhus cotinus).
Reliquiae Lehmannianae 1 : —
Nordchina 4 : — Bunge.
Nordpersien 4 : — Buhse.
Arkansas 5 : — Lesquereux (Rhus).
Nordwestmexiko 4 : — Seemann.
coll. Wrigth 4 : —, I. 3 : —
Columbia 5 : — Brereton.
Centralmexiko 2 : — Hartweg.
Nordoststaaten 6 : — Torrey.
coll. Whipple : —
„ Williamson 1 : — (Rhus diversiloba bis Klamath).
Britische Antillen 9 : — Grisebach.
Cuba 7 : — Richard.
Westmexiko 2 : — Beechey.
Panama 5 : 1063 (4 cult.).
Galopagos 1 : 237 Hooker (Spondias Edmonstonei).
coll. Hartweg 1 : 660 (Quito).
Atacamawüste 1 : 414 (Duvaua crenata Filippi).
Chili 3 : — Gay.
Tripolis 3 : — Viviani (Tentamen florae lybicae).
Mozambik 3 : — Peters.
Nigerflora 16 : — Hooker.
Abyssinien 14 : 3000 Richard.
Cap 63 : — Harvey et Sonder (53 Rhus).
Halbinsel Indien 13 : — Wrigth.
Ceylon 22 : — Thwaites.
Flora Indiae batavae 57 : 9112 Miquel.
Java 13 : 4646 „
Sumatra 32 : 2642 „
Australien 6 : — Fl. Austr.

Im Allgemeinen sind die tropischen Gegenden reicher an Species als die nördlichen, gemässigten; doch spielt in trockenen Gegenden diese Familie durch Individuenzahl (Pistacia, Rhus) eine grössere Rolle.

LIV. Die Coriarieen bestehen aus einem einzigen Geschlecht mit 3—5 Species und räthselhafter Verbreitung vom Mittelmeergebiet (Palästina 1 wie Europa) bis zum Himalaja (bis 7000′ in Mussoré), Japan, Neuseeland 2 Species (bei Hooker ruscifolia, thymifolia) und eine neue alpine (bei Haast) und Chili (C. ruscifolia Rich.), Mexiko (C. thymifolia). Es ist dies ein wahrhaftes Räthsel, das aller Gesetze spottet.

LV. Gleicherweise zählt die Familie der Moringeen nur 1 Genus und 3 Species von Nordostafrika über Arabien nach Indien (Sumatra 2), natürlich wie immer ohne Berücksichtigung der ausgebreiteten Cultur der M. oleifera. Auch hier dürfte es schwer sein, eine Ursache anzugeben.

LVI. Die Connaraceen (12 Genera mit 140 Species) fehlen als tropische Formen Europa, Nordasien, dann Australien (Fl. Austr.) und den antarktischen Gegenden, dem Cap, dem gemässigten Nordamerika (bis Mexiko) und Nordafrika; Oceanien hat 1 Spec. Connarus. Am reichsten sind Südamerika, Malaisien (4 Genera excl.) und das tropische Afrika.

Nordaustralien 1 : — m. (Coniogeton arborescens Bl.), hiezu Euroschinus.
Queensland 5 : — Fl. Austr.
Neusüdwales 2 : —
Nordaustralien 2 : — „
Neuseeland 1 : 780 Hooker (Corynocarpus laevis).
Fitschiinseln 3 : — Asa Gray.
Br. Gujana 9 : 3254 Schomburgk.
Obere See 1 : — Agassiz (Rhus toxicodendron).
Nordchina 2 : — Kirilow.

LV. Timor 1 : — Spanoghe.
Halbinsel Indien 2 : — Wrigth.

LVI. Nordwestmexiko 2 : — Seemann (Rouhea).
Westmexiko 2 : — Seemann (Rouhea).
Westmexiko 2 : — Beechey.
Britische Antillen 4 : — Grisebach.
Britisch Gujana 10 : 3254 Schomburgk.
Philippinen 5 : — Blanco (3 Cnestis).
Fitschiinseln 2 : — A. Gray.
Ceylon 4 : — Thwaites.
Halbinsel Indien 3 : — Wrigth.
Flora Indiae batavae 37 : 9118 Miquel.
Java 10 : 4646 „
Sumatra 17 : 2642 Miquel (incl. Nothocnestis).
Timor 1 : — (Cnestis pentaphylla).
Hongkong 1 : — Belcher.

Locale Genera sind: Bernardinia in Brasilien, Manotes in Westafrika, Cnestidium in Panama und Mexiko, Tarniochlaena in Malakka, Troostwyckia in Sumatra, Tricholobus im indischen Archipel, Ellipaethus daselbst und in Hinterindien — also über die Hälfte.

Nigerflora 11 : — Hooker.
Sierraleone 6 : — Miquel.
Natal 1 : — Sonder et Harvey (natalensis).
Mauritius 8 : 725 Bojer.

Prag am 24. März 1864.

Beiträge

zur

Erklärung und Kritik des Horatius.

Von

Dr. Georg Bippart,

öffentl. ordentl. Professor der klass. Literatur an der k. k. Universität zu Prag, ausserord. Mitgliede der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften u. s. w.

(Für die Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wiss. V. Folge 13. Band.)

PRAG 1864.

Druck von Dr. Eduard Grégr. — Selbstverlag der Gesellschaft.

Die Episteln nehmen in der chronologischen Reihenfolge der verschiedenen Dichtungsarten des Horatius bekanntlich die letzte Stelle ein. Sie sind das Werk des durch lyrische Gedichte, Epoden, Satiren längst bekannt gewordenen, bereits durch Lebenserfahrungen, Studien, poetisches Schaffen gereiften, durchgebildeten und geläuterten Dichters. Sie enthalten in vollendeter Form einen reichen Schatz von Lebensweisheit, Menschenkenntniss und Kunstverständniss, und wenn überhaupt die poetische Epistel über den gewöhnlichen Brief sich durch künstlerische Form und allgemein interessanten Inhalt erhebt, so ist dies ganz vorzüglich bei denen des Horatius der Fall. Nur wenige derselben, und zwar die kleineren, zeigen den Charakter des Briefes soweit, dass das Persönliche vorwaltet, und es wirklich Tendenz ist, bestimmten Personen Nachricht, Auskunft, Unterweisung zu ertheilen; die meisten und bedeutendsten gehen über persönliche Beziehungen und momentane Bedürfnisse weit hinaus, und wenn sie auch auf bestimmte Personen gerichtet sind und im Eingang und am Schluss die Namen derselben aufweisen, so haben sie doch eine umfassendere Bedeutung und einen allgemeineren Zweck: sie stellen theils moralische (1. Buch), theils aesthetisch-literarische Betrachtungen an, allerdings in Hinblick auf den Adressaten, aber keineswegs nur für diesen, und selbst nicht immer durch dessen persönliche Bedürfnisse veranlasst.

Bei solcher Bewandtniss besteht die wichtigere Aufgabe des Interpreten der Horazischen Episteln nicht in der Erörterung der Persönlichkeiten, sondern vielmehr in der Darlegung des Gedankenganges und in der Deutung der einzelnen Wörter und Sätze: es gilt hier den denkenden Künstler richtig zu verstehen und gehörig zu würdigen, der in allen Episteln die in der letzten (de arte poetica) ausgesprochenen Grundsätze streng befolgt, und nicht nur in Gebrauch und Stellung der Worte, sondern auch in der Wahl und Handhabung der rhetorischen Mittel bei Gestaltung der Sätze und Perioden so wie bei der Gliederung und Aneinanderfügung der einzelnen Theile die grösste Meisterschaft bewährt hat. So tritt die logische und aesthetische Seite der Interpretation bedeutsam in den Vordergrund, und so viel auch in dieser Hinsicht von den neuesten Erklärern, namentlich von Döderlein geleistet worden, so bleibt doch immer noch gar manches zu thun übrig. Bei Abfassung nachstehender Bemerkungen zu den beiden ersten Episteln des ersten Buches war es besonders darum zu thun, Tendenz, Grundgedanken und Gliederung darzulegen, und an einigen schwierigeren Stellen Sinn und Bedeutung einzelner Ausdrücke und Sätze genau zu erörtern, die richtige Leseart oder Interpunction zu bestimmen.

I. Die erste Epistel des ersten Buches.

Der Dichter kündigt im Eingange der ersten Epistel einen Wendepunkt in seinem Denken und Dichten an; dann veranschaulicht und begründet er den Hauptsatz seiner Lebensweisheit: — die Tugend allein macht glücklich, moralische Vervollkommnung ist der einzige Weg zu wahrer Heiterkeit und echtem Lebensgenuss zu gelangen. So steht diese Epistel passend an der Spitze: sie bildet gewissermassen Vorrede und Einleitung zu den übrigen, indem sie eine neue Art geistiger Production in Aussicht stellt, und zugleich Kern und Wesen der neuen Errungenschaft zur Erscheinung bringt. Sie vermittelt auch die Dedication dieser neuen Dichtungen an Maecenas in ähnlicher Weise wie die erste Ode, Epode, Satire dies hinsichtlich der betreffenden Dichtungsarten thun: Horatius entschuldigt sich, dass er den Wünschen des Freundes nicht mehr wie bisher willfahren könne, und reicht ihm eine Gabe anderer Art, deren Erstling sogleich den kostbarsten Inhalt in schönster Form darbietet, und wohl geeignet ist, der ganzen Sammlung eine gute Aufnahme zu bereiten. Uebrigens zeigt schon diese erste Epistel, dass die hier ausgesprochenen Lehren und Ermahnungen keineswegs allein oder auch nur vorzugsweise zu Nutz und Frommen des Adressaten niedergeschrieben sind. Der Dichter wollte gewiss nichts weniger als gerade seinen Maecenas vor dem vulgären Materialismus warnen und in einem offenen Briefe dessen sittliche Mängel blossstellen. Und wenn er gegen das Ende seine Lehren auf das Benehmen des Freundes und Gönners applicirt, so hat dies, wie wir sehen werden, wesentlich keinen anderen Zweck, als wenn er schliesslich sich selbst in Person des gestrengen Sittenrichters dem Gelächter preisgibt. Um aber die Intentionen des Epistolographen recht zu erkennen, darf man nicht ausser Acht lassen, wie frei und ungezwungen er Witz und heitere Laune walten lässt, und wie sein einst in den Satiren ausgesprochener Wahlspruch *(ridentem dicere verum)* auch in den Episteln fast überall Ton und Ausdruck bedingt.

Der Gedankengang der Epistel ist folgender:

Die Zeit der Poesie ist für mich vorüber, Alter und Gemüthsverfassung mahnt mich, derselben zu entsagen. 1—9.

Mein Entschluss, dies zu thun, steht auch unerschütterlich fest, und ich habe mich bereits der Philosophie zugewendet: ich forsche mit aller Kraft nach dem Wahren und Guten, und überall mich umschauend und von den entgegengesetztesten Schulen lernend sammle ich, was ich sofort zu meinem und Anderer Nutzen verwenden kann; und so gross ist mein Eifer, dass ich alles verwünsche, was mich an meinem Vorhaben hindert, und was sich meinem Streben, allen zu nützen, in den Weg stellt. 10—26.

So (der Poesie entsagend und in der Philosophie noch Neuling) bleibt mir (vorerst) nur übrig, — einen guten Anfang auf der neuen Bahn zu machen, indem ich nach den Elementarsätzen der Lebensweisheit mein Thun richte und mich damit tröste. Diese sind:

Man darf, wenn man auch keine Hoffnung hat, das beste und vollkommenste zu erreichen, nicht versäumen, das rechte und gute zu thun: man muss stets eingedenk sein, dass es gegen alle moralischen Fehler und Mängel Heilmittel gibt, und dass bei gehöriger Behandlung alle beseitigt werden können. Man muss also den Weg sittlicher Vervollkommnung rasch einschlagen und entschieden verfolgen.

Diesen Forderungen nachzukommen ist ja etwas ganz natürliches: denn wenn der Mensch schon um geringer Dinge willen sich müht, wird er doch nicht träge und unthätig sein, wenn es das werthvollste und höchste gilt. Das aber ist die Tugend. 27—32.

Ganz anders freilich lautet die Parole des Tages, die auf offenem Markte ausgesprochen und von Jung und Alt begierig erfasst wird. Darnach ist Geld das höchste, und soll dem Gelderwerbe alles andere untergeordnet werden.

Diese Ansicht aber ist:

a) an sich absurd und widerstreitet nicht nur dem gesunden Sinne der Jugend, sondern auch der mannhaften Gesinnung der Altvorderen;

b) in ihren Folgen unheilvoll, und schon deswegen ungeeignet, zur allgemeinen Maxime erhoben zu werden, weil sie dem Menschen keine feste und einheitliche Richtung gibt, sondern Inconsequenz und Launenhaftigkeit erzeugt. 53—93.

Und doch huldigt nicht nur die gedankenlose Menge dieser Ansicht, sondern auch durch Geist und Bildung hervorragende Männer sind insofern nicht ganz frei davon, als sie geneigt sind, auf den äusseren Schein viel Gewicht zu legen, und mehr auf das Kleid des Menschen zu sehen, als auf seine geistige und moralische Beschaffenheit. 94—105.

So ist allein der Weise vollkommen und glücklich, vorausgesetzt, dass er nicht gerade — den Schnupfen hat. 106—108.

Die ersten 26 Verse bilden die Einleitung in der Weise, dass der Dichter kund thut, er habe der Poesie entsagt (1—9) und sich ganz der Philosophie gewidmet (10—26). Nachdem er gleich im ersten Verse sein Verhältniss zu dem einzigen Freunde glänzend ausgesprochen, deutet er in vorwurfsvollen Fragen an, dass er trotz dem Drängen des Maecenas auf der bisherigen Bahn nicht weiter einherschreiten und das Dichten ganz aufgeben werde. Diesen Entschluss begründet er zunächst durch die Hinweisung auf sein Alter und die Verfassung seines Geistes und Gemüthes, dann durch einige Beispiele, aus denen zu ersehen, dass man wohl thut, zurückzutreten, wenn Alter und Abnahme der Kräfte die gewohnte Thätigkeit beeinträchtigt. Das erste Beispiel bietet ein ausgedienter Gladiator, und ist schon durch Ausdrücke im 2. und 3. Verse motivirt. Das zweite ein altes Rennpferd. Die Worte

ne populum extrema toties exoret arena

enthalten das Motiv, warum der Gladiator Vejanius sich auf dem Lande verborgen hält und ein abermaliges Auftreten in der Arena scheut. Das richtige Verständniss desselben hängt besonders von der Auffassung des Wortes *toties* ab. Nimmt man es, was zunächst liegt, demonstrativ, so giebt es keinen befriedigenden Sinn, mag man mit Dillenburger ergänzen: „quoties audeat in arenam denuo descendere et cum iunioribus et validioribus vires componere." — oder mit Krüger: „so oft wie er es hatte früher thun müssen, bis ihm Entlassung bewilligt wurde." Solche Beziehungen geben dem Verse etwas schiefes und mattes. Wir entschlagen uns desselben, wenn wir *toties* indefinit nehmen in der Bedeutung noch vielmal, wie es ähnlich sat. II., 3, 194 vorkommt, und wie nicht selten *iterum* noch einmal, *diu* noch lange, *hodie* noch heute bedeuten. Also besagt der Vers — um nicht noch vielmal die Gnade des Volkes anflehen zu müssen. Das Object der Bitte kann übrigens nur, wie Düntzer und Dillenburger erklären, das Leben sein, nicht wie Orelli, Krüger, Ritter meinen, die Versetzung in den Ruhestand. Denn einmal hätte es ja in dem Belieben des ausgedienten und sich frei-

willig wieder verdingenden Gladiators gestanden, die Zeit seines abermaligen Dienens zu bestimmen; dann aber pflegte auch das zuschauende Publicum nicht von siegreichen Kämpfern um Entlassung, sondern von solchen, die dem Gegner unterlagen, um Abwendung des Todesstreiches gebeten zu werden; endlich verlangt es auch der Gedankenzusammenhang und das folgende Beispiel, an einen alten, abgelebten Gladiator zu denken, der vernünftiger Weise keine Siege, sondern nur noch Niederlagen zu erwarten hat, und bei jedem Auftreten Gefahr läuft, die Gnade des Volkes um Abwendung des Todes ansprechen zu müssen.

Das andere Beispiel ist der Rennbahn entlehnt, und wie wenig gerathen es ist ein Pferd über die Jahre und Kräfte hinaus in derselben abzuhetzen, veranschaulichen in drastischer Weise die Worte *et ilia ducat.* Alle Erklärer sind einverstanden, dass damit der schwere Athem bezeichnet werde; aber während die meisten nichts weiter thun, als dass sie die Worte des Scholiasten *„frequenter anhelet"* umschreiben und einige analoge Redensarten anführen, liefert Döderlein eine genaue Erklärung, und zwar folgende:

„Es ist eine Verkürzung von: spiritum ex ilibus ducere. Denn beim leichten Athmen zieht man scheinbar den Athem nur aus der Kehle, beim tiefen Athmen aber und Keuchen und Seufzen, wobei sich der Brustkasten sichtbar und fühlbar ausdehnt, wird es auch anschaulich, dass der Athem tiefer herauf, aus der Lunge, welche zu den ilibus (nur nicht zu den *imis* ilibus) gehört, gezogen wird. Ebenso bezeichnet auch Plinius H. N. 26, 15. mit iumentis non tussientibus modo, sed ilia quoque trahentibus — das schwere Athmen."

Mir scheint diese Erklärung sprachlich gewagt und weder durch diese Stelle des Plinius noch durch die weiterhin angeführten Redensarten: „morbum excusare, pontem iungere" e. c. hinlänglich begründet. Deutlicher als aus den von Döderlein und den übrigen Interpreten angezogenen Beispielen erhellt das richtige Verständniss jener Worte aus folgender Schilderung eines von der Lanze durchbohrten Kriegers, Aen. IX, 414. 415:

Volvitur ille vomens calidum de pectore flumen,
Frigidus, et longis singultibus *ilia pulsat.*

Offenbar will Horaz mit *ducere* dasselbe sagen, was hier *pulsare*, und Georg. III, 507 *tendere* (imaque ilia singultu tendunt) bedeutet; er gebraucht ducere eben in prägnanter Weise so, dass zugleich die Art der Bewegung angedeutet wird, eine Praegnanz, die sich ja sehr häufig im Lateinischen findet (s. Nägelsbach l. St. §. 103): Cic. tusc. 2, 19, 45: sed homo cautus nunquam terminat (bestimmt genau); de domo VI, 14: sed homo ad caedem imminens meum nomen operis *ediderat* (ausdrücklich genannt), imperitis *iniecerat* (unter der Hand verbreitet); Aen. 7, 634: aut leves ocreas lento argento *ducunt* (*„extendunt"* Serv.); ähnlich in den Redensarten ducere voces, funem, aera, bellum. Hor. ep. I, 10, 48. a. p. 318. c. III, 3, 19. II, 17, 9. ep. II, 1, 340. Demnach wird die Schwierigkeit des Athmens nicht indirect angedeutet, sondern unmittelbar durch das gewaltsame und stossweise Auftreiben der Weichen veranschaulicht, und ein Renner dargestellt, den das Laufen übergrosse Anstrengung kostet und bald ausser Athem bringt.

Dass es nur komische Hyperbel ist, wenn der Dichter sich mit einem ausgedienten Gladiator und einem abgetriebenen alten Renner vergleicht, liegt auf der Hand. Ebenso sind so ziemlich alle Aeusserungen und Ausdrücke dieser Einleitung aufzufassen, namentlich V. 4.

non eadem est *aetas*, non *mens*; und *mens* ist nicht in der abgeschwächten Bedeutung „geistige Stimmung" (Düntzer, Orelli) zu nehmen, sondern bezeichnet die ganze geistige Kraft und Anlage sowohl die intellectuelle als moralische. Vgl. c. I. 13, 5. sat. I. 4, 43:

Tum nec mens mihi nec color
Certa sede manet.

Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
Magna sonaturum.

Dasselbe gilt von dem 10. Verse:

Nunc itaque et *versus* et *cetera ludicra* pono.

Die Ironie, welche darin liegt, dass H. in den zierlichsten Hexametern seinen Vorsatz, keine Verse mehr machen zu wollen, ausspricht, haben schon ältere Erklärer, namentlich Orelli erkannt, und hätte neuerdings von Ritter nicht verkannt werden sollen. Nicht anders ist es gemeint, wenn die Poesie ohne weiteres in die Kategorie der *ludicra* versetzt wird. Dahin gehört selbst die Horatianische Lyrik nur zum Theile.

Nachdem H. der Poesie den Rücken zugewendet, spricht er sich V. 11, 12 über die Tendenz, V. 13—19 über die Methode, V. 20—26 über den Eifer seines philosophischen Studiums aus: H. studiert die praktische Philosophie in der Absicht sich und anderen zu nützen; er thut es in der freiesten Weise, indem er nicht einem Systeme huldigt, sondern von den entgegengesetztesten zu profitieren weiss, er thut es endlich mit ungetheilter Kraft und brennendem Eifer.

Die Absicht, nicht bloss sich selbst, sondern auch anderen zu nützen, ist in V. 12 angedeutet und in V. 25, 26 ausdrücklich gesagt:

Condo et compono quae mox depromere possim
— — — — — — id quod
Aeque pauperibus prodest, locupletibus aeque,
Aeque neglectum pueris senibusque nocebit.

Mit Unrecht findet hier Döderlein eine Beschränkung auf den eigenen Nutzen, und verfehlt erscheint überhaupt der Gegensatz, welchen er statuirt zwischen der „früheren, zur Ergötzung für das Publicum bestimmten Schriftstellerei des H., und den jetzigen ernsteren Studien. Uebrigens vergleicht sich der Dichter hier mit einem wohlfürsichtigen Hausvater, der reichliche Vorräthe einsammelt und in bester Ordnung aufbewahrt, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Wenn dies schon eine komische Wirkung macht, so ist dies noch mehr der Fall in der darauf folgenden Schilderung seiner Methode. H. versichert keinem Herrn sich in Dienst gegeben zu haben, und keiner Autorität blindlings zu folgen; er bewege sich ganz ungezwungen, und wohin der Zufall ihn führe, da kehre er als Gast ein; bald entfalte er seine Thatkraft und stürze sich mitten in die Wogen des politischen Lebens, ein Hüter und Trabant der wahren Tugend, bald kehre er unvermerkt zu Aristipp's Grundsätzen zurück, und unterordne alles seinem subjectiven Urtheile, seinen individuellen Neigungen. Alles ist hier hyperbolisch: der zu blindem Gehorsam verpflichtende Dienst (nullius addictus iurare in

verba magistri) und die Freiheit der Bewegung (quo me cumque rapit tempestas, deferor hospes), sowie die Raschheit, mit welcher er seinen Standpunkt wechselt, und die Schilderung der entgegengesetzten Philosophenschulen (Stoa — Hedonismus des Aristipp — Epicur), wo der Stoiker als Mann der That erscheint, der mit dem Muthe eines kühnen Seefahrers den Stürmen des öffentlichen Lebens trotzt und die „wahre" Tugend wie ein tapferer, unbestechlicher Wächter hütet, der Anhänger des Aristipp in aller Gemächlichkeit sein Glück sucht und findet. Horaz will übrigens damit nicht, wie Döderlein meint, „das im Scherz als tadelnswerthe Halbheit und Inconsequenz behandeln, was er im Ernst ein lobenswerthes juste milieu und eine Vermittlung der Extreme nennen würde, sondern eben nur in launiger Weise die Freiheit im Studium und in der Vertretung verschiedenartiger Standpunkte veranschaulichen.

Ganz in demselben Tone macht darauf der Dichter den Uebergang zu der nun folgenden Erörterung. Nachdem er sich eben für einen Anfänger in der Philosophie ausgegeben, der erst sammelt und ordnet, kann sein Lehren und Thun vorläufig nur einen elementaran Charakter haben. Er sagt: es bleibt mir (jetzt als Neuling) nur übrig, mich an die Anfangsgründe zu halten, und nach den Elementarsätzen der Weisheit mich selbst zu lenken und damit mich zu trösten. *Restat* bezeichnet, was unter den gegebenen Umständen zu thun übrig bleibt und was geschehen muss. Vgl. ep. I, 6, 27:

Ire tamen restat Numa quo devenit et Ancus.

Die Umstände sind im vorhergehenden gekennzeichnet als ein Wendepunkt im Leben des Dichters, der Beginnn einer neuen ernsten Lebensordnung, der Anfang eines philosophischen, auf Erkenntniss des Wahren und Ausübung des Guten gerichteten Lebens. Solchen Umständen ist es gemäss, sich an die Elemente zu halten, und die gewonnene Weisheit erst zum eigenen Frommen zu verwenden, ehe man sich zum Lehrer Anderer aufwirft.

Restat bezieht sich also nicht, wie man fast allgemein annimmt, auf die mancherlei Abhaltungen, welche den Dichter hindern, über die Anfänge der Weisheit hinauszukommen; auch liegt in den Worten des H. kein Verzicht auf einen höheren Standpunkt, nicht das Gefühl, „dass er stets nur ein Anfänger und Dilettant in der Philosophie bleiben werde" (Döderlein).

In *regam* und *soler* wird die Verwendung der bereits gewonnenen Weisheit dahin bestimmt, dass H. sein sittliches Verhalten darnach richtet und über die langsamen Fortschritte in der Vervollkommnung sich damit tröstet. Auch hier kann ich Döderlein nicht beistimmen, wenn er sagt: „Eben darum (weil H. verzweifelt ein vollkommener Philosoph zu werden) möchte ich *regam* lieber durch *erigam* erklären, als durch *dirigam*; so dass *regam solerque* zwei Synonyma bilden, wie aufrichten und trösten." Dagegen billige ich vollkommen die von Bentley empfohlene, aber von fast allen Neueren wieder aufgegebene Interpunktion (nach *elementis* Doppelpunkt, nicht Punkt); denn *his* (elementis) bezieht sich nicht auf das vorausgegangene, sondern auf das folgende; der ganze nun folgende Abschnitt handelt eben von den angeblichen Elementarsätzen, und es werden dieselben theils durch Sentenzen ausgesprochen, theils durch Beispiele und Vergleiche veranschaulicht, und Ermahnungen zu ihrer Befolgung bald direct bald indirect beigefügt. Der ganze Abschnitt ist sehr kunstvoll gegliedert und unter geschicktester Verwendung der rhetorischen Formen trefflich ausgeführt.

Die Gedanken reihen sich hier in folgender Weise an einander:

I.

a. Einige Vervollkommnung ist jedem möglich.

b. Alle moralischen Fehler sind heilbar.

II.

a. Man muss nur einen Anfang im Guten machen, bestehe derselbe auch nur darin, dass man das Böse meidet.

b. Man muss sein Ziel mit Kraft und Beharrlichkeit verfolgen, und bedenken, dass das Ziel des Strebens dem höchsten Gute, der Tugend gilt.

I. *a.* wird illustrirt durch zwei Gleichnisse V. 28, 29, 30, 31 und durch eine Sentenz V. 32:

Est quadam prodire tenus, sinon datur ultra.

b. wird bewiesen, indem erst die Hauptlaster — Habsucht und Ehrgeiz — V. 33—37, dann Neid, Zorn, Trägheit, Trunksucht, Wollust V. 38—40 genannt und als heilbar bezeichnet werden.

II. *a.* ist ausgesprochen in der Sentenz V. 41, 42:

Virtus est vitium fugere, et sapientia prima
Stultitia caruisse.

b. zeigt an dem Beispiele des keine Anstrengungen und Gefahren scheuenden Kaufmannes, wie sehr der Mensch sich um geringe Güter bemüht, und darauf folgt in zwei rhetorischen Fragen die Mahnung, geringere Mühe nicht zu scheuen, um das höchste Gut zu erlangen; als solches wird in folgender Steigerung die Tugend hingestellt:

Vilius argentum est auro, virtutibus aurum.

In V. 33 *fervet avaritia miseraque cupidine pectus* ist der tropische Gebrauch von *fervet* etwas auffallend; sonst wird dadurch die Glut des Zornes und anderer aufregender Leidenschaften bezeichnet, hier die alle besseren Regungen des Gemüthes erstickende Habsucht; doch findet sich ein analoges Beispiel Cic. pro Quinct. XI. 38: id Sex. Naevius non faceret, qui usque eo *fervet* ferturque *avaritia*, ut de suis commodis aliquam partem nolit committere, ne quam partem huic propinquo suo ullius ornamenti relinquat? Dass übrigens in *cupidine* nicht eine wesentlich von *avaritia* verschiedene Art von Lastern angedeutet ist, sondern sich dazu verhält wie Habsucht zu Geiz, erhellt aus dem Zusammenhang; und dieselbe Bedeutung liegt auch sonst nicht selten in *cupido, cupiditas*: vgl. H. c. II. 16, 15. Tacit. Agric. 15, 3. Nicht zu billigen ist demnach Döderleins Uebersetzung:

Tobt dir im Herzen der Geiz, oder sonst eine schnöde Begierde.

Ebenso wenig die Wiedereinführung der in den älteren Ausgaben herrschenden Interpunktion (Fragezeichen nach *pectus* und *tumes*). Die richtige Auffassung solcher Sätze hat G. Hermann hinlänglich dargethan, und demgemäss Orelli und die folgenden Herausgeber an dieser und ähnlichen Stellen des Horaz die gehörige Interpunktion angeordnet.

Die zweite der oben erwähnten rhetorischen Fragen ist in Vers 49—51 enthalten und lautet:

Quis circum pagos et circum compita pugnax
Magna coronari contemnat Olympia, cui spes,
Cui sit conditio dulcis sine pulvere palmae?

Hier stellt der Dichter den grossen Kraftaufwand und geringen Preis eines auf Plätzen und Gassen gewöhnlicher Orte auftretenden Kämpfers dem hohen Preise, der im glorreichen Olympia ohne alle Kraftanstrengung gewonnen werden kann, entgegen, um zu zeigen, wie thöricht es ist, um irdischer Güter willen alle Gefahren und Anstrengungen zu übernehmen, dagegen um die moralischen sich gar nicht zu kümmern, obwohl dieselben ohne Lebensgefahr und äussere Kraftanstrengung erworben werden können. Nach der herkömmlichen Erklärung entspricht *sine pulvere* dem griechischen *ἀκονιτί* und bezieht sich auf die Sitte, ausnahmsweise einem Manne den Siegespreis zuzusprechen, der gar nicht zum Kampfe gelangt war, weil kein anderer es gewagt hatte, als sein Gegner aufzutreten. Diese Sitte, nach welcher ein Sieg in Olympia ohne Staub wohl möglich war, wird hinlänglich bezeugt durch die von den Erklärern angezogene Stelle des Plin. h. n. 33, 11, 139; und ganz ausser allen Zweifel gestellt durch folgende Worte des Xenophon, Ages. 6, 3: *Μεῖον μὲν γὰρ οὐδὲν ἐκράτει ὅτε οὐκ ἤθελον αὐτῷ οἱ πολέμιοι μάχεσθαι, ἀκινδυνότερον δὲ καὶ συμφορώτερον τῇ τε πόλει καὶ τοῖς συμμάχοις· καὶ ἐν τοῖς ἀγῶσι δὲ οὐδὲν ἧττον τοὺς ἀκονιτὶ ἢ τούς διὰ μάχης νικῶντες στεφανοῦσι.* Mit Unrecht erklärt daher Döderlein die allgemein angenommene Bezeichnung auf die olympischen Spiele für unpassend: „denn ohne lästigen Staub war, wie auch Horazens erste Ode anerkennt, der Sieg in der olympischen Rennbahn ebensowenig zu erringen, als in einer Dorfboxerei.“ Aus der hier genannten Ode folgt nichts anderes, als dass gewöhnlich der Sieg mit Staub verbunden war, jene Ausnahme wird davon nicht berührt, zumal da an unserer Stelle vom Ringkampfe im Stadion und nicht vom Wagenrennen im Hippodrom, wie in der ersten Ode, die Rede ist. Demnach ist eine neue Erklärung unnöthig, und die von Döderlein gegebene um so weniger anzunehmen, als sie zu gekünstelt ist und die Concinnität der Rede stört. Es sollen nämlich die Worte *magna Olympia* nicht im eigentlichen Sinne, sondern uneigentlich zu verstehen sein und „den Siegeskranz der Tugend“ bedeuten.

Der nun folgende Abschnitt verhält sich zu dem eben besprochenen etwa wie die refutatio einer Rede zur confirmatio. Es wird nämlich die Ansicht der Gegner beleuchtet und als ungereimt und verderblich zurückgewiesen. Auch dieser Theil ist vortrefflich gegliedert und sehr witzig ausgeführt. Nachdem der Dichter das höchste Gut und Ziel alles Strebens emphatisch verkündet, lässt er sofort mit naiver Offenheit die entgegengesetzte Lebensansicht aussprechen: — Vor allem trachtet nach Geld, dann erst nach Tugend! — Es geschieht dies mit einer drolligen Hast, als wäre schon Gefahr im Verzuge, und würde schon die gesunde Praxis durch Schwärmerei und Ideologie beeinträchtigt: der ganze Janus d. h. die Sippschaft der an dem durch die Worte *Janus summus ab imo* bezeichneten Theile des Forums ihre Geschäfte betreibenden Geldmänner, — die ganze Börse — sagt jenen Spruch als höchste Lebensregel laut vor, und das gesammte römische Publicum, junge Männer und Greise, spricht ihn nach, wie die gelehrige Schuljugend die Worte des Schulmeisters. Dieser Vergleich ist angedeutet durch die Worte *prodocet* und *recinunt*, und durch V. 56:

laevo suspensi loculos tabulamque lacerto

ergötzlich ausgemalt. Dieser Vers ist hier ganz am Orte und sicher von Horaz selbst hier angebracht, nicht erst, wie Cunningham und Meineke annehmen, von einem Interpolator aus Sat. I. 6, 54. eingeschoben. Dergleichen Wiederholungen finden sich mehr bei den klassischen Dichtern. Der Vers bedarf auch keiner Verbesserung und Markland's Conjectur — *et* vor *laevo* einzuschieben — ist nicht nur überflüssig, sondern auch den Intentionen des Dichters ganz zuwider: durch jenes *et* würden nämlich die durch Umschreibung angedeuteten Schulkinder als drittes Glied den vorhergenannten *juvenes senesque* an die Seite gesetzt werden, während ohne solche Copulativpartikel V. 56 als appositiver Zusatz zu *juvenes senesque* hinzutritt, und diese selbst als Schulkinder erscheinen lässt. Dieser Vergleich dient der weiteren Darstellung als Folie, indem dann umgekehrt die Knaben als die Repräsentanten des gesunden Menschenverstandes und männlichen Ehrgefühles auftreten. Um nämlich die gegnerische Ansicht zu widerlegen, zeigt der Dichter zunächst — V. 57—59, — wie ungereimt die dadurch bedingte Werthbestimmung des Menschen ist, indem vor dem Besitz nicht nur alle persönlichen Vorzüge zurücktreten, sondern schliesslich der reine Zufall die Rangordnung bestimmt, so dass ein beliebiger Ansatz des Vermögens über den Adel entscheidet, und jeden, dem eine Kleinigkeit daran fehlt, zum Pöbel herabdrückt. Darauf wird solchem Unverstande der gesunde Sinn der spielenden Knaben und der unbestechlicheu Helden der Vorzeit, welche den Menschen nicht darnach schätzen, was er h a t, sondern was er i s t, schroff entgegengehalten, und in zwei rhetorischen Fragen der Vorzug dieses Grundsatzes vor dem der Materialisten zu Gemüthe geführt: V. 59—61—69.

Was die Bedeutung der einzelnen Worte in V. 57 betrifft:

Est animus tibi, sunt mores et lingua fidesque

so scheint der Zusammenhang entschieden für die Meinung derjenigen Interpreten zu sprechen, welche hier nur geistige und moralische Güter, — persönliche Vorzüge im Gegensatz zum materiellen Besitz, genannt finden. Der Dichter gruppirt dieselben so, dass er erst die intellectuelle und moralische Beschaffenheit im allgemeinen als G e i s t und C h a r a k t e r andeutet und dann speciell in einigen hervorragenden Eigenschaften — B e r e d t s a m k e i t und Z u v e r l ä s s i g k e i t veranschaulicht. Vgl. c. II, 18, 1. 9:

Non *ebur* neque *aureum*

. . . . . .

At *fides* et *ingeni* benigna vena.

Von sehr komischer Wirkung ist die durch chiastische Stellung gehobene Entgegensetzung von *plebs eris* und *rex eris* V. 59.

Verschiedenartig gedeutet, vielfach angefochten und von Meineke geradezu für Interpolation erklärt sind die Worte V. 60, 61:

. . . Hic murus aeneus esto,
Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Die Ausstellung Meineke's scheint nicht stichhältig und dürfte sich beseitigen lassen, ohne mit Döderlein die Zweideutigkeit des Ausdruckes zuzugestehen und zu entschuldigen. M. bemerkt nämlich — *nulla pallescere culpa* heisse „f r e c h genug, um über keine Schuld

zu erblassen, nicht, rein genug um über keine Schuld erbleichen zu müssen. Dagegen ist zu bemerken, dass nach dem bei lateinischen Prosaikern und Dichtern üblichen Sprachgebrauche oft in Angaben von Gesetzen, Beschlüssen, Willensmeinungen der blose Infinitiv die Kraft eines Sollens, Müssens enthält. S. ep. I. 2, 9: Censet praecidere causam. Vgl. Nägelsbach l. St. §. 98, ?.

An unserer Stelle dienen die obigen Worte dazu, den vorhergehenden *rex eris, si recte facies* Nachdruck zu geben. Der Dichter lässt die Knaben sagen: „Unser Grundgesetz soll sein, — der tüchtigste soll König werden, und unser Schutz und Schirm — von aller Schuld frei zu sein.“ Die Worte *nil conscire sibi, nulla pallescere culpa* enthalten die Ausführung des in *hic* angedeuteten, und stehen in so innigem Zusammenhang, dass ein Missverständniss unmöglich ist: dass zu *nil* nicht *boni*, sondern *mali* zu ergänzen ist, erhellt aus dem folgenden *culpa*, und der durch *nil conscire sibi* umschriebene Begriff des guten Gewissens lässt keinen Zweifel aufkommen über Grund und Weise des Erblassens. Dass übrigens der Satz in der angegebenen Beziehung zum vorhergehenden steht und noch zu dem Wahlspruche der Knaben gehört, nicht, wie allgemein geschieht, als Zusatz des reflectirenden Dichters zu fassen ist, erhellt auch unzweideutig aus dem folgenden. Da tritt nämlich der Dichter nicht mit einem Macht- und Kraftspruche auf, sondern mit zwei bescheidenen, aber in der That sehr ironischen Fragen, in welchen er die Leser auffordert zu entscheiden, ob das Roscische Gesetz besser sei oder das Sprüchlein der Knaben, das aber auch schon die unbestechlichen Männer der Vorzeit im Munde führten, und ob derjenige besseren und beglückenderen Rath gebe, der den Gelderwerb auf jede, selbst unsittliche Art empfiehlt, oder der befähigt, allen Wechsel des Glückes mit Gleichmuth zu ertragen? Um in solchem Tone zu reden, durfte er nicht seine eigene Meinung vorher so geradeaus und abrupt aussprechen, wie es der Fall sein würde, wenn man der herkömmlichen Auffassung jener Worte huldigt. Aber auch schon aus dem Parallelismus, in dem offenbar die erste Frage zu *rex eris* . . ., die zweite zu *hic murus* . steht, ist deutlich zu ersehen, wie der Dichter es gemeint hat.

Die zweite Frage vermittelt zugleich den Uebergang zu dem folgenden Abschnitt, in welchem Horaz die schädlichen Folgen der materialistischen Richtung nachweist. Derselbe besteht aus zwei Theilen:

a. Die grosse Masse gleicht einem vielköpfigen Ungeheuer, so viel Köpfe, so viel Sinne, alle aber sind auf gemeines gerichtet und ihre Wege führen zum Unheil, wie in der Fabel der Weg in die Höhle des kranken Löwen. V. 70—80.

b. auch die einzelnen Menschen des gewöhnlichen Schlages sind wieder in sich selbst ohne Einheit und Consequenz, schnell ihre Launen wechselnd, jagen sie bald dem, bald jenem nach, aber das ersehnte Glück erjagen sie nie. V. 81—93.

Mit feiner Ironie stellt der Dichter die Verschiedenheit der Neigungen und Tendenzen in den Vordergrund, und thut verlegen, wem von den vielen Verschiedenen und nie sich Gleichbleibenden er nachfolgen solle; während er im Ernste darauf ausgeht, die Nichtswürdigkeit und Thorheit aller dieser Verschiedenen, aber in dem Punkte, dass sie das Glück immer nur von aussen erwarten, Einigen, zu geisseln. Im einzelnen tritt die Ironie besonders hervor in der Nebeneinanderstellung des pathetischen *populus Romanus* und des wenig schmeichelhaften *bellua multorum capitum*. Sehr drastisch ist dann die Schilderung des

Treibens der Reichen und Armen. Der reiche Besitzer ist natürlich höchst aufgeklärt und über den Aberglauben der Augurallehre weit erhaben; aber indem er nicht mehr auf Zeichen der Götter achtet, so ist es seine eigene Laune und Begierde, auf die er wie auf die Mahnung eines höheren Wesens horcht, und deren Regungen er augenblicklich befolgt. Zu beachten sind ferner die Uebergänge: Mit *quodsi* reiht der Dichter folgernd die weitere Erörterung an; mit *verum esto* geht er in einer concessio zum einzelnen über; veranschaulicht dann in ganz unvermittelter Weise die launenhafte Unbeständigkeit der Reichen in Bezug auf Bauten und eheliches Leben, und schliesst in einer steigernden Frage der Verwunderung das ganze mit dem nichtigen Thun der Armen ab.

In der von Döderlein V. 91 vorgenommenen Aenderung der Interpunction —: Quid? pauper — ride! statt des herkömmlichen Quid pauper? ride! — vermag ich keine Verbesserung zu finden; im Gegentheile scheint die letztere viel natürlicher, und die Steigerung wird dadurch keineswegs verwischt; auch hat unsere Stelle ihr Analogon nicht an ep. XVI, 8:

Quid, si rubicunda benigni
Corna vepres et pruna ferant?

sondern vielmehr in ep. VI, 5:

Quid censes munera terrae,
Quid maris extremos Arabas ditantis et Indos
Ludicra quid, plausus et amici dona Quiritis,
Quo spectanda modo, quo sensu credis et ore?

Nachdem der Dichter sein Thema in der angegebenen Weise ausgeführt hat, kommt er gegen das Ende der Epistel wieder, wie gewöhnlich, auf die Person des Adressaten zurück, und zeigt an derselben, dass auch hoch über die Masse durch Geist und Bildung erhabene Männer zum Theil nicht ganz frei sind von dem Grundfehler der gewöhnlichen Menschen, insofern sie zu grosses Gewicht auf die äussere Form legen und das Wesen darüber nicht gehörig beachten. Selbst ein Maecen ist von diesem Fehler nicht ganz frei. Das führt der Dichter mit Freimuth, wenn auch mit urbanster Liebenswürdigkeit dem Freunde und Gönner zu Gemüthe. In welcher Absicht that dies Horaz? — Hielt er einen offenen Brief für das schicklichste Mittel, dem Maecenas einen besseren Begriff vom Werthe der inneren und äusseren Güter beizubringen? oder ging er darauf aus, ihn vor aller Welt lächerlich zu machen? — oder will er das liebe Publicum, den ehrwürdigen „*populus Romanus*," den er eine „*bellua multorum capitum*" genannt und dessen Verkehrtheit er so dreist abconterfeit hatte, einigermassen damit entschädigen, dass er schliesslich auch den ersten Staatsmann seiner Zeit als Genossen der allgemeinen Thorheit erscheinen lässt? — Es bedarf wohl keines weiteren Beweises, um das letzte als Hauptmotiv des Dichters geltend zu machen; es kann nur etwa noch hinzugefügt werden, dass Horaz nebenbei seinen Neidern und Verkleinerern gegenüber, hier, wie in manchem andern Gedichte, namentlich ep. I. 7. darthun wollte, wie er in seinem Verhältnisse zu Maecen seine volle Selbstständigkeit zu wahren, und die Wahrheit gegen Jedermann zu sagen verstehe.

Bei dieser Auffassung werden auch die beiden Schlussverse erst verständlich. Nach-

dem der Dichter alle Welt durchgezogen und selbst den Maecen nicht verschont hat, bleibt ihm nur übrig, den Sittenprediger, den er eben vorgestellt, selbst zu verspotten. Demnach sagt er: Kurz nur der Weise ist im Besitze aller Güter und alles Glückes, nur darf ihn nicht gerade der Schnupfen plagen. Anspielend auf Aussprüche der Stoiker und Epicureer und im Hinblick auf gewisse läppische Einwendungen, welche sich namentlich die Stoiker selbst in ihren Disputationen über Weisheit und Glückseligkeit machten, (S. Orelli z. d. St.) lässt Horaz mit beissendem Humor die Glückseligkeit des Weisen und Vollkommenen gerade von einem sehr häufigen und gefahrlosen körperlichen Unwohlsein abhängen, und gibt somit den übrigen Menschenkindern den Trost, dass auch die Philosophen trotz ihrer hochtrabenden Phrasen auf dem Wege zur Vollkommenheit und Glückseligkeit nicht allzuweit vor den andern voraus sind. Nun hat er aber mit ernster Miene sich als den eifrigsten Philosophen verkündet, und gute Lehren und Mahnungen in ungezwungenster Weise an alle und jede ertheilt; also gibt er schliesslich, indem er die Glückseligkeit des Weisen doch wieder von äusseren, und zwar sehr kleinlichen Dingen abhängig macht, sich selbst dem Gelächter preis, und versöhnt so den Leser mit dem Freimuth, den er gegen alle sich erlaubt.

II. Die zweite Epistel des ersten Buches.

Die zweite Epistel ist an Lollius, einen jungen Mann aus einer vornehmen, dem Hause des Augustus nahestehenden Familie adressirt. Das innige Verhältniss des Horatius zu derselben erhellt daraus, dass ausser vorliegender Epistel auch die 18. an denselben Jüngling, und Ode IV. 9 an dessen Vater gerichtet ist. Letzterer war im Jahre 21. v. Chr. Consul,*) und ersterer wahrscheinlich jener Lollius consularis, von welchem die schöne und reiche Lollia Paulina abstammte, welche kurze Zeit mit Calligula vermählt war und später durch Messalina zu Grunde gerichtet wurde.**) Der Dichter legt hier seinem jungen Freunde und mit ihm der gesammten römischen Jugend eindringlich ans Herz, dass die Grundbedingung alles Glückes leibliche und geistige Gesundheit ist, und dass um diese zu erwerben, der Mensch sich energisch und frühzeitig bemühen müsse.

Die Epistel gliedert sich in folgender Weise:

I. Eingang: Persönliche Bemerkungen über das beiderseitige Thun und Treiben mit der Hinweisung auf den Werth Homers. V. 1—4.

II. *a.* Homer ist der beste Sittenlehrer. V. 5—26.

1. Die Ilias zeigt die bösen Folgen von Thorheit und Leidenschaft. V. 5—16.
2. Die Odyssee lehrt, wie Klugheit und Kraft mit edlem Sinn gepaart zum gewünschten Ziele führt, und eignes wie fremdes Glück begründet.

b. Homer schildert allerdings auch träges Wohlleben, aber in einer Weise, dass nur nichtswürdige Schwächlinge sich zur Nachahmung derselben versucht fühlen können. V. 27—31. (Und dass man sich gerade davor hüten müsse, ist nicht schwer einzusehen, denn):

*) Tac. ann. III. 48. Vell. Pat. II. 102. Plin. h. n. IX. 35, 118.

**) Tac. ann. XII. 1. 22. Suet. Callig. 25.

1. Ohne Anstrengung und Entbehrung ist nichts zu erreichen, und ohne sie kann der Mensch weder leiblich noch geistig gesund bleiben; aber nach dem hohen Gut leiblicher und geistiger Gesundheit muss man mit aller Kraft und so frühzeitig als möglich trachten. V. 32—43.

2. Denn dies ist die Grundbedingung alles Glückes, und ohne dasselbe nützen uns alle übrigen Güter nicht nur nichts, sondern gereichen uns nur zum Unheil. V. 44—54.

3. Besonders schädlich und vorzüglich zu meiden sind aber die Krankheiten der Seele, die bösen Leidenschaften. V. 55—63.

III. Schluss: Da man sich nun in der Jugend am leichtesten gewöhnt und zum Guten geschickt macht, und da die ersten Eindrücke bestimmend sind für das ganze Leben, so nimm frühzeitig gute Lehre und gutes Beispiel an. Uebrigens bist Du ganz Dein eigener Herr, und ich will Dir Deine Freiheit ebensowenig rauben, als ich die meinige beeinträchtigen lasse. V. 64—71.

V. 1—4: Im Eingange sagt der Dichter, dass er den Homer gelesen, während der Freund Redeübungen oblag. Diese Bemerkung, so wie auch die Schlussworte und überhaupt der ganze Ton der Epistel nöthigt zur Annahme, dass der Angeredete noch ein Jüngling war, der sich erst für das öffentliche Leben vorbereitete, kein Mann, der schon hohe Aemter bekleidete. Demnach kann das dem Lollius gegebene Prädicat „*maxime*" nicht, wie Ritter meint, in Hinsicht auf das Consulat gewählt sein, mit welchem Lollius gerade bei Abfassung der Epistel betraut gewesen. Nach der gewöhnlichen Erklärung wird es auf das Lebensalter bezogen, so dass Lollius dadurch als der älteste von mehreren Brüdern bezeichnet werde. Dafür spricht, dass ein Bruder des Lollius in der That von Horaz selbst erwähnt wird;[1]) und der Sprachgebrauch bietet hinlängliche Analogien, um die in sprachlicher Beziehung gegen jene Deutung erhobenen Bedenken als nichtig erscheinen zu lassen. Wir finden bei Livius:[2]) Gelo, *maximus* stirpis: bei Plinius[3]): Corneliam, *maximam* Vestalem; bei Sueton[4]): Testamentum demandaverat virgini Vestali *maximae*; wofür Tacitus[5]) sagt: Vestalium *vetustissima*. Warum sollte also einem Dichter nicht gestattet sein, durch *maxime* kurz und einfach den Angeredeten als den ältesten unter seinen Brüdern zu bezeichnen; zumal da Horatius in der 18. Epistel denselben Lollius eben so kurz durch *liberrime* hinsichtlich seines Charakters kennzeichnet? — Indess hat man in einer Inschrift (Grut. 638) *Maximus* als Cognomen der gens Lollia entdeckt, und seit Döderlein mit Recht geschrieben *Maxime* statt des früheren *maxime*.

Gemäss der auch sonst bei Dichtern, namentlich Horaz häufigen Gewohnheit, Personen und Sachen nicht einfach mit Namen zu nennen, sondern durch Umschreibung bemerklich zu machen, wird hier Homer angedeutet durch *Troiani belli scriptorem*, die Sittenlehre durch:

---

1) Ep. I, 18, 63.
2) 22, 30.
3) Ep. II, 11.
4) Caes. 83.
5) annal. 11, 32.

quid sit pulchrum, quid turpe. quid utile quid non, **entsprechend der bekannten, namentlich von den Stoikern geübten Eintheilung der Moralphilosophie.*)**

V. 5. *Cur ita crediderim, nisi quid te detinet, audi.*

macht mit ironischer Höflichkeit den Uebergang zu der folgenden Erörterung, in welcher durch Hinweisung auf Ilias und Odyssee die eben gemachte Behauptung, Homer sei ein besserer Lehrer der Lebensweisheit, als die berühmtesten Philosophen, bewiesen wird.

V. 15. *Seditione, dolis, scelere, atque libidine et ira*

fasst die auf beiden Seiten, bei Troianern und Griechen herrschende Unsittlichkeit zusammen, und bezeichnet dieselbe hinsichtlich ihrer Erscheinung: — Unbotmässigkeit, versteckte Hinterlist, offene Uebelthat, und hinsichtlich ihrer Motive: — sinnliche Liebe und Zorn.

V. 23—26. Sirenum voces et Circae pocula nosti;
Quae si cum sociis stultus cupidusque bibisset,
Sub domina meretrice fuisset turpis et excors,
Vixisset canis immundus, vel amica luto sus.

Das dem Ulixes gespendete Lob schliesst der Dichter ab mit der Hinweisung auf zwei Abenteuer, in welchen sich dessen Selbstbeherrschung zu seinem eigenen wie zu seiner Gefährten Heil glänzend bewährte, und bei dem zuletzt genannten verweilt er, indem er das Benehmen und die dadurch vermiedenen Gefahren schildert. In ersterer Beziehung liegt der Nachdruck auf *stultus cupidusque.* Ulixes trank auch aus dem von Circe ihm vorgesetzten Becher, aber nicht mit thörichter Gier, sondern besonnen und durch das von Mercur verliehene Mittel gegen bösen Zauber geschützt. Das Unheil, welchem er dadurch entging, wird dann in sehr kräftiger und lebendiger Weise geschildert: „er wäre hässlich und der Vernunft beraubt in die Botmässigkeit der Buhlerin gekommen, — er hätte leben müssen als unreiner Hund und im Kothe sich wälzendes Schwein." Mit der Verwandlung wäre die Botmässigkeit verbunden gewesen, und diese war um so unwürdiger, da eine Frau, und zwar eine „meretrix" sie ausübte; und durch die Verwandlung wäre er ein Thier, und zwar ein ganz verächtliches geworden.

Um das unselige und schmachvolle derselben recht in die Augen fallen zu lassen, bezeichnet der Dichter sie zuerst allgemein als Verlust der schönen Menschengestalt und der Vernunft, dann speciell als das Herabsinken in die Natur eines Hundes oder Schweines. Diese Auffassung der Stelle setzt voraus, dass wir die herkömmliche und seit Orelli auch von vielen Neueren beibehaltene Interpunction, — Komma nach *excors* billigen, und nicht mit Schmid, Stallbaum, Döderlein das Komma nach *turpis* setzen, und mit *et excors* den einen Satz beginnen, wodurch alle Concinnität und Frische des Ausdruckes verwischt und dem Horaz eine Satzbildung imputirt würde, die seinem Stile durchaus nicht angemessen ist.

V. 27—31: Nos numerus sumus, et fruges consumere nati,
Sponsi Penelopae, nebulones, Alcinoique
In cute curanda plus aequo operata iuventus.
Cui pulchrum fuit in medios dormire dies, et
Ad strepitum citharae cessatum ducere curam.

*) S. Cicero de off. I, 3.

Diese Verse sind zu vergleichen mit Ep. I, 1, 53. 54. Sie haben, wie diese, die Bestimmung, eine gegnerische Lebensansicht auszusprechen, und die folgende Erörterung einzuleiten. Wie dort die geldsüchtige Börsenwelt, so tritt hier die dem trägen Genusse huldigende römische Jugend redend auf, und macht geltend, dass Homer in der Odyssee nicht bloss ein thatkräftiges Heroenleben voll Anstrengung und Entbehrung schildert, sondern auch ein bequemes Genussleben, und letzteres könne solchen als Beispiel dienen, die keine heroische Ader in sich verspüren. Diese Ansicht wird im folgenden widerlegt; indess deutet schon die Art, wie sie ausgesprochen wird, auf ihre Verwerflichkeit und Nichtswürdigkeit hin.

Die Worte *nos numerus sumus* werden durch die folgenden *et fruges consumere nati*, und *nebulones* e. c. hinlänglich bestimmt, so dass über ihren Sinn: „wir sind unbedeutende Leute, keine Heroen," kein Zweifel stattfinden kann; aber eine genügende Erklärung haben sie noch nicht gefunden. Mit Recht verwirft Döderlein die Erklärung Düntzers — „reine Nullen," und nennt sie als Sacherklärung zu stark, als Worterklärung ganz irrig. Er stellt derselben dann folgende entgegen: „*numerus* soviel als *multitudo*; *multi* im Sinne von gewöhnlichen Menschen, wie Sat. I, 9, 72, das *vocabulum medium* steht für den positiven Begriff, wie *fama* für *infamia* in Tac. ann. I, 53." Dann könnte *numerus* nur die geringe Zahl, nicht die geringe Qualität andeuten, und nur das letztere passt in den Zusammenhang. Mir scheint die Sache sich so zu verhalten:

Das Gegentheil von *numerum esse* bildet die Phrase *in numero esse*, wie im Griechischen *ἀριθμὸν εἶναι* sich verhält zu *ἐν ἀριθμῷ εἶναι*. Diese Redensarten verdanken offenbar ihre Entstehung dem politischen Leben: *ἐν ἀριθμῷ εἶναι*, *in numero esse* besagt zu einer Korporation gehören, dort mitzählen und somit einen Einfluss, eine Bedeutung haben, dagegen *ἀριθμὸν εἶναι*, *numerum esse* in einer Korporation nur als Gegenstand des Zählens in Betracht kommen, und somit ohne Einfluss, unbedeutend sein; letzteres ist der Fall bei der Masse der gewöhnlichen Menschen, die in ihrem Kreise nicht durch Wort oder That sich bemerklich machen, sondern nur bei Abstimmungen durch ihre Stimme ein Zeichen des Daseins und der Zugehörigkeit geben, die also nicht durch Wesen und Individualität, sondern durch die Menge Einfluss und Bedeutung gewinnen. So kommt *numerum esse* gleich den Wörtern *multitudo*, *multi*.

V. 31. hat in der oben gegebenen Weise Orelli unter Hinweisung auf die besten Handschriften aufrechterhalten, und neuerdings Döderlein mit Geist und Witz vertheidigt; eine genügende Erklärung ist bereits von Aelteren geliefert. Wer jedoch trotz allem, was in kritischer wie exegetischer Beziehung zur Rettung des Verses beigebracht worden, sich nicht beruhigen kann und zu Conjecturen seine Zuflucht glaubt nehmen zu müssen, der möge beherzigen, was an dieser Stelle schon Wieland gegen Bentley bemerkte.

Die Widerlegung der Schlaraffen ist besonders beachtenswerth durch die taktvolle Auswahl und künstlerische Behandlung der rhetorischen Formen. Der Dichter beweist unter Anwendung der Enthymeme a contrario, dass, auch ohne Heroen zu sein oder werden zu wollen, die Menschen thätig sein und frühzeitig Edlem nachstreben müssen, — zuerst in Form einer Frage, dann in hypothetischen Sätzen, und wieder Frage; darauf Sentenz, Aufforderung, Gleichniss:

Wenn Bösewichter schon vor Tage aufbrechen, um Menschen zu morden, sollte doch

auch der Rechtschaffene bei Zeiten aufstehen, um sich leiblich und geistig wohl zu erhalten; denn wer nicht in gesundem Zustande sich Bewegung macht, wird dazu durch Krankheit gezwungen werden, und wer sich nicht den Schlaf abkürzt, um zu studiren und sich zu vervollkommnen, dem wird bald gemeine Leidenschaft die Ruhe rauben.

Und wenn man sich beeilt das, was dem Leibe schadet, zu entfernen, sollte man noch eifriger den Geist heilen und pflegen. Da aber ein guter Anfang schon für den Erfolg bürgt, soll man rasch und zeitig ans Werk gehen, und es nicht machen, wie der dumme Bauer, der am Flusse stehen blieb und erst dann übersetzen wollte, wann er abgelaufen sein würde.

V. 32. lautet in den meisten Ausgaben:

Ut iugulent homines, surgunt de nocte latrones.

Diese Fassung ist beizubehalten, und weder mit Meineke und Haupt statt *homines* zu lesen *hominem*, noch mit Döderlein das Komma vor *homines* zu setzen. *Hominem* verdient weder aus äusseren noch inneren Gründen den Vorzug: es findet sich zwar in guten Handschriften, aber *homines* in noch besseren*); und wenn der Singular den Gedanken stärker auszudrücken scheint, so ist der Plural angemessener, um das Morden der Räuber als ihrem Thun wesentlich, und ihr frühes Aufstehen zum Behufe von Mordthaten als etwas alltägliches zu bezeichnen. *Homines* ist aber keinesweges, wie Döderlein meint, überflüssig und müssig als Object zu *iugulent*, sondern dadurch wird bestimmt und gravierend der Mord als Menschenmord gekennzeichnet, und so in drastischer Weise das Verderben und Erhalten von Menschen entgegengestellt; dagegen ist es weder durch den Sinn geboten, noch aus formellen Gründen rathsam, es als Subject des folgenden Satzes zu nehmen.

V. 37. *Invidia vel amore vigil torquebere.*

Wer nicht im Interesse seiner geistigen und sittlichen Veredlung sich freiwillig an seiner nächtlichen Ruhe Abbruch thut, dem wird sie ganz geraubt werden durch die gemeinsten Leidenschaften. Die richtige Erklärung hat schon Porphyrio**) gegeben, Orelli gut vertheidigt, und Döderlein mit Unrecht zu Gunsten einer verfehlten aufgegeben.***)

V. 44—46. *Quaeritur argentum, puerisque beata creandis*
Uxor, et incultae pacantur vomere silvae:
Quod satis est, cui contingit, nil amplius optet.

Um seiner Mahnung, energisch und frühzeitig für leibliche und geistige Gesundheit zu sorgen, Nachdruck zu geben, zeigt H., wie verkehrt und verfehlt die herrschende Gewohnheit ist, alles Streben und alle Thätigkeit nur auf den Erwerb äusserer Güter zu richten. Die letzteren specialisirt er als Geld schlechthin, als begüterte Frau und als Gewinn durch Niederschlagen von Wäldern. Mit den beiden zuletzt genannten weist er auf zwei damals beliebte Mittel hin, schnell reich zu werden. Sehr sarkastisch sagt der Dichter — *puerisque beata creandis uxor*; *beata* ist wie c. III, 7, 3. sat. II, 8, 1. die reich dotierte, die Mitgift

*) homines B ς g ω Servius V. georg. I, 287, hominem H S Blandin.

**) Si non propter philosophiam vigilaveris, propter invidiam et amorem dormire non poteris.

***) Experrectus cum eris totum per diem cruciabere malis cogitationibus.

ist das eigentliche Motiv der Heirath, das Wort ist aber zwischen *pueris creandis* so eingeschoben, dass dies Motiv scheinbar durch die ehrbare und der nationalen Sitte entsprechende Absicht verdeckt, in der That aber zu derselben in komischen Contrast gestellt wird. In demselben Tone ist das folgende gehalten: auch hier wird gemeine Habsucht mit edler Absicht contrastirt; Horaz weist offenbar nicht auf „noble Baumänner," sondern auf Speculanten hin, die bei Niederschlagen der Wälder den Geldgewinn vor Augen haben, nicht das Interesse der Cultivirung unbebauter Erdstriche.

In V. 46. ist das Praesens *contingit* der Ausdrucksweise lateinischer Dichter, namentlich der des Horatius, durchaus nicht unangemessen, und, um nur einige Beispiele anzuführen, nicht auffallender, als Ep. I, 17, 9:

Nam neque divitibus *contingunt* gaudia solis,
Nec *vixit* male, qui natus moriensque *fefellit.*

Ep. I, 6, 16:

Insani nomen sapiens ferat, aequus iniqui,
Ultra, quam *satis est*, virtutem si *petat* ipsam.

Es ist also ganz und gar nicht nöthig an der Richtigkeit des durch die besten Handschriften verbürgten Textes zu zweifeln, und etwa mit Stallbaum zu lesen:

contigit, is

oder mit Döderlein:

contigerit

Die in V. 46 ausgesprochene Mahnung, nur so viel irdische Güter zu erstreben, als das Leben nothwendig erfordert, begründet der Dichter in den folgenden Versen dadurch, dass er darthut, wie beschränkt der Nutzen ist, und wie unfähig namentlich Reichthum ist, zu d e m Gute zu verhelfen, ohne welches kein Lebensglück denkbar sei, — leibliche und geistige Gesundheit. In den Worten: *domus, fundus, aeris acervus* et *auri* V. 47 wird der Begriff des Reichthums in derselben Weise specialisirt wie V. 44: es entsprechen sich *domus* und *beata uxor*, *fundus* und *incultae pacantur vomere silvae*, *aeris acervus et auri* und *argentum*: in *aeris acervus et auri* mit Döderlein den Hinweis auf eine grosse Sammlung von Erzbildern zu erkennen, ist mir unmöglich.

V. 51—53: *Qui cupit aut metuit, iuvat illum sic domus et res,*
Ut lippum pictae tabulae, fomenta podagram,
Auriculas citharae collecta sorte dolentes.

Nachdem der Dichter die Unfähigkeit des Reichthums, Krankheiten zu beseitigen, dargethan und darauf entschieden ausgesprochen hat, dass nur der G e s u n d e die Güter des Lebens geniessen könne, begründet er in V. 51—53 seine Ansicht in der auch sonst oft von ihm beliebten, durch schlagende Kürze ausgezeichneten Weise; er fasst nämlich zunächst die g e i s t i g e Gesundheit ins Auge, und deutet das Fehlen derselben durch zwei den Menschen beherrschende krankhafte Stimmungen an, welche den Geizigen charakterisiren; darauf führt er durch Gleichnisse aus, wie wenig der mit dieser Seelenkrankheit Behaftete im Stande sei, seiner Reichthümer froh zu werden; die Gleichnisse aber betreffen verschiedene leibliche

Krankheiten und beruhen auf der Wahrheit, dass auch der an leiblichen Gebrechen Leidende nicht genussfähig ist, dass ihm vielmehr oft Schmerzen verursacht, was dem Gesunden wohlthut: — „Wer begehrt und fürchtet, dem nützet Haus nnd Habe so wie Bilder dem Triefäugigen, wie Bähungen dem Podagra, wie Citherspiel den von angesammeltem Schmutze schmerzenden Ohren."

Die von allen guten Handschriften gebotene Leseart *podagram* darf nicht durch die in einigen schlechten sich findende — *podagrum* verdrängt werden, — eine Form, die sich nicht bei klassischen Schriftstellern, sondern nur bei älteren (Ennius) und sehr späten (Claudianus) nachweisen lässt. Auch ist nicht gestattet podagram als Masculinum zu nehmen, wie es eben niemals vorkommt. Es ist auch so wenig ein innerer, als äusserer Grund vorhanden, von jener Form oder von der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes abzugehen; vermöge einer ganz gewöhnlichen Metonymie wird nämlich die Krankheit für den daran Leidenden genannt, gerade so wie in *aures . . dolentes.* Was aber den Sinn der vielbesprochenen Worte *fomenta podagram* betrifft, so ergibt sich derselbe ganz unzweideutig aus dem Zusammenhange. Die drei Gleichnisse besagen, dass unter Umständen gewisse Dinge den Sinnen keine angenehmen Eindrücke bereiten, sondern entweder gar keine oder schmerzhafte; das erste betrifft das Sehen, das zweite das Fühlen, das dritte das Hören; *fomenta* muss also etwas bedeuten, welches wie Gemälde und Musik dem Gesunden angenehm und wohlthuend, dem Podagristen aber unangenehm ist und ihm so wenig frommt, als Gemälde dem Augen-, Musik dem Ohren-Leidenden. Da nun *fomenta* nicht bloss Umschläge, die zur Heilung von Krankheiten aufgelegt werden, bezeichnet*), sondern auch allerhand Wärmemittel, wodurch Gesunde, wenn auch weichliche Personen es sich behaglich zu machen suchten,**) so ist klar, dass hier letzteres gemeint ist; es ist nicht an Bähungen und Umschläge zu denken, durch welche das Podagra geheilt werden könnte, sondern an solche, welche die Füsse erwärmen sollten, und welche jedem anderen, als einem Podagristen angenehme und behagliche Eindrücke machen würden. Dass aber wirklich die Berührung warmer wie kalter Gegenstände dem an Podagra Leidenden Schmerz verursacht, ist eine hinlänglich bekannte und auch durch folgende Worte des Celsus bestätigte Thatsache***): Si id membrum ex levi causa fatigatum aeque frigido calidoque offenditur, podagram denuntiat.

Wenn Döderlein *fomenta* in tropischem Sinne nimmt, und es als L i e b r e i z deutet, und mit „Liebchen" übersetzt, so ist dagegen zu erinnern, dass weder der Sprachgebrauch diese Auffassung rechtfertigt, noch die Sache selbst eine solche Deutung zulässt. Ueber die Liebefähigkeit der Podagristen zu reden, dürfte überflüssig sein; was aber den Sprachgebrauch betrifft, so kommt *fomenta* im tropischen Sinne bei Klassikern in der Regel in Verbindung mit einem Objectsgenitiv vor, und bedeutet stets H e i l-, L i n d e r u n g s - M i t t e l. Z. B. Cic. tusc. disp. 2, 24. haec sunt solatia, haec fomenta curarum. Auch Horat. ep. I, 3, 25. frigida curarum fomenta relinquere besagt nicht — „die leidenschaftlichen Triebe," sondern im Ge-

*) S. Celsus I, 9. II, 7, 17. IV, 24.

**) Seneca de provid. 4, 9: Quem specularia semper ab afflatu vindicaverunt, cujus *pedes inter fomenta subinde mutata tepuerunt*, cujus coenationes subditus et parietibus circumfusus calor temperavit, hunc levis aura non sine periculo stringet. Vgl. de beata vit. 11, 3.

***) Cels. II, 7.

gentheil, die frostigen, unwirksamen Linderungsmittel der Sorgen. Damit bezeichnet der Dichter die äusseren Güter — Reichthum und Ehre im Gegensatz zu der die Sorgen wirklich verscheuchenden *coelestis sapientia.*

V. 54. *Sincerum est nisi vas, quodcunque infundis acescit.*

Mit diesem Spruche, welcher das Gesagte bekräftigt und erweitert: — der Ungesunde hat keinen Genuss von den äusseren Gütern, und verdirbt sogar alles, was mit ihm in Berührung kommt, — schliesst der Dichter seine Lehre von der Grundbedingung menschlichen Glückes und bereitet den Uebergang zur Mahnung, vor allem für seine geistige Gesundheit frühzeitig und kräftig zu sorgen, und die bösen Leidenschaften, namentlich Wollust, Geiz, Neid, Zorn im Keime zu unterdrücken. Dieser Abschnitt (V. 55—63), dessen kraftvolle Kürze und asyndetische Satzverbindung ganz geeignet ist, den Gedanken Nachdruck zu verleihen, enthält theils directe Befehle, — am Anfang und Ende, theils indirecte Aufforderungen in der warnenden Hinweisung auf die verderblichen Folgen der Laster:

Meide die Wollust, denn mit Schmerz erkaufte Lust ist schädlich.

Der Habsüchtige ist durch stete Ungenügsamkeit geplagt; darum setze deinen Wünschen Mass und Ziel.

Der Neidische zehrt ab bei dem Wohlstand des Nächsten; — der Neid ist die ärgste Seelenpein.

Wer seinen Zorn nicht bemeistert, der wird oft sein Thun bereuen. Der Zorn ist ein kurzer Wahnsinn. Beherrsche ihn mit aller Kraft!

Das über den Zorn Gesagte lautet in V. 59—63:

Qui non moderabitur irae,
Infectum volet esse, dolor quod suaserit et mens,
Dum poenas odio per vim festinat inulto.
Ira furor brevis est: animum rege; qui nisi paret
Imperat: hunc frenis, hunc tu compesce catena!

Die Construction des ersteren, sehr verschiedenartig aufgefassten Satzes ist folgende: Das Subject des Hauptsatzes ist ein zu ergänzendes, dem „*Qui*" des ersten Nebensatzes correlatives *is*, oder genauer *is homo*, nicht wie Döderlein und Ritter annehmen *dolor* et *mens*; diese letzteren Worte bilden ein Hendiadyoin und bedeuten — das schmerzbewegte Gemüth; der Relativsatz *dolor quod suaserit et mens* enthält das Object zum vorhergehenden — *infectum volet esse;* der letzte Nebensatz — *dum poenas odio per vim festinat inulto* — fügt hinzu, wann der Zorn besonders verderblich wird, nämlich bei Befriedigung der Rache: *poenas festinat* besagt in prägnanter Weise soviel als *poenas festinanter exigit*, ähnlich wie *properare* und *deproperare* c. III, 24, 61. II, 7, 24; in festinat liegt zugleich, wie sehr oft, z. B. ep. I, 1, 85 *festinantis heri* der Begriff der unbesonnenen, leidenschaftlichen Uebereilung; die Art und Weise, wie der Zornige straft, wird angegeben durch *per vim*, — gewaltsam: die Worte *odio inulto* stehen im Dativ und geben an, für wen, zu wessen Gunsten gestraft wird, und sie reihen sich an *festinat poenas* ganz so an, wie *reipublicae* in der bekannten Redensart *poenas dare reipublicae*; der Hass, welcher seine Befriedigung durch Rache noch nicht gefunden, ist aber eben der Hass, welcher Rache verlangt und darauf ausgeht. Der Hass, welcher nur in

der Züchtigung des Gegners seine Befriedigung findet, erscheint hier personificirt als der Herr, der Jähzornige als dessen Sklave, der ohne Ueberlegung und freien Willen den Befehlen des Herrn blindlings willfährt, und in übertriebener Dienstfertigkeit dessen Launen befriedigt.

Nachdem der Dichter so das verderbliche und den Menschen entwürdigende Wesen des Zornes in grellen Farben geschildert, bezeichnet er ihn geradezu als eine schwere Geisteskrankheit, — als partiellen Wahnsinn, und schliesst die Erörterung über den Zorn ab mit einer kräftigen Mahnung, ihn nicht zur Herrschaft gelangen zu lassen, sondern ihn mit aller Kraft zu bemeistern, — ihn wie ein wildes Ross an Zaum und Kette zu halten. — *animum* entspricht ganz dem *θυμός* des Platon.

Döderlein hat an dieser Stelle eine ganz eigenthümliche Interpunction und Erklärung versucht. Unter dreifacher Aenderung der Interpunction schreibt er:

Qui non moderabitur irae,
Infectum volet esse, dolor quod suaserit et mens;
Dum poenas odio per vim festinat inulto
Ira, furor brevis est. — Animum rege! qui nisi paret
Imperat: . . . . .

So wird der Satz „Dum poenas . . .“ nicht als limitirender Nachsatz, sondern als Vordersatz von furor brevis est mit dem gemeinschaftlichen Subject ira genommen; und dann gehört die Ermahnung: animum rege! und compesce catena! nicht ausschliesslich zu der nächst vorhergehenden Warnung vor dem Zorn, sondern schliesst die ganze Diatribe über die Leidenschaften: Wollust, Habsucht, Neid und Zorn als Paränesis ab.

Gegen diese Auffassung ist vor allem zu bemerken, dass dadurch die Stelle ganz matt und prosaisch wird. Wem dies nicht auf den ersten Blick einleuchtet, möge nur Döderlein's Uebersetzung nachsehen: „Wenn er im Rachegelüst und im Ingrimm rasch zur Gewalt greift, dann ist der Zorn Raserei, nur kurze.“ Wie wenig aber diese Auffassung den Intentionen des Dichters entspricht, erhellt unzweideutig, wenn man die Art und Weise betrachtet, wie er die übrigen Leidenschaften charakterisirt: er hebt bei allen das verderbliche Extrem, die abschreckendste Seite hervor. Und wenn dies unzweifelhaft bei der Wollust, der Habsucht, dem Neide geschieht, so ist doch wohl zu erwarten, dass hinsichtlich des Zornes keine Ausnahme gemacht wird; dann aber kann der Satz „dum poenas . . .“ nur als ein Nachsatz zu dem vorhergehenden betrachtet werden, welcher das Charakteristische des Jähzorns mit wenigen, aber kräftigen Strichen andeutet: und diese abschreckende Schilderung des Zornes erhält einen sehr passenden Abschluss durch die Sentenz: „*Ira furor brevis est.*“ Und ebenso passend folgt auf diese Charakteristik des Zornes die Mahnung, ihn mit aller Kraft zu bemeistern. Bei dieser Auffassung ist auch die Bedeutung, in welcher Horaz hier „*animum*“ gebrauchte, nicht auffallend und nicht schwer zu finden; das Wort hat offenbar den Sinn des Platonischen *θυμός*.

Dagegen wäre es auffallend und ohne Analogie, wenn, wie Döderlein annimmt, *animus* bedeuten soll das natürliche Gefühl und die Leidenschaft, welche dem wahren Ich, der Vernunft und dem Geist, nur unterthan sein soll, aber oft nicht ist, also synonym mit libido, und im Gegensatz von ratio. Wenn diese Deutung schon an sich sehr gewagt ist,

so wird sie gewiss nicht durch Berufung auf den Anfang von Cäsar's Rede in Sallust's Catilina empfohlen. — Ubi intenderis ingenium, valet: si libido possidet, ea dominatur, animus nihil valet. Denn hier ist *animus* und *libido* nicht in „fast," sondern geradezu entgegengesetztem Sinne gebraucht.

Uebrigens hat der Umstand, dass nach unserer Auffassung Horaz länger bei Ausmalung des Zornes, als bei den früher genannten Leidenschaften verweilt, und auch eine directe und ausführliche Warnung speciell nur vor dem Zorn hinzufügt, nicht allein in den Episteln, sondern auch in den Satiren und selbst in den Oden, so zahlreiche Analogien, dass man gerade in dieser Behandlung nicht eine tadelnswerthe Inconcinnität, sondern ein gewöhnliches, mit Vorliebe vom Dichter angewandtes Verfahren erblicken wird.

V. 64—71. Wie gewöhnlich wendet der Dichter sich auch hier zum Schluss wieder an die Person, an welche der Brief gerichtet ist, und legt dem jungen Lollius den Grundgedanken desselben ans Herz, indem er ihn ermahnt, die Zeit der Jugend gehörig zu seiner geistigen und sittlichen Vervollkommnung zu verwenden. Diese Mahnung wird eingeleitet durch zwei Gleichnisse, dann in zwei imperativen Sätzen ausgesprochen, und durch das schon in etwas anderer Weise zum Abschlusse des vorhergehenden Abschnittes (V. 54) gebrauchte Gleichniss begründet. Endlich schliesst der Dichter mit den Worten:

Quodsi cessas aut strenuus anteis,
Nec tardum opperior nec praecedentibus insto.

Damit versichert der Briefsteller den Empfänger, dass er ihm übrigens volle Freiheit des Handelns lasse, und weit entfernt sei, auf sein Betragen irgend zwingenden Einfluss ausüben zu wollen. Es ist dies eine höfliche Wendung, mit welcher Horaz scheinbar die Eindringlichkeit seiner Ermahnungen mildert; in der That aber ist sie geeignet, den gegebenen Lehren und Weisungen Nachdruck zu verleihen. Wie der Dichter verstanden sein will, lässt er nicht schwer zwischen den Zeilen lesen, und deutet es durch den Uebergang mit „*Quodsi*" hinlänglich an. Hiemit nämlich weiset er auf die gemachten Erörterungen folgernd zurück, und besagt — Wenn du nun (— nach solchen Auseinandersetzungen, Beispielen und Weisungen) gleichwohl deinem eigenen Ermessen, deinen Lüsten und Launen folgen wirst, nicht dem Rathe des durch geistige Reife und Bildung höherstehenden Freundes, so magst du es meinetwegen thun; ich aber werde mich für dein Thun und Lassen künftig wenig interessiren, und meinerseits den Weg ruhig und mit gewöhnlichem Schritte weiter wandeln, den ich für den rechten halte. So schliesst Horaz die Epistel in demselben Tone ironischer Höflichkeit, mit der er sie (V. 5.) eingeleitet. Er konnte die Möglichkeit, dass der Angeredete nicht auf seine Gedanken und Lehren eingehen werde, nicht urbaner andeuten, als unter dem Bilde des Zurückbleibens und Voraneilens; durch das letztere vertuscht er das erstere, aber wie wenig Ernst es ihm ist mit der Annahme dieses Falles, muss jedem einleuchten, welcher die V. 27—32 gegebene Charakteristik der vornehmen Jünglinge in Anschlag bringt. Dass aber diese insgesammt, nicht blos Lollius vom Dichter ins Auge gefasst sind, erhellt schon aus dem verallgemeinernden Plural *praecedentibus.*

Diese Stelle hat übrigens sehr verschiedenartige Erklärungen hervorgerufen:

Jacobs und ihm beistimmend Orelli finden in den Schlussworten der Epistel einen eigenthümlichen Ausdruck des sonst häufig von Horaz ausgesprochenen Grundsatzes, die Mittel-

strasse einzuhalten und sich vor Extremen zu wahren. — Ritter bezieht die Worte auf die Verschiedenheit des Lebensalters, vermöge dessen auch der Lebensgang des älteren Horatius und des jüngeren Lollius verschieden sein müsse.

Am weitesten holt Döderlein aus, der hier eine Hinweisung auf die Verschiedenheit der philosophischen Richtung des Horatius und Lollius bemerken will, indem Lollius zu grosse Vorliebe für Dialektik und Metaphysik mit dem einseitigen Streben verbinde, durch die Philosophie nur aufgeklärter und gelehrter zu werden, Horatius dagegen vorwiegendes Interesse für die practische Philosophie hege, und das philosophische Studium vorzüglich zu dem practischen Zwecke der sittlichen Veredlung betreibe.

Um zu einem richtigen Verständniss der Stelle zu gelangen, wird es nicht unnütz sein, ähnliche Schlussworte anderer Episteln zu vergleichen, namentlich die von Ep. I, 6: — Aufforderung, die gegebenen Lehren zu befolgen oder selbst Besseres zu lehren; I, 7: — Jeder muss sein Leben nach seinen Kräften einrichten; I, 14: — Jeder treibe, was er gelernt hat.

Beobachtungen

über die

Entstehung einiger sphäroidischer Gebilde im Mineralreiche.

Von

Carl Feistmantel,
fürstlich Fürstenberg'schem Hüttenverwalter zu Břas.

Mit 1 Tafel Abbildungen.

(Für die Abhandlungen der k. böhm. Ges. der Wiss. V. Folge XIII. Band.)

PRAG 1864.
Druck von Dr. Ed. Grégr. — Selbstverlag der Gesellschaft.

(Vorgetragen in der Sitzung der naturhistorisch-math. Section am 21. December 1863 vom beständ. Secretär der Ges. Dr. *W. R. Weitenweber*.)

Wie überall in den Steinkohlengebirgen, finden sich auch in jenen der Umgebung von Radnic eisenreiche sphäroidische Gebilde, sogenannte Sphärosiderite, ziemlich häufig vor. Besonders günstig lässt sich deren Vorkommen im Břaser Kohlenbecken durch die in demselben zu Bergbauzwecken häufig angewendete Entblössung der Gebirgsschichten beobachten. Die Beobachtung der Einlagerung von Sphärosideriten in diesen Gebirgsschichten liefert ungemein belehrende Ergebnisse, die in ihrer Nebeneinanderstellung besonders geeignet sind, einen Schluss über die Entstehung dieser concentrisch-schaligen Gebilde zu wagen, die, wenn sie ausgelöst aus den Gesteinsschichten getroffen werden, sich oft nicht unähnlich Rollgesteinen darstellen.

Die das Steinkohlenlager im Břaser Becken begleitenden Schichtgesteine sind Schieferthone und Sandsteine; erstere vorwaltend als unmittelbare Decke der Kohle, letztere zumeist in den höheren Horizonten entwickelt. Wo die Sandsteine in etwas grösserer Ausdehnung aufgeschlossen werden, sieht man fast immer in denselben unregelmässig zerstreut sphäroidische Bildungen eingeschlossen; man beobachtet aber zugleich, dass diese verschiedenartig beschaffen sind.

Einige stellen sich nämlich als vollkommen ausgebildete Sphärosiderite dar. Sie zeigen einen von mehreren concentrischen Schalen umgebenen Kern, lassen sich in ihrer vollen Gestalt aus dem Gesteine lösen, sind zumeist dunkelbraun gefärbt, und erreichen eine unterschiedliche Grösse. Eine genaue Untersuchung stellt gewöhnlich heraus, dass die einzelnen Schalen nicht durch ihre ganze Stärke eine gleiche Consistenz besitzen, gewöhnlich nimmt die Festigkeit jeder einzelnen Schale von ihrer äusseren Peripherie gegen die innere ab; oder auch umgekehrt; es erscheint dann die Schale auch gegen den weniger festen Theil zu, weniger intensiv gefärbt. Dieser weniger feste Theil einer Schale wird dann von der consistenteren Peripherie der nächst folgenden Schale begränzt, welche eine gleiche Eigenschaft besitzt.

Dieser Wechsel in der Consistenz der Masse jeder einzelnen Schale ist zugleich der Grund, dass man beim Zerschlagen eines solchen Sphärosideriten immer eine Schale nach der andern sich selbstständig ablösen sieht, ehe man bis zum Kerne gelangt.

Andere sphäroidische Gebilde, die neben den so eben geschilderten vorkommen, zeigen zwar so wie diese, concentrische, um einen Kern entwickelte Schalen, die sich durch ihre dunklere, braune Färbung auszeichnen; aber diese Schalen besitzen keine solche Consistenz, dass sie unbeschädigt, in ihrer ganzen Ausdehnung aus dem Muttergesteine genommen werden könnten. Um so weniger ist dies mit dem ganzen Complexe von Schalen, die den Sphäro-

siderit ausmachen, der Fall. Dabei sind die einzelnen Schalen weniger an einander gedrängt, und lassen immer zwischen sich einen ringförmigen oder sphärischen Zwischenraum, der nicht selten von dem gänzlich unveränderten Sandgesteine, in welchem diese Gebilde eingeschlossen sind, erfüllt ist; oder dieses Gestein ist wenigstens so unbedeutend verändert, zumeist bloss durch Eisenoxydhydrat so wenig gefärbt, dass man die Identität dieser eingeschlossenen Lage mit dem Muttergestein nicht zu verkennen vermag. Ein solches Gebilde liefert im Durchschnitte an einer ebenen Wand das Bild mehrerer auf einander folgenden concentrischen Ringe, die sich von dem meist hellen Grundgesteine durch ihre dunklere Färbung unterscheiden. Der Kern solcher Gebilde ist oft ein Sphäroid oder eine Kugelgestalt, zusammengesetzt aus dem unveränderten Sandsteine, eine blosse Einhüllung desselben durch die erste innerste Schale des Sphäroids. Auch in den zuerst geschilderten vollkommenen Sphärosideriten sind kleine Kerne aus unverändertem oder deutlich erkennbarem Sandsteine nicht selten.

Weiter sind derartige sphäroidische Gebilde ziemlich häufig zu beobachten, an denen es unverkennbar ist, dass die einzelnen Schalen ganz derselbe Sandstein sind, in dem sie vorkommen; derselbe Sand, dasselbe Korn, derselbe Glimmer kann erkannt werden: nur ist alles vom gelben oder braunem Eisenoxydhydrat imprägnirt.

Eine Behandlung mit Säuren beseitigt dieses letztere vollkommen und lässt die Gemengtheile des Sandsteines in ursprünglicher Beschaffenheit zurück. Es ist interessant, dass solche Schalen in grobkörnigem Sandsteine auftretend, grobkörnig, im feinkörnigen Sandsteine aber ebenfalls feinkörnig zusammengesetzt erscheinen.

Gewöhnlich nimmt bei solchen die eisenreiche sphärische Lage, ihrer Stärke nach von einer Seite zur andern am Eisengehalte ab, und übergeht allmälig in eine Lage ganz eisenfreien unveränderten Sandsteins, die dann von der nächstfolgenden Sphäre oder Lage eisenreichen Gesteins scharf begränzt wird.

Besonders wichtig und belehrend sind solche sphäroidische Gebilde, wo vollkommene Sphärosiderite mit den unvollkommeneren zuletzt geschilderten Erscheinungen in Verbindung stehen. Man findet nicht selten, dass die mehr nach innen gelegenen Schalen, fest, zusammengedrängt und überwiegend aus Eisenoxydhydrat bestehend sind, und dass sie als sphäroidische Gestalten im vollen Zusammenhange aus ihrer Umhüllung gelöst werden können, während die mehr nach aussen lagernden Schalen allmälig an Festigkeit abnehmen, weiter von einander treten, und selbst nach und nach den Uebergang in das nicht von Eisenoxydhydrat gefärbte Sandgestein vermitteln.

Eben so interessant ist die häufige Erscheinung, dass aus mehreren concentrischen vollkommen entwickelten Schalen bestehende Sphärosiderite weiter gegen aussen zu bloss von Bruchstücken, von Segmenten solcher Schalen begleitet werden, die von einer oder der anderen Seite sich concentrisch zu den übrigen Schalen entwickeln, theilweise dieselbe Festigkeit, denselben Gehalt an Eisenoxydhydrat besitzen, aber an ihren Enden allmälig in den Sandstein übergehen, indem ihr Eisengehalt abnimmt, und endlich ganz verschwindet, wodurch diese Segmente an ihren Enden gewissermassen eine Identität mit dem Sandsteine, in dem sie liegen, kund geben. (Fig. I. *m. n.* Fig. III. *a.* Fig. IV. *m. n.* Fig. VI. *o.*)

Weitere Beobachtungen sind folgende: Nicht selten liegen zwei oder mehrere Sphärosiderite, deren jeder aus einer Anzahl concentrischer Schalen besteht, neben einander, und

werden endlich gemeinschaftlich von Schalen umkreist, die sich um alle herumlegen, und ziemlich dem äussersten Umrisse jener anschmiegen, wodurch fast plattenförmige Gebilde entstehen, die zwei oder mehrere ursprünglich selbstständige Sphärosiderite zu einem Complexe verbinden. Diese umkreisenden Schalen sind gewöhnlich in grösserer Anzahl entwickelt. Auch trifft man dieselbe Erscheinung potenzirt, d. h. bereits vereinigte Sphärosiderite durch weitere Umhüllungsschalen verbunden. (Fig. I. und Fig. IV.)

Wo weiters Sphärosiderite in der Nähe einer das Gestein durchsetzenden Kluft lagern, kommt es vor, dass diejenigen Schalen, die bei ihrer vollkommenen Ausbildung über die Kluft hinausragen sollten (Fig. IV. *b.*), unterbrochen, an der Kluft abgeschnitten sind; man kann aber nicht annehmen, dass dieselben ehedem vollkommen waren, und später an der Kluft zerstört worden sind, weil man in solchen Fällen oft ganz deutlich erkennt, dass das Gestein durch die Kluft zwar eine Trennung, keineswegs aber eine Zerstörung erlitten habe, die fehlenden Schadentheile sonach hinter der Kluft im Gesteine vorhanden sein müssten. Solche Klüfte sind aber fast stets von Eisenoxydhydrat erfüllt.

Ausser den Sphärosideriten selbst, und den schaligen Bildungen sehen wir in den Sandsteinen sehr oft bloss ringförmige Zeichnungen entwickelt, die von einer blossen abweichenden Färbung des Gesteins herrühren. Diese Färbung ist stets durch Eisenoxydhydrat erzeugt. Fast immer sind mehrere solche ringförmige Zeichnungen concentrisch vorhanden. Sie kommen ebenso in festem Gesteine, wie in noch ziemlich lockern Sandanhäufungen vor, und sind keineswegs selbstständig, lassen sich unter keinen Umständen mechanisch vom Gesteine trennen. Auch beschränken sie sich nicht immer auf eine einzige Schichte des Gesteines, man sieht sie oft über Schichten ganz verschiedener Beschaffenheit ausgedehnt. Es kommt vor, dass feinkörniger Sandstein und grobes Conglomerat von einem solchen Ringsysteme durchsetzt werden, selbst da, wo eine Schicht ganz festes Gestein, die andere ziemlich lockere Masse ist.

Die Entfernung der einzelnen concentrischen Ringe, oder eigentlich Sphären, da sie nur auf einer Durchschnittsebene als Ringe erscheinen, ist verschieden, eben so die Stärke jedes einzelnen derselben. Oft ist nichts als eine äusserst schwache Färbung zu sehen, oft sieht man schon mehr gedrängte, stärker gefärbte Sphären, die bis zu Vorkommnissen übergehen, in denen die Anlage zu concentrisch-schaliger Bildung bereits unverkennbar ist, obwohl keineswegs selbstständige Schalen gebildet sind, sondern eine blosse Imprägnation des Gesteins mit Eisenoxydhydrat in Sphären vorliegt. Doch stehen diese oft schon nahe jenen früher geschilderten Eisenoxydhydratlagen, die feste Sphärosiderite an ihrem äussern Umfange hie und da begleiten. Dadurch ist ein Uebergang zwischen diesen letzteren und den einfachen ringförmigen Zeichnungen im Gesteine angedeutet.

Einzelne Sphärosideritbildungen werden von einem ganzen Systeme mit Eisenoxydhydrat imprägnirter, mehr oder weniger regelmässiger, theilweise netzförmig verbundener Schalen oder ringförmiger Zeichnungen auf ziemlich weite Entfernungen umschwärmt, von denen einige vollkommen, andere bruchstückweise (Fig. V.) segmentartig ausgebildet sind. Diese Begleitung von Sphärosideriten ist oft bloss auf gewisse Parthien einer Sandsteinschichte beschränkt, wenn eine solche durch Klüfte durchsetzt und in mehrere Theile getrennt erscheint. (Fig. VII.) Dann sind oft die nächst angränzenden Theile ganz frei von sphäroidischen Gebilden,

während der begränzte Theil davon erfüllt ist. An den Klüften, welche die Begränzung bilden, brechen die Sphären oft ab, ohne über die Kluft zu übersetzen. Die trennenden Klüfte sind fast immer mit Eisenoxydhydrat überzogen oder erfüllt. Mit dieser Erscheinung steht im Zusammenhange die Beobachtung, dass die einzelnen Parthieen einer von Klüften durchkreuzten Sandsteinschichte, die offenbar gleichartiges Gestein sind, sich scharf durch ihre Färbung von einander trennen, indem eine weiss, die andere gelb oder röthlich gefärbt erscheint. Die Trennung der verschiedenen Färbungen findet an den Klüften statt. Manche Parthien erscheinen bunt gefleckt, oder gestreift, oder von unregelmässigen krummen in sich geschlossenen Linien durchzogen. Es ist sehr häufig, dass diese einen gewissen Parallelismus zu dem von den Klüften gebildeten Umfange der Gesteinsparthie einhalten, und dass mehrere derselben concentrisch hinter einander folgen, und so gewissermassen die durch die Klüfte hervorgebrachte Umfangsform der von diesen eingeschlossenen Gesteinsparthie in verschiedener Grösse wiederholen. (Fig. IX.)

Einzelne Sandsteinbänke erscheinen zwischen die Schieferthone, die unmittelbar auf dem Kohlenflötze lagern, eingeschoben. Alle diese Bänke enthalten sphärosideritische Gebilde bald mehr bald weniger vollkommen entwickelt. Bei diesen Sandsteinbänken ist es stets der Fall, dass die in ihnen liegenden Sphärosiderite eben nur die Mächtigkeit der Bank erfüllen, und nie weder über die obere noch über die untere Begränzung derselben in die Hangend- oder in die Liegendschichten übergreifen. Wo daher ein Sphärosiderit solche Dimensionen erreicht, dass selbst dessen kleinere Axe die Mächtigkeit der Schicht, in welcher er liegt, bei vollkommener Entwickelung übersteigen würde, da finden wir nur jene Schalen desselben ganz und in sich abgeschlossen entwickelt, die nach allen ihren Durchmessern noch in der Schichtenmächtigkeit Platz finden; die weiteren Schalen stellen aber Bruchstücke vor, denen jene Theile zur Ergänzung fehlen, welche über die beiden Lagerflächen der Gesteinsschichte fallen würden. Dadurch entstehen Querschnitte, die eine in der Umgebung des Sphärosiderits aus oft vielen Schalensegmenten zusammengesetzte Gesteinsschichte sehen lassen. (Fig. II.)

Bei sphäroidischen Vorkommnissen auf solchen Schichten nehmen die mehr vom Kerne entfernt entwickelten Schalen oft ganz abnorme Richtungen an, indem sie die Concentricität zu den inneren Schichten des Sphärosiderites nur theilweise beibehalten, im weiteren Verlaufe sich aber nach ganz anderen Richtungen wenden, ja selbst in Streifen parallel zur Gesteinslage ausgehen, die dann allmälig an Eisengehalt abnehmen und unmerklich ins Gestein übergehen. (Fig. I. *b.*)

Hie und da fehlt auch die Erscheinung nicht, dass da, wo Schalen von zwei neben einander liegenden Sphärosideriten zur Berührung gelangen, sich dieselben in eine Schale vereinigen, ja selbst gemeinschaftlich eine von ihnen ausgefüllte Gesteinskluft darstellend, in die unter ihnen lagernden Schichten eindringen. (Fig. I. *o.*)

Alle die bisher geschilderten Erscheinungen treffen wir nur auf Sandstein- oder auf sehr sandreichen Schieferthonschichten entwickelt. In reinen Thonschichten fehlt zwar der Gehalt an Eisenoxydhydrat nicht; er ist aber in diesen weniger in einzelnen Lagen oder Schalen, als vielmehr an einzelnen Stellen gleichförmig concentrirt, und gibt sich durch eine gelbbraune Färbung des Thongesteins in kleineren oder grösseren Parthien zumeist zu erkennen. Aber fast alle Klüfte und Sprünge, welche die Schieferthonschichten so häufig durch-

setzen, sind mit Eisenoxydhydrat erfüllt, ja nicht selten ist die Trennungsfläche zwischen zwei Schieferthonlagen durch eine schwache Hydrataussonderung gekennzeichnet.

Ein Ueberblick der verschiedenen im Vorstehenden geschilderten Erscheinungen in sphäroidischen Gebilden führt zu der Ueberzeugung, dass dieselben sämmtlich in einem gewissen Zusammenhange unter einander stehen, und dass wohl alle als die verschieden modificirte oder verschieden weit vorgeschrittene Wirkung einer und derselben Ursache zu betrachten seien. Als diese Ursache stellt sich überall das Hydrat von Eisenoxyd dar. Wir erkennen dasselbe an vielen sphäroidischen Bildungen als deutliche Imprägnation des Gesteins, und müssen bei dem stufenweisen Uebergange und der theilweise zu beobachtenden Verbindung zwischen solchen ausgesprochenen Imprägnationen und ausgebildeten vollkommenen Sphärosideriten auch die letzteren als Resultat desselben jedoch bis zu einem vollkommenen Grade gediehenen Vorganges erklären — und diese als das Ende eines Prozesses erkennen, der seinen Anfang mit den einfachen wenig auffallenden ringförmigen Zeichnungen im Sandgesteine kund gibt. Einen Beweis hiefür liefert eine Behandlung der Schalen von vollkommen ausgebileten Sphärosideriten mit Säuren, wodurch deutlich die ursprünglichen unlöslichen Gemengtheile der Sandsteinschichte erhalten werden, in welcher der Sphärosiderit gelegen ist, während das Eisenoxyd in die Lösung übergeht. Ein specieller Fall lieferte in 100 Theilen: 7·25 Verlust (Wasser), 45·25 Eisenoxyd und 47·5 unlöslichen Rückstand (Quarz, Caolin und Glimmer).

Die sämmtlichen sphäroidischen Bildungen in diesen Gesteinen geben sich diesem nach als an Ort und Stelle, wo wir sie jetzt noch treffen, entstanden zu erkennen und zwar als Imprägnation des Gesteins mit Eisenoxydhydrat. Diese Imprägnation ist mit einer gewissen Tendenz zur Concentration in Sphären erfolgt. Derlei Concentrations-Producte sind übrigens schon an anderen Mineralsubstanzen bekannt. Die Kieselerde bildet solche in den Feuersteinknollen, der Kalk in den knotigen Gestalten; eben so sind knollenförmige Gestalten von Eisenoxydhydrat im Quadersandsteine als Concentrationsproducte gedeutet worden (Roth: „Die Kugelform im Mineralreiche").

Die geschilderten Beobachtungen zeigen, dass Erscheinungen auf ähnlicher Grundlage auch in den Gesteinsschichten der Braser Steinkohlenbeckens nicht fehlen. Dass wir dieselben vorwaltend in den sandigen Schichten entwickelt treffen, mag durch eine, der freieren Bewegung der Materie günstigere Beschaffenheit bedingt sein, während die compacten, schwer durchlassenden Thonschichten weniger geeignet hiefür scheinen.

Das Eisen, das als Oxydhydrat die besprochenen Gebilde erzeugt, muss als ursprünglicher Gemengtheil der Kohlengebirgsschichten angesehen werden. Es ist dasselbe in der That in seinen verschiedenen chemischen Verbindungen oft in ziemlich grossem Antheile in denselben zu treffen, und ist als Oxyd, als Oxydul, als Hydrat und als Schwefelverbindung sowohl den Schieferthonen, als den Sandsteinen, in letzterer Gestalt selbst der Kohle beigemengt. Es ist gewiss, dass durch Aenderung der Oxydationsstufen und durch Aufnahme von Wasser Wandlungen in der mineralischen Masse vor sich gehen, die eine theilweise Bewegung der chemischen Bestandmassen der Gesteinsschichten veranlassen, welche die Anordnung derselben nach einem ihnen zukommenden Streben erleichtern, so dass man in Anbetracht der sämmtlichen, an den sphäroidischen Gebilden in den Steinkohlenschichten beobachteten Er-

scheinungen, die sie als gleichzeitige mechanische Einschlüsse in letzteren zu betrachten nicht erlauben, dieselben in allen ihren Formen bis zu den vollendeten Sphärosideriten als das Resultat einer später in den Gebirgsschichten eingetretenen Metamorphose zu erklären berechtigt wird, welche nach den von Haidinger angenommenen Benennungen als eine anogene Metamorphose erkannt werden muss.

Es ist gewiss, dass Veränderungen in der Gesteinsmasse noch jetzt vorkommen, die sich in Bezug auf deren Eisengehalt in wechselnden Oxydationsstufen, in dem Uebergange des Oxydes in Hydrat kundgeben. Noch heute kann man an günstigen Stellen die Spuren fortschreitender Oxydation beobachten. Ein Product dieser ununterbrochenen Thätigkeit sind die auf feinen, oft in neuerer Zeit entstandenen Klüftungen vorkommenden Ueberzüge von Eisenoxydhydrat, wobei es bemerkenswerth ist, dass dieselben nicht selten, bloss die Kluftfläche überziehend, in vielen an einander gereihten concentrischen Ringen erscheinen.

Aber nicht überall scheint eine Erhöhung der Oxydationsstufe Statt gehabt zu haben, es ist wahrscheinlich, dass auch stellenweise eine Reduction des Oxydes eingetreten ist und Veränderungen in der früheren Gesteinsbeschaffenheit hervorgerufen hat.

Eine solche ist durch den den Gesteinsschichten der Kohlenbecken beigemengten Kohlenstoff erklärbar, der in den vielen eingeschlossenen Pflanzenresten geboten wird. In der That sind im Břaser Becken Schichten nicht selten, in denen man bei einiger Aufmerksamkeit erkennt, dass sie die Lagerstätten zahlreicher Pflanzenreste waren, von denen aber dermalen bloss undeutliche, schwach erkennbare Abdrücke, ohne alle Substanz der ehemaligen Pflanzentheile vorfindig sind, während andere Schichten die in Kohle verwandelten Pflanzenreste in Menge beherbergen. Der aus ersteren gewiss erst später entwichene Kohlenstoff darf wohl für das die Reduction der Eisenoxyde vermittelnde Agens gelten.

Daraus kann man auf zwei Richtungen schliessen, in welchen Veränderungen in der Beschaffenheit der Gesteinsschichten des Břaser Kohlenbeckens eingetreten sind; beide sind aber jedenfalls erst nach längst erfolgter Ablagerung der Gebirgsmassen thätig geworden, und da mit ihnen die Entstehung sphärischer Gebilde und mit der vollkommenen Ausbildung dieser die Entwicklung eigentlicher Sphärosiderite im Zusammenhange steht, so kann auch diesen nur eine spätere Entstehung auf den bereits abgelagert gewesenen Schichten zuerkannt werden. Diese ist immer mit einem Uebergange des Eisenoxyd in Hydrat in Verbindung gestanden, die sich je nach den gegebenen Bedingungen im Gesteine in Sphäroiden, oder in leeren Räumen, wie auf Klüften, nur einen gegebenen Raum ausfüllend, ablagerte. Wie nachhaltig diese Ablagerungen erfolgten, beweisen die vielen das Gestein durchkreuzenden Klüfte, die fast alle davon erfüllt getroffen werden, so wie namentlich der baldige Ueberzug in jüngerer Zeit entstandener Spalten mit Eisenoxydhydrat auf die noch jetzt fortdauernde Thätigkeit in dieser Richtung hinweist.

Es fehlen aber auch in den Gebirgsschichten anderer Formationen Andeutungen nicht, dass das Eisenoxydhydrat in sphärischer Form sich ausscheide. In den feinkörnigen Quarziten der Etage D. d. Barr., am Berge Plechař, nördlich von Rokycan wurde beobachtet, wie eine kugelförmige Gestalt sich aus dem festen Gesteine bei Bearbeitung desselben auslöste.

Diese, nahe 6 Zoll im Durchmesser stark (Fig. VIII.), bestand aus demselben Gesteine, in dem sie eingeschlossen war; sie war aber nicht in der ganzen Oberfläche entwickelt,



sondern stand an einer Stelle mit dem sie einschliessenden Gesteine im ungestörten Zusammenhange. Da, wo sie sich von der übrigen Gesteinsmasse abtrennte, war sie mit einer schwachen Rinde von Eisenoxydhydrat überzogen. Es war sonach bloss diese Hydratlage der Grund der Abtrennung des kugelförmigen Stückes, und es lässt sich für die sphärische Einlagerung einer so schwachen Eisenoxydhydrat-Schichte nicht leicht eine andere Erklärung finden, als die Annahme einer später in dem bereits gebildeten Gesteine eingetretenen Ausscheidung derselben.

Eine andere Erscheinung, die mit der Tendenz zur Bildung von kugelähnlichen Gestalten im Zusammenhange zu stehen scheint, ist die zweier Ellipsoide, die sich in den ziemlich dichten Quarziten des Berges Cilina südwestlich von Rokycan, bei Zertrümmerung eines festen Gesteinblockes vorfanden. Dieselben gaben sich sogleich durch ihre dunklere Färbung in dem leichten Gesteine zu erkennen, und die nähere Untersuchung zeigte, dass sie aus einem innigen Gemenge von weisslichen, äusserst kleinen Quarzkörnern mit Eisenkies in fast unkenntlich kleinen Hexaedern bestanden, das durch ihre ganze Masse gleichförmig verbreitet war. Die drei Axen des einen Ellipsoides waren 4, 6 und 12 Zoll; das andere war etwas kleiner. Ihre Oberfläche war ziemlich eben und sie lagen fast ganz im Quarzite, konnten aber aus demselben gelöst werden; sie waren daher mit diesem nicht verwachsen. Hiedurch gewinnen sie zwar das Ansehen, als seien sie im Quarzite auf secundärer Lagerstätte gewesen und durch Transport abgerollt in denselben gelangt. Wenn man aber ihre ähnliche, ziemlich grosse Gestalt erwägt und bedenkt, dass in dem ganzen Schichtencomplexe, in dem sie gefunden wurden, keine grösseren Geschiebe vorkommen, im Gegentheile das Gestein gleichförmig dicht oder sehr feinkörnig ist, so wird man sich schwer erklären können, warum der gewiss eben so harte Quarz in so verkleinertem Zustande vorhanden und bloss diese beiden Ellipsoide unzertrümmert geblieben sein sollen.

Da man andererorts, nicht sehr weit von der bemerkten Localität, conglomeratische theils aus ziemlich grossem Kieselgerölle bestehende Quarzitschichten findet, so muss man annehmen, dass für die Schichten des Cilinaberges keine Zuführung grösserer Gerölle stattfand (wenn überhaupt die jetzige Beschaffenheit dieser Gebirgsschichten noch als der Zustand betrachtet werden kann, in welchem sie ursprünglich abgesetzt wurden); dadurch wird aber auch die Zuführung der beiden Eisenkiesellipsoide auf mechanischem Wege gleichzeitig mit dem übrigen Gesteinsmateriale sehr unwahrscheinlich und es scheint auch in diesem Falle die Entstehung an Ort und Stelle in dem bereits abgelagerten Gesteine durch eine Concentration der nöthigen Elemente annehmbar.

Ferner bemerkt man in manchen Gesteinsschichten Trennungsflächen, die mit den Schichtungsflächen, und mit den dieselben allenfalls durchschneidenden Klüften in keiner Beziehung stehen, und sich von beiden dadurch unterscheiden, dass sie nicht gerade Linien, sondern stets Segmente von Sphäroidenflächen bilden. Sie durchsetzen zumeist bloss eine Gesteinsschichte zwischen ihren beiden Lagerflächen, und unterbrechen so dieselben in ihrem horizontalen Zusammenhange. Nicht selten sind sie so gegen einander gestellt, dass sie zwischen sich ein Stück der Gesteinsschichte übrig lassen, das dann eine oben und unten abgeplattete sphäroidische Gestalt darstellt. Oft wiederholen sich solche Trennungsflächen in kurzen Entfernungen concentrisch zu einander, woraus den Sphärosideriten entfernt ähnliche

Gestalten entstehen, ohne dass aber die Schieferung des Gesteins dadurch gestört wird. Bei näherer Betrachtung sieht man diese Trennungsflächen mit einem dünnen Anfluge dunklerer Eisenoxydhydrate überzogen. Solche Trennungsflächen zeigen die dunkleren Schiefer der Etage D. d. Barr. in der Umgebung von Rokycan, und es scheint auch hier eine Tendenz des Eisenoxydhydrates, sich in sphärische Lagen zusammenzuziehen, angenommen werden zu können.

Es ist vielleicht möglich, eine Anwendung dieser in verschiedenen Erscheinungen gemachten Beobachtungen auf ein anderes wichtiges Vorkommen in unserem silurischen Schichtencomplexe zu versuchen. Die Gruppe der Quarzite hat, wie bekannt, ein fast durch ihre ganze Verbreitung reichendes Gebilde von Eisensteinen zum Begleiter. Diese erscheinen bald als Oxyde oder Oxydule, bald als Oxydoxydule oder Hydrate. Die Eigenschaft, die aber fast allen zukommt, ist eine mehr oder weniger ausgesprochene linsenförmige Structur.

Einige sind in der That ein fast ausschliessliches Aggregat kleiner linsenförmiger Gestalten, während solche bei anderen in grösserer oder geringerer Menge in einer dichten Grundmasse eingelagert erscheinen. Obwohl die Linsengestalt vorwiegend ist, so fehlen doch auch kugelige oder unregelmässig-knollige Formen nicht. Untersucht man die einzelnen Linsen, so findet man, dass sie aus mehreren concentrischen Schalen aus einer gleichartigen dichten Masse bestehen, deren innerster Kern theils aus derselben Masse, theils aus einer anders gefärbten Materie gebildet wird.

Nicht selten haben die Linsen selbst eine andere Farbe und Oxydationsstufe, als die Grundmasse des Eisensteins. Die Eisensteinlager stellen sich bald durchaus als Rotheisenstein, bald als Hydrate dar; sind hie und da als Oxydoxydule, oder als wasserhältige Silikate namentlich als sogenannter Chamoisit zu treffen; oft aber erscheinen auf demselben Lager verschiedene Eisensteingattungen im bunten Gemenge über und nebeneinander, mit Uebergängen der einen Art in die andere. Nicht selten kann die Umwandlung einer Art in die andere und die Aenderung ihrer Oxydationsstufe noch heute beobachtet werden. Diese Veränderungen berechtigen zu der Annahme, dass wir die sämmtlichen erwähnten Eisensteingebilde nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande vor uns sehen, dass wir vielmehr in denselben das Product späterer, theils noch jetzt thätiger Aenderungen in einer ursprünglich wahrscheinlich gleichförmigen Masse erkennen dürfen.

Die sämmtlichen Eisensteingebilde müssen theils wegen ihrer Lagerungs-Verhältnisse, theils wegen der hie und da in denselben angetroffenen Petrefacten als Sedimentgebilde gelten; es ist nicht wohl erklärlich, dass deren linsenförmige Structur auf mechanischem Wege beim Absatze der Materialien entstanden sei. Denn die vereinzelten, in geringer Verbreitung anderorts bekannten Vorkommnisse mit kugelförmiger Zusammensetzung, bei denen eine Bildung auf theils sedimentärem Wege angenommen werden kann, wie z. B. beim Erbsensteine, können nicht als Leitfaden dienen. Bei diesen ist das Umhüllungsmateriale jeder einzelnen Kugel von jenem des Kernes verschieden; der Kern selbst besteht aus verschiedenen Stoffen; bei den Eisensteinen ist aber kein eigentlicher Kern, sondern bloss ein inneres Ellipsoid vorhanden, um das sich einige Schalen zumeist derselben Masse herumlagern. — Wo das Kernellipsoid anders aussieht, als die Umhüllungsschalen, da scheint immer bloss eine andere Oxydationsstufe des Eisens der Grund davon zu sein. — Zudem sind Erbsensteinähnliche Gebilde ein

blosses Aggregat von kugeligen Gestalten, die sich wechselseitig berühren, und häufig leere Räume zwischen sich lassen, während unsere Eisensteine dichte Massen sind, in welchen die einzelnen Linsen oft nur sparsam eingestreut vorkommen.

Es scheint vielmehr, dass die linsenförmige Structur, ebenso wie die verschiedene Oxydationsstufe der Eisensteine, einem Einflusse späterer in der Masse eingetretener Veränderungen zugeschrieben werden kann, welche in naher Beziehung zu jenen stehen, denen die sphäroidischen Gebilde in anderen Gesteinsschichten ihre Entstehung verdanken. — Eine in dieser Art thätige Veränderung in den Eisensteinen wird durch sphäroidische Gebilde bestätigt, die stellenweise in denselben eine sphärosideritähnliche Structur sehen lassen. Wir finden nämlich in den Eisensteinlagern nicht selten concentrische Schalen entwickelt, die ebenfalls durch Eisenoxydhydrat erzeugt sind, ganz deutlich linsenförmige Structur enthalten und als Kern ein Sphäroid der unveränderten Eisensteinmasse einschliessen, in welchen sie entwickelt sind. Dieses Bestehen des Kernes aus dem linsenförmigen Grundgesteine, die Zusammensetzung der einzelnen Schalen eben auch aus demselben, das in ihnen bloss durch ein Vorwalten des Oxydhydrates verändert erscheint, sind ein genügender Beweis, dass die concentrisch-schaligen Anhäufungen des Eisenoxydhydrats zu sphärosideritähnlichen Gebilden erst später in den bereits linsenförmigen Eisensteinen durch Ausscheidung und Concentration statt gefunden haben; und man kann diese Erscheinung in den Eisensteinmassen als eine zweite Periode von Sphäroidenbildung betrachten, die zwar nicht über den ganzen Gesteins-Complex gleichförmig verbreitet, aber an den einzelnen Stellen, wo wir sie beobachten, in grösseren Dimensionen entwickelt ist, während die Entstehung der eigentlichen linsenförmigen Structur einer über das ganze Eisensteingebilde mehr gleichförmig verbreiteten verändernden Thätigkeit zukäme.

Nachschrift. Wir erlauben uns hier eine historische Bemerkung über den in vorstehender Abhandlung besprochenen Gegenstand beizufügen. Es hat nämlich unser berühmte Naturforscher, Graf Caspar von Sternberg bereits im J. 1816 einen hieher gehörigen Aufsatz im V. Bande der Abhandlungen unserer königl. Gesellschaft veröffentlicht unter dem Titel: Beschreibung und Untersuchung einer merkwürdigen Eisengeode (Hausmann's dichter thoniger Sphärosiderit), welche auf der gräflich Caspar Sternberg'schen Herrschaft Radnitz, im Pilsner Kreise Böhmens, gefunden wurde (Prag 1816 mit 4 Kupfern); auf welchen interessanten Aufsatz wir um so mehr aufmerksam machen wollen, als dort die mineralogische Beschreibung von Lindacker, sowie die chemische Untersuchung von Freyssmuth mitgetheilt werden. *W. R. Weitenweber.*

Erklärung der beigegebenen Figuren.

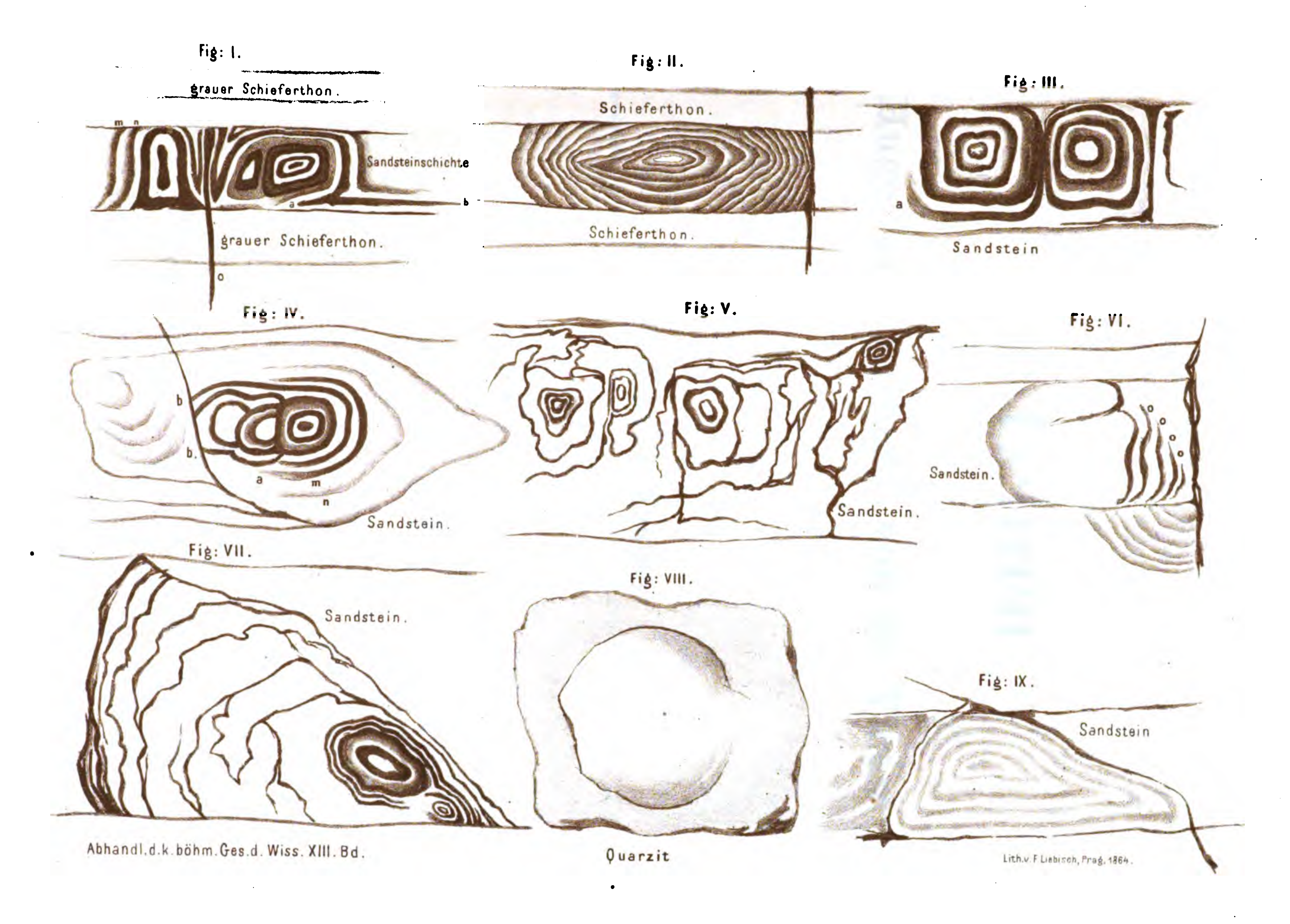
Fig. I. und II. Sphärosideritbildungen auf Sandsteinschiefer-Schichten zwischen Schieferthonen; im westlichen Theile des Břaser Kohlenbeckens vorgekommen.

Fig. III., IV., V. und VI. Verschiedene sphäroidische Gebilde in den, den Schieferthonen aufliegenden Sandsteinen. Entnommen dem westlichen Theile des Břaser Kohlenbeckens.

Fig. VII. Sphärosiderite, von segmentartigen Hydratausscheidungen begleitet, auf einem durch Klüfte keilförmig begränzten Stücke Sandsteins; im Břaser Kohlenbecken vorgekommen.

Fig. VIII. Im Quarzite vom Berge Plechač vorgekommene eingeschlossene, theilweise mit der übrigen Gesteinsmasse vollkommen vereinigte Kugelgestalt, an ihrer Oberfläche mit einem schwachen Ueberzuge von Eisenoxydhydrat belegt.

Fig. IX. Von Klüften begränztes Sandsteinstück, durch unregelmässig krumme, einen Parallelismus zu den umgebenden Klüften einhaltende Zeichnungen erfüllt. Aus dem Břaser Steinkohlenbecken.


Fig: I.
grauer Schieferthon.
m n
Sandsteinschichte
a
b
grauer Schieferthon.
o
Fig: II.
Schieferthon.
Schieferthon.
Fig: III.
a
Sandstein
Fig: IV.
b
b.
a
m
n
Sandstein.
Fig: V.
Sandstein.
Fig: VI.
Sandstein.
Fig: VII.
Sandstein.
Fig: VIII.
Quarzit
Fig: IX.
Sandstein
Abhandl. d. k. böhm. Ges. d. Wiss. XIII. Bd.
Lith. v. F. Liebisch, Prag. 1864.

Die Lehren

des

Hugo und Richard von St. Victor

dargestellt von

Dr. Wilhelm Kaulich,

ausserordentl. Mitgliede der kön. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, Privatdocenten für Philosophie an der k. k. Universität zu Prag.

(Für die Abhandlungen der k. böhm. Ges. der Wiss. V. Folge XIII. Band.)

PRAG 1864.

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Selbstverlag der Gesellschaft.

I. Hugo von St. Victor.

Unter den vielen Klosterschulen zeichnete sich im zwölften Jahrhunderte die von Wilhelm von Champeaux gegründete Schule zu St. Victor besonders aus. Die hervorragendsten Lehrer an dieser Schule waren Hugo und Richard von St. Victor.

Hugo, wahrscheinlich in Flandern geboren, machte in seiner Jugend eine Reise durch die sächsischen Lande und hielt sich eine Zeit lang im Kloster zu Hamersleben auf. Er fasste den Entschluss, der Welt zu entsagen und sich in die Stille des Klosters zurückzuziehen; er begab sich zu dem Ende gegen 1118 noch im jugendlichen Alter nach Frankreich und trat in die Abtei zu St. Victor zu Marseille ein, von wo er jedoch bald in den Orden der regulirten Lateranensischen Chorherren der Abtei zu St. Victor in Paris übertrat, wo ihn Abt Gilduin aufnahm. Hugo übernahm bald die Leitung der Klosterschule zu St. Victor und zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und Liebenswürdigkeit im Umgange mit seinen Mitbrüdern so aus, dass er einstimmig zum Abte von St. Victor gewählt wurde, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode verblieb.[1])

Der frühe Eintritt ins Kloster und die dadurch hervorgerufene Abgeschiedenheit von der Welt bewirkte, dass sein wissenschaftliches Streben zumeist theologischen Gegenständen gewidmet war, so dass bei ihm die freie Forschung in den Hintergrund tritt und sein Bemühen vorzugsweise auf die richtige Erfassung der dogmatischen Heilswahrheiten und die Gewinnung des vollen Verständnisses der in der Bibel enthaltenen Offenbarungen gerichtet ist. Dieses mag viel zu der innigen Freundschaft mit dem von gleichem Streben beseelten Bernhard von Clairveaux beigetragen haben. Beide galten als hervorragende Gelehrte und höchst geachtete Männer ihrer Zeit.[2])

Die anerkannte Gelehrsamkeit vorzugsweise auf dem Felde der Theologie mag die veranlassende Ursache gewesen sein, dass Hugo von Ludwig König von Frankreich aufgefordert wurde, eine Interpretation der coelestis hierarchia des Pseudo-Dionysius Araiopagita zu schreiben. Hugo unterzog sich dieser Arbeit, jedoch so, dass er nicht den Originaltext, sondern die durch Johannes Scotus bewerkstelligte Uebersetzung zur Grundlage nahm.

---

[1]) Nouvelle biographie générale T. 25 p. 436.

[2]) Hugonis de st. Victore opera omnia ed. Garzonius T. I. Hugonis de st. Vict. vita. — Duo infoelicitatis illius temporis solatia occurrerunt; Bernardus Clarevallensis abbas et Parisiensis Hugo, quos veluti duo coeli luminaria infausto illi saeculo omnipotens rerum conditor providit, ut eorum virtutibus scientia, ingenio, probitate, ac singulari verbi Dei facundia totum revirescere videretur.

Dieser Umstand deutet auf ein Doppeltes hin. Zuerst berechtigt er zu der Ansicht, dass die Kenntniss des Griechischen selbst bei hervorragenden Männern der Zeit keine umfassende gewesen sein mag, so dass sie kaum über die Anfangsgründe der Grammatik und einige Etymologien hinausreichte. Ferner wird daraus ersichtlich, dass Johannes Scotus trotz der erfolgten Verurtheilung seiner Schriften, selbst bei Männern von anerkannter, orthodox kirchlicher Gesinnung in einem so hohen Ansehen stand, dass er als ein Neubegründer der wissenschaftlichen Theologie angesehen wurde.[1]) Namentlich mag das erste und zweite Buch der Hauptschrift des Johannes Scotus „De divisione naturae" viel benutzt worden sein; so manche Phrase und Ausdrucksweise ist selbst in die Schriften des Hugo übergegangen.

Unter den Kirchenvätern hat Augustinus für Hugo die grösste Bedeutung, und er eignete sich die Schreibweie desselben in dem Grade an, dass er für einen Nachahmer des Augustinus galt.[2]) Ausser Augustinus finden wir Ambrosius, Hieronymus, Hilarius, Isidorus und Beda häufiger citirt; aber auch Abälard wird in theologischen Fragen mit Achtung genannt.[3])

Von den Schriften Platos werden Protagoras und Timäus erwähnt;[4]) doch scheint er sie kaum im Zusammenhange gelesen zu haben, vielmehr mag seine Kenntniss davon nur aus den Kirchenvätern herrühren. — Genauere Kenntniss mag er von dem Inhalte der logischen Schriften des Aristoteles besessen haben; allein auch diese hat er nicht aus dem Originaltexte geschöpft, sondern Boëtius ist für ihn, wie für die übrigen Lehrer seiner Zeit die Hauptquelle gewesen. Ausser diesem verweist er hinsichtlich der zur Logik gerechneten Grammatik auf Donatus, Servius, Priscianus, Barbarismus und Isidorus.[5]) — Dabei kann die Frage aufgeworfen werden, ob er auch die durch die Araber bewerkstelligten Uebersetzungen und Bearbeitungen der aristotelischen Schriften gekannt habe. Diese Frage müssen wir dahin beantworten, dass Hugo dieselben wenigstens theilweise kennen gelernt haben musste, da er sich auf Avicenna beruft.[6]) Wir können daher keinesfalls der Ansicht des Herrn Professor Prantl beipflichten, welcher meint, dass Hugo die allgemein zugängliche Literatur der Logik verschmäht zu haben und über einige Stellen des Martianus Capella, Isidorus und Boëtius nicht weit hinausgekommen zu sein scheine;[7]) vielmehr sehen wir uns zur Annahme des Gegentheils bewogen, denn verbindet man mit dem Voranstehenden noch die Aeusserung Hugo's, dass er mit Vorliebe Logik betrieben habe,[8]) so liegt die Vermuthung nahe, dass

---

[1]) Opp. T. II. Lib. excerpt. prior. I. c. 24. Theologus primus apud Graecos Linus fuit, apud Latinos Varro et nostris temporibus Joannes Scotus de decem in Deum categoriis. T. III. Erud. didasc. Lib. III. c. 2.

[2]) Opp. T. I. Hug. de st. Vict. vita. Nemini quoque dubium est, Hugonem nostrum divinarum atque humanarum litterarum exquisita eruditione clarissimum, et Augustini doctrinæ ac phraseos usque adeo æmulatorem extitisse, ut Augustini lingua communi omnium eruditorum sui temporis adagio dictus sit.

[3]) Opp. T. I. Quæst. circa ep. Paul. ad Rom. quaest. 39.

[4]) Ibd. Annot. eluc. in pentat. c. I.

[5]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 30.

[6]) Opp. T. I. Annot. eluc. in Johelem p. 125. Item Avicenna: duo contraria simul in eodem esse non possunt.

[7]) Prantl Gesch. d. Logik II. p. 111.

[8]) Opp. T. III, In specul. de myst. eccl. Prol. Cum autem libentius quia facilius et audentius logicas quam theologicas (jure consuetudinis) revolvam sententias.

er auch auf dem Gebiete der Dialektik schriftstellerisch thätig gewesen sein mag. Da wir aber in der von Garzonius bewerkstelligten Gesammtausgabe seiner Schriften keine finden, die speciell die Logik, oder einen einzelnen Theil derselben, zum Gegenstande der Untersuchung hat, so erscheint es wahrscheinlich, dass nicht alle Schriften darin enthalten sind, und dass die auf die Logik sich beziehenden entweder gar nicht auf uns überkommen oder noch unter den bisher nicht genügend durchforschten Manuscripten einiger Bibliotheken begraben sind.

Ausser den genannten Schriftstellern, denen Hugo seine Bildung verdankte, müssen noch Cicero und Seneca genannt werden.

Unter den in der genannten Gesammtausgabe veröffentlichten Schriften befinden sich einige, deren Echtheit mit Grund bezweifelt wird; diese sind jedoch meist von untergeordneter Bedeutung bis auf die Schrift „De anima" und die „Libri excerptionum." Was die erstgenannte Schrift betrifft, so wird das erste und dritte Buch dem Bernhard von Clairveaux zugeschrieben und zwar unter den Titeln: „Meditationes" und „De interiori domo." Das zweite Buch wurde unter die Schriften des Augustinus aufgenommen, wohin es jedoch zuverlässig nicht gehört; denn darin wird Boëtius citirt, der ja später als Augustinus auftrat. Es wird aber auch des cisterzienser Mönches Isaak erwähnt, welcher wieder erst nach Hugo auftrat. Das vierte Buch endlich fand Garzonius stets nur Hugo zugeschrieben, obwohl auch dieses unecht ist; aber auch alle viere fand er in einem Codex zusammengeschrieben und als Schriften Hugos bezeichnet.[1]) Von einiger philosophischer Bedeutung ist nur das zweite Buch; doch darf sein Werth nicht überschätzt werden, denn es besteht fast nur aus einer Sammlung verschiedener Stellen, welche aus älteren und neueren Kirchenschriftstellern zusammengetragen und nicht gerade aufs Beste geordnet und verbunden worden sind. Die einzelnen Sätze dieser Schrift finden sich fast sämmtlich auch in den anerkannt echten Schriften des Hugo, allerdings etwas zerstreut vor, und zwar häufig ganz mit denselben Worten, so dass die Vermuthung Rousselot's,[2]) dass die Schrift „De anima" auf Grundlage der Schriften des Hugo sei verfasst worden, eine grosse Wahrscheinlichkeit gewinnt. Sie soll übrigens den cisterzienser Mönch Alcher zum Verfasser haben. Doch muss die Schrift schon kurze Zeit nach dem Tode Hugos verfasst und verbreitet worden sein, denn Richard von St. Victor hat dieselbe bereits benützt. Da wir der Ansicht Rousselot's beipflichten, haben wir uns erlaubt, auch eine Stelle aus dieser Schrift, und zwar die, worin die Extase beschrieben wird, bei der Darstellung der Lehre des Hugo zu benützen.

Hinsichtlich der Libri excerptionum deutet schon der Titel darauf hin, dass Stellen aus den verschiedensten Schriften zusammengetragen wurden, es mag vielleicht auch Mancherlei hinzugekommen sein, was nicht von Hugo herrührt; allein das, was sich darin über Philosophie und ihre Theile vorfindet, das hat auch Hugo in anderen Schriften stellenweise und zwar fast wörtlich aufgenommen, so dass wir es demnach als seine Ansicht ansehen

---

[1]) Opp. T. II. De anima Libri quatuor.

[2]) Études sur la phil. dans le moyen-âge T. I. p. 328. Mais ce qui est indubitable, c'est que cet écrit a été enspiré par ceux de Hugues dant la reputation était immense alors et les ouvrages trèsrepondus.

können. Dabei sei noch bemerkt, dass die vier ersten Bücher der Libri excerptionum priorum auch in der Gesammtausgabe der Schriften des Richard von St. Victor sich vorfinden.

Ebenso können wir nicht umhin, noch beizufügen, dass der dem Hildebert von Lavardin zugeschriebene „Tractatus theologicus," von dem sich in der Gesammtausgabe der Schriften Hildeberts nur ein Bruchtheil befindet, identisch ist mit der dem Hugo zugeschriebenen Summa sententiarum, und zwar enthält der Tractatus theologicus die Tractate I., II., III. und von Tr. IV. c. 1, 2, 3 init. Beaugendre, der Herausgeber der Schriften Hildeberts, sucht zwar die Echtheit des Tractatus theologicus darzuthun; allein er muss am Schlusse seiner Argumentation eingestehen, dass er es durch seine Beweisführung nur bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit gebracht habe.[1]) Der Tractatus theologicus unterscheidet sich nur durch andere Kapiteleintheilungen, deren Nummern fortlaufend sind, während in der Summa sententiarum sieben Tractate angeführt werden, von denen jeder mit c. 1. beginnt. Vergleicht man aber die Summa sententiarum mit der Schrift Hugos „De sacramentis," so kann die Identität des Verfassers kaum in Frage gestellt werden. — Vergleicht man dagegen die Summa sententiarum und die Schrift De sacramentis christianae fidei mit den Libris sententiarum des Petrus Lombardus, so findet man, dass der grösste Theil des Inhaltes der ersteren in die letztere Schrift wörtlich übergegangen ist; nur ist der fortlaufende Text durch Beantwortung einer Menge von Zwischenfragen unterbrochen und erweitert. Die Möglichkeit, dass Petrus Lombardus die Schriften Hugos benützen konnte, erhellet daraus, dass Hugo schon 1141 starb, während Petrus Lombardus entweder um 1160 oder 1164 das Leben beschloss. Petrus Lombardus befand sich unter den auf Hugo folgenden Lehrern der Schule zu St. Victor, konnte daher auch Hugos Schriften selbst benützt haben. Somit gebührt jedenfalls Hugo von St. Victor das Verdienst, die Hauptsätze der theologischen Gelehrsamkeit in einem systematischen Zusammenhange dargestellt und vorgetragen zu haben.[2])

[1]) Vener. Hild. Lav. opp. p. 1006—7. Wir müssen hier gleichzeitig bemerken, dass wir bei der Abfassung unserer Geschichte der scholastischen Philosophie den Argumentationen des Beaugendre ein grösseres Gewicht beigelegt haben, als sie verdienen und desshalb den tractatus theologicus für echt hielten, welchen Fehler wir hier berichtigen.

[2]) Indem wir soeben des Petrus Lombardus erwähnten, mag hier noch Folgendes über diesen Lehrer des Mittelalters Platz finden. Petrus Lombardus, geboren auf dem Gebiete von Novara zu Lumello, studirte zu Bologna, dann zu Reims und Paris, später wurde er Lehrer der Theologie zu Paris und endlich 1159 Bischof von Paris. Er sass jedoch nur kurze Zeit auf dem Bischofssitze, denn er starb schon 1160, nach Einigen 1164. Die Libri sententiarum sind die bedeutendste Schrift, die wir von ihm besitzen. Darin sind alle Hauptstellen, die sich auf die Begründung einzelner Dogmen beziehen, aus den Kirchenvätern zusammengetragen. Häufig werden bei einzelnen Punkten Ansichten der Kirchenväter, die sich wie ja und nein zu einander verhalten, einander entgegengestellt, in welchem Falle wir aber meistens eine definitive Entscheidung am Schlusse der Auseinandersetzung vermissen. Obwohl die Darstellung im Allgemeinen eine sehr klare und deutliche genannt werden muss, so finden wir doch bei den einzelnen Parthien der Schrift durchaus keinen inneren logischen Zusammenhang und eine logische Eintheilung des Stoffes, sondern zuerst wird von Gott, dann von den Creaturen, dann von den Sacramenten des alten und neuen Gesetzes gehandelt. Von Petrus Lombardus stammt auch ein Commentar über die Psalmen, Catena, Magna glossa; derselbe nimmt sich die Glossen des Anselm von Laon zum Muster, ist aber ausführlicher. Von einem anderen Commentar über die Uebereinstimmung der vier Evangelien sind wenig Manuscripte vorhanden, was auf die geringe Bedeutung

Endlich erlauben wir uns zu bemerken, dass wir wohl bald genaue und zuverlässige Aufschlüsse über die echten und unechten Schriften des Hugo von St. Victor erhalten dürften, indem der durch seine Geschichte der scholastischen Philosophie rühmlichst bekannte Barthélemy Hauréau es unternommen hat, durch eine abermalige sorgfältige Untersuchung der Manuscripte die echten Schriften Hugos von den unechten zu sondern.[1])

In den von Hugo unternommenen Erklärungsversuchen der meisten Partien der heiligen Schrift waltet die allegorisch-mystische Erklärungsweise vor.

Eine systematische Darstellung einer philosophischen Weltanschauung, wie überhaupt eine systematische Darstellung und Gliederung einzelner philosophischen Disciplinen findet sich in den Schriften Hugos nicht, auch würde man vergeblich eine solche versuchen. Nur die Grundideen des Christenthums, die von ihm mit aller Consequenz festgehalten werden, bilden allenfalls einen leitenden Faden in den vielen Kreuz- und Querzügen durch die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens.

Wie wenig es ihm überhaupt um systematische Sonderung der einzelnen Wissenssphären zu thun war, zeigen am deutlichsten die Libri excerptionum und Eruditiones didascalicae, worin über Philosophie, Theologie, Physik und die verschiedenartigsten Gebiete des menschlichen Wissens bis zur Kriegskunst, Landwirthschaft u. s. w. gehandelt wird, so dass sich hier dasselbe Streben eines encyclopädischen Sammelns des Wissenswerthesten aus den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens wiederholt, welches sich bei Isidorus, Beda und Anderen vorfindet. Eine der gelungensten Partien dieser Realencyklopädie ist, eine übersichtliche Darstellung der Weltgeschichte, die sich manches moderne Schulbuch für Gymnasien zum Muster nehmen könnte.

Hugo ist zwar der Ansicht, dass alle Wissenschaften zusammenhängen, allein er selbst hat diesen Zusammenhang nicht dargestellt. Er verweist, wie seine Vorgänger, auf Aegypten als die Wiege der Wissenschaften, von wo sich dieselben zuerst nach Griechenland und von da nach Italien verpflanzt haben.

Hinsichtlich der Eintheilung der einzelnen Wissenschaften finden wir bei Hugo noch die Sonderung derselben nach dem Trivium und Quadrivium vor, aber er fordert, dass alle einzelnen Dienerinnen der Theologie sein sollen. Dabei habe es das Trivium mit der Bedeutung der Worte, das Quadrivium mit der Bedeutung der Dinge selbst zu thun.[2]) In dieser Hinsicht hält er an der Meinung des Aristoteles fest, dass die Bedeutung der Worte von

---

hinweist. Dann stammt von ihm ein Commentar über die Briefe des hl. Paulus, welcher noch im sechzehnten Jahrhunderte ein sehr gelesenes Buch war. Ausserdem finden sich noch mehrere Reden von ihm ungedruckt in Manuscripten. Einen besonderen philosophischen Werth vermögen wir in den Schriften des Petrus Lombardus nicht zu finden, wenn auch namentlich die Libri sententiarum für die Entwicklung der Theologie von Bedeutung sind und lange Zeit als ein unentbehrliches Handbuch der theologischen Gelehrsamkeit galten. (Nouvelle biographie générale T. 40.)

[1]) Nouvelle biographie générale T. 25, p. 437, 38.

[2]) Opp. T. I. De scripturis et scriptoribus prænotatiunculæ c. 13. Septem liberales artes huic scientiæ subserviunt. Trivium ad significationem vocum; quadrivium ad rerum significationem respicit. — — T. III. Erud. didasc. L. II. c. 10.

menschlichem Uebereinkommen, dagegen die Bedeutung der Dinge von Gott selbst herrühren.[1]) Die Letztere komme vorzugsweise in der Theologie zur Anwendung.

Ausser dieser Sonderung wird auch der Dreitheilung der Philosophie in Ethik, Physik und Theologie gedacht, wobei von der Ethik ausgegangen wird,[2]) weil sittlicher Lebenswandel eine Grundbedingung eines höheren Wissens ist. Eben so kennt er die Eintheilung der Philosophie in Logik, Ethik und Physik,[3]) welche Dreitheilung identisch sei mit der andern in Logik, Ethik und theorica scientia, auch kurzweg nur theorica genannt.

Nach dieser letzteren Unterscheidung hat die Logik das Wahre vom Falschen zu unterscheiden und die richtigen Schlussweisen zu lehren, während die Ethik die richtige Lebensweise und die Form der Disciplin nach den Grundsätzen der Tugenden auseinandersetzt. Die Theorica endlich stellt Forschungen über die Gesammtheit des Seienden und Nichtseienden an.[4])

Dieser Dreitheilung wird an anderen Orten noch als vierter Theil die Mechanik beigefügt, welche es mit der Betrachtung der veränderlichen Dinge und der Fürsorge um das dem menschlichen Körper Nöthige zu thun hat.[5])

Die Theorica besteht wieder aus drei Theilen, der Mathematik, Physik und Theologie. Mit Hilfe dieser drei Disciplinen erhebt sich der der Erforschung der Wahrheit sich widmende Geist stufenweise bis zur Betrachtung des Höchsten für den Menschen Erkennbaren. Die Mathematik lehrt die sichtbaren Formen der sichtbaren Dinge erfassen; die Physik erforscht die unsichtbaren Ursachen der sichtbaren Dinge; die Theologie endlich betrachtet die unsichtbaren Substanzen und die unsichtbaren Naturen derselben. Durch diese Stufenfolge gelangt der Mensch zum Gipfel des philosophischen Wissens, welches Ziel jedoch nicht durch die Kräfte der menschlichen Vernunft allein, sondern nur im Vereine mit der göttlichen Gnade erreichbar ist.[6])

---

[1]) Opp. T. I. c. 14. Significatio vocum ex placito hominum, significatio rerum naturalis est et ex operatione creatoris volentis, quasdam res per alias significari. Est etiam longe multiplicior significatio rerum quam vocum.

[2]) Ibd. T. I. In Salom. Eccles. homiliæ. H. I. p. 40. Haud longe ab hoc genere tractationis etiam gentilium philosophi auditores suos informare consueverant: Primum ethicam, deinde physicam, postremo theologiam proponentes instruendis.

[3]) Ibd. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 23. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 17.

[4]) Ibd. T. I. Annot. eluc. in D. Dion. hier. L. I. c. I. Philosophia itaque tres continet partes. Primam, id est logicam, quae vim modumque ratiocinatiorum, veri ac falsi judicium assumpsit. Secundam autem, id est ethicam, quae modum vivendi rectum et disciplinae formam secundum virtutum instituta disponit. Tertiam vero, id est theoricam, quæ sola verum in omni, quod est et non est, scrutari elegit. — — T. III. In speculum de myst. eccl. c. VIII. T. II. Lib. excerpt. prior. L. I. c. 3.

[5]) Ibd. T. II. Libri excerpt. L. I. c. 5, 6. T. III. Erud. didasc. L. I. c. 8. L. II. c. 2.

[6]) Ibd. T. I. Annot. eluc. in D. Dion. hier. L. I. c. 1. Hujus, id est, theoricæ tres partes sunt; prima mathematica, secunda physica; tertia theologia, in quibus contemplatio veritatis, quasi quibusdam contemplationum gradibus ad summum conscendit. Prima enim, id est mathematica, speculatur visibiles rerum visibilium formas. Secunda i. e. physica scrutatur invisibiles rerum visibilium causas. Tertia vero sola, i. e. theologia contemplatur invisibiles substantias et invisibilium substantiarum invisibiles naturas. Et est in his quasi progressio quædam et profectus mentis ad cognoscendum verum conscendentis. Per visibiles n. visibilium formas pervenitur ad invisibiles visibilium causas et per invisibiles

Die eben angeführten drei Theile erhalten auch noch andere Namen, nämlich die Theologie ist die Wissenschaft des Intellectiblen, die Physik heisst auch Physiologie und die Mathematik die Wissenschaft des Intelligiblen.[1])

Dabei wird der von Boëtius aufgestellte Unterschied zwischen Intellectibel und Intelligibel einfach angenommen, demzufolge das Intellectible nur durch reine Vernunftерkenntniss gefasst zu werden vermag, während bei Erfassung des Intelligiblen die Imagination mitwirken kann. Es ist dabei natürlich, dass dieselbe Sache zum Intellectiblen und Intelligiblen zugleich gehören kann, jenachdem ihre Erkenntniss durch reine Vernunfterkenntniss oder durch Mitwirkung der Imagination und Abstraction des Verstandes zu Stande kam. Doch ist dieses Letztere nicht bei allen Objecten möglich, indem Gott, die Ideen, die Hyle stets zum Intellectiblen gehören und dann auch die körperlichen Substanzen, wenn sie rein (ohne Beimischung sinnlicher Bilder) gedacht werden.[2]) Das Intelligible erfährt so oft eine Depravation, so oft es mit dem Körperlichen in Berührung kommt, indem es aus seiner Einfachheit in eine Vielheit von sinnlichen Bildern auseinandergeht, und entgegengesetzte Qualitäten annimmt. Dieser Unterschied von Intellectibel und Intelligibel wird jedoch von Hugo selbst nicht strenge festgehalten.

---

visibilium causas ascenditur ad invisibiles substantias et earum cognoscendas naturas. Hic autem summa philosophiæ est et veritatis perfectio, qua nihil altius esse potest animo contemplanti. In hac sapientes mundi (sicut jam diximus) stulti facti sunt, quia solo naturali documento secundum elementata et speciem mundi incidentes, exemplaria gratiæ non habuerunt, in quibus etsi species erat humilis sed manifestior præstabatur demonstratio veritatis. Hic ergo stultam Deus fecit sapientiam hujus mundi, quoniam veritatem agnoscere non potuit, quoniam in sua eruditione formam humilitatis tenere contempsit. — T. III. Erud. didasc. L. II. c. 19.

[1]) Ibid. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 7. Aliter theorica dividitur in intellectibilem, physiologiam et intelligibilem. Aliter theorica dividitur in divinalem, naturalem, doctrinalem. Eadem namque est theologia intellectibilis et divinalis. Eadem est physica, physiologia, naturalis. Eadem est mathematica, intelligibilis, doctrinalis. — T. III. Erud. did. L. IV. c. 14.

[2]) Ibid. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 2. Philosophia dividitur in theoricam, practicam, mechanicam et logicam. Hæ quatuor omnem continent scientiam. Theorica interpretatur speculativa, practica activa, quam alio nomine ethicam, id est, moralem dicunt, eo quod mores in bona actione consistant. Mechanica adulterina, quia circa hominum opera versatur. Logica sermotionalis, quia de vocibus tractat. Theorica dividitur in theologiam, mathematicam et physicam. Hanc divisionem Boëtius facit aliis verbis: theoricam secans in intellectibilem et intelligibilem et naturalem; per intellectibilem significans theologiam, per intelligibilem mathematicam, per naturalem physicam. c. 3. Intellectibile est, quod unum atque idem per se in propria semper divinitate consistens nullis unquam sensibus sed sola tantum mente intellectuque capitur. Quæ res ad speculationem Dei atque ad animi incorporalitatem considerationemque veræ philosophiæ indagatione componitur, quam, inquit, Græci theologiam nominant. Dicta autem theologia, quasi sermo habitus de divinis; Θεὸς enim Deus, λόγος sermo vel ratio interpretatur. Theologia igitur est, quando aut ineffabilem naturam Dei aut speciales creaturas ex aliqua parte profundissima qualitate disserimus. c. 4. Eadem igitur res diversis respectibus intellectibilis simul et intelligibilis est. Intellectibilis eo, quod incorporea sit natura et nullo sensu comprehendi possit. Intelligibilis vero ideo, quod similitudo quidem est sensibilium, nec tamen sensibilis. Intellectibile est enim quod nec sensibile est nec similitudo sensibilis. Intelligibile autem, quod ipsum quidem solo percipitur intellectu, sed non solo intellectu percipit, quia imaginationem vel sensum habet, quo ea, quæ sensibus subjacent, comprehendit. Tangendo ergo corpora degenerat, quia dum

Von den genannten Disciplinen hat es nur die Physik, welche die Ursachen der Dinge in ihren Wirkungen und die Wirkungen in ihren Ursachen betrachtet, unmittelbar mit den Dingen der Erscheinungswelt zu thun, während alle anderen sich mit den Vernunftbegriffen der Dinge befassen.[1]) — Die Unterabtheilungen der Ethik werden so wiedergegeben, wie sie von Aristoteles sind aufgestellt worden.[2])

Von allen genannten Disciplinen hat die Logik am spätesten ihre Darstellung gefunden. Ueberhaupt waren alle Wissenschaften viel früher in ihrer Anwendung vorhanden, bevor ihre einzelnen Regeln und Lehrsätze durch Reflexion und Abstraction gewonnen und in systematischem Zusammenhange dargestellt wurden.[3]) Die Logik ist erfunden worden, um die übrigen Disciplinen sprachrichtiger, wahrheitsgemässer und eleganter abhandeln zu können. Da in ihr über die Natur der Worte und Begriffe gehandelt wird, so muss auch naturgemäss ihre Erlernung dem Aneignen der anderen Wissenschaften vorangehen.[4]) Ueberhaupt soll bei der Aneignung der Disciplinen die Ordnung eingehalten werden, dass der zu allem anderen Wissen nöthigen Eloquenz wegen zuerst Logik gelesen würde, auf welche Ethik zu folgen hat, durch die das geistige Auge gereinigt endlich befähigt wird, zur Betrachtung der Theorica zu schreiten.[5])

Die Logik wird aber von H u g o keinesfalls als bloss formale Logik gefasst, sondern auch ihre Betrachtungen müssen sich dem Realen zuwenden, indem sie Untersuchungen über die Art- und Gattungsbegriffe anzustellen hat und dieselben einerseits durch reine Vernunft,

visibiles corporum formas per sensuum passiones percurrit easque attractas per imaginationem in se trahit, totiens a sua simplicitate scinditur, quotiens aliquibus contrariæ passionis qualitatibus informatur. Cum vero ab hac distractione ad puram intelligentiam conscendens in unum se colligit, fit beatior intellectibilis substantiæ participatione. — c. 6. Est igitur (ut apertius dicam) intellectibile in nobis id, quod est intelligentia, intelligibile vero id, quod est imaginatio. Intelligentia vero est de solis rerum principiis: Deo, ideis et hyle et de corporeis substantiis pura certaque cognitio. Imaginatio est memoria sensuum ex corporum reliquiis inhærentibus animo principium cognitionis per se certum nihil habens.

[1]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 17. Physica causas rerum in effectibus suis, et effectus in causis suis investigando considerat. c. 18. — Sola physica proprie de rebus agit, cæteræ omnes de intellectibus rerum.

[2]) Ibid. L. II. c. 20. L. VI. c. 14. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 13.

[3]) Ibid. T. III. Erud. didasc. L. c. 12. Omnes enim scientiæ prius erant in usu quam in arte. Sed considerantes deinde homines, usum in artem posse converti, et quod vagum fuerat et licentiosum prius, certis regulis et præceptis posse restringi: coeperunt — consuetudinem, quæ partim casu, partim natura exorta fuerat, ad artem reducere, id quod pravum usus habebat, emendantes, quod nimis habebat supplentes, quod superfluum habebat resecantes; et de cætero singulis certas regulas et præcepta præscribentes.

[4]) Ibd. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 1. Novissima autem omnium inventa est logica, causa eloquentiæ, ut sapientes, qui prædictas principales disciplinas investigarent et unirent, rectius, veracius, honestius illas tractare et disserere de illis scirent; rectius per grammaticam, veracius per dialecticam, honestius per rhetoricam. Logica namque facundia rectitudine veritatem, venustatem administrat. T. III. Erud. didasc. L. I. c. 12. Hæc (logica sc.) tempore quidem postrema est, sed ordine prima; hæc enim inchoantibus prima legenda est, propterea que in eo docetur vocum et intellectuum natura, sine quibus nullus philosophiæ tractatus rationabiliter explicari potest.

[5]) Ibd. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 23.

durch Intelligenz, wie sie an sich sind, ohne Rücksicht auf ihre Erscheinung, andererseits durch Verstand, wie sie zu den erscheinenden Dingen in Beziehung stehen, darzustellen hat. In dieser Hinsicht ist es eine Aufgabe der Logik, die Verhältnisse der Prädication bei den Begriffen zu untersuchen.[1]) Mit dieser Ansicht über die Logik stimmt es zusammen, wenn er die Definition in der Weise erklärt, dass sie gleichsam ein Spiegel des Dinges sei, in welchem die Natur des Dinges geschaut werde.[2])

In der Logik selbst werden noch weitere Unterabtheilungen gemacht, die sich zunächst an die Worterklärung anlehnen. Logik stammt von λόγος, welches sermo oder ratio bedeute, daher die Logik als Sprachwissenschaft oder Verstandeswissenschaft angesehen werden könne, wo jedoch die erstere die letztere unter sich enthält. Die Logik als Verstandeswissenschaft enthält die Dialektik und Rhetorik als ihre Theile, als Sprachwissenschaft dagegen umfasst die Logik auch noch die Grammatik neben den früher genannten Disciplinen.[3]) — Statt der so begründeten Eintheilung, findet sich bei Hugo auch die sonst zu seiner Zeit gewöhnliche Eintheilung der Logik in Grammatik und ratio disserendi vor. Während die Grammatik von den Worten als solchen handelt, hat die andere die Worte hinsichtlich der durch sie bezeichneten Begriffe zu ihrem Gegenstande.[4]) Die ratio disserendi hat als integrirende Theile die Invention und das Urtheil; sonst werden als ihre Theile angeführt die Lehre vom Beweise, von der Wahrscheinlichkeit und die Sophistik. Die Demonstration besteht in der Angabe von nöthigenden Vernunftgründen und ist Sache der Philosophie. Die Dialektiker und Rhetoren haben es mit Wahrscheinlichkeit zu thun. Sophistik endlich ist Sache der Sophisten. — Daraus ist ersichtlich, dass zur Zeit Hugos die Ausdrücke „Sophist" und „Sophistik" schon die moderne wegwerfende Nebenbedeutung hatten, welche diesen Ausdrücken früher nicht zukam. — Die Lehre von der Probabilität hat die Dialektik und Rhetorik zu ihren Theilen, welche beide die Invention und das Urtheil als integrirende Bestandtheile haben.[5])

---

[1]) Ibid. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 18. Logica consideratio est in rebus: attendens intellectus rerum, sive per intelligentiam: ut neque sint hæc, neque horum similitudines, sive per rationem: ut neque sint hæc, sed horum tamen similitudines. Considerat ergo logica species, et genera rerum. — — Logica tractat de ipsis intellectibus secundum prædicamentalem ordinem. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 23.

[2]) Ibd. T. I. Annot. eluc. in D. Dion. hier. C. II. L. III. — — definitio rei quasi speculum est, in qua ipsius rei natura cernitur.

[3]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. I. c. 12. — Logica dicitur a Græco vocabulo λόγος, quod nomen geminam habet interpretationem. Dicitur enim λόγος sermo sive ratio: et inde logica sermocionalis sive rationalis scientia dici potest. Logica rationalis, quæ dissertiva dicitur, continet dialecticam et rhetoricam. Logica sermocionalis genus est ad grammaticam, dialecticam atque rhetoricam et continet sub se dissertivam. Et hæc est logica sermocionalis, quam quartam post theoricam, practicam et mechanicam annumeramus.

[4]) Ibd. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 23. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 29. Logica dividitur in grammaticam et rationem disserendi. — Grammatica simpliciter agit de vocibus, id est, secundum se, — — Ratio disserendi agit de vocibus secundum intellectum. L. VI. c. 14.

[5]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. II. c. 31. ratio disserendi integrales partes habet inventionem et judicium: divisivas vero demonstrationem, probabilem, sophisticam. Demonstratio est in necessariis argumentis et pertinet ad philosophos. Probabilis pertinet ad dialecticos, ad rhetores. Sophistica ad sophistas

Die Dreitheilung von Grammatik, Dialektik und Rhetorik wird auch auf folgende Weise zu rechtfertigen gesucht.

Indem es sich vor Allem um die durch Worte ausgedrückten Begriffe handelt, so ist das Wort als solches und seine Bedeutung zu unterscheiden. Das bloss sprachliche Element habe die Grammatik zu ihrem Inhalte, während die Dialektik es mit der Bedeutung zu thun hat. Beide gleichzeitig aber müsse die Rhetorik berücksichtigen. — Dann schliessen sich Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Physik an, die nothwendiger Weise zur Kenntniss der Dinge gehören; denn bei der Erkenntniss der Dinge müsse Form und Natur derselben geschieden werden. Die Form beruht auf äusserer Anordnung, die Natur auf der inneren Qualität. Alle Anordnung bestehe aber entweder in der Zahl, die der Arithmetik angehört, oder im Verhältnisse, womit es die Musik zu thun hat, oder in der Lage, deren Bestimmung Sache der Geometrie ist, oder in der Bewegung, welche die Astronomie untersucht. Die Physik endlich betrachtet die innere Qualität.[1])

Hinsichtlich der Bedeutung der allgemeinen Begriffe hält Hugo an der Ansicht des Aristoteles fest, dass die allgemeinen Begriffe zwar von Ewigkeit her bestehen, aber ein Sein ihnen nur in den Einzelndingen zukomme.[2]) Dabei wird von Hugo stets die Bedeutung der Worte und die Bedeutung der Dinge unterschieden und die Kenntniss der letzteren als die vorzüglichere erklärt, weil einerseits die Bedeutung der Dinge von Gott selbst durch die Natur vorgeschrieben ist, während die erstere vom menschlichen Sprachgebrauche herrühre,[3]) und weil andererseits durch ein Ding so vielerlei bezeichnet sein kann, als demselben Qualitäten zukommen.[4]) Weil die Bedeutung der Dinge unmittelbar von Gott herstammt, wird es begreiflich, warum dieselbe vorzugsweise in der Theologie ihre Anwendung findet.[5])

---

et cavillatores. Probabilis dividitur in dialecticam et rhetoricam, quarum utraque integrales habet partes inventionem et judicium. Quia enim ipsum genus, id est, artem dissertivam, integraliter constituunt, necesse est ut in compositione omnium specierum ejus simul inveniatur. Inventio est quæ docet invenire argumenta et constituere argumentationes, scientia judicandi, quæ utroque judicare docet.

[1]) Ibid. T. II. Excerpt. prior. L. II. c. 3. Cognitio vocum in duobus consistit in pronuntiatione et significatione. Ad solam pronuntiationem pertinet grammatica, ad solam significationem pertinet dialectica. Ad pronuntiationem simul et cognitionem pertinet rhetorica. Cognitio rerum est in forma et natura. Forma est in exteriori dispositione. Natura in interiori qualitate. Omnis autem dispositio vel in numero est, ad quem pertinet arithmetica, vel in proportione, ad quam pertinet musica, vel in situ, ad quem pertinet geometria, vel in motu, ad quem pertinet astronomia. Ad interiorem qualitatem physica spectat.

[2]) Ibd. T. I. In Salom. Eccl. H. II. Et ideo sub sole nihil novum est: quia ab illo, qui est supra solem, quod temporaliter transit, ab æterno ordinatum est. Atque imo singula quæque, quia in semet ipsis per immutabilitatem stare non possunt, in suo tamen genere per similitudinem statum custodiunt, ut licet quod sunt, semper esse non possint singula, nunquam tamen invenitur aliud esse universa, quam singula.

[3]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. V. c. 3. Philosophia solam vocum novit significationem sed excellentior valde est rerum significatio quam vocum, quia hanc usus instituit, illam natura dictavit. Hæc hominum vox est, illa vox Dei ad homines.

[4]) Ibd. T. II. Excerpt. prior. L. II. c. 5.

[5]) Ibd. T. I. Annot. eluc. Quæst. circ. ep. P. ad Gal. q. 43. Vocum est significare, rerum est esse pro-

Während in dem bisher Dargestellten meistens nur Reminiscenzen an die Eintheilungen der Disciplinen, wie sie bei den Griechen waren und wie dieselben durch die vorangehenden scholastischen Lehrer sind umgebildet worden, zu finden sind; tritt das specifisch christliche Moment bei der Erklärung der Philosophie in den Vordergrund. Denn wenn auch zunächst die Worterklärung der Philosophie als Liebe zur Weisheit angenommen wird, so werden doch unter Weisheit nicht etwa nur die dem Menschen möglichen Erkenntnisse verstanden, sondern Weisheit wird als die göttliche Weisheit bestimmt, vor welcher von Ewigkeit her alles Denk- und Erkennbare ausgebreitet liegt. Diese umfasst ausser der ewigen Anschauung und klarsten Erkenntniss des eigenen göttlichen Seins auch schon von Ewigkeit her die zu Einer Idee zusammengeschlossene Vielheit von Ideen der geschöpflichen Wesen und deren concreten Gestaltungen des Daseins, wesshalb in ihr die Urgründe der Eigenthümlichkeiten und Verhältnisse der kreatürlichen Dinge gelegen sind.

Aufgabe der Philosophie ist es daher, diesen ewigen, Alles umfassenden Denkprocess nachzudenken, wozu freilich die endliche Denkkraft der Creatur nicht ausreicht. Darum ist es auch nicht möglich, die volle Wahrheit zu erreichen, sondern nur Wahrscheinlichkeit wird erzielt, wesshalb Philosophie auch erklärt werden könne als die Wissenschaft, welche die Gründe und Verhältnisse aller göttlichen und menschlichen Dinge nach Wahrscheinlichkeit untersucht. Nichtsdestoweniger bleibt aber die Philosophie die Wissenschaft der Wissenschaften und das eigentliche Ziel, nach dem alle anderen Künste und Wissenschaften streben.[1])

Da aber durch die auf Allen lastende Sündenschuld das geistige Auge des Menschen verdunkelt ist, so ist es dem gegenwärtigen Menschen nicht möglich, die Totalität der dem Menschen möglichen Erkenntnisse zu gewinnen, sondern die Vollendung menschlicher Wissenschaft muss in das Jenseits verlegt werden, wo mit dem Zustande der Vollkommenheit auch das menschliche Wissen seinen Abschluss findet. Das gegenwärtige Wissen ist, so zu sagen,

prie. In theologia vero non solum voces habent significationem sed etiam res in aliarum rerum ponuntur significationem, id est, quædam res aliis rebus significantur. Quotiens ergo scriptura sacra vult ostendere, quæ res quam rem habeat significare, non dicit hoc significat illud, sed hoc est illud, ut petra erat Christus, si enim diceretur petra significat Christum, videretur quod hujus nominis petra et non hujus rei petræ demonstraretur significatio.

[1]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. I. c. 6. L. II. c. 1. Philosophia est amor sapientiæ quæ nullius indigens vivax mens, et sola rerum primæva ratio est. Hæc definitio magis ad etymologiam nominis spectat. Φίλος enim Græce amor dicitur Latine. Σοφία sapientia: et inde philosophia dicta est, id est amor sapientiæ. Quod autem additur, quæ nullius indigens, vivax mens, et sola rerum primæva ratio est, divina sapientia significatur quæ propterea nullius indigere dicitur, quia nihil minus continet: sed semel et simul omnia intuetur, præterita, præsentia et futura. Vivax mens idcirco appellatur, quia quod semel fit in divina ratione nulla unquam oblivione aboletur. Primæva rerum ratio est, quia ad ejus similitudinem cuncta formata sunt. Dicunt quidam, quod illud unde agunt artes semper maneat. Hoc ergo omnes artes agunt, hoc intendunt, ut divina similitudo in nobis reparetur, quæ nobis forma est, Deo natura, cui quanto magis conformamur tanto magis sapimus. Tunc enim in nobis incipit relucere, quod in ejus ratione semper fuit: quod quia in nobis transit apud illum incommutabile consistit. Aliter: Philosophia est ars artium et disciplina disciplinarum, id est, ad quam omnes artes et disciplinæ spectant. —— Aliter: Philosophia est disciplina omnium rerum divinarum atque humanarum rationes probabiliter investigans. T. II. Excerpt. prior. L. I. c. 6.

nur ein Vorahnen dieser Vollendung menschlicher Wissenschaft und verhält sich dazu wie ein Abbild zum Urbilde.[1]) Um sich aber zu reinerer Erkenntniss aufzuschwingen, ist Tugend mit dem Streben nach Weisheit zu verbinden, denn nur Tugend stärket die Weisheit. Darum muss das innere geistige Auge früher durch Tugendeifer gereinigt werden, um so die Befähigung zu höherer und reinerer Erkenntniss zu erlangen.[2]) Darum kann sich auch Weisheit, die durch unsittlichen Lebenswandel befleckt wird, keines Lobes erfreuen.[3]) — Bei diesem Hervorkehren des ethischen Momentes macht H. dieselbe Unterscheidung zwischen blosser Legalität und Moralität wie Kant und stellt dieselben als opera legis und opera evangelii einander gegenüber. Während die opera legis zwar in den Augen der Welt genügen, können doch nur die opera evangelii wahre Sittlichkeit, welche verlangt werden muss, begründen.[4])

In psychologischer Hinsicht werden bezüglich der Gewinnung von Erkenntnissen drei Functionen der Seele unterschieden, das Vorstellen, das Denken und das geistige Schauen. Das Denken strebt das Verborgene und Unbekannte zu erforschen und zu ergründen, und ist immer auf einen Gegenstand der Erfahrung gerichtet; die Contemplation dagegen hat es mit Gegenständen, die ihrer Natur nach oder vermöge unserer Erkenntnissfähigkeit dem Geiste offenbar sind, zu thun, sie strebt Vieles zugleich oder sogar das All auf einmal zu erfassen. Die Contemplation besitzt daher stets schon das, was die Meditation sucht. Bei der Contemplation werden zwei verschiedene Grade unterschieden; der eine besteht in der Betrachtung der Creaturen, und dieser ist die Stufe der Anfänger; der zweite in der Betrachtung Gottes, dieser kommt den Vollkommenen zu. Mit dieser Steigerung der menschlichen Erkenntnisskraft steigert sich gleichzeitig die Liebe zur Wahrheit, bis endlich das ganze Gemüth vom Feuer der Liebe auflodert und sich ganz Gott zuwendet, so dass dadurch selbst der Gedanke des eigenen Selbst erlischt. Auf dieser höchsten Stufe der Contemplation empfindet der Geist die vollste Befriedigung, selige Ruhe umfängt ihn. Wer diese Stufe erreicht

---

[1]) Ibd. T. I. Ann. eluc. in D. Dion. hier. c. I. L. II. Omnis enim illa cognitio, quam modo per sacrum eloquium studio lectionis vel meditationis discimus, quasi imago tantum est illius plenæ ac perfectæ cognitionis, quam postmodum ex præsenti contemplatione hauriemus. Unde apostolus ait: Videmus nunc per speculum in ænigmate, tunc autem facie ad faciem. Quid ergo mirum est, si ea, quæ foris apparent sensibilia, invisibilium imagines esse dicuntur, cum ipsa nostra scientia, quæ ad horum comparationem spiritualis et invisibilis creditur, imaginis et similitudinis loco ad illa existimetur.

[2]) Ibid. T. I. Ann. eluc. in quosd. ps. LXVII. Sunt autem qui veritatem quærere videntur, qui tamen quia non in veritate et pro veritate sed pro vanitate eam quærunt, veritatem sine virtute habere volunt. Sed et veritas non est sine virtute nec virtus nisi in veritate. Alii dicunt boni esse volumus, sed sapientes esse nolumus et hi non justificantur, quia virtus sapientia dicitur. Sicut qui dicunt, sapientes esse volumus sed boni esse nolumus, non erudiuntur quia sapientia per virtutem confirmatur. — In Sal. Eccl. H. VII. Unde patet quod superiora ad rerum naturam referenda sunt; hæc vero quæ subjungit ad mores hominum, præpostero quidem ordine usus, quia prius vita propria corrigenda erat per circumspectionem morum; ac deinde cæteris, quæ extra propriam naturam fuerunt, studium adhibendum, ut primum interioris cordis oculi mundarentur a vitiis et postea aperirentur in contemplatione veritatis. Ann. eluc. in D. Dion. hier. c. VII. L. VII. Non enim perfectum facit cognitio veritatis nisi habitus virtutis subsequatur.

[3]) Ibd. T. III. Erud. didasc. L. III. c. 13. Haud laudabilis est scientia, quam vita maculat impudica.

[4]) Ibd. T. I. Ann. eluc. quæst. circa ep. P. ad Rom. q. 82—87.

hat, wird dessen inne, dass Gott Alles in Allem sei. — Diese letzten drei gemachten Unterschiede werden auch als Meditation, Speculation und Contemplation bezeichnet.[1])

Dieser Fortschritt in der Erkenntniss geschieht jedoch nur unter Mitwirkung der Gnade. Durch diese wird die geistige Nacht erhellet, damit die Seele die Wahrheit zu erkennen vermag; durch sie wird in die Brust des Menschen jener Funke gelegt, der zum Feuer der Liebe auflodert.[2]) Dieser höhere Grad der Contemplation oder die Contemplation im engeren Sinne führt zur Ekstase, welche mit dem Vergessen seiner selbst beginnt und zur Ruhe in Gott führt, in welcher der Geist durch gar keinen anderen Gedanken, noch durch eine Begierde nach etwas Anderem gestört wird. Alle und jede niedere Seelenkraft wird darin ihrer eigentlichen Leistung entbunden und der höhere Theil der Seele geniesst ungestörte Glückseligkeit.[3]) In solchen Momenten ekstatischer Verzückung treten symbolische oder mystische Bilder vor die Seele, in denen Dinge, deren Erkenntniss die Kraft des Denkens über-

[1]) Ibid. T. II. Sermones. L. LXXII. T. I. In Sal. Eccl. H. I. Tres sunt animæ rationalis visiones, cogitatio, meditatio, contemplatio. Cogitatio est cum mens notione rerum transitorie tangitur, cum ipsa res sua imagine animo subito præsentatur, vel per sensum ingrediens, vel a memoria exurgens. Meditatio est assidua et sagax retractio cogitationis, aliquid vel involutum explicare nitens, vel scrutans penetrare occultum. Contemplatio est perspicax et liber animi contuitus in res perspiciendas usque quoque diffusus. Inter meditationem et contemplationem hoc interesse videtur, quod meditatio semper est de rebus ab intelligentia nostra occultis. Contemplatio vero de rebus vel secundum suam naturam vel secundum capacitatem nostram manifestis. Et quod meditatio semper circa unum aliquid rimandum occupatur, contemplatio ad multa vel etiam ad universa comprehendenda diffunditur. Meditatio itaque est quædam vis mentis curiosa et sagax nitens obscura investigare et perplexa evolvere. Contemplatio est vivacitas illa intelligentiæ, quæ cuncta in palam habens manifesta visione comprehendit. Et ita quodam modo quod meditatio quærit, contemplatio possidet. Contemplationis autem duo sunt genera, unum quod prius est et incipientium in creaturarum consideratione, alterum quod posterius et perfectorum est, in contemplatione creatoris. — — Primum ergo quia inter pericula tentationum consilium quæritur quasi in meditatione fumus cum flamma est. Secundo quia mente pura cor ad contemplationem veritatis diffunditur quasi in principio contemplationis flamma sine fumo est. Tertio quia jam inventa veritate et perfecta charitate nihil ultra id quod unicum est, quæritur in solo amoris igne summa tranquillitate et felicitate suaviter repausatur. Tunc corde toto in ignem amoris converso vere Deus omnia in omnibus esse sentitur, cum tam intima dilectione suscipitur, ut præter illum etiam de semetipso cordi nihil relinquatur. Ut igitur hæc propriis vocabulis distinguamus. Prima est meditatio, secunda speculatio, tertia contemplatio. In meditatione mentem pia devotione succensam, perturbatio passionum carnalium importune exurgens obnubilat. In speculatione novitas insolitæ visionis in admirationem sublevat. In contemplatione miræ dulcedinis gustus totam in gaudium et jucunditatem commutat. Igitur in meditatione est sollicitudo, in speculatione admiratio, in contemplatione dulcedo. Solet tamen etiam speculatio ipsa spiritualis magna animum jucunditate reficere, dum post luctam tentationem et caliginem erroris subito insperata pace componit et insolita claritate perfundit.

[2]) Ibd. T. II. De anima L. II. c. 19. Meditatio siquidem est occulta veritatis studiosa investigatio. Contemplatio est perspicuæ veritatis jucunda admiratio. Illam itaque divina revelatio illuminat ut veritatem agnoscat, istam divina inspiratio inflammat ut eam diligat.

[3]) Ibid. L. II. c. 20. Deinde supra semetipsam surgat et seipsam deserat, atque quodam modo in oblivionem sibi veniat et se contemplationi sui creatoris humiliter et devote subjiciat. Cum nempe cœperit mens per puram intelligentiam semetipsam excedere, et illam incorporeae lucis claritatem tota intrare, et in his quæ intrinsecus videt quendam intimæ suavitatis saporem trahere, et ex eo intelligentiam suam condire et in sapientiam vertere: in tantum in hoc mentis excessu pax illa, quæ exuperat omnem

steigt, geschaut werden; aber auch in ihnen wird Gott nicht, wie er an sich ist, erblickt, sondern gewissermassen etwas Geringeres als Gott, weil die Endlichkeit der Creatur es unmöglich macht, Gott den Unendlichen zu erfassen.[1]) — In diesen mystischen Bildern vollziehen sich die Theophanien, welcher Begriff dem Pseudo-Dionysius und Johannes Scotus entlehnt ist[2]); nur ist Hugo bemüht, die pantheistische Färbung, die bei den früher Genannten offen zu Tage tritt, zu vermeiden, indem er stets nur eine Liebesvereinigung als die eigentliche Grundlage der Theophanien bezeichnet. Ueberhaupt erschliesst sich dem geistigen Auge durch das Feuer der Liebe weit mehr, als die Denkkraft je zu erreichen im Stande ist; denn die Liebe bewirkt ein engeres Anschliessen an Gott als Denken und Wissenschaft.[3]) Darum werden auch nur durch Liebe die Geheimnisse der Gottheit geschaut. Dem Gerechten und Liebenden erschliesst sich durch gnadenvolle Erleuchtung und Erhöhung seiner endlichen Erkenntnisskraft das Höchste, darum ist Liebe Gottes das wahre Princip höherer Erkenntniss und die unversiegbare Quelle eines stets sich erweiternden Wissens.[4]) Diese mystische Erkenntniss durch Liebe beruht aber zumeist auf Gnade, durch welche jene inneren Eingebungen stattfinden, die als Offenbarungen Gottes an bestimmte Personen neben der allgemeinen sich fortsetzenden Offenbarung durch Belehrung von Aussen, durch Thatsachen oder Worte zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten statthatten.[5]) Der Gnade kommt aber hier die Hauptrolle zu; denn einerseits kann der menschliche Geist dasjenige, was er durch das Streben nach Wissenschaft nicht zu begreifen vermag, theilweise durch Gnade erkennen,[6]) andererseits reicht ja selbst zum Erfassen und Begreifen der Weltbegebenheiten die Erkennt-

sensum invenitur atque obtinetur, ut fiat silentium in cœlo quasi hora dimidia: ita ut contemplantis animus nulla altercantium cogitationum tumultatione turbetur, nihil inveniens, quod vel per desiderium petat, vel per fastidium arguat, vel per odium accuset, sed intra contemplationis tranquillitatem totus colligitur, intro mittatur in quemdam effectum multum inusitatum introrsus ad nescio quam dulcedinem, quæ si semper sic sentiretur, profecto magna fœlicitas esset. Nihil sensualitas nihil agit imaginatio, sed omnis inferior vis animæ proprio interim viduatur officio. Purior autem animæ pars in illud intimæ quietis secretum et summæ tranquillitatis arcanum fœlici jucunditate introducitur.

[1]) Ibd. T. I. Ann. eluc. in D. Dion. hier. C. IV. L. V.

[2]) Ibd. Quia omne quod mens humana in hac vita de cognitione illius capere potest ineffabili majestati æquari non potest. Tamen divina scriptura manifestationes illas, quibus Deus mentibus humanis se revelat, theophanias, id est, divinas apparitiones vocare consuevit, quum etsi natura Deus non est quod cernitur, secundum demonstrationem tamen est quia per ipsum et in ipso Deus demonstratur.

[3]) Ibid. c. VII. L. VI.

[4]) Ibd. c. III. L. IV. Solis animis diligentibus Deum abscondita divina manifesta facta dicuntur et ad imitandum possibilia. Interna namque et æterna bona rationales animi per solam charitatem percipiunt, illa per dilectionem et gustando ut intelligant, et sequendo ut apprehendant. Nisi enim diligerent non intelligerent quia non intelliguntur nisi cum diliguntur, et rursum nisi amarent non quærerent, et nisi quærerent non invenirent, quia non inveniuntur si non quæruntur — — sola charitas revelat ea quæ abscondita sunt Dei, — — c. V. L. V. constat tamen qui ardentius diligunt profundius prospiciunt et subtilius discernunt.

[5]) Ibd. T. III. Summa sent. Tr. II. c. 3. Revelatio divina autem fit duobus modis, interna inspiratione et disciplinæ eruditione, quæ foris fit per facta vel per dicta.

[6]) Ibd. T. I. Ann. eluc. quæst. c. ep. P. ad Eph. q. 18. — — quæ scientia humana non potest comprehendi, per gratiam ex parte cognoscitur.

nisskraft des Menschen schon nicht aus.[1]) Zwar vermöge scheinbar die Kraft der menschlichen Vernunft sehr viel, wofür die Lehren der Philosophen zum Belege dienen möchten, in denen selbst Andeutungen der Trinität enthalten seien, allein man müsse bedenken, dass ja ihre Erkenntniss auch nur unter dem Einflusse der Gnade zu Stande kam und zu Stande kommen konnte, denn die Wirkung der erlösenden Gnade ist eine universelle und ihre erleuchtende Kraft übt daher von vornherein schon auf die Vernunft des Einzelnen ihren Einfluss aus, gleichgiltig ob dieser denselben anerkennt oder nicht.[2]) In letzterer Hinsicht unterscheidet sich der christliche Philosoph wesentlich von dem heidnischen. Während der Letztere, stolz auf seine eigene Kraft vertrauend, Alles zu ergründen strebt und das Gefundene sich selbst zuschreibt, wagt sich der christliche Philosoph nur mit Demuth und vertrauend auf die Hilfe der Gnade an die Lösung der Probleme und erachtet das Gefundene mehr als Geschenk Gottes denn als Produkt seines Bemühens.[3])

Die heidnischen Philosophen konnten schon desshalb sich nicht der Gewinnung der reinen Wahrheit erfreuen, weil sie durch ihr geistiges Selbstvertrauen die Gott schuldige Unterwerfung ausser Acht liessen.[4]) Der tiefere Grund aber, warum die heidnischen Philosophen und überhaupt die Weltweisen im Gegensatze zu den christlichen Denkern im Irrthume befangen sind, liegt in einem Anderen. Alles menschliche Wissen hat nur die beiden Wunderwerke der Gottheit zu seinem Inhalte, nämlich die Werke der Schöpfung und das Werk der Erlösung. Diesen beiden ist der Inhalt der hl. Schrift vorzugsweise gewidmet. Da nun in den Schriften der Weltweisen grösstentheils die Betrachtung und Würdigung der Erlösung fehlt, so können sie nie die ganze Wahrheit enthalten.[5]) — Die ganze heidnische Philosophie hat nur die Werke der Schöpfung zum Gegenstande ihrer Betrachtungen. Vieles ist auf diesem Gebiete von den Philosophen geleistet worden, ja sie sind bis zu dem Wege, der zu den Gefilden der reinen Wahrheit führt, vorgedrungen, ihn selbst aber haben sie nicht be-

---

[1]) Ibd. In Sal. Eccl. H. V. Supra hominis sensum est causas investigare omnium et comprehendere rationem universorum quæ fiunt sub sole.

[2]) Ibid. Ann. eluc. q. c. ep. P. ad Rom. q. 40. Dicunt quidam quod ratio naturalis multa potest per se, ut apparet in philosophis, qui soli rationi innixi multa non solum in comprehensione veritatis circa creaturas sed etiam circa creatorem cognoverunt, s. quod Deus est, et unus est, et quod trinus est. Sed ad hanc cognitionem non videntur pervenisse sine gratiæ adjutorio. Unde apostolus, quod notum est Dei manifestum in illis est; statimque subjungit: Deus enim manifestavit illis.

[3]) Ibid. T. I. Ann. eluc. c. ep. P. ad Cor. I. q. 18. Itaque inter magna et multa, quæ vere comprehenderunt (philosophi sc.) multa falsa asserebant et illam veritatem, quam ex Deo habuerunt non Deo sed sibi attribuerunt, unde sapientia versa est in tenebras.

[4]) Ibid. Ann. eluc. in quosd. ps. XLV. Nam et ille quoque Deo subjectus esse renuit, qui aliquid de sua virtute posse præsumit.

[5]) Ibid. De script. et scriptor. prænot. c. 2. Duo sunt opera Dei, quibus consumantur omnia, quæ facta sunt. Primum est opus conditionis, quo facta sunt quæ non erant, secundum est opus restaurationis, quo reparata sunt quæ perierant. Opus conditionis est creatio mundi cum omnibus elementis suis. Opus restaurationis est incarnatio verbi cum omnibus sacramentis suis. — — Aliarum scripturarum omnium materia est in operibus conditionis, divinarum scripturarum materia in operibus restaurationis constat. — Item aliæ scripturæ si quam veritatem docent non sine contagione erroris est, si quam bonitatem commendare videntur vel malitæ mixta est, ut non sit pura, vel sine agnitione et dilectione Dei est, ut non sit perfecta.

treten, weil ihnen das wahre Fundament der vollen Wahrheit, der Glaube an Christus mangelte.[1]) Wenn daher die übrigen Disciplinen auch einige Wahrheit in sich enthalten, so vermag dieselbe doch nicht das Heil der Seele zu bewirken.[2]) Die hl. Schrift dagegen, die fehlerfrei ist, lehrt uns jene Wahrheit, die zu unserem Seelenheile dient.

Darum besteht die Hauptaufgabe des vernünftigen Denkens darin, die in der heiligen Schrift ausgesprochenen Heilswahrheiten zu entziffern und zum fruchtbringenden Besitze zu machen. Von jeher haben sich die grössten Denker daran gemacht, dieses Werk zu vollenden, allein es ist noch lange nicht zum Abschlusse gebracht; vielmehr ist das richtigere Verständniss der hl. Schrift in stetigem Fortschreiten begriffen, wozu die fortwährenden Einwürfe der Irrlehrer viel beitragen.[3]) Jedenfalls ist an den positiven Lehrbegriff anzuknüpfen, um uns denselben klar zu machen und auch Andere darüber aufklären zu können. Dabei dürfe jedoch nie Bescheidenheit und das Bewusstsein der Möglichkeit des Irrens ausser Acht gelassen werden, wesshalb Hugo wünscht, man möchte bei Erörterungen über die Glaubenswahrheiten so viel als möglich der hergebrachten Ausdrucksweise treu bleiben und neue Ausdrücke oder Redewendungen nach Thunlichkeit vermeiden. Es sei zwar der Inhalt der hl. Schrift nicht buchstäblich, sondern mit Vernunft und nach Auctoritäten aufzufassen und zu interpretiren, aber immer müsse man in theologischen Dingen vorzugsweise der Auctorität folgen; freilich sei es am besten, wenn Auctorität und Vernunft sich im Einklange befinden.[4])

Da wir aus der Offenbarung die meisten Kenntnisse schöpfen, so bildet der Glaube

---

[1]) Ibid. T. II. De arca mor. L. IV. c. 6. Philosophi gentilium superstitiosa quadam curiositate naturas, id est, opera conditionis investigando in cogitationibus suis evanuerunt. Philosophi Christianorum opera restaurationis jugiter meditando omnem a cogitationibus suis vanitatem pellunt. T. I. In Sal. Eccl. H. X. Nam et gentilium philosophi et ipsi ad contemplandam sapientiam transire voluerunt sed erraverunt atque evanuerunt, quia semet ipsos ducere putaverunt. Et tamen transire cœperant et pervenerant usque ad aliquid et ad viam accesserunt, sed viam non intraverunt, quia in Christum non crediderunt.

[2]) Ibid. T. I. De script. et scriptor. præn. c. 1. Logica, mathematica et physica veritatem quandam docent, sed ad illam veritatem non pertingunt, in qua salus animæ est, sine qua frustra est, quidquid est. Ethicam quoque scripserunt gentilium philosophi, in qua quasi membra quædam virtutum de corpore bonitatis truncata pinxerunt, sed membra virtutum viva esse non possunt sine corpore caritatis Dei. Omnes virtutes unum corpus faciunt, cujus corporis caput caritas est.

[3]) Ibid. Ann. eluc. in thren. Hier. p. 122. Sermo namque Dei, quem a diebus antiquis præceperat, sacra scriptura intelligatur, quæ jam olim mundo edita est, sed adhuc magna parte occulta. Quæ quotidie in mentibus fidelium completur, quando ipsi hæreticorum quæstionibus exercitati ad majora virtutum studia succrescunt et ad altiorem divinorum eloquiorum intelligentiam proficiunt.

[4]) Ibid. T. III. Summ. sent. præf. De fide et spe quæ in nobis est omni poscenti reddere rationem (ut ait Petrus in epistola sua) parati esse debemus cum modestia et timore. Itaque ut pariter servetur modestia in sermone et timor in assertione: profanas verborum novitates (ut apostolus præcipit) vitemus et in nullam partem præcipiti assertione declinemus. Melius est enim non eloqui (ubi sine periculo non erratur) magna, quam definire contraria. Sed ubicunque possumus, auctoritatum vestigia sequamur, ubi vero certa deest auctoritas his potissimum assentire studeamus, qui maxime auctoritatibus accedunt, et non de sensu suo præsumentes scripturas ex pietate interpretantur. — — Si quae igitur obscura nobis occurrerint, sit nostri præpositi primum ad auctoritates confugere; deinde quid nostri temporis sapientes de illis sentiant in medium conferre et cur potius hos quam illos imitare placeat, et ratione et auctoritate simul concurrentibus pro facultate nostra in lucem ponere.



das eigentliche Fundament aller menschlichen Weisheit, so wie er die Wurzel aller Tugenden ist.[1]) — Dieser Erklärung entsprechend, ist Hugo bemüht, die einzelnen Glaubenswahrheiten in einer gewissen systematischen Ordnung, die zwar einer streng wissenschaftlichen Basis entbehrt, durchzugehen, wobei er stets einige Belegstellen aus der Bibel anführt und damit Aussprüche der Kirchenväter, namentlich des hl. Augustinus verbindet, in welches Vorgehen sich jedoch auch ein speculativer Gedankenkreis einmengt.

Da es in der Absicht Hugos liegt, die Glaubenswahrheiten zu erörtern, so beginnt er mit der Erläuterung des Begriffes des Glaubens und erklärt denselben als eine Tugend, vermöge welcher das Nichtsichtbare für wahr gehalten würde, oder als freiwillige Gewissheit über unsichtbare Dinge, die zur Religion gehören. Dabei wird der Glaube, wie bei Kant, zwischen Wissen und Meinen gestellt.[2]) Der Glaube stützt sich meist auf Auctoritäten, und denselben, den Propheten und Anderen ist zu glauben, weil sie inspirirt waren, und zum Beweise dafür Wunder wirkten. Der Glaube ist aber ein freier Act, er ist willkürlich, nicht erzwungen; es gehört nämlich, weil der Anerkennung des Glaubensinhaltes der logische Zwang der exacten Wissenschaft abgeht, ein Willensentschluss dazu, etwas zu glauben. Aber wenn der Glaube auch unter der Wissenschaft steht, so ist es doch eine Hauptaufgabe des denkenden Geistes, den Glaubensinhalt zum Wissen zu erheben, überhaupt vom Glauben zum Wissen fortzuschreiten[3]), bei welchem Streben uns die innere Erleuchtung durch Gnade zu Hilfe kommt.[4])

Der Glaube setzt aber immer schon einige Kenntnisse, d. i. ein bis zu einem gewissen Grade entwickeltes Denkvermögen voraus, denn sonst könnte ja sein Inhalt gar nicht verstanden werden. Aber dieses ursprüngliche Erfassen der Glaubenswahrheiten ist nicht ein klares Erkennen derselben nach logischen Gesetzen, diess umsoweniger, als ja Vieles Glaubensinhalt ist, was die Gränzen der menschlichen Erkenntnissfähigkeit überschreitet, ohne desshalb der Vernunft zu widersprechen. Gerade darin liegt das Verdienst, dass dieses die Erkenntnisskraft des Menschen Uebersteigende für wahr gehalten wird.[5]) Eben in dieser Hinsicht unterscheidet sich der Theologe auch wesentlich von dem Logiker, während nämlich der letztere nichts als wahr annimmt, bevor er sich desselben nicht durch das erkennende

---

[1]) Ibid. T. II. De arca mor. L. III. c. 4. Fides igitur est per quam radicat sapientia. Sermo XXXV. Fides ergo est in nobis ac fundamentum virtutum et bonorum operum.

[2]) Ibid. T. I. Ann. eluc. q. circ. ep. P. ad Rom. q. 32. Fides est virtus qua creduntur, quae non videntur; vel certitudo rerum invisibilium ad religionem pertinentium supra opinionem et infra scientiam. T. III. Apol. de Verbo inc. Summ. sent. Tr. I. c. 1. De fide. Fides est voluntaria certitudo absentium supra opinionem et infra scientiam constituta. — Ideo enim credimus ut aliquando sciamus.

[3]) Ibid. T. III. Summ. Sent. Tr. I. c. 2. Credimus ut cognoscamus, non cognoscimus ut credamus.

[4]) T. II. De arca mor. L. III. c. 6. Absconditus ergo est thesaurus iste in agro cordis nostri, qui tunc cernitur, quando sapientia oritur. Sapientia autem oritur quando veritas manifestatur, veritas autem manifestatur, quando ignorantia pellitur, ignorantia autem pellitur quando mens illuminatur.

[5]) Ibid. T. III. Summ. Sent. Tr. I. c. 11. Fides non habet meritum, cui humana ratio praebet experimentum: id est in ea parte, in qua humana ratio praebet experimentum. Non enim fides est contra rationem sed supra rationem, et ideo qui nihil credere vult, nisi quod ratione comprehendit (ut philosophi), non habet meritum fides ejus: sed qui illud quod rationi non est contrarium et tamen est supra rationem credit.

Denken bemächtigt hat, glaubt der erstere Vieles, um später zum Verständnisse desselben zu gelangen.[1])

In den Kreis desjenigen, was die menschliche Vernunft nicht ganz zu umfassen vermag, gehören aber gerade die beiden Hauptpunkte des Glaubens, das Geheimniss der Gottheit (die Trinität) und die Menschwerdung des göttlichen Wortes.[2]) Bezüglich des ersten Punctes bemerkt Hugo, dass Gott nicht ganz begriffen sein wollte, damit dem Glauben sein Verdienst bliebe, dass er aber auch der Vernunft nicht ganz verborgen bleiben wollte, damit der Unglaube sich nicht durch Unwissenheit entschuldigen könnte.[3]) Daher kann auch die menschliche Vernunft das Dasein Gottes erschliessen.[4])

Einen solchen Vernunftsbeweis vom Dasein Gottes zu geben ist daher auch Hugo bemüht, indem er die Selbsterfassung des Subjectes im Selbstbewusstsein als die natürliche Basis des Beweises von Dasein Gottes bezeichnet, wie ja die Selbsterkenntniss überhaupt die Voraussetzung der Gotteserkenntniss sei.[5]) Zunächst wird dieser Beweis kurz angedeutet[6]) und an einem anderen Orte ausführlich dargestellt. — Es wird darauf hingewiesen, dass Jeder seine eigene Existenz zugestehen müsse, ferner als ausgemacht angenommen, dass Jeder an sich Körper und Geist unterscheide, den Geist aber als unsichtbares, übersinnliches Wesen fassen müsse. Damit beginnt erst die eigentliche Erkenntniss der Wahrheit; denn wollte man diese auf das Gebiet des Sichtbaren einschränken, so würde man ihrer niemals theilhaftig werden.[7]) Diese Erkenntniss bildet die Thüre zur Contemplation, zur Erkenntniss des übersinnlich Realen. Der Geist kann nicht aus dem Fleische seinen Ursprung genommen haben und dennoch ist er nur zeitlich entstanden, weil auch sein Thun, das Denken einen zeitlichen Anfang hat. Da der Geist ein selbstständiges Wesen ist, so kann nicht eine vorher existirende Materie die Grundlage zur Essenz desselben abgeben, sondern er kann nur aus nichts geschaffen sein. Derjenige aber, der den Geist in die Existenz zu rufen vermochte, muss schlechthin aus und durch sich selbst sein, schlechthin voraussetzungslos, anfangslos, ewig; in ihm ist Sein, und das, was er ist, Eines.

---

[1]) Ibid. Miscell. II. L. III. c. 104. Hæc differentia inter logicum et theologum, quod logicus prius intelligit quam credit, theologus vero prius credit post intelligit juxta illud credite et intelligetis.

[2]) Ibid. Summ. Sent. Tr. I, c. 4. Duo sunt in quibus maxime consistit fides. Mysterium divinitatis et sacramentum incarnationis.

[3]) Ibid. Tr. I. c. 3. Deus tamen sic ab initio temperavit notitiam sui, ut sicut nunquam totus potuit comprehendi, sic nunquam prorsus potuit ignorari. Ideo autem totus noluit manifestari, ut fides haberet meritum, nec totus occultari, ut infidelitas de ignorantia non excusaretur. T. I. Ann. eluc. c. ep. P. ad Rom. q. 34. T. II. De arca mor. L. IV. c. 3.

[4]) Ibid. Tr. I. c. 3. De sacram. L. I. P. III. c. 6, 7, 8, 9.

[5]) Ibid. T. III. In speculum de myst. eccl. c. VIII.

[6]) Ibid. Summ. Sent. Tr. I. c. 3. Humana etiam ratione poterant (antiqui sc.) Deum scire, quia cum humana mens se non possit ignorare, scit se aliquando cœpisse; nec hoc ignorare potest, quoniam cum non semper fuit, sibi ut esset subsistentiam dare non potuit, ut ergo esset hoc ab alio se cœpisse cognoscit. Quem idcirco non cœpisse constat, quia si ab alio cœpisset, primus omnibus existendi auctor esse non posset.

[7]) Ibid. T. I. Ann. eluc. in D. Dion. hier. c. II. L. III. Si nempe putamus hoc solum esse, quod visibiliter in demonstrationem cernitur, nunquam veritatis participes efficimur.

So wird der Menschengeist zum Fürwahrhalten Gottes geführt als eines voraussetzungslosen, absoluten Wesens.[1]) Die Einheit des Schöpfers folgt aus der Einheit und Ordnung der Welt; sie lässt sich aber auch durch Vernunft erschliessen. Es kann nur Einen Urheber und Einen Endzweck der Dinge geben; denn gäbe es deren zwei, so wäre das eine Reale entweder unzureichend oder überflüssig. Denn wenn dem Einen etwas fehlte, was das Andere besässe, so wäre es nicht vollkommen, somit nicht Gott; hätte aber das Eine Alles, was das Andere besitzt, so wäre dieses überflüssig, da ja schon Alles in dem Einen wäre.

Will man aber noch weitere Aufschlüsse über Gott gewinnen, so bietet uns sein Werk, die Welt, den Anhaltspunct dazu. Diese ist gewissermassen ein von Gott geschriebenes Buch, dessen räthselvolle Hieroglyphik zu entziffern der forschende Geist berufen ist. In der allem mundanen Dasein immanenten Gesetzmässigkeit, Wohlordnung und Harmonie, worin die ewige göttliche Idee ihren constanten Ausdruck findet, ist ein Hinweis auf die Qualität des Urhebers dieses mundanen Seins gegeben. Darum können wir aus den richtig erkannten Qualitäten der Welt einen Schluss auf Gott selbst ziehen. Wenn wir jedoch dieses thun, müssen wir uns der grössten Vorsicht befleissen, da die Gotteserkenntniss nicht auf die Art und Weise der Erkenntniss der creatürlichen Dinge gewonnen werden kann. Wenn wir daher auch, um weitere Aufschlüsse über Gott zu gewinnen, kein anderes Mittel haben,

---

[1]) Ibid. T. III. De trinitatis per. vis. agn. Erud. didasc. L. VII. c. 17. Cur ergo homo invisibilia esse dubitet, qui id ipsum quod vere homo est, de cujus existentia nequaquam dubitat, invisibile esse videtur. Janua ergo contemplationis homini aperitur, quando ipse sua se ratione ducente ad se cognoscendum ingreditur. Ingresso autem via usque ad finem currenda restat, ut scilicet quisque ex consideratione propria ad agnitionem creatoris sui perveniat. Illud namque in nobis quod carnis non habet essentiam a carne non potest habere materiam, sed sicut diversum est a carne, ita alienum se sentit a carnis origine. Initium tamen se habere in hoc verissime agnoscit; quod cum se intelligat esse, semper se fuisse non meminit: cum tamen nesciens (intelligens alit.) intellectus esse non possit. Si ergo intellectus esse non potest nisi intelligens, restat, ut quem non semper intellexisse cognoscimus, non semper fuisse ac per hoc aliquando cœpisse credamus. Sed sicut jam dictum est, quod spiritualem habet essentiam, non potest originem habere corpoream, quia quidquid ex materia præjacente traducitur corporeum esse comprobatur. Si igitur invisibile nostrum initium habuerit, superest ut non de præjacente materia, sed de nihilo factum sit. Quod autem nihil est esse sibi dare non potest, et idcirco, quidquid initium habuerit, dubium non est, quin ab alio esse acceperit. Quod autem a semetipso non est, esse aliis dare non potest. Igitur quisquis ille est, qui rebus esse contulit, ab alio esse non accepit. Quod inde liquide comprobatur, quia si quidquid est, creaturam esse credimus; nullum in rebus finem invenimus. Nostra ergo nos natura instruit, quod creatorem habemus æternum, cui suum et proprium est, quod subsistit; quia si ab alio esse accepisset, prima rerum origo veraciter dici non posset. Si enim aliquando non erat a se ipso initium non habuit: sed nec primus dici potest si ab alio esse accepit. Igitur si creator est semper fuit. Item quod a semetipso est non esse non potest. Quidquid enim a semetipso est, huic idem est esse et id quod est et constat quia nulla res a semetipsa dividi aut separari potest. Cui igitur idem est esse et id quod est, necessario semper est, quia a semetipso separari nihil potest. Si igitur quidquid a semetipso est, huic idem est esse et id quod est, qui aliunde esse non accepit, sequitur necessario ut semper sit, utque aliunde auferri non possit, quod aliunde datum non sit. Necesse est ergo, ut quum creatorem credimus, hunc nec principium nec finem habere posse confiteamur. Principium enim non habet, quod semper fuit, nec finem, quod nunquam desinit. Neque ergo æternus præter solum creatorem est, neque creator nisi æternus esse potest.

als die im Bereiche der Erscheinung des Creatürlichen, Endlichen gewonnenen Begriffe auf das Unendliche zu übertragen, so muss doch die an denselben haftende Negativität wieder negirt werden, wesshalb Gott besser durch negative Bestimmungen gefasst wird, als durch Affirmationen, wovon auch die Gott beigelegten Prädicate ein deutliches Zeugniss geben. Ueberhaupt ist dabei festzuhalten, dass Gott ausser und über aller Creatur sei und daher nicht unter den Formen der letzteren gefasst werden kann und darf.[1]) — Es wird dabei die Ableitung des Wortes *Θέος*, wie sie sich bei Johannes Scotus findet, beinahe wörtlich reproducirt.

Auf diese Weise konnten daher auch die Heiden zur Gotteserkenntniss gelangen. Vor der Zeit der Gnade genügte dieses Gottesbewusstsein, das sich mit der Entfaltung der Vernunft entwickelt, daher konnten auch die Heiden zum Ziele gelangen; denn Gott, der den Menschen durch seinen Geist ohne Wort belehrt, kann auch, wenn er nur will, ohne Sacrament den sündigen Menschen retten.[2]) Nun aber genügt dieses Gottesbewusstsein nicht mehr, sondern es ist nöthig, den ganzen Inhalt der Offenbarung in sich aufzunehmen.

Mit der Idee der Creation wird von Hugo der Dualismus von Gott und Welt strenge festgehalten, und die Vergötterung des Geschöpfes, wie die Verendlichung Gottes als gleich falsch bezeichnet.[3]) Der erstgenannte Fehler ist dem Heidenthum eigen, indem dieses auf Vergötterung der Creatur beruht, wofür auch die Anbetung von Naturgegenständen einen Beleg gibt.[4]) — Dieser Dualismus von Gott und Welt ist jedoch nicht ein Gegensatz zweier

---

[1]) Ibid. T. I. Ann. eluc. in D. Dion. hier. c. 2. L. III. — Manifestum est in divinis, id est, iis, quæ de Deo dicuntur et Deo attribuuntur, negationes veras esse, id est, proprias; affirmationes vero incompactas, id est, improprias et non cohærentes; quoniam dissimilia jungere et coaptare conantur, secundum illum modum dicendi, quo de Deo formari non potest aliter humana locutio. — — Quod Deus est, super omne est, et cum quæritur, quid est, dici non potest, quia cogitari non potest, ascendit in cor hominis et capitur a corde hominis, vel in his quæ videntur secundum speciem, vel secundum ea, quæ per imaginationem, vel in iis, quæ sentiuntur intus per experientiam et veritatem, et non capit cor hominis, nisi quæ novit, vel secundum ea, quæ novit. Novit autem ea quæ foris per sensum concipit et ea quæ intus per experientiam sentit; et omne quod capit, vel in istis capit, vel secundum ista concipit. Quod autem nec in istis nec secundum ista est, cor humanum capere non potest. Quod autem Deus est, quia creatura non est, nec horum aliquid est, nec secundum ista est, quia creator est. Quod ergo Deus est nec in istis inveniri potest, nec secundum ista intelligi, quale est. Si nempe intelligeretur secundum ista, in eadem similitudine deduceretur ad istas et esset hoc in istis, quod in illo est. Quæcunque autem in creaturis sunt, magis sibi vicina sunt et cognata, quia facta sunt, quam opus artifici, et factura plasmatori. — — — Habemus ergo, quod dicamus non hoc est Deus, sed non habemus, quod dicamus, hoc est Deus, quia omne quod habemus, hoc non est Deus; et non habemus in his omnibus neque invenimus, quod est Deus.

[2]) Ibd. T. III. De sacr. L. I. p. IX. c. 5. Illo namque spiritu, quo docet hominem sine verbo, justificare etiam valet, si voluerit, sine sacramento.

[3]) Ibid. T. III. De sacr. dial. Duo sunt creator et creatura. Hæc sana fides ita discernere debet ut nec creaturæ divinitatem creatoris attribuat, nec creatori infirmitatem creaturæ ascribat, id est, nec Deum concludat tempore, nec creaturam tendat æternitate. Nam quodlibet horum fiat, fides necesse est detrimentum patiatur.

[4]) Ibid. T. I. Ann. eluc. in quosd. ps. LXXII. Pagani et infideles Deum non exquirunt, qui divinum honorem creaturæ tribuunt. — Ann. eluc. q. c. ep. P. ad Gal. q. 27. Judæi sub elementis Deo, non ipsis elementis serviebant. Pagani vero non Deo sed ipsis elementis cultum divinum exhibebant.

gleich ewigen Principe, sondern die Idee der Creation wird strenge festgehalten, indem im Gegensatze zu den Lehren der antiken Philosophie, welche Gott, die Materie und die Ideen als die Principe der Welt voraussetzte, nur der ewige, unveränderliche Wille Gottes als das alleinige Princip alles creatürlichen Seins angesehen wird, durch dessen absolute Machtvollkommenheit die Weltwesen aus Nichts geschaffen wurden; und so wie der Wille Gottes absolut voraussetzungsloser, souveräner Wille ist, der keiner schwankenden Wahl unterliegt, so ist auch die einmal geschaffene Creatur für immer gegründet.[1])

Mit der Schöpfung der Welt beginnt das zeitliche Geschehen, für welches aber auch schon von Ewigkeit her die Gesetze vorgezeichnet sind, so wie von Ewigkeit her die Formen des Daseins der Creaturen in unabänderlicher Weise festgesetzt sind.[2])

Wenn hier jedoch auch von ursprünglichen Formen in Gott geredet wird, so tritt Hugo doch nachdrücklich platonisirenden Erklärungsweisen der Schöpfung entgegen.[3]) Es ist daher auch nicht Nothwendigkeit oder Bedürfniss der Grund der Schöpfung, sondern nur freier Wille. Als Motiv kann nur die sich mittheilenwollende Liebe des Schöpfers angegeben werden, welche alle Creaturen zur Seligkeit beruft.[4]) — Dabei wird neben dem Dualismus zwischen Gott und der Welt, der andere zwischen Geist und Natur in gleicher Weise festgehalten, so dass die

---

T. III. De sacr. L. I. p. X. c. 5. Illi qui creaturam pro Deo coluerunt gemino errore decepti, vel creaturam æternam vel Deum temporalem esse crediderunt.

[1]) Ibid. T. III. Summ. Sent. Tr. II. c. 13. Voluntas Dei causa primaria omnium est et ideo immutabilis. T. I. Ann. eluc. in pentat. c. IV. In hoc enim differunt authores nostri a philosophis, quod philosophi Deum opificem tantum et tria ponunt principia; Deum, materiam et archetypas ideas; nostri vero unicum ponunt principium et hoc Deum solum. c. VI. Fecit enim Deus omnia creando et distinguendo non operatione sed sola voluntate, quæ fuit ab æterno. T. III. De sacr. L. I. p. IV. c. 1. Prima omnium rerum causa est voluntas creatoris, quam nulla præcedens causa movit, quia æterna est, nec subsequens aliqua confirmat, quoniam ex semetipsa justa est. Ibd. p. II. c. 11. Itaque æterna bonitate semper voluit et æterna sapientia semper disposuit quod æterna potestate aliquando fecit.

[2]) Ibid. T. I. Ann. eluc. in pentat. c. 5. — — simul cœperint tempus et materia — — — — propterea dicimus creata esse tempus et materiam, quia tempus non est aliud nisi mutabilitatis successio, quæ cum mutabili materia cœpit esse. Hom. XIV. Opus Dei est essentiam rerum de nihilo creare, materiam rerum in formam disponere, motum autem rerum sub certo ordine temperare. — Propterea tria hæc ad opus Dei pertinent, id est essentia rerum, forma et ordo. Hæc autem tria — stabilia sunt, nec temporis capiunt mutabilitatem, quia rerum essentiæ hoc, quod sunt, nunquam esse desinunt, et rerum formæ secundum primam conditoris sui institutionem suis generibus perpetuam identitatem custodiunt, et motus rerum primi ordinis legem nunquam transcendunt. Neque enim vel essentiae rerum nihil esse, vel forma rerum aliter esse, vel ordo rerum dispositioque ab initio aliter se habere potuerunt; sed servant omnia primæ legis normam et antiquæ institutionis pactum nunquam secus currentia adhuc cuncta custodiunt. Propterea ergo permanent opera Dei, quia stabile est in rebus omnibus, quod Deus fecit, ut maneat semper. Opus itaque Dei est creare, formare, disponere universa.

[3]) Ibid. T. I. Ann. eluc. ev. Joan. c. 2.

[4]) Ibid. T. II. De vanitate mundi L. III. A. Quare ergo fecit Deus creaturam si bonum ejus auctum non est per creaturam? R. Charitate non necessitate Deus fecit opera sua, non ut ab eis bonum suum augeret, sed ut eis bonum suum impenderet. Fecit enim rationalem creaturam, ut eam in se beatificaret, cui quidem ad obsequium cætera omnia subjecit se ipsum in præmium ad gloriam proponens. T. III. De sacr. L. I, p. XI. c. 1.

Materie die Grundlage für alles natürliche Sein ist, dessen Gestaltung sich in den sechs Schöpfungstagen vollzieht.[1]) — Dieser Process der Gestaltung des natürlichen Seins vollzieht sich dadurch, dass die in Gott von Ewigkeit gelegenen Ideen der einzelnen Dinge an die Materie herantreten und von derselben aufgenommen werden; darin vollzieht sich eine Offenbarung Gottes nach aussen und in dieser Hinsicht weisen alle Geschöpfe auf ihren Urheber zurück. Aber dadurch wird weder eine vollkommene Gottähnlichkeit der natürlichen Dinge noch eine vollständige Offenbarung Gottes bewirkt; denn da wegen der nothwendigen Theilbarkeit der Materie in ihr nirgends die Totalität der göttlichen Ideen als solche ihre Darstellung finden kann, so tritt immer nur diese oder jene Idee am Einzelndinge in Erscheinung und dabei ist sie selbst nicht rein und ungetrübt dargestellt, indem wegen der nothwendigen Concretheit das Einzelnding immer ein Dieses oder Jenes sein muss. Hugo bemerkt dabei, dass eine solche Schöpfung Gott nicht habe genügen können, wesshalb die Schöpfung geistiger Principe erfolgte. Im geistigen Principe dagegen tritt eine vollkommene Ebenbildlichkeit Gottes zu Tage, und zwar vorzugsweise durch die Vernunftbethätigung, wodurch der Geist befähigt ist, Gott und die Totalität der göttlichen Ideen in sich aufzunehmen und durch Selbstbethätigung zu gewinnen, so dass im Geiste das Abbild des Urbildes, nach dem Alles gemacht ist, hervortritt.[2])

Man kann hierin wohl eine Reminiscenz an die bei vielen Vorgängern Hugos in den Vordergrund tretende platonische Grundanschauung erblicken, dass jedoch diese Auffassung vom Platonismus wesentlich verschieden und mit christlichen Ideen durchdrungen, ja zumeist aus diesen entsprungen ist, ist wohl von selbst klar, zumal ja Hugo im weiteren Verlaufe der Untersuchung ausdrücklich bemerkt, dass die Geister durch ihre freie Selbstbethätigung ihre Vollendung gewinnen und verdienen sollen.

Der Mensch endlich stellt sich dar als durch Gott vollzogene Synthese von Geist und Natur. Während der Leib auf Geheiss Gottes entsteht oder im Verlaufe der Entwicklung des Menschengeschlechtes durch den Process natürlicher Zeugung hervorgeht, ist der Geist

---

[1]) Ibid. T. III. De sacr. dial. De sacr. fid. L. I. p. I. c. 3.

[2]) Ibid. T. III. De sacr. L. I. p. V. c. 3. Nam in Deo quidem omnia erant antequam essent in se secundum rationem et causam et providentiam ex qua futura erant: sed quasi minus erant singula perfecto, et unum quodque hoc aliquid et non totum secundum rationem et discretionem uniuscujusque, quæ ratio omnia continebat: et major erat in toto et quasi superabundabat singulis. Et ideo non erant singula hoc totum, sed in toto erant singula. Et tamen Deo in parte nihil minus erat, quam in toto: quia pars et totum unum erat: sed ratione et providentia una discreta sunt quæ futura erant in parte et toto: et minus futura erant in parte quam in toto. Ideo et ipsa in ratione minus habuerunt, quoniam ex ratione minus futura fuerunt. Tamen Deus minus non habuit: qui in toto totus fuit et perfectus et unus. Propter hoc ergo rationali creaturæ non unum aliquid aut hoc aut illud in ratione divina pro exemplari sufficere potuit, ad cujus similitudinem formaretur: sed quasi totum assumpsit Deum ut ejus ipsius imago fieret: et expressa est ad totum æmulans perfectionem. Ut sicut Deus spiritus erat et unus erat, et in ipso totum erat secundum rationem et providentiam et præscientiam et causam: sic ipsa spiritualis esset capax in uno præscientiæ et providentiæ et rationis et providentiæ omnium. Et eluxit perfecta imago imitans authorem suum: et apparuit quasi ipsum in altero, et idem unum.



aus der schöpferischen Hand Gottes hervorgegangen.[1]) — Dabei wird die Einheit des Geistes strenge festgehalten und in ihn der Grund alles Geschehens im Menschen gesetzt, so dass auch die Function der Nerven und Muskeln, des Ernährens u. s. w. neben dem Denken und Vorstellen in gleicher Weise vom Geiste beherrscht wird. Hugo verwahrt sich dabei an mehreren Orten gegen die Scheidung von Seele und Geist, wo die erstere als das Princip des vegetativen und animalischen Lebens angesehen wird.[2])

Ausser diesem beschäftigt sich Hugo häufiger mit der Freiheit des Menschen, wofür ihm jedoch Augustinus das Vorbild ist, auch scheint er die philosophia moralis des Hildebert von Lavardin benützt zu haben. Ebenso befasst er sich mit der von den meisten Vorgängern behandelten Frage über das göttliche Vorherwissen und folgt auch dabei ganz der Ansicht des hl. Augustinus.[3]) Im Uebrigen stellt er sich ganz auf den Boden des positiven Christenthums, darum verlangt er auch zur Vollendung des Menschen den Glauben, die Sacramente und die guten Werke, in denen sich der Glaube vollendet.[4])

Von einigem Interesse dürfte es in unseren Tagen noch sein, die Ansichten Hugo's über das Verhältniss der geistlichen und weltlichen Gewalt zu vernehmen. Er kennt die Theorie der beiden Schwerter, die dem Stellvertreter Gottes auf Erden verliehen wurden. Die geistliche Macht verleiht daher die weltliche Gewalt und ihr steht somit auch das Urtheil über die letztere zu. Der König hat seine Gewalt nur durch die Salbung und da das Verleihende immer höher geachtet werden muss, geniesst auch die geistliche Gewalt ein höheres Ansehen, welches Verhältniss auch schon im Menschen durch das Verhältniss von Geist und Körper angedeutet ist.[5]) Desshalb dürfe sich jedoch die geistliche Gewalt keinen Uebergriff in weltlichen Dingen erlauben, so wie sich die weltliche in geistliche Angelegenheiten nicht mischen soll. Weltliche Fürsten verleihen aber der Kirche häufig weltliche Gewalt und Nutzniessung irdischer Güter. In einem solchen Falle soll jedoch die Administration vorzugsweise die Ausübung der Justiz von der Kirche Laien übertragen werden. Dabei soll die Kirche nie vergessen, dass ihre weltliche Gewalt vom irdischen Fürsten herrühre; sie darf daher auch nie dahin streben, ihre Besitzungen der königlichen Gewalt ganz zu entziehen. Wenn

---

[1]) Ibid. L. I. p. VI. VII. c. 30.

[2]) Ibid. T. I. Ann. alleg. in Luc. super Magnificat. c. 1. Sed fides catholica ejus modi assertionem non recipit, sed unam eandem animam esse verissime testatur quæ in homine et corpori vitam præbet per sensum et in semetipsa vivit per intellectum — Sed et illud quod in sacra scriptura aliquoties circa unam et eandem personam designandam spiritum et animam vocabula invenimus, non propter diversas essentias significandas factum est, sed propter ejusdem essentiæ proprietatem. Nam unus et idem spiritus ad seipsum spiritus dicitur et ad corpus anima.

[3]) Ibid. c. 1. Ann. eluc. q. c. ep. P. ad Rom. q. 218.

[4]) Ibid. T. III. De sacr. L. I. p. IX. c. 8. Tria sunt quæ ab initio sive ante adventum Christi sive post ad salutem obtinendam necessaria fuerant, id est, fides, sacramenta fidei, et opera bona. p. X. c. 4.

[5]) Ibid. T. III. De sacr. L. II. p. II. c. 4. Nam spiritualis potestas terrenam potestatem et instituere habet ut sit, et judicare habet, si bona non sit — — Si ergo (ut ait apostolus) qui benedicit major est, et minor, qui benedicitur, constat absque omni dubitatione, quod terrena potestas, quæ a spirituali benedictionem accipit, jure inferior existimetur.

es die Nothwendigkeit fordert, muss sich die Kirche unterwerfen, denn die königliche Oberhoheit im weltlichen Besitze darf nie verneint werden.[1])

Aus dem Dargestellten geht deutlich hervor, dass wir bei Hugo dasselbe lichtvolle Erfassen der Grundwahrheiten des Christenthums wiederfinden, welches wir bei Abälard in seiner spätern Lebensperiode als ein grosses Verdienst anerkennen mussten. Während jedoch bei Abälard die philosophische Tendenz neben dem theologischen Streben sich gleichmässig geltend macht, ist bei Hugo die theologische Richtung die vorwaltende; dabei gebührt aber Hugo der Vorzug der systematischen Darstellung des theologischen Materials. Ueberhaupt muss Hugo auf theologischem Gebiete das Verdienst einer lichtvollen, klaren und häufig sehr präcisen Darstellung der meisten Lehren der Kirche zuerkannt werden, ja einzelne Partien sind so gelungen, dass sie noch heutzutage als Muster der Behandlung von theologischen Thematen aufgestellt werden können; so wird, um nur eines Punctes zu gedenken, die Darstellung der Theorie der Ehe, wie sie sich bei Hugo findet, selbst in unseren Tagen kaum besser gegeben werden können.

Dieser vorwiegend theologischen Richtung wegen ist Hugo auch mehr als Theologe denn als Philosoph zu würdigen. In seinen Untersuchungen tritt zwar häufig das mystische Moment stärker hervor, doch scheint es uns desshalb noch keineswegs gerechtfertigt zu sein ihn geradezu einen Mystiker zu nennen. In ihm liegen nur die Keime jener mystischen Richtung, die namentlich im dreizehnten Jahrhunderte sich geltend machte, wobei jedoch das strenge Festhalten an den Grundwahrheiten des Christenthums immer mehr durch eine pantheistische Weltanschauung zurückgedrängt wurde. — Weit mehr tritt die Hinneigung zum Mysticismus in dem vorzüglichsten Schüler Hugos, in Richard von St. Victor hervor, zu dem wir uns nun wenden wollen.

II. Richard von St. Victor.

Richard von St. Victor, aus Schottland gebürtig, trat ebenfalls noch unter Abt Gilduin in das Kloster zu St. Victor. Hier war er einer der eifrigsten Schüler des Hugo von St. Victor. Im Kloster zeichnete er sich ebenso durch Frömmigkeit der Gesinnung und religiösen Lebenswandel wie durch sein Wissen auf philosophischem und theologischem Gebiete aus und wurde zuerst Subprior und später Prior des Klosters. In dieser Stellung wurde ihm jedoch sein Leben vielfach verbittert, denn er gerieth häufig in Conflicte mit dem Abte Gruisius, welcher die Klosterregel nur sehr lax befolgte. Er starb 1173.

[1]) Ibid. c. 7. Aliquando et potestatem et utilitatem simul tribuunt (principes sc.). Ubi tamen diligenter attendendum est, quod licet ecclesia fructum terrenae possessionis in usum accipiat, potestatem tamen exercendæ justitiæ per ecclesiasticas personas aut judicia sæcularia non potest exercere: potest tamen ministros habere laicas personas, per quos jura ac judicia ad terrenam potestatem pertinentia secundum tenorem legum et debitum juris terreni exerceat. Sic tamen ut et ipsum, quod potestatem habet a principe terreno se habere agnoscat, et ipsas possessiones numquam ita a regis potestate elongari posse intelligat.

So wie Hugo, so gibt uns auch Richard von St. Victor einen Beleg dafür, dass der in den Schulen geführte Streit zwischen den Nominalisten und Realisten zum Theile dadurch beigelegt war, dass sich die Forschung immer mehr dem theologischen Gebiete zuwandte. Ueberhaupt war das grosse Aufsehen, welches das Studium der bekannten Bruchstücke der Aristotelischen Schriften gemacht hatte, grösstentheils vorüber, denn Richard bezeugt selbst, dass Viele sich von Aristoteles abwendeten und in den Werkstätten des Heilands zu arbeiten begannen.[1] Darum finden wir auch bei Richard ausser der von den Theologen angenommenen Unterscheidung der Sacherkenntniss und der Kenntniss der Worte, von denen die erstere auch ohne die zweite, die zweite aber nie ohne die erste sein kann,[2] kaum eine Spur, dass er an irgend welchen Schulstreitigkeiten Antheil genommen hätte. Für ihn sind die Gattungsbegriffe zwar das Constituirende der Arten, aber nur der differentia specifica verdanken die letzteren ihr Entstehen, denn der Gattungsbegriff erzeugt aus sich durch Verbindung mit der differentia specifica die Art.[3] Er stellt dabei die Erfassung der Dinge in ihren Art- und Gattungsbegriffen als Vernunfterkenntniss, als höheres Wissen dem Erfassen der Dinge in ihrer individuellen Erscheinung entgegen[4] und insofern müsste man sagen, dass er dem Realismus näher stehe. — Merkwürdig ist es dabei, dass wir bei Richard einen Satz Kants beinahe mit denselben Worten finden, dass nämlich der Verstand ohne Sinnlichkeit leer sei.[5] Das sinnliche Vorstellen wird so zur Grundbedingung alles weiteren Erkennens gemacht und vom Sinnlichen soll zum Uebersinnlichen fortgeschritten werden. Darum tritt bei Richard das psychologische Moment mehr in den Vordergrund. Doch unternimmt es Richard nicht die einzelnen Functionen der menschlichen Seele kritisch zu untersuchen, um etwa die Gränzen der Erkenntnissfähigkeit aufzustellen, sondern er nimmt einerseits die zu seiner Zeit gangbaren Unterscheidungen der einzelnen Vermögen oder Kräfte der Seele ohne jede Analyse des empirisch Gegebenen an, so dass wir bei Richard wohl kaum von einer eigentlichen Fortbildung der psychologischen Ansichten reden können; andererseits

[1]) Richardi sancti Victoris Scoti opp. Colon. Agrip. apud Joan. Gymnicum 1621. P. I. De contempl. L. II. c. 2. Et ecce quam multi qui prius fabricabant in officina Aristotelis, tandem saniori consilio discunt cudere in officina salvatoris.

[2]) Ibid. P. I. Sermo de missione spir. s. Potest — naturaliter esse scientia rerum etiam ubi non est scientia vocum. Certe Adam qui rebus nomina imposuit priusquam vocabula essent, rerum notitiam habuit. Alioquin quomodo congrua vocabula illis imponeret, quorum notitiam nullam haberet? Omne enim quod vocavit Adam animæ viventis, ipsum est nomen ejus. Plus itaque esse videtur habere scientiam vocum quam rerum, quando quidem rerum scientia (ut dictum est) semper comitatur scientiam vocum — — Omnis vox aut naturaliter aut accidentaliter aliquid significare habet.

[3]) Ibid. T. I. De præp. anim. ad contempl. c. 17. Nam genus adjuncta sibi differentia ex se speciem generat, quem ad modum copula viri fœminam ad prolem fœcundat.

[4]) Ibid. P. I. De statu hom. inter. L. II. c. 13. Aliud est videre res ipsas in suo esse atque aliud est eas videre in sola ratione vel summa veritate. Aliud est eas videre cuique in propria essentia et longe aliud videre eas in sola sapientia. Aliud est videre rerum substantias in suis generibus et speciebus atque aliud videre singulas in suis individuis. Istud est sensus seu imaginationis, illud vero primum est rationis et contemplationis.

[5]) Ibid. P. I. De præp. an. ad contempl. c. 5. Nam sine imaginatione ratio nihil sciret, sine sensualitate affectio nihil saperet.

huldigt er in gleicher Weise dem Dogmatismus, indem auch für ihn der Satz, dass das endliche Denk- und Vernunftwesen aus sich selbst nur Endliches zu denken und zu begreifen vermag, so zu sagen als ein unbestreitbares Axiom gilt. Da aber jedenfalls das Denken vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen fortschreiten muss, um zum Abschlusse zu gelangen, so wird von Richard seinem vorzugsweise theologischen Standpunkte entsprechend die Intervention der göttlichen Gnade behufs dieses Fortschreitens als unumgänglich nothwendig erklärt. Namentlich reiche die Kraft der menschlichen Vernunft nicht aus, um über Gott der Wahrheit entsprechende Aufschlüsse zu gewinnen.[1]) Wenn er daher auch noch so oft darauf hinweist, dass wir von der Betrachtung der Welt zur Erkenntniss Gottes aufsteigen sollen, so ist dieses doch ohne innere Erleuchtung nicht möglich.[2])

In allem Uebrigen finden wir bei Richard theils nur eine Wiederholung, theils nur eine Fortbildung dessen, was wir bei Hugo kennen gelernt haben; häufig sind einzelne Sätze wörtlich den Schriften Hugos entnommen, oder nur wenig verändert wiedergegeben, nur tritt überall die mystische Richtung und die Gesinnung des Mönches viel stärker zu Tage. So hält er Geringachtung der irdischen Güter und seiner selbst für die Basis der Tugenden und vorzugsweise der Liebe zu Gott.[3]) Desgleichen fordert er eine ascetische Beschränkung der Sinnlichkeit selbst im Gebiete des Erlaubten, um sich ganz der Betrachtung des Ewigen widmen zu können.[4]) Desshalb verlangt R. von Dem, der zu höherer Erkenntniss gelangen will, sittlichen Lebenswandel, fleissige Meditation und häufiges Gebet,[5]) da der Geist während des Gebetes die meisten Aufschlüsse über Ueberirdisches empfange,[6]) so wie der Eifer in geistigen Betrachtungen durch gnadenreiche Erleuchtung und Offenbarung belohnt werde.[7]) Völlige Gottesergebenheit sei das beste Studium,[8]) dadurch werden wir der Gnadenwirkungen theilhaftig, durch welche im Geiste wahre Intelligenz entsteht.[9])

---

[1]) Ibid. P. I. De statu inter. hom. L. II. c. 6. Sed quidquid in divinis secretis de humana industria præsumitur, frustra attentatur, et quamdiu in hunc modum quæritur in vanum laboratur — — — quia scientiarum nostrarum disciplinæ vel quælibet traditiones humanæ ad divinorum secretorum discussionem et investigationem sufficere non possunt.

[2]) Ibid. P. I. De exterm. mal. Tr. III. c. 16. Felix cui visibilium scientia sit scala ad invisibilia cognoscenda. Tr. II. c. 11. Invisibilia — Dei a creatura mundi per ea quæ facta sunt intellecta conspiciuntur. Nequaquam ergo negligenda sunt, quæ per investigationem inveniri possunt, sicut et illa ex nostra virtute non præsumere, quæ nostram intelligentiam et humanam rationem excedunt. Illa sunt secundum rationem, ista sunt supra rationem. Illa debemus alta perscrutatione diligenter inquirere, ista debemus ex divina revelatione humiliter expectare. De statu inter. hom. L. II. c. 51. Opera ejus (Dei sc.) viæ sunt ejus. Viæ inquam per quas ad nos venit, viæ per quas nostræ se intelligentiæ ingerit et innotescere facit. Ex operibus namque ipsius ad ejus cognitionem proficimus.

[3]) De exterm. mali. Tr. I.

[4]) Ibid. Tr. II. c. 7. Nunquam enim humanus affectus ad æternitatis desiderium perfecte inflammatur, nunquam humanus intellectus ad æternorum contemplationem plene acuitur, nisi carnis cura in rebus etiam licitis multumque necessariis frequenter fortiterque repellatur.

[5]) De præp. anim. ad contempl. c. LXXIX.

[6]) De statu inter. hom. L. II. c. 7. 10.

[7]) De contempl. L. IV.

[8]) De statu inter. hom. L. II. c. 12. Optimum ergo studii genus est summæ devotioni summam curam impendere.

[9]) De contempl. L. III. c. 6. — ex ipso enim animo intelligentia nascitur quando a divina gratia visitatur.

Alle unsere Meditation soll vorzugsweise der vollständigen Gewinnung der religiösen Heilswahrheiten, wie sie in der hl. Schrift uns geoffenbart wurden, gewidmet sein, denn darin ist die unverfälschte Wahrheit ausgesprochen, die stets sich behauptete und behaupten wird, während die Lehren der einzelnen philosophischen Sekten vorübergegangen sind.[1] Damit ist jedoch nicht gemeint, dass der Inhalt des Glaubens einfach angenommen werden sollte, sondern der Fortschritt vom Glauben zum Wissen wird verlangt.[2] Wir sollen uns befleissen, dasjenige, was der Glaube vorschreibt, zum vollen Verständnisse zu bringen.[3] Darum soll auch nach weltlichem Wissen gestrebt werden, welches der geistlichen Wissenschaft zu dienen hat, aber keinesfalls zur Vernachlässigung der letzteren führen darf;[4] denn das weltliche Wissen ist eitel, wenn es nicht im Dienste der Theologie steht.[5] Wenn aber das Streben dahin geht, die Offenbarung ganz zu verstehen, so bleibt nicht verborgen, dass so Manches unbegreiflich bleibe; dieses muss aber nichtsdestoweniger für wahr gehalten werden,[6] zumal die Wahrheit des Glaubens tausendfach durch Wunder bestätigt ist.[7] — Durch diesen Hinweis auf die Wunder zur Bestätigung der Wahrheit der Glaubenssätze geht deutlich hervor, dass bei Richard das supranaturalistische Moment eine hervorragende Rolle spielt, indem einerseits nur durch supranaturalistischen Einfluss die Erkenntnisskraft im Innern erhöht, andererseits ebenso durch einen supranaturalistischen Einfluss die Wahrheit in objectiver Hinsicht bezeugt wird. Wenn es daher auch als etwas Verdienstliches erachtet wird, durch ernstes Studium ein höheres Verständniss der Glaubenswahrheiten zu gewinnen, so ermahnt uns Richard doch, nicht etwa zu glauben, dass wir durch unsere Kräfte und unser Verdienst den höchsten Grad der Anschauung erreichen könnten. Die Erreichung dieses Zieles bleibt stets ein gnadenreiches Geschenk Gottes.[8]

Diesen Erklärungen gegenüber erscheint es sehr merkwürdig, dass Richard in der Schrift über die Trinität nur Vernunftgründe zur Anwendung bringen will und sogar die Ueberzeugung ausspricht, dass sich für Alles hinreichende Vernunftgründe vorfinden müssen, welche zur Anerkennung der Wahrheit nöthigen, wenn uns dieselben auch noch unbekannt sein mögen.[9]

---

1) Ibid. L. II. c. 2.

2) De trinit. Prol. Nitamur semper in quantum fas est, vel fieri potest, comprehendere ratione quod tenemus ex fide. De exterm. mali. Tr. II. c. 8. — — Præcipimur credere ut aliquando mereamur et intelligere.

3) De trinit. L. I. c. 3. Oportet per fidem intrare — — et cum omni studio et summa diligentia insistere, ut ad eorum intelligentiam, quæ per fidem tenemus, quotidianis incrementis proficere valeamus. In horum plena notitia et perfecta intelligentia vita obtinetur æterna.

4) De statu inter. hom. L. II. c. 11. Debent ergo quælibet sæculares scientiæ spiritualibus studiis subservire.

5) Ibid. L. II. c. 1—5.

6) De contempl. L. II. c. 10. Quorum igitur rationem perspicere non vales nihilominus tamen ex fidei regula justa et ordinata esse non dubites.

7) De Trinit. L. I. c. 2.

8) De contempl. V. c. 15. Nemo autem tantam cordis exultationem vel sublevationem de suis viribus præsumat, vel suis meritis adscribat. Constat hoc sane non meriti humani sed muneris esse divini.

9) De Trinit. L. I. c. 4. — Credo namqne sine dubio, quoniam ad quorumlibet explanationem, quæ necesse et esse, non modo probabilia imo etiam necessaria argumenta non deesse, quamvis illa interim contigat nostram industriam latere.

Da in dieser Schrift der Versuch gemacht wird, die theologischen Lehren von der Gottheit auf rein rationelle Weise darzustellen, so könnte man fast, wenn man diese Arbeit Richards mit seinen übrigen der allegorisch mystischen Bibelauslegung huldigenden Schriften vergleicht, sich veranlasst finden, die Echtheit dieser Schrift zu bezweifeln, doch wird ein solcher Verdacht durch keine anderweitigen Gründe unterstützt.

Richard unterscheidet wie Hugo zwischen Imagination, Meditation und Contemplation, nur macht er noch Unterabtheilungen, so dass im Ganzen sechs verschiedene Bethätigungsweisen unterschieden werden. Sinnliches Vorstellen, Verstandesthätigkeit und Vernunftthätigkeit müssen jede wieder in zwei Unterabtheilungen geschieden werden. Die erste Abtheilung besteht in Imagination nach blosser Imagination, die zweite in Imagination nach Verstandesthätigkeit, die dritte in Verstandesthätigkeit nach Imagination, die vierte in Verstandesthätigkeit nach Verstandesthätigkeit, die fünfte ist über aber nicht ausser der Vernunft, die sechste über die Vernunft und scheinbar ausser der Vernunft. Die zwei ersten haben es bloss mit dem sinnlich Gegebenen zu thun, die dritte und vierte Unterscheidung mit dem Intelligiblen, die zwei letzten endlich mit dem Intellectiblen. Dabei wird der Unterschied zwischen Intelligibel und Intellectibel hier dahin erklärt, dass das Intelligible das Unsichtbare aber durch die Vernunft Erkennbare, das Intellectible dagegen dasjenige Unsichtbare umfasst, das von der menschlichen Vernunft allein nicht erkannt und begriffen werden kann. Für die sechste Abtheilung bietet der Glaube die Stütze dar, wie z. B. für die Trinitätslehre.[1])

Bei diesem successiven Erheben der menschlichen Erkenntniss erlöschen, so zu sagen, die niederen Functionen der Seele, wenn eine höhere Stufe erreicht wird; Sinn, Gedächtniss und Vernunft (als das Vermögen, aus den durch Abstraction gewonnenen Begriffen zu schliessen) vergehen, wenn Gott im menschlichen Denken erscheint.[2]) Doch darf dieses Erlöschen nicht als ein völliges Austilgen gefasst werden, vielmehr verschwindet in der höheren Erkenntniss nur das dieselbe störende Moment der niederen Erkenntnissstufe; das reine, ungetrübte Resultat der niederen Thätigkeit unserer Seele dagegen bleibt auch in der höheren Erkenntniss; darum erndtet die Contemplation die Früchte der früheren Arbeit ohne Arbeit. Der höhere Sinn trägt die Erkenntniss alles dessen in sich, was der niedere Sinn erkannte;

---

[1]) De contempl. L. I. c. 6. Sex autem sunt contemplationum genera a se et inter se omnino divisa. Primum itaque est in imaginatione secundum solam imaginationem. Secundum est in imaginatione secundum rationem. Tertium est in ratione secundum imaginationem. Quartum est in ratione secundum rationem. Quintum est supra sed non præter rationem. Sextum supra rationem et videtur esse præter rationem. Duo itaque sunt in imaginatione, duo in ratione, duo in intelligentia. — c. 7. Duo itaque ex his in imaginatione consistunt quia solis sensibilibus intendunt. Duo in ratione consistunt, quia solis intelligilibus insistunt. Duo vero in intelligentia subsistunt quia solis intellectibilibus intendunt. Sensibilia dico, quælibet visibilia et sensu corporeo perceptibilia. Intelligibilia autem dico invisibilia ratione tamen comprehensibilia. Intellectibilia hoc loco dico invisibilia et humanæ rationi incomprehensibilia. — — Sexto autem omnis humana ratio videtur esse contraria, nisi fuerit fidei admixtione suffulta.

[2]) De præp. animi ad contempl. c. 74. Benjamin igitur nascente Rachel moritur, quia mens ad contemplationem rapta, quantus sit humanæ rationis defectus, experitur. c. 84. Ibi enim sensus corporeus, ibi exteriorum memoria, ibi ratio humana intercipitur, ubi mens supra semetipsam rapta in supera elevatur.

daher wird die Einbildungskraft von der Vernunft umfasst; die Intelligenz aber schliesst beide in sich. Der Strahl der Contemplation verbreitet sich über Alles, durchleuchtet das niedere Erkennen von Neuem und erhöht es auf diese Weise. — Ein und derselbe Gegenstand kann daher von verschiedenen Individuen verschieden aufgefasst werden, jenachdem bei der Betrachtung die Cogitation oder Meditation oder Contemplation eintritt.[1])

Das geistige Auge erfasst das Unsichtbare in analoger Weise wie das körperliche Auge das Sichtbare, nur ist im empirischen Menschen dieses geistige Auge durch die Sünde verdunkelt.[2]) Die höchste Erkenntniss wird durch reine Contemplation gewonnen, deren Basis Liebe zu Gott ist; denn die Liebe bewirkt eine Annäherung zwischen Liebendem und Geliebtem. Es werden vier Grade der Liebe unterschieden, die in einer successiven Steigerung bis zur mystischen Vereinigung mit Gott bestehen. So wie das Eisen ins Feuer geworfen successive die Qualitäten des Feuers in sich aufnimmt, so dass es endlich nur Feuer zu sein scheint, so einigt sich der Geist in reiner Liebe mit Gott, dass er ganz in das göttliche Wesen überzugehen und durch das göttliche Licht durchleuchtet zu sein scheint, so dass der Gedanke der eigenen Selbstständigkeit, so zu sagen verschwindet.[3]) Während dieser mystischen Vereinigung mit Gott tritt ekstatische Verzückung ein, deren Beschreibung wörtlich der dem Hugo von St. Victor fälschlich zugeschriebenen Schrift „De anima“ L. II. c. 20 entnommen ist.[4])

Dabei wird von Richard ein allegorisches Bild, das von dem Felsengrabe Christi hergenommen ist, eingeflochten. Richard führt aber diese Beschreibung der ekstatischen Verzückung noch weiter aus, wenn er behauptet, dass nur dadurch die ungestörte Ruhe und der volle Friede der Seele gewonnen werden könne, wenn alle irdischen Sorgen abgeschnitten werden und ersterben, während der Geist allein in der reinen Anschauung Gottes lebt. Da solle nicht Leib und Seele, sondern, was noch wunderbarer ist, Seele und Geist getheilt werden. Obwohl dem gesammten Vorstellungsleben nur Ein reales Princip zu Grunde liegt,

---

[1]) De contempl. L. I. c. 3. Contemplatio permanet sine labore cum fructu. — — — Omnia quæ subjacent sensui inferiori necesse est ea etiam subjacere sensui superiori. Unde constat, quia cuncta, quæ comprehenduntur ab imaginatione ea etiam aliaque multa, quæ supra jam sunt, comprehendi a ratione. Similiter ea, quæ imaginatio vel ratio çomprehendunt sub intelligentia cadunt et ea etiam, quæ illæ comprehendere non possunt. Vide ergo contemplationis radius, quam late se expendat, quia omnia lustrat. Et licet sæpe circa eandem rem alius per cogitationem, alius per meditationem, alius per contemplationem occupetur, quamvis non dispari via dispari tamen motu feruntur.

[2]) Ibid. L. III. c. 9. Sicut corporalia corporeo sensu videre solemus invisibiliter (?) præsentialiter atque corporaliter, sic utique intellectualis ille sensus invisibilia capit, invisibiliter quidem sed præsentialiter sed essentialiter.

[3]) P. I. Tractatus de quat. grad. violentiæ charit. (in fine). In primo itaque gradu (ut dictum est) animus redit ad seipsum, in secundo ascendit in Deum, in tertio transit in Deum, in quarto descendit sub semetipsum. In primo et secundo elevatur, in tertio et quarto transfiguratur. In primo ad semetipsum ascendit, in secundo semetipsum transcendit. In tertio configuratur claritati Dei. In quarto configuratur humilitati Christi. Vel in primo reducitur, in secundo transfertur, in tertio transfiguratur, in quarto resuscitatur.

[4]) De exterm. mali. Tr. c. 18.

sollen doch die niederen Functionen (die als Seele bezeichnet werden) in der Tiefe zurückbleiben, während der Geist in der Höhe seine Ruhe findet, so dass gewissermassen eine Theilung in dem einfachen Realprincipe selbst eingetreten zu sein scheint. Alles Thierische, Sinnliche wird abgestreift, der Geist, als die reine Kraft der Intelligenz, von der Seele getrennt und mit dem Herrn verbunden, der selbst ein einheitlicher Geist ist.[1]) — In diesem ekstatischen Zustande der Contemplation, der auf drei Arten, entweder durch Erweiterung der Vernunft oder durch Erhöhung derselben, oder durch Entfremdung ihrer selbst[2]) entsteht, wird der menschliche Geist ganz von dem Wasser der göttlichen Weisheit durchströmt, so dass nur die letztere in ihm widerscheint.[3])

Richard meint zwar, dass der vernünftige Geist der vorzüglichste Spiegel der Gottheit sei, doch dürfe desshalb eine unmittelbare Uebertragung des am Geiste Wahrgenommenen auf Gott auch nicht stattfinden, indem der Unterschied zwischen Gott und Creatur eine solche nicht gestatte.[4]) Dieser Unterschied ist ein solcher, dass er bei der Darstellung der theologischen Lehren ein verschiedenes Vorgehen, wie jenes, das bei Behandlung der Profanwissenschaft zur Anwendung kommt, erheischt; gerade so wie die Unterschiede in den verschiedenen Creaturen Unterschiede in den Wissenschaften begründen.[5]) Die Gotteserkenntniss ist die höchste Wissenschaft; Gott selbst kann nichts Höheres und Besseres denken als sich selbst, um so weniger kann dieses bei der menschlichen Wissenschaft der Fall sein.[6])

---

[1]) De exterm. mali. Tr. III. c. 18. Oportet ergo antequam introire liceat in illud intimæ quietis secretum et summæ tranquillitatis arcanum, oportet, inquam, ut fiat illa valde gravis et vere mirabilis, non dissolutio animæ et corporis, sed alia hæc multo mirabilior multoque gloriosior, illa denique, cujus ista est typus, divisio animæ et spiritus. Hanc autem operari in nobis solet (sicut testatur apostolus) vivus ille Dei sermo et efficax et penetrabilior omni gladio ancipiti, et pertingens usque ad divisionem animæ et spiritus. Quid quæso uspiam creaturarum hac divisione mirabilior cernitur, ubi id quod essentialiter unum est, atque individuum in seipsum scinditur, et quod simplex in se et sine partibus constat a seipso dividitur atque separatur? Neque enim in homine uno alia essentia est ejus spiritus atque alia ejus est anima, sed prorsus una eademque, simplicisque naturæ substantia. Non enim in hoc gemino vocabulo, gemina substantia intelligitur, sed cum ad distinctionem ponitur, gemina vis ejusdem essentiae, una superior per spiritum, alia inferior per animam designatur. In hac itaque divisione anima et quod animale est in imo remanet, spiritus autem, et quod spirituale est ad summa evolat. — — — Spiritus ab infimis dividitur ut ad summa sublimetur. Spiritus ab anima scinditur ut domino uniatur. Cui enim adhæret domino, unus spiritus est.

[2]) De contempl. L. V. c. 2. Tribus modis contemplationis qualitas variatur, modo enim agitur mentis dillatatione, modo mentis sublevatione, aliquando autem mentis alienatione.

[3]) P. II. Ann. in Ps. XXVIII. Contemplantis si quidem animus, qui supra se tollitur, cum cœlestibus totus suspenditur, se ipsum nimirum et quæ sub ipso sunt obliviscitur et in tanto sapientiæ diluvio nil nisi cœlum aspicitur, et ipsa sapientiæ aqua qua perlustratur, aqua et in altum sublevatur. — Non est hoc negotium meriti humani sed muneris divini.

[4]) P. I. De præp. ad contempl. c. LXXII. Præcipuum et principale speculum ad videndum Deum animus rationalis absque dubio invenit seipsum. P. II. super Apocal. L. I. c. 1. Quamvis namque creatura rationalis ad imaginem et similitudinem facta sit creatoris, magna enim differentia est inter creaturam et creatorem et dificit comparatio ejus ad illam.

[5]) P. I. De præp. anim. ad contempl. c. LXXV. Secundum differentiam creaturarum erit differentia scientiarum.

[6]) De trinit. L. I. c. 18. 19. Si itaque nihil, quod Deo perfectius sit, potest per intellectum capere

In der Schrift über die Trinität sucht Richard aus der Idee des absoluten Seins die Gott beigelegten Prädicate der Ewigkeit, Unveränderlichkeit, Allmacht u. s. w. abzuleiten und zu zeigen, wie diese Prädicate untereinander zusammenhängen und sich gegenseitig postuliren, so dass aus jeder sogenannten Eigenschaft Gottes sich auch alle übrigen ableiten lassen. Ueberhaupt habe es bei Gott mit dessen Prädicaten ein eigenthümliches Bewandtniss, da sie ihm in ganz anderer Weise zugeschrieben werden müssen, als wie etwa dem Menschen, denn in Gott ist Sein und Sein der Prädicate untrennbar Eines;[1]) wesshalb auch der Ausdruck Substanz nicht vollkommen entsprechend ist.[2]) In dieser Einheit von Sein und Sein der Prädicate ist auch schon ausgesprochen, dass Gott nicht etwa durch den über ihm stehenden Begriff der Gottheit Gott sei, sondern dass hier wegen der schlechthinigen Einheit eine solche Unterscheidung zwischen abstractem Begriffe und realer Existenz gar nicht gemacht werden dürfe.[3]) Dabei muss Gott stets als actuelles Sein gedacht werden; das ihm zugeschriebene Thun ist eigentlich nur sein ewiger Wille,[4]) der von Ewigkeit her bestimmter Wille ist.

In der Schrift über die Trinität wird zwar der Versuch gemacht, die Lehre von der Trinität rationell zu erweisen, er zeigt jedoch nicht etwa, wie die Trinität als die einzig mögliche und denkbare Form des Daseins in dem absoluten Lebens- und Denkprocesse der absoluten Substanz, durch welchen sie sich selbst von Ewigkeit her offenbar ist, begründet ist, sondern verlässt sehr bald den eigentlich speculativen Weg, indem er darauf hinweist, dass Gott die Liebe ist, diese aber ohne Mehrheit von Personen nicht möglich sei, da Liebe will, dass der Geliebte Gegenliebe hege.[5]) Darum bietet auch die Schrift über die Trinität vom dritten Buche angefangen kein speculatives Interesse mehr dar.

Auch Richard hält strenge an der Idee der Creation fest, da das göttliche Sein einer Degeneration zur endlichen Creatur unfähig sei. Wenn aber Gott dennoch die Creatur setze,

---

scientia divina, quanto minus aliquid Deo majus, aliquid Deo melius posset excogitare scientia humana.

[1]) Ibid. L. II. c. 13. De Deo dicimus, quod sapientia sit, de homine dicimus, quod non sapientia sit, sed quod ei sapientia insit; ibi sapientiæ nomine designatur tale quid, quod sit substantia et plusquam substantia; hic nomine sapientiæ designatur tale quid, quod non sit substantia ulla. Utrabique dictio una sed ratio nominis diversa.

[2]) Ibid. c. 22. Sed quia contra substantiarum naturam nihil ei (Deo sc.) velut in subjecto inhærere deprehenditur non tam substantia quam supersubstantialis essentia esse convincitur.

[3]) Ibid. L. I. c. 16. Juxta superiorem disputationem jam pro certo tenemus, quod a summa sola subsantia est omne quod est, et quod a semetipsa habet totum quod habet. Sed si ab ipsa sunt omnia, ergo divinitas ipsa. — — Deus autem est qui Deitatem habet, et hoc ipsum quod Deus est ex Deitate habet. Sed si summa substantia hoc ipsum quod Deus est, habet ex Divinitate sua, quæ nihil habet nisi a semetipsa, profecto ipsa Deitas non aliud aliquid est, quam summa substantia. — — Hinc ergo colligitur, quod vera Divinitas est in unitate substantiæ et vera substantiæ unitas in ipsa Divinitate. — c. 17. Solus itaque et unus Deus est a semetipso et eo ipso ab æterno. Et juxta quod de summa substantia, quæ non est aliud quam ipse (prout probatum est) ab ipso est omne quod est, a semetipso habet totum quod habet, et ipse idipsum est, quod ipsa potentia, quod ipsa sapientia quod divinitas ipsa.

[4]) Ibid. L. II. c. 24. Ejus itaque facere est a se fieri velle, ejus autem pati non velle fieri.

[5]) Ibid. L. III. c. 2. sqq.

so sei diese Schöpfung nicht etwa ein Werk metaphysischer Nothwendigkeit, sondern ein Act der Freiheit und darum ein Act der göttlichen Gnade.[1])

Neben der Creatürlichkeit betont Richard die Freiheit sehr stark; sie ist das grösste Geschenk Gottes an den Menschen und ähnlich der göttlichen Machtvollkommenheit. Ein freies Wesen kann nicht gezwungen werden, da Gott dieses nicht wollen kann; eine andere Creatur aber es nicht vermag. Aber nach dem Sündenfalle vermag die menschliche Freiheit nichts Gutes aus sich allein zu wirken, sondern verdankt diese Möglichkeit nur der Gnade.[2]) Dort aber, wo von den guten Werken gesprochen wird, finden wir häufige Anklänge an die philosophia moralis des Hildebert von Lavardin.

Aus dem Dargestellten ist zur Genüge ersichtlich, dass bei Richard die mystische Richtung weit mehr in den Vordergrund tritt als bei Hugo und er daher mit weit mehr Recht ein Mystiker genannt werden kann als dieser.

Während bei Hugo das Streben nach systematischer Darstellung und wissenschaftlicher Bearbeitung der theologischen Lehren als ein Hauptverdienst bezeichnet werden muss, tritt dieses Streben bei Richard ganz in den Hintergrund; denn mit Ausnahme der Schrift über die Trinität finden wir in keiner anderen Arbeit eine den Anforderungen der Wissenschaft entsprechende Gliederung und Anordnung des Materials. Darum glauben wir kaum zu irren, wenn wir schliesslich behaupten, dass die Leistungen und die Bedeutung Richards gegenüber jenen Hugos häufig weit überschätzt worden seien, und dass jedenfalls dem Letztern in jeder Hinsicht der Vorrang gegenüber dem Ersteren gebühre.

---

[1]) Ibid. L. II. c. 8. Certum tenemus quod sola divina substantia sit a semetipsa et quod ab ipsa sint cætera omnia. Sed quidquid ab ipsa est, seu etiam esse potest, aut est secundum operationem naturæ aut est secundum impartitionem gratiæ. Quod vero certum est, quod divina natura degenerare, vel omnipotentia corrumpi non valet, tam certum fore oportet, quod de divina substantia naturæ ipsius operatione esse non posset, quod Deus non esset; sed satis superius probavimus, quod non posset esse Deus nisi substantialiter unus. De ipso itaque Deo, de unica illa et singulari substantia ipsius esse non potest alius Deus, sed nec aliud quidquid, quod non sit Deus. Constat itaque ab illo esse secundum operationem gratiæ quidquid est aliud quam ipse. Sed quidquid ab illo est, non tam exigente natura, quam operante gratia pro arbitrio beneplaciti potuit ab illo fieri, potuit æque ab illo non fieri. Quæ igitur ab illo fiunt, divinam illam et incorruptibilem et incommutabilem substantiam materiam habere non possunt. Constat itaque (sola divina substantia excepta) cætera omnia vel ex nihilo facta, vel mutabile aliquid habere pro materia — — — colligitur, quod primordialis materia et materialia omnia mediante materia, quod immaterialia quæque et universaliter omnia sunt ex nihilo creata.

[2]) De statu inter. hom. Tr. I. c. 3, 13, 16.



Ueber die neueren
physiologisch-psychologischen Forschungen
im Gebiete
der menschlichen Sinne.

Eine Studie

von

Dr. Jos. Dastich.

(Für die Abhandlungen der k. böhm. Ges. der Wiss. V. Folge XIII. Band.)

PRAG 1864.

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Selbstverlag der k. Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Sinnesempfindung im Allgemeinen.

Physiologen und Psychologen wenden in neuerer Zeit ihre besondere Sorgfalt der Erforschung der Sinnesorgane und ihrer Functionen, sowie der hieraus für das Bewusstsein resultirenden Sinnesempfindungen zu,*) und diess um so gewisser mit vollem Recht, da ja eben die Sinnesempfindungen die elementaren Grundphänomene des psychischen Lebens sind, von denen aus, als ihrer breitesten Grundlage die höher steigende psychische Entwicklung anheben muss und in Betreff deren es sonach vor Allem Noth thut, den Gesammtinbegriff der Bedingungen kennen zu lernen, an die ihr Zustandekommen gebunden ist, und mit deren Wandel und Aenderung auch ihre eigene Beschaffenheit sich ändert. Man muss zwar gestehen, dass es diesem regen Streben noch keinesfalls gelungen ist, den gesammten Vorgang beim Zustandekommen der Empfindung mit derjenigen Klarheit zu erfassen, und aus einander zu legen, die nöthig wäre zum deutlichen Verständniss des Ineinandergreifens der einzelnen Glieder der bis jetzt nur „oberflächlich" erforschten sehr verwickelten Kette von Bewegungen, die mit der Aenderung im Sinnesorgan als erstem Gliede derselben beginnend mit der Empfindung als deren letzten, doch für die Mittel der äusseren Erfahrung unerforschlichen Gliede schliesst; aber andererseits ist gleichwohl nicht zu läugnen, dass die Anstrengungen der „physiologischen Psychologie" manchen dunklen Punkt der älteren psychologischen Auffassungsweise

*) Man kann hier namentlich anführen von den älteren Arbeiten die Schriften: Darvin's (Erasmus) Zoonomie oder Gesetze des org. Lebens. Aus dem Engl. von J. D. Brandis, Hannover 1795—99; Kesler's Ueber die Natur der Sinne, Jena 1805; Gruithuisen's Anthropologie, München 1810; Steinbuch (Joh. Georg) Beitrag zur Physiologie der Sinne, Nürnberg 1811; Tourtual's die Sinne des Menschen, Münster 1827, und das noch ältere „Magazin für Erfahrungsseelenkunde" herausgegeben von K. Moritz. Von den neueren Schriften wären zu nennen J. Müllers physiologische Schriften; George's Schrift „Die fünf Sinne," Berlin 1846; die vortrefflichen Abhandlungen Weber's, Bidder's, Volkmann's, Lotze's, Purkyně's, Harless's über einzelne Sinnesorgane und deren Functionen in Wagner's H. W. der Physiologie, sowie die anderweitigen Schriften dieser trefflichen Physiologen, so z. B. Purkyně's Beiträge zur Kenntniss des Sehens in subj. Hinsicht, Lotze's medic. Psychologie. Ein beachtenswerthes Werk ist ferner Fechner's Psychophysik in 2 Bänden 1858; Valentin's Physiolog. Absch. v. den Sinnesorg., auch die Physiologie Ludwigs u. A. Den neuesten Zustand der wissenschaftlichen Forschungen und ihrer Errungenschaften in dem hier in Betracht kommenden Gebiete repräsentiren indess die Schriften: Fick's Physiologie und Anatomie der Sinnesorgane, Lahr 1864, Helmholtz's Lehre von den Tonempfindungen, 1863, und das noch nicht vollends erschienene Werk des durch seine Abhandlungen und Berichte in den Abhandl. der schles. Gesellschaft bekannten Aubert „die Physiologie der Netzhaut," Breslau 1864. Eine interessante Schrift verspricht zu werden H. Böhmer's „die Sinneswahrnehmung in ihren physiol. und psychol. Gesetzen." Erlangen 1863, doch scheint die erste bis jetzt einzig und allein erschienene Lieferung nicht frei von einer philosophischen Färbung zu sein, die die Unbefangenheit des Blicks zu fördern eben nicht als geeignet erscheint.

in's rechte Licht gestellt und ganz vorzugsweise dadurch sich ein unbestreitbares Verdienst um die Psychologie erworben haben, dass sie derselben die wahren primitiven psychologischen Elemente aufgewiesen haben, welche den oft sehr complicirten „Thatsachen des Bewusstseins" zu Grunde liegen, auf die man sich sonst ohne weitere Verfolgung ihres Zustandekommens zu berufen pflegte. Nur muss man bei dieser Art von Forschungen, soll anders nicht eine Vermengung der wissenschaftlichen Aufgaben stattfinden, die, wo sie auch immer eintreffen mag, stets für die betheiligten Disciplinen nur unheilbringend sein muss, nie aus den Augen verlieren, dass es eben etwas Anderes ist, die organischen Vorgänge festzustellen, die das Zustandekommen der Empfindung im Bewusstsein zur Folge haben, und wieder etwas Anderes sich der Erforschung der Qualität der im Bewusstsein vorliegenden Empfindung selbst zuzuwenden. Es ist gewiss, dass die Empfindung als letztes Glied einer verwickelten Kette von organischen Processen auftritt, aber es ist eben so gewiss, dass dieses letzte Glied an der übrigen Kette gewissermassen durch einen „Sprung" hervortritt, sämmtlichen Gliedern derselben durch seine qualitative Beschaffenheit vollends unähnlich und mit ihrer Beschaffenheit total unvergleichbar ist. Man verfolge die Reihe der aus einander fliessenden und sich im weiteren Verlaufe stets umändernden Bewegungen, durch die Vibrationen eines wie man sagt schallenden Körpers hervorgebracht, vom Eingange in das Sinnesorgan des Gehöres an bis zur centralen Endigung der Nervenfaser, man wird keinen hinreichenden Grund finden, der das Umwandeln dieses räumlichen Vorgangs in einen rein intensiven, nur in der Zeit empfundenen Zustand, den wir gleichwohl einzig und allein im Bewusstsein antreffen, zu erklären fähig wäre. Je sicherer dieser Satz feststeht, dem auch L o t z e in seiner medicinischen Psychologie und im 1. B. seines Microcosmos eine eingehende Erörterung widmet, um so erfreulicher ist es, dass die neuere physiologische Forschung im Gebiete der Sinne sich dieses wahren Sachverhaltes vollkommen bewusst ist, und nur unter steter Wahrung der ihr und der Psychologie selbst eigenthümlichen Grenze um die Aufhellung jenes geheimnissvollen Knotenpunctes sich bemüht, in welchem das Physische und Psychische in einander zu fliessen und sich zu durchdringen scheint. Bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Worte Dr. Ad. Fi c k 's, Prof. in Zürich, in der Einleitung zu seinem Lehrbuche der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane, Lahr 1864. „Mögen auch," so heisst es da, „die beiden Acte" — eine bestimmt gestaltete Molecularbewegung im Hirn und die ihr entsprechende bestimmte Empfindung im Bewusstsein — „um ein lichtvolles Gleichniss Fechner's zu gebrauchen, so unzertrennlich von einander sein, wie die convexe und concave Seite der Kreislinie, immer bleiben sie doch v e r s c h i e d e n e S e i t e n derselben Sache, die nie gleichzeitig für denselben Standpunct erscheinen, wie die Kreislinie nur concav erscheint, wenn sie von i n n e n, convex, wenn sie von a u s s e n gesehen wird. Es ist nun klar, dass die Naturforschung oder, schärfer bezeichnet, die mechanische Forschung niemals weiter vordringen kann, als bis zu jenen Molecularbewegungen in den Centraltheilen des Nervensystems — wir wollen sie mit Fechner die p s y c h o p h y s i s c h e n nennen — welche nach einer Anschauungsweise die andere Seite des Empfindens und Wahrnehmens selbst sind, oder nach einer anderen Anschauungsweise unmittelbar Ursachen sind für ein Geschehen in einem für sich bestehenden immateriellen Wesen, der S e e l e. Sobald wir die bezeichnete Grenze überschreiten, so stehen wir auf einem anderen, dem p s y c h o l o g i s c h e n Gebiete." Für dieses Gebiet ist die Empfindung ein „Urphänomen" und so complicirt auch die psychophysischen Bewegungen thatsächlich sind, die ihr

im Organe zu Grunde liegen, ist sie selbst gleichwohl für das Bewusstsein ein „Einfaches" wenn auch nicht überall dasselbe Einfache und ebensowenig überall ein Einfaches von ähnlicher Art. Es sind ja bekannt die qualitativ unter einander verschiedenen Empfindungsgruppen, deren man zwar gewöhnlich entsprechend der Zahl der sog. äusseren Sinnesorgane nur fünf annimmt, deren es aber eine viel grössere und keineswegs bestimmt angebbare Anzahl gibt, wie ein einziger die Sache näher prüfende Blick lehrt, den man auf die Betrachtung der noch immer verschiedenartigen Beschaffenheit der auf solche Weise in Eine Gruppe gefassten Empfindungen hinlenkt.

Da nun dem Gesagten zufolge der nächstgelegene physiologische Grund der Empfindung in den eben genannten „psychophysischen Bewegungen" gelegen ist, diese selbst aber eine „Nervenerregung" voraussetzen, die nun ihrerseits das Einwirken eines „Reizes" auf die Peripherie oder eine Stelle im Verlaufe des Nerven erfordert, so muss eine Forschung, die sich zur Aufgabe stellt, das Zustandekommen der Empfindung von Seite der ihr vorangehenden mechanischen Processe im Organismus zu beleuchten, ihre Aufmerksamkeit zunächst ebenso sehr auf die habituelle Natur des Nervensystems und seiner Theile, als auf die Natur der Nervenerregung und die der Empfindung „adäquaten Reize" lenken. Diese allgemeinen Fragen sucht auch thatsächlich die Physiologie der Sinne, sich anlehnend an die allgemeine Physiologie der Nerven, vorerst zu beantworten, bevor sie von da aus der Erforschung der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sinnesorgane sich zuwendet, ohne jedoch bis jetzt im Stande zu sein, allseits genügende Antworten zu bieten. Gleichwohl sind schon diejenigen Aufschlüsse, die sie bei dem gegenwärtigen Stande der Forschungen zu bieten vermag, keinesfalls unerheblich und ebenso überraschend als wichtig für die Würdigung der Sinnesthätigkeiten. Man hat nämlich, soweit als man nur in der Untersuchung der Nervensubstanz mit Hilfe des Microscops und der chemischen Analyse vordringen konnte, überall dieselbe Structur der feinsten Primitivfaser und dieselbe chemische Beschaffenheit der Nervenmasse gefunden und so unläugbar es auch ist, dass einzelnen Provinzen des Nervensystems eine ganz eigenthümliche Thätigkeitsweise zukömmt, wie z. B. dem Sehnerv die von der Thätigkeitsweise des Hörnerves ganz verschiedene, nur ihm eigenthümliche Vermittlung der Lichtempfindung, sowie diesem die ebenso eigenthümliche der Schallempfindung, es scheint gleichwohl ausgemacht zu sein, dass der Grund zu dieser Eigenthümlichkeit nicht so sehr in der inneren Eigenartigkeit der bezüglichen Nervensubstanz, als vielmehr in mehr äusseren Umständen gelegen sei, wie z. B. in der eigenen Construction des Organs, das dem peripherischen Nervende Reize nur einer bestimmten Art und zwar nur in einer bestimmter Form zuleitet.

Ein ganz analoges Resultat ergab sich für die Natur der Nervenerregung, die begreiflicher Weise mit der Beschaffenheit des Nervensystems eng zusammenhängen muss. Es ist zwar richtig, dass wir die psychophysischen Bewegungen, welche unmittelbar die Empfindungen bedingen und als solche unmittelbar im Hirn geschehen müssen, nur sehr ungenau kennen, soviel scheint aber doch unbestreitbar zu sein, dass es moleculare Bewegungen sind, denen dieselbe Form zukommen mag, die überhaupt bei dem „Erregungsvorgang eines Nervenelements" wirksam ist, obschon wir auch von dieser Bewegungsform sehr wenig wissen, besonders in dem zweiten geheimnissvollen Elemente des Nervensystems, der Ganglienzelle, und nur im Allgemeinen sagen können, dass sie durch Drehungen oder Umgruppirungen electro-

motorischer Molecüle bedingt sei. Wichtig ist jedoch — und dies scheint trotz der bis jetzt nicht bestimmten Bewegungsform des Nervenerregungsvorgangs vollends fest zu stehen — dass „der Erregungsvorgang in allen nervösen Elementen gleicher Art, also insbesondere in allen Nervenfasern derselbe sei, sei diese Faser im Hirn, im Rückenmark oder in einem peripherischen Nervenstamm.“ Wenn dies aber feststeht, so ist es begreiflich, dass die von Müller zuerst hervorgehobenen „specifischen Energien“ der einzelnen Sinnesnerven lediglich durch die Wirksamkeit der Sinnesorgane bedingt erscheinen, da man bei der erwähnten völligen Gleichartigkeit des Erregungsvorgangs in allen nervösen Elementen, hiefür keinen Grund im Inneren der Nervenmasse der einzelnen Provinzen des Nervensystems aufzuweisen hat. Vielleicht wäre es nicht unpassend hier an das Bild der verschiedenen Stimmung einer und derselben Saite zu denken und mit George das Specifische der einzelnen Sinne nur als ebensoviele Modificationen der allgemeinen Nerventhätigkeit überhaupt anzusehen, zunächst davon herrührend, „dass die verschiedenen Apparate der besonderen Sinne die elementaren Eindrücke auf bestimmte Weise auseinander halten,“ wobei man sich aber hüten müsste, in seinen Fehler zu verfallen, der darin besteht, dass er die Empfindungen des „Gefühlssinnes“ als die echte allgemeine Grundempfindung auffasst und aus ihr die besonderen Empfindungen der vier sog. sensuellen Nerven ableiten zu dürfen glaubt. Denn gesetzt auch, dass es dieselbe Eine Empfindung der Perception der allgemeinen Nervenerregung überhaupt ist, welche nur anders modificirt bei der Vermittlüng durch diese eine Partie des Nervensystems als Licht, und in Rücksicht auf eine andere Partie als Geruch, und wieder in Bezug auf eine andere als Geschmack u. s. w. empfunden wird, so hat man doch keinen hinreichenden Grund dafür, die einfachste der „Gefühlsempfindungen“ mit der „Empfindung überhaupt“ für einerlei zu erklären, da vielmehr, wofern schon die obige Ansicht von der Modification einer und derselben Grundempfindung mit Recht vertheidigt werden darf, auch die Tastempfindung höchst wahrscheinlich nur eine dieser Modificationen vorstellen müssten, weil ja auch der Tastnerv nicht unmittelbar, sondern gleichfalls durch das Medium der Hautgebilde erregt wird.

Rücksichtlich der Natur der Nervenreize zeigte es sich endlich, dass „nicht jedes beliebige Ereigniss in der Aussenwelt eine Empfindung hervorrufen kann, selbst wenn es nach unseren mechanischen Kenntnissen entschieden nicht ohne Wirkung auf den Körper ist“; so kann beispielsweise die Annäherung des Magneten nicht verfehlen eine gewisse, wenn auch vielleicht sehr unbedeutende Verschiebung der Theilchen im menschlichen Organismus zu bewirken, da dieselben ja entweder para- oder diamagnetisch und daher jedenfalls dem Einflusse der Magneten unterworfen sein müssen, und gleichwohl hat man nicht Gelegenheit gehabt, mit Ausnahme einzelner noch immer sehr problematischen Fälle, in denen noch überdies krankhafte Stimmung des Organismus vorausgesetzt werden muss, eine entschiedene Wirksamkeit des Magnets auf unser Empfinden zu beobachten. Magnetismus scheint daher in die Reihe der adäquaten Nervenreize nicht zu gehören, dagegen lehrt uns die Physiologie mechanische, thermische, chemische, elektrische und Lichtreize als „adäquate“ Reize der Nerven kennen, d. h. als solche, denen im Bewusstsein eine durch sie veranlasste Empfindung entspricht. Irrig wäre es aber, wenn man das Verhältniss der adäquaten Reize zu der Empfindung in der Weise auffassen würde, als ob etwa „nur dieser bestimmte Reiz diesen bestimmten Nerven in den Erregungszustand versetzen könnte;“ vielmehr scheint es fest zu stehen, dass

jeder beliebige Nervenreiz jeden beliebigen Nerven in den Erregungszustand zu versetzen fähig wäre, wenn es um der besonderen Einrichtung der Sinnesorgane willen, nicht unmöglich wäre, denselben entweder überhaupt anzubringen oder doch in der erforderlichen Stärke und Weise wirken zu lassen. Freilich ist dieser Satz in dieser Allgemeinheit durch Versuche noch nicht allseitig geprüft und erwiesen, wozu, wie Fick bemerkt, 25 Versuchsreihen nöthig wären, da man fünf Sinnesorgane und fünf adäquate Reize hat, indess reichen schon die ausführbaren und die bis jetzt ausgeführten Versuche hin, um die höchstwahrscheinliche Giltigkeit dieses Satzes in seiner vollen Allgemeinheit, vielleicht nur mit Ausnahme des Lichtreizes, zu bekräftigen. Die durchgeführten beziehen sich auf alle der fünf Sinnesnerven, wenngleich das Anbringen einzelner Reize bei einzelnen derselben in Folge der bestimmten Einrichtung der Sinnesorgane nicht thunlich war. Am umfassendsten und leichtesten kann man die hieher gehörigen Versuche mit den sog. „Gefühlsnerven" durchführen, auf die man ebenso leicht mechanische als thermische und optische, wie chemische und galvanische Reize anbringen kann. Ob der blosse Lichtreiz ebenfalls schon für sich die Empfindung der Gefühlsnerven weckt, wie es unbestreitbar in Rücksicht auf alle übrigen der genannten Reize der Fall ist, ist jedoch noch immer problematisch, obschon man diesem Gegenstande bereits sehr eingehende Untersuchungen gewidmet hat; die Schwierigkeit liegt darin, dass es wohl sehr schwer angeht, wenn es überhaupt möglich ist, die Lichteinwirkung so zu isoliren, dass man sicher wäre, es wirken nicht zugleich auch die das Licht erfahrungsgemäss stets in grösserer oder geringerer Menge begleitenden Wärmestrahlen. Doch mit Ausnahme dieses, wie gesagt, bis jetzt noch problematischen Falles bewirken alle übrigen genannten Reize eine thatsächliche Empfindung und zwar eine der diesem Bereiche des Nervensystems eigenthümliche, welche das Bewusstsein als Empfindung des Tastens, des Druckes, der Wärmeunterschiede, und bei über ein gewisses Mass gesteigerter Intensität des Reizes als Empfindung des körperlichen Schmerzes auseinanderhält, wobei freilich in jeder dieser Gruppen abermals neue qualitativ von einander unterschiedene Empfindungsclassen inbegriffen sind. Ein ganz ähnliches Ergebniss liefern Versuche, die mit dem Gesichtssinn angestellt wurden. Von den fünf oben erwähnten Reizen können allerdings auf den Sehnerv wegen der Einrichtung des ihn umschliessenden Auges nur die Licht- dann die mechanischen und galvanischen Reize wirksam gemacht werden, wogegen unmittelbare Reizung durch Wärmeunterschiede und chemische Thätigkeit ausgeschlossen ist, doch in allen den drei Fällen antwortet der Sehnerv mit der ihm eigenthümlichen, also der Lichtempfindung. Beim Geschmacksnerven bestätigt sich dasselbe Gesetz in Bezug auf das Einwirken der chemischen und galvanischen Reize und in Betreff der mechanischen wenigstens insofern, als ein sehr feiner scharfer Luftzug auf der Zunge einen säuerlichen Geschmack erzeugt. Ein Gleiches findet statt beim Gehörsnerven bezüglich der mechanischen Oscillationsreize und der galvanischen Einwirkung, als der hier abermals wegen der besondern Einrichtung des Organs einzig anwendbaren Reize und dasselbe würden auch Versuche mit den Geruchsnerven bestätigen, wenn sich die Wahrnehmung Valentin's allgemein darthun liesse, dass beim festen Zusammendrücken der Nasenflügel und raschem Nachlassen Geruchsempfindungen zu Stande kommen, sowie jene Ritter's, der dasselbe in Betreff der galvanischen Einwirkung behauptet. Merkwürdig ist aber, warum thermische Reize da, wo doch ihre Anbringung sehr wohl angeht, nämlich beim Geruch und Geschmack

keine merkliche Empfindung wachrufen; wenigstens gelang dies Weber nie, der mit warmem Wasser und warmen Dünsten verschiedener Temperaturen experimentirte. Dagegen hat es den Anschein, dass sich die Bestätigung des erwähnten Gesetzes da, wo infolge der besondern Beschaffenheit des Organs gewisse Classen von Reizen ausgeschlossen sind, durch anderweitige Beobachtungen ergänzen lässt und zwar durch Beobachtung der interessanten Thatsache, dass nicht blos von Aussen herkommende, sondern auch Reize, die von Innen des Organismus herrühren, durch die Sinnesnerven die bezüglichen eigenthümlichen Empfindungen wachrufen, wobei sich abermals zeigt, dass die verschiedensten Reize doch nur eine und dieselbe Erregung veranlassen. Einschlägige Beispiele liefern Congestionen des Blutes, wenn in Folge der von Innen des Organismus selbst herrührenden Druckes Lichtempfindungen zu Stande kommen, der Genuss gewisser narkotischer Stoffe, wobei, und zwar in Folge einer chemischen Umwandlung des Blutes dieselbe Erscheinung eintritt, nur dass im letzteren Falle der Versuch weniger schlagend ist, da bei einem höheren Grade einer derartigen Erregung Hallucinationen eintreten und daher von blosser Empfindung nicht mehr gesprochen werden darf. Weitere Belege liefern Versuche, die von Dupuytren mit Hunden in Rücksicht auf Geruch und Geschmack durchgeführt wurden; das Thier schnüffelte und leckte den Mund, wenn ihm stark riechende und schmeckende Stoffe ins Blut eingespritzt wurden. Auch eine Menge von pathologischen Beobachtungen liesse sich für die Sache anführen, so z. B. die Beobachtungen Romberg's betreffs des Eintretens bestimmter unangenehmer Geruchsempfindungen bei localer Entartung des Gehirns in der Gegend der bulbi olfactorii, sowie die subjectiven Geruchsempfindungen bei der Hysterie u. a. m.

Müller im II. Bande seiner Physiologie und nach ihm Fick in dem oben genannten Werke erläutern das obige Gesetz von dem Zusammenhange der Reize und der hiedurch durch die einzelnen Sinnesnerven angeregten Empfindungen durch folgende Sätze, wobei die drei ersten von Müller selbst herrühren, auf welche sich auch George (die fünf Sinne, Berlin 1846) beruft, der vierte von Neueren hinzugefügt wurde:

I. Wir können durch äussere Ursachen keine Arten der Empfindung haben, die wir nicht ohne äussere Ursachen durch Empfindung der Zustände unserer Nerven haben. Denn es können ja die Nerven durch innere Ursachen, z. B. Blutfülle in den Erregungszustand kommen, und jeder Sinnesnerv reagirt auf Erregung mit seiner specifischen Energie.

II. Dieselbe innere Ursache (z. B. Blutcongestion) ruft in verschiedenen Sinnen verschiedene Empfindungen nach der Natur jeden Sinnes, nämlich das Empfindbare dieses Sinnes hervor.

III. Dieselbe äussere Ursache erregt in verschiedenen Sinnen verschiedene Empfindungen nach der Natur jeden Sinnes, nämlich das Empfindbare dieses bestimmten Sinnes.

IV. Wesentlich verschiedene äussere Ursachen erregen in demselben Sinne gleichartige Empfindungen.

Ein eigenes Verhalten zeigen hiebei nur die Lichtreize. Es liegt im Begriffe eines „allgemeinen Nervenreizes," dass er jede beliebige Nervenfaser und auch an jeder beliebigen Stelle ihres Verlaufes in den Erregungszustand zu versetzen vermag, wie es auch thatsächlich durch mechanische Eingriffe, elektrische Bewegungen und hohe und niedere Temperaturen gelingt. In diesem Sinne können Lichtreize keinesfalls zu den „allgemeinen"

Nervenreizen gezählt werden, indem sie nicht nur nicht jede beliebige Nervenfaser, sondern selbst die Fasern des n. opticus, als des einzigen Nerven, für den sie Reize sind, nicht an jeder beliebigen Stelle in den Erregunszustand zu versetzen vermögen. Beweis hiefür bildet der sogenannte „blinde Fleck" im Auge, bekanntlich die Eintrittsstelle des Sehnerven. Würde nämlich der Lichtreiz den Sehnerven an jeder Stelle seines Verlaufes erregen, so müsste das gerade Gegentheil davon eintreten, was uns die Erfahrung lehrt; sobald nämlich die Lichtreize auch nur die Eintrittsstelle des Sehnerven treffen würden, müsste, weil nun alle seine Nervenfaser zugleich in den Erregungszustand versetzt wären, das ganze Sehfeld hell erleuchtet erscheinen, ganz nach Analogie der Reizung anderer Nervenstämme z. B. des Gefühlssinnes, wo bekanntlich durch einen Druck auf dieselben ein prickelndes Gefühl in allen den Endgliedern entsteht, in denen sich dessen peripherische Enden ausbreiten. Hier lehrt aber die Erfahrung, dass man gar keine Empfindung hat, selbst dann nicht, wenn man concentrirtes Sonnenlicht mittelst des Augenspiegels auf die genannte Stelle leitet, und wenn sich in diesem letztern Falle bei allzu starkem Lichtreiz öfters ein heller Schimmer im ganzen Gesichtsfelde wahrnehmen lässt, so lässt sich leicht begreifen, dass diese unverhältnissmässig schwache Erscheinung nicht Wirkung der Erregung des Nervenstammes sein kann, sondern nur von dem diffusen Lichte, welches durch den eingeführten starken Lichtreiz sich im Auge verbreitet und auf die Nervenenden wirkt, herrühren muss. Diese blinde Stelle hat einen wagrechten Durchmesser von 1.8^{mm} Länge, so dass zwei vom Kreuzungspunkt der Richtstrahlen zu seinen beiden Enden gezogene Geraden einen Winkel von etwas über 6° einschliessen, und daher die wagrechte Ausdehnung eines Gegenstandes, dessen Bild auf dem blinden Fleck Platz haben soll, für das betreffende Auge unter einem Gesichtswinkel von 6° erscheinen darf. Da nun der Winkel, unter dem das Auge den Vollmond sieht, nahezu $\frac{1}{2}$° beträgt, so dürfte der Mond einen eilfmal grösseren Durchmesser haben und dennoch würde er, wenn sein Bild central auf den blinden Fleck fiele, gar nicht sichtbar sein. Ebenso kann ein menschliches Gesicht in etwas über 2 Meter Entfernung bei passender Richtung der Gesichtslinie auf dem blinden Fleck vollständig verschwinden. Warum diese jedenfalls sehr bedeutende Lücke unser Gesichtsfeld dennoch nicht unterbricht, ist eine Frage, die oft aufgeworfen und verschiedenfach beantwortet zu werden pflegte, indess scheint es, dass sie kaum anders, denn durch Zurückführung auf die Thätigkeit des Bewusstseins selbst befriedigend gelöst werden kann.

Dass das Licht auf den Nervenstamm des Opticus nicht erregend wirkt, folgt aus den eben angeführten Thatsachen unläugbar; aber das Licht wirkt auch auf die sich von da aus in manigfachen Verflechtungen verzweigenden Nervenfaser nicht auf jeder Stelle ihres Verlaufes, sondern erweist sich als Reiz nur dann, wenn es die Endigungen derselben in der hintersten, unmittelbar an die schwarze Pigmentlage anstossenden Schichte der Retina trifft, nämlich der sogenannten „Stäbchenschichte." Es dringt sonach durch das ganze Nervenfasergeflecht der übrigen Lagen der Retina ohne Erregung zu bewirken hindurch, um erst in der Stäbchenschicht, sei es, wie Einige wollen, ihre Endigungen, oder, wie andere meinen, die daselbst wahrnehmbaren „Zapfengebilde" zu erregen. Den Beweis hiefür liefert eine der obigen ganz analoge Betrachtung. Würde das Licht die Nervenfaser des Opticus in ihrem Verlaufe, also hier in ihrer Durchflechtung in der inneren Retinaschichte erregen, so könnte ebendesshalb, weil, wenn eine Nervenfaser gereizt ist, die Empfindung auf ihre Endigung versetzt

wird, „gar nicht von einer genauen Localisirung der Lichtempfindung die Rede sein." „Ueber irgend ein Flächenstück der Netzhaut ziehen nämlich alle diejenigen Nervenfasern hin, welche auf einem Streif zu Ende gehen, der periphäriewärts von dem betrachteten Elemente ausgeht. Bei Beleuchtung dieses Stückes würden also alle jene Fasern erregt werden, wenn sie in ihrem Verlaufe eben durch Licht erregbar wären. Da nun aber die Seele nicht unterscheiden kann, wo auf ihrem Verlaufe eine Nervenfaser erregt wurde, so müsste die Erleuchtung des einen Retinastückes dieselbe Wahrnehmung verursachen, wie Erleuchtung jenes ganzen von ihm periphäriewärts ausgehenden Streifens. Von einem solchen Erfolge wird aber niemals etwas bemerkt. Bei ausschliessender Beobachtung eines kleinen Retinastückes localisirt man allemal die Wahrnehmung auf die entsprechende begrenzte Stelle des Raumes, der sich nie ein scheinbarer Lichtschweif anschliesst, wie unter Voraussetzung einer allgemeinen Erregbarkeit durch Aetherwellen zu erwarten wäre."

Nachdem wir an der leitenden Hand der experimentirenden Forschung die Natur der allg. Nervenreize erkannt, können wir uns endlich der Betrachtung des Zusammenhanges der Intensität des Reizes mit der Intensität der durch ihn bewirkten Empfindung zuwenden, welchem Gegenstande bekanntlich durch Weber und Fechner schon früher und neuester Zeit abermals durch Fechner in seiner „Psychophysik" eingehende Aufmerksamkeit und Erörterung zu Theil ward.

Es hat unstreitig seine nicht zu unterschätzenden Schwierigkeiten, wenn man die Empfindungsstärke im Sinne einer mathematischen Grösse zu fassen versucht und daher nicht bloss behauptet, dass das Bewusstsein zu unterscheiden fähig ist, dass eine Empfindung stärker ist, als eine andere oder dass beide merklich gleich sind, sondern, dass dasselbe auch im Stande ist zu bestimmen, wie viel Mal die Stärke der einen jene der andern überwiegt. Verschiedene Forscher, namentlich Mathematiker sind hier verschiedener Meinung, einige erklären sich für, andere gegen die Meinung. Geht man indess auf das gemeine Bewusstsein zurück, so beantwortet sich die Frage von selbst entschieden mit Ja, zwar nicht in der Art, als ob man eine feststehende Masseinheit aufzustellen im Stande wäre und die Messung wirklich im Sinne des Mathematikers ausführen könnte, sondern in dem Sinne, dass die principielle Möglichkeit einer solchen Messung einleuchtet, indem man nicht nur Urtheile hört, die das eine Licht etwa 10mal stärker leuchtend finden als ein anderes oder „gar den einen Geruch doppelt so stark als einen andern," sondern auch Fällen begegnet, wo man „Grade äusserer Qualitäten nicht bloss zu schätzen versucht, sondern von kleinen Fehlern abgesehen, wirklich richtig misst," was doch natürlich nur dann geschehen kann, wenn es möglich ist, dass man sich durch Uebung von der ganzen Scala der Empfindungsstärken ein deutliches Bewusstsein erwirbt. Auf dem Gebiete des „Gefühlssinnes" begegnet man dieser Erscheinung betreffs der Druckempfindungen in ausgezeichnetestem Masse und es ist gewiss kein Einwand gegen den Grundgedanken, wenn man eine ähnliche Genauigkeit im Gebiete der übrigen Sinne nicht wiederfindet, denn offenbar kann hier von keiner grundsätzlichen Verschiedenheit sondern lediglich von Mangel an Uebung die Rede sein.

Steht nun der Grundgedanke fest und versucht man demgemäss die Intensität der Empfindung als Function anderer mathematisch messbaren Grössen, von denen sie abhängt, darzustellen, so bietet sich zunächst, den Zustand des Gesammtindividuum als constant

vorausgesetzt, die Stärke der Nervenerregung dar, welche als Empfindung bewusst wird. Aber da diese selbst abermals keine wirkliche Messung zulässt, muss weiter zu jener Grösse gegriffen werden, von der sie selbst unter Voraussetzung einer constanten Erregbarkeit der Nerven eine Function ist, nämlich zu der Reizstärke, so dass endlich die Lösung der Frage gilt: „Welche Function der Reizstärke ist die Empfindungsstärke?" — Begreiflicher Weise benöthigt man zu dieser Lösung einer Differenzialgleichung, welche die Beziehungen zwischen dem Wachsen der abhängig Variablen mit dem Wachsen der unabhängig Variablen, also hier der Empfindungsstärke mit der Reizstärke enthält und durch deren Integration man das gewünschte Ergebniss erzielen würde. Die Aufstellung einer solchen Beziehungsgleichung kann sich aber unter den gegebenen Umständen lediglich auf umfassende Beobachtungsreihen stützen, die zugleich auf dem Gebiete aller Sinne durchgeführt sein müssten. Wie schon gesagt unternahmen diese Arbeit Weber und Fechner; jeder nach einer andern Methode: Weber direct durch das Aufsuchen der kleinsten wahrnehmbaren Unterschiede der Reize, Fechner nach der Methode „der richtigen und falschen Fälle" beim Prüfen zweier nicht stark unter einander verschiedenen Reize, wobei man öfter die durch den schwächeren Reiz erzeugte Empfindung für stärker hält und umgekehrt. Weber's Beobachtungen führten auf dem Gebiete des „Drucksinnes" zur Erkenntniss der Thatsache, dass „zu irgend einem gegebenen Druckreize allemal ein ihm proportioneller Zuwachs hinzukommen muss, wenn die Empfindung allemal um ein gleiches Mass gesteigert werden soll" und zugleich, dass „ein starker Reiz eines grösseren Zuwachses bedarf als ein schwacher, wenn beidemal die Empfindung um ein eben merkbares Element gesteigert werden soll." Fechner fand dieses Gesetz sowohl bei Anwendung der directen Beobachtungsmethode Weber's als bei der Anwendung seiner eigenen eben characterisirten Methode, bei der man schliessen darf, dass „in zwei hinlänglich zahlreichen Reihen von Vergleichungen der wahre Empfindungsunterschied derselbe ist, wenn das Verhältniss der richtigen zu den falschen Fällen dasselbe ist," sowohl im Gebiete des Gefühlsnerven, als auch bei allen übrigen Sinnen, wo quantitative Vergleichungen möglich waren, namentlich beim Gehör und Gesicht, vollends bestätigt, allerdings innerhalb gewisser feststehenden Gränzen, so dass das Ergebniss der einschlägigen Untersuchungen kurz und allgemein ausgedrückt also lautet: „Innerhalb gewisser Gränzen ist auf allen Sinnesgebieten, auf welchen bis jetzt quantitative Bestimmungen möglich waren, der kleine Zuwachs, den eine durch irgend welchen Reiz verursachte Empfindung nimmt, wenn der Reiz einen kleinen Zuwachs erhält, diesem letzteren Zuwachs direct und der ganzen Reizstärke verkehrt proportional." Auf die besonderen Ergebnisse dieser Messungen werden wir bei der Besprechung der Empfindlichkeit der einzelnen Sinne zurückkommen müssen.

Auf Grund dieses allgemeinen Ergebnisses bietet sich die Lösung der oben gestellten Frage in äusserst einfacher Weise dar; denn bezeichnet $d\gamma$ den höchst geringen Zuwachs der Empfindungsstärke, $d\beta$ den ebenso beschaffenen Zuwachs der Reizstärke, β den bisherigen Reizwerth und $\varkappa$ eine erst zu bestimmende Constante, so gibt der obige Satz in mathematischer Darstellungsweise gefasst offenbar:

$d\gamma = \varkappa \frac{d\beta}{\beta}$, eine Differenzialgleichung, die durch Integration zu einer zweiten führt, nämlich: $\gamma = \varkappa \, . \, l\beta + C$ d. h. alles Uebrige gleichgesetzt, wächst die Intensität der Empfin-

dung mit dem natürlichen Logarithmus der Reizstärke. Dabei ist nur allerdings noch die Constante $\varkappa$ und die Integratconstante C zu bestimmen; erstere bestimmt sich durch die Wahl der Masseinheiten, letztere durch nachstehende Ueberlegung: Sucht man in der Reizscala denjenigen Werth von β, dem der Nullwerth der Empfindungsstärke entspricht und der heissen mag b, so folgt aus der obigen Gleichung:

$$0 = \varkappa \,.\, lb + C \text{ und daher } C = -\varkappa \,.\, lb$$

dies eingeführt in die Gl. für γ, gibt: $\gamma = \varkappa \,.\, l\beta. - \varkappa \,.\, lb = \varkappa \,.\, l\left(\frac{\beta}{b}\right)$ wobei der Werth b stets ein endlicher und angebbarer ist, wie es die oberflächlichste Betrachtung darthut, indem ja namentlich rücksiehtlich des Gefühls- als Gehörsinnes ausser Zweifel steht, dass wenn der Reiz eine gewisse bestimmte Stärke nicht übersteigt, eine Empfindung gar nicht eintritt. Schwierigkeit bietet nur das Auge, indem hier auch der Zustand völliger Ruhe des Nerven (als Schwarz) percipirt wird.

Führt man in der letzten Gleichung statt des natürlichen den gemeinen Logarithmus ein, so wird vermöge: $\log a \; l10. = la$

$\gamma = \varkappa \,.\, l\; 10. \log \frac{\beta}{b}$, worin man dem $\varkappa$ einen willkürlichen Werth beilegen könnte. Ueberlegt man indess, dass durch die Wahl des $\varkappa$ die Beziehung zwischen den Einheiten der Empfindung und des Reizes festgestellt wird und dass umgekehrt, wenn diese letztere festgestellt wäre, $\varkappa$ einen durchaus bestimmten Werth erhielte, so erscheint es zweckdienlich sich für dieses letztere Verfahren zu entschliessen. Man nehme hiezu, um die einfachste Form des Ausdruckes zu erzielen, diejenige Empfindung zur Einheit an, welche hervorgebracht wird durch einen 10mal grösseren Reizwerth als derjenige ist, für den die Empfindung gerade Null ist, dann hat man:

$$\varkappa = \frac{1}{l\; 10} \text{ oder } \varkappa \,.\, l\; 10 = 1.$$

und daher:

$\gamma = \log \left(\frac{\beta}{b}\right)$ und wenn b zur Einheit der Reizwerthe genommen wird,

$\gamma = \log \beta$ als die einfachste Form des Gesetzes. Dabei nennt Fechner nicht unpassend den Reizwerth b, dem die Intensität der Empfindung $= 0$ entspricht, die „Schwelle“ und es zeigt sich, dass die obige Gleichung auch für Reize unter der Schwelle Empfindungsintensitäten (negativ) gibt, welches offenbar den Sinn hat, dass je grösser die hier zum Vorschein kommende negative Grösse ist, um so grössere Steigerung des Reizes nach dem in der Formel sich aussprechenden Gesetze nöthig wäre, um die Empfindung zum Bewusstwerden zu erheben. Fechner macht von diesen Formeln manchen recht interessanten Gebrauch, und erzielt durch weitere Folgerungen überraschende Resultate, auf die hier näher einzugehen, indess der Raum nicht gestattet. Nur Eines sei beispielsweise erwähnt: Es zeigt nämlich die auf die obigen Formeln gebaute Untersuchung, dass wenn man mit irgend einem gegebenen Reizquantum eine möglichst grosse Empfindungsmenge erzielen will, man dasselbe in der Weise vertheilen muss, dass die erzielte Reizstärke das 2,71828 . . . = e-fache des Schwellenwerthes beträgt. Am leichtesten lässt sich dies theoretische Ergebniss mittelst der „Ausbreitung“

oder im entgegengesetzten Falle mittelst der „Concentrirung" eines gegebenen Lichtquantums prüfen.

Zum Schlusse der allgemeinen Erwägungen noch ein Wort über die Stärke der Nervenerregung selbst, die einer gegebenen Reizstärke und der hieraus resultirenden Empfindungsstärke entspricht. Es wurde schon oben erwähnt, dass dieselbe eine Function der Reizstärke ist und dass man da, wo man die Empfindungsstärke als Function der Reizstärke auffasst, eigentlich ein Zwischenglied übergeht, was freilich wegen der Unausführlichkeit der Messung der Nervenerregung selbst nothwendig geboten ist. Vollends übergehen darf man aber dieses Moment keineswegs; und es bietet sich in Berücksichtigung des Umstandes, dass bei der grossen Einfachheit, welche sich bei der Abhängigkeit der Empfindung vom Reize gezeigt hat, die vermittelnden Functionen — Nervenerregung als Function des Reizes und Empfindung als Function der Nervenerregung — auch nicht verwickelter werden sein können, nur die doppelte mögliche Annahme dar, dass nämlich entweder die Gleichung: $\gamma = \varkappa . l\left(\frac{\beta}{b}\right)$ „zunächst die Abhängigkeit zwischen Nervenerregung und Reiz darstellt und dass die Empfindung selbst der Nervenerregung einfach proportional ist oder dass die Gleichung direct eine Beziehung zwischen Empfindung und Erregung ausdrückt und die Erregung selbst dem Reize einfach proportional ist." Man kann nicht sagen, dass die Forschung dieses Dilemma schon vollständig gelöst hätte, indess scheinen sowohl die Wahrscheinlichkeitsgründe Fechner's (Psychophysik II. S. 429), als namentlich einzelne auf die motorischen Nerven bezüglichen Experimentaluntersuchungen Fick's (Sitzungsberichte der Wiener Akademie vom 23. Oct. 1862 und 22. Januar 1863) für die zweite Annahme entschieden zu sprechen. Fick selbst berichtet hierüber (in der schon früher genannten Schrift über die Sinne S. 349), dass hieraus klar hervorgehe, „dass für den motorischen Nerven im Falle elektrischer Reizung der Zuwachs zur Erregung wirklich dem Zuwachse zur Reizgrösse genau proportional ist. Die Proportionalität gilt hier mit einer Genauigkeit, mit der man sich in den allereinfachsten physicalischen Untersuchungen begnügen könnte, und zwar durch die ganze Erregungsscala bis hart an die Gränze derselben, wo das überhaupt erreichbare Maximum der Erregung eintritt, und es scheint somit allerdings, dass sich der ferneren Forschung ein ähnliches Verhalten auch im Bereiche der Sinnesnerven zeigen werde, wodurch die Giltigkeit der obigen Gleichung für die Abhängigkeit zwischen der Empfindung und der ihr zu Grunde liegenden Nervenerregung vollkommen genau und ohne alle Einschränkung auf irgend einen Theil der Erregungsscala sichergestellt wird.

Wundt, der in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele"*) der Entwicklung und Auseinandersetzung dieses Gesetzes eine detaillirte Aufmerksamkeit gewidmet hat, fasst S. 132 das Ergebniss der gesammten Untersuchung gleichfalls dahin, dass rücksichtlich der Beziehungen zwischen Reiz und Empfindung „zwei Gesetze" zur Beachtung kommen, nämlich „das Gesetz, welches die Abhängigkeit der Nervenbewegung vom Reize bestimmt

*) Ausser diesem mehr populär gehaltenem Werke rührt von demselben Verfasser ein ausgezeichnetes streng wissenschaftliches Werk her: „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmungen" 1862. Nicht minder gründlich verspricht seine Schrift über die „Physiologie des Menschen" zu werden, dessen 1. Heft vor Kurzem erschienen ist.

und das Gesetz, welches die Abhängigkeit der Empfindung von der Nervenbewegung bestimmt." „Das erste Gesetz sagt uns, dass die Nervenbewegung der Intensität des Reizes, der sie veranlasst, innerhalb gewisser Gränzen proportional bleibt, bei steigendem Reiz aber allmälig langsamer wächst. Das zweite Gesetz sagt uns, dass die Intensität der Empfindung proportional ist dem Logarithmus der Nervenbewegung." Sollte sich seine Auseinandersetzung bewähren, so hätte man allerdings die bis jetzt von uns auf Grund der Untersuchungen Weber's und Fechner's und Fick's gegebene Auseinandersetzung in Etwas zu berichtigen; und „nur so lange die Nervenbewegung dem Reiz proportional bleibt, könnte daher auch die Intensität der Empfindung, wie auch wir gefunden haben, dem Logarithmus des Reizes proportional genommen werden, während bei den höheren Reizstärken Empfindung und Reiz durch ein verwickelteres Gesetz verknüpft sind, zu dessen Feststellung man noch nicht mit hinreichender Sicherheit gelangt ist, weil das Gesetz, nach welchem sich auf den höheren Reizstufen die Nervenbewegung mit der Intensität des Reizes verändert, zwar im Allgemeinen uns vorliegt, aber in hinreichend präciser Weise noch nicht bestimmt werden konnte," welches übrigens thatsächlich eher eine physikalische Frage ist, denn eine rein psychologische.

So sehr man geneigt sein mag, sich dieser Anschauungsweise Wundt's anzuschliessen, so sehr, glauben wir, wird man andererseits Bedenken tragen müssen rücksichtich der Auffassung der „psychologischen Bedeutung," welche Wundt dem eben gefundenen Gesetze beilegen will. Es ist ganz richtig, dass „die Auffindung eines Gesetzes erst ihren Hauptwerth gewinnt, wenn man den Zusammenhang desselben erkannt hat," und da ist nun allerdings vorerst zu fragen, worin denn eigentlich das Gesetz begründet ist? Ebendesshalb muss auch hier die Frage aufgeworfen werden, ob das gefundene Gesetz bedingt ist „durch die Vorgänge in Nerven, also physischer Natur," oder durch die „Eigenthümlichkeit der Seele, also rein psychisch" sei, oder endlich ein „Gesetz der Wechselwirkung zwischen Aussen- und Innenwelt, das durch diese beiden Factoren bestimmt wird, also psycho-physischer Natur?" Wundt zeigt, dass das genannte Gesetz weder physischer noch psycho-physischer Natur sein könne und daher nothwendig ein rein psychisches Gesetz sein müsse. Dass es nicht physischer Natur sein könne, schliesst er daraus, dass „ja nachgewiesen wurde, dass die Beziehung zwischen dem äusseren Reiz und dem Vorgange in den Nerven die einzige physikalische Kraftübertragung, die hier in Betracht kommt, eine ganz andere ist und es kann geltend gemacht werden, dass wir, wo wir sonst in der äusseren Natur Kräfte wirken sehen, diess nirgends in der Weise, wie wir sie zwischen dem Nervenvorgang und der Empfindung giltig gefunden haben, geschieht," Bemerkungen, denen wir ohne Anstand beipflichten. Dass das Gesetz aber auch nicht psycho-physischer Natur sein dürfe, glaubt Wundt daraus folgern zu dürfen, „dass die Existenz eines solchen gemischten Gesetzes, das nur für jene Scheidegränze vorhanden wäre und alsbald verschwände, wenn man nach der einen oder andern Seite geht, an und für sich schon schwer verständlich wäre" — wobei uns eine kleine Verwechslung unterlaufen zu sein scheint, denn nicht das Gesetz ist „gemischt," sondern die durch dasselbe beherrschten Glieder sind es und da kann es allerdings eben von den heterogenen Beschaffenheiten dieser Glieder herrührende Gesetze geben, die einzig und allein für das Zusammen dieser bestimmten Glieder ihre Wirksamkeit zeigen, und nicht mehr wirksam werden, wenn der eine der beiden verschiedenartigen Factoren nicht in Betracht gezogen wird. Der Grund des Gesetzes und des ge-

setzmässigen Wirkens ist ja in den wirksamen Elementen gegründet und schwebt nicht über denselben. Stichhältiger scheinen die directen der Analogie mit dem bereits entfalteten Seelenleben hergenommenen Beweisgründe zu sein, die Wundt zur Bestätigung seiner Ansicht, das Gesetz sei ein „rein psychisches“ anführt und aus denen er „mit äusserster Wahrscheinlichkeit den Schluss ziehen will, dass nicht, indem die physische Bewegung im Nerven die Empfindung erregt, sondern, indem sie selber schon Empfindung ist, das Princip, wonach die Empfindung mit dem Logarithmus der sie erzeugenden Kraft wächst, zum Ausdruck gelangt.“ — Aber die physische Bewegung ist und wird nie Empfindung; man versteht zwar das Wesen der einfachen Art der psychischen Perception so gut wie gar nicht, indess soviel, scheint es, stehe doch sicher, dass die Nervenbewegung selbst sich nicht geradezu in die Empfindung umsetzt, in der Art, dass man sagen könnte, die Nervenbewegung, wenn sie eine bestimmte, uns vielleicht bis jetzt unbekannte Form, die aber ihr Wesen als Bewegung nicht alternirt, angenommen hat, sei eben die Empfindung selbst, sonst bliebe es ewig unbegreiflich, wienach durch blosse Formumwandlung der Bewegung ein Bewusstwerden derselben als Empfindung zum Vorschein kommen könnte.

Diesen Consequenzen steht vielleicht Wundt selbst noch fern, aber die, zum mindesten gesagt, ungenaue Ausdrucksweise bietet zu ihrer Entwicklung selbstverständlichen Anlass. Ja es scheint, dass Wundt selbst eher zu weit in das Gebiet des Geistigen, denn in das des Physischen greifen will, um das Zustandekommen der Empfindung und ihre Gesetzmässigkeit zu ergründen. Um seinen Satz, dass überall, „wo im Seelenleben die Erscheinungen der Grössen in Betracht kommen, in der nämlichen Abhängigkeit von einander stehen, die zwischen dem Nervenvorgang (von der allein die Empfindung direct abhängig ist) und der Empfindung gefunden wurde“ und daher das „Gesetz nur eine psychologische Bedeutung haben kann, dass es ein nothwendiges Gesetz ist, dessen Giltigkeit für das Seelenleben unbedingt angenommen werden müsste, selbst wenn es nicht durch die Erfahrung gefunden wäre,“ weist er darauf hin, das Gesetz bedeute „offenbar zunächst nur, dass wir in der Empfindung kein Mass besitzen für absolute Grössen, sondern immer nur für relative, dass wir nur Grössen zu vergleichen im Stande sind.“ Nun beruht jede Vergleichung auf einem „Schlussverfahren“ und jeder „Schluss setzt sich aus Urtheilen zusammen.“ Auf die Frage: „Welche sind nun die Urtheile, aus denen der Vergleichungsschluss gezogen wird, der zur Feststellung der Empfindungsintensität führt?“ folgt die Antwort: „Sie können offenbar nur diejenigen Acte sein, die der Empfindung unmittelbar vorausgehen und sie bedingen. Diese Acte sind aber nicht mehr psychischer Natur, sondern es sind jene physischen Vorgänge im Nerven und seinen Anhangsorganen, welche durch den Reiz (im Sinne des Princips der Erhaltung lebendiger Kraft) ausgelöst werden und welche ihrerseits die Empfindung auslösen. Diese physischen Vorgänge unterscheiden sich durch eine Reihe von Merkmalen, jedes solche Merkmal ist ein Urtheil. Liegen uns zwei Empfindungen vor, so haben wir zwei Reihen von Merkmalen oder Urtheilen. Die Empfindungen unterscheiden sich ihrer Qualität und Quantität nach. Jede dieser Unterscheidungen beruht auf einer Vergleichung d. h. auf einem Schlusse. Wenn wir zwei Empfindungen quantitativ oder ihrer Intensität nach vergleichen, so heben wir dabei eine einzelne Reihe von Merkmalen heraus, wir ziehen dabei ausschliesslich den physischen Nervenprocess in Bezug auf diejenigen Merkmale, welche die Intensität der Empfindung

entscheiden, in Rücksicht." Die genannten „primitiven Urtheile" sind zwar vom psychologischen Standpunkte vollends „inhaltslos, weil sie des geistigen Inhalts entbehren," nichts desto weniger sind sie nicht an sich inhaltslos, denn ihren Inhalt bilden die materiellen Vorgänge im Nerven, die das Zustandekommen der Empfindung bedingen. Wundt hält dafür, dass die „physischen Meikmale" der Empfindung als Inhalt der eben angeführten primitiven Urtheile „ganz nach den nämlichen Gesetzen verknüpft werden, nach denen aus Urtheilen Schlüsse hervorgehen und dass das Product, welches entsteht, die Empfindung, in allen Punkten mit einem aus einem Schlusse hervorgegangenen Urtheil übereinstimmt" und eben deshalb sei „das Gesetz der Abhängigkeit der Empfindung von Nervenerregung nichts, als ein Ausdruck für die Thätigkeit der Grössenvergleichung, für ein sich auf die Grössenbestimmung beziehendes Schlussverfahren" — „ein mathematischer Ausdruck für einen logischen Vorgang."

Es lässt sich gewiss nicht läugnen, dass diese Darstellung ebenso scharfsinnig, als von dem vom Verfasser der Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele von Vornherein eingenommenen Gesichtspunkte aus, „der Einheit des Denkens" als der Grundthatsache des Bewusstseins folgerichtig ist, zugleich auch von der Seite sich empfehlend, dass durch ihr Ergebniss die Lücke zwischen dem Physischen und Psychischen vom Standpunkte des Psychichen aus zu einer blos scheinbaren gemacht wird; indess können wir doch nicht umhin zu gestehen, dass wir uns noch immer keine deutliche Ansicht darüber zu verschaffen im Stande sind, wienach aus primitiven Urtheilen, die „absolut bewusstlos" geschehen, ein „Schluss" gebildet werden soll, dessen „Resultat, die Empfindung selber, zum Bewusstsein" gelangt. Sollte damit eine blosse Analogie mit dem logischen Schlussverfahren angedeutet werden, wir glauben, dann könnte man die Erklärung ohne Weiteres annehmen; aber der Hr. Verf. scheint von einem thatsächlichen Schlussverfahren zu reden, welches freilich selbst ebenso unbewusst ist, als die Urtheile, die ihm zu Grunde liegen. Wir gestehen es, dass wir auch den Zusammenhang der Empfindung mit dem Nervenvorgange gern auf eine analoge Weise begreiflich zu machen wünschten, und dass uns in dieser Rücksicht die Auflösung der Empfindung in die sie bedingenden Momente, oder wie sie der Hr. Verf. nennt, „primitiven Urtheile" als wahrer Fortschritt in der Erklärung des genannten Problem's erscheint, nur glauben wir, dass der gedachte Schluss nicht auf die „materiellen" Prämissen als solche sich stütze, sondern dass diese elementaren physischen Bedingungen vorerst percipirt also in elementare, einfache, als solche nie anzutreffende Bewusstseinzustände umgewandelt werden, aus denen sich sodann unsere dem gemeinen Bewusstsein geläufigen Totalempfindungen zusammensetzen. Dass dabei eine der Thätigkeit des Schlussverfahrens analoge synthetische, ja selbst vergleichende Thätigkeit wirksam sein mag, geben wir gerne zu. Der ganze Unterschied beruht lediglich darin, dass Wundt die materiellen Vorgänge sowie sie sind zu Prämissen der Empfindung annimmt, wir hingegen uns stützend auf die ins Detail durchgeführte Lehre von den specifischen Energien jeder einzelnen Nervenfaser, jeden derartigen materiellen Vorgang erst dann zu einer Componente der Empfindung erheben, wenn er durch Perception in eine directe Beziehung zu unserem Bewusstsein getreten ist. Natürlich müssen wir sodann das erwähnte Gesetz in Uebereinstimmung mit Fechner für ein psycho-physisches erklären, insoferne seine Wirksamkeit thatsächlich die Gränzscheide und Gränzverbindung der physischen und psychichen Vorgänge beherrscht — wobei allerdings noch immer metaphysisch die Frage



offen bleibt, ob durch die Worte „Physisches" und „Psychisches" selbstständige Realitäten oder lediglich phänomenlogische Formen eines Dritten zu bezeichnen sind. Für die gegenwärtigen Untersuchungen ist es nicht nöthig auf die speculative Ergründung derselben einzugehen. Für die psychologischen Untersuchungen Wundt's selbst war es gewiss nicht vom Vortheil, dass er sich so nahe dem Gesichtspunkte der Identitätslehre von der Einlerleiheit alles Idealen und Realen gestellt hat. *)

---

*) Mit Recht spricht sich daher auch Prof. M. W. Drobisch in dem Artikel „Ueber den neuesten Versuch die Psychologie naturwissenschaftlich zu begründen" (Zeitschrift für exacte Philosophie. Bd. IV. Hft. 4, bei dessen Erscheinen jedoch die vorliegende Abhandlung bereits in den Händen des Secretärs der k. b. Gesell. der Wiss. sich befand) gegen die nicht gerechtfertigte Auslegung der Bedeutung des genannten Gesetzes im Sinne eines allgemein psychischen Gesetzes aus, demzufolge, wie es Wundt ausdrückt, überall, „wo zwei psychische Functionen in unmittelbarer Abhängigkeit von einander stehen, die abhängige Function proportional dem Logarithmus des ursprünglich Veränderlichen wächst." Auch Drobisch's Polemik richtet sich gegen den tiefsten Quell dieser Ansicht, nämlich gegen die Lehre von „unbewussten Schlüssen" aus geistig inhaltslosen und bloss materiellen Prämissen. Zugleich weiset er darauf hin, dass zu dieser Lehre ein Gedanke Helmholtz's in der „physiologischen Optik S. 430" Anlass gab, indem Wundt die von Helmholtz nur mit Vorsicht und Vorbehalt gebrauchte Analogie des psychischen Vorganges der Bildung der Wahrnehmungen aus den Empfindungen mit einem unbewussten Schlussverfahren etwas voreilig als thatsächliche Identität beider Vorgänge fasste „Die psychischen Thätigkeiten," sagt Helmholtz, „durch welche wir zu dem Urtheil kommen, dass ein bestimmtes Object von bestimmter Beschaffenheit an einem bestimmten Orte ausser uns vorhanden sei, sind im Allgemeinen nicht bewusste Thätigkeiten, sondern unbewusste. Sie sind in ihrem Resultate einem Schluss gleich, insofern wir aus der beobachteten Wirkung auf unsere Sinne die Vorstellung von einer Ursache dieser Wirkung gewinnen, während wir in der That direct doch immer nur die Nervenerregungen, also die Wirkungen wahrnehmen können, niemals die äussern Objecte. Sie erscheinen aber von einem Schlusse — dieses Wort im gewöhnlichen Sinne genommen — dadurch unterschieden, dass ein solcher ein Act des bewussten Denkens ist." — „Es mag erlaubt sein, die psychischen Acte der gewöhnlichen Wahrnehmung als unbewusste Schlüsse zu bezeichnen, da dieser Name sie hinreichend von den gewöhnlichen sogenannten bewussten Schlüssen unterscheidet, und, wenn auch die Aehnlichkeit der psychischen Thätigkeit in beiden bezweifelt worden ist und vielleicht bezweifelt werden wird, doch die Aehnlichkeit der Resultate solcher unbewussten und der bewussten Schlüsse keinem Zweifel unterliegt. Die bezeichneten Schlüsse von der Sinnesempfindung auf die Ursache sind nun in ihren Resultaten den sogenannten Analogieschlüssen congruent." — Und endlich: „Jene unbewussten Analogieschlüsse treten aber ferner mit genügender Nothwendigkeit auf, und ihre Wirkung kann nicht durch bessere Einsicht in den Zusammenhang der Sache aufgehoben werden."

Zweierlei ist hieraus klar: „erstlich, dass Helmholtz die Sinneswahrnehmungen aus psychischen Thätigkeiten ableitet und denen entgegentritt, die zur Erklärung „der Verbindung" der Sinnesempfindung mit der Vorstellung vom Objecte derselben . . . nach einer mechanischen Entstehungsweise derselben durch vorgebildete organische Structuren suchten", daher keinesfalls die bloss materiellen Vorgänge ohne vorgängige Perception also gleichsam Umwandlung in psychische Zustände, dem Entstehen unserer Wahrnehmungen zu Grunde legt, und sodann, dass in seinen Worten betreffs jener unbewussten Schlüsse nur soviel enthalten ist, „dass die Wahrnehmungen (dem Resultate nach) auf solche Weise zu Stande kommen, wie sie zu Stande kommen müssten, wenn sie durch bewusste Schlüsse gebildet würden." Und damit kann man sich allerdings, wie auch Drobisch anerkennt, für „völlig einverstanden" erklären. Ganz anders verhält es sich jedoch bei Wundt, welcher „das unbewusste Denken" als „eine selbstverständliche Thatsache" behandelt und in dieser Rücksicht von der Nothwendigkeit einer „fundamentalen Umgestaltung der Denklehre" spricht. Drobisch hebt richtig hervor, dass diese fundamentale Reform nach Wundt darin bestehe, „dass er aus der Logik eine Entwickelungsgeschichte

Man kann nicht anders diesen allgemeinen Theil unserer Erörterung beschliessen; denn mit der namentlich von Physiologen nicht immer genug gewürdigten Bemerkung, wie sehr es Noth thut bei der psychologischen Betrachtungsweise der Empfindungen nicht aus dem Augenmerk zu lassen, dass die Aenderung der Intensität der Reize nur in sehr engen Gränzen eine Aenderung der blossen Intensität der Empfindung zur Folge hat und jenseits derselben die Qualität der Empfindung selbst ändert. So erzeugt z. B. über einen gewissen Grad hinaus gesteigerte Temperatur nicht nur eine intensivere, sondern auch eine qualitativ andere Empfindung, und ein gleiches Verhältniss trifft man bei Farben-, Druck-, Gehör- und allen übrigen Empfindungen. Was für die Aussenwelt nur eine andere Quantität ist, wird im Bewusstsein als eine andere Qualität empfunden und erst vorgeschrittene Erfahrung lässt uns diese unter einander unterschiedenen Qualitäten unter einerlei Gesichtspunkte fassen. Wir werden bei den einzelnen Sinnen Gelegenheit finden, diese allgemeine Bemerkung durch thatsächliche Data zu bekräftigen.

Die Sinnesempfindungen im Besonderen:

a) die Empfindung des „Gefühlssinnes."

Es bietet sich uns gleich im Eingange zu diesem neuen Abschnitt die Gelegenheit dar, auf einen früher ausgesprochenen Satz hinzuweisen, dass nämlich die Zahl der Empfindungsgruppen die Zahl der sog. Sinnesorgane bei Weitem übersteige, indem dem eben genannten Sinnesgebiete des Gefühlssinnes nach seiner allgemeinen Fassung nicht bloss die „Tast- und

des Denkens zu machen und darin den Satz durchzuführen versucht, dass alles Denken allein in der Thätigkeit des Schliessens bestehe, dass wir erst durch Schlüsse zu Urtheilen und durch diese zuletzt zu Begriffen gelangen." Es ist allerdings richtig, dass die psychologischen Acte des Schliessens, Urtheilens und der Begriffsbildung allseitig in einander eingreifen und das Urtheil vermittelt gefällt werden kann und durch das gefällte Urtheil der (Subjects-) Begriff selbst eine Bereicherung oder Erläuterung erfährt und dass schliesslich die gesammten Denkoperationen auf die Begriffsbildung und Begriffsausbildung hinauslaufen; doch auch das ist gewiss, dass nicht ein einziges Urtheil, geschweige denn ein Schluss möglich ist ohne bereits vorliegende Begriffe, wobei freilich diese psychischen Begriffe vielleicht noch gar sehr davon entfernt sind, logisch vollkommene und sachlich giltige Begriffe zu sein. Und in eben der Art setzt jedes Schlussverfahren, auch das inductive, welches Wundt hier zunächst vor Augen hat, mit gleicher Nothwendigkeit, wie das deductive Urtheile voraus, obschon abermals zugegeben werden muss, dass dieselben ihrer logischen Beschaffenheit nach weder vollkommen, noch sachlich richtig sein müssen — ihre Schwächen werden sich eben auf den Schluss selbst übertragen. Doch gerade dieser fortschreitende Vorgang im Denken, der gewissermassen wieder eine Rückkehr vom Urtheil und Schluss zum Begriffe in sich fasst, scheint Wundt verleitet zu haben. Der wahre Schlüssel zum Verständniss der Möglichkeit der genannten Verirrungen liegt indess in den S. 200 und 232 vorkommenden Worten: „dass mechanische und logische Nothwendigkeit nicht dem Wesen, sondern nur der Betrachtungsweise nach verschieden sind. Was uns die psychologische Zergliederung als eine Continuität von Schlüssen hinstellt, das ergibt sich der physikalischen Zergliederung als eine Continuität von Kraftwirkungen" — „Mechanismus und Logik sind identisch." Der Verf. der „Beiträge" und „Vorlesungen" steht auf dem Standpunkte einer Identitäts-Philosophie, die zwischen dem Idealen und Realen nicht unterscheidend gewagt und voreilig von Identität spricht, „wo nur die Berechtigung ist, von einer Uebereinstimmung der Resultate zu reden und ein weder identisches noch auf Aehnlichkeit gegründetes Entsprechen zwischen den Mittelbegriffen unseres Denkens und ihren

Druckempfindung," sondern auch die „Wärmeempfindung" und ferner eine nicht unbedeutende Gruppe von „Körperempfindungen" zufallen, worunter die körperliche „Schmerzempfindung" am kenntlichsten hervorsticht. Zugleich bildet diese Mehrheit von Empfindungsgruppen gegenüber der Einerleiheit des Organs für sie alle, physiologisch und psychologisch ein eben nicht ohne Schwierigkeiten zu lösendes Problem. Zwar könnte man vielleicht die Zahl der Gruppen beschränken, indem man die Tast- und Druckempfindung als bloss quantitativ verschieden auffasste und ebenso die Schmerzempfindung nur als eine quantitativ gesteigerte Druck- oder Wärmeempfindung ansähe; doch man würde durch diese Annahme der Schwierigkeit nicht ganz entgehen, denn die Wärmeempfindungen würden als eine zweite Gruppe von hieher gehörigen Empfindungen dennoch anerkannt werden müssen und somit die Frage noch immer bestehen, wie ist es möglich, dass derselbe Nerve zweierlei qualitativ verschiedene Empfindungen vermittelt, also eine doppelt geartete Energie bekundet? Indess beantwortet sich diese Frage auf Grund von anatomischen Forschungen Vater's, Krause's, Meissner's und Kölliker's auf eine völlig befriedigende Weise. Microscopische Untersuchungen der Endigungen der sensitiven Nerven liessen nämlich eine Verschiedenheit der Umhüllungsgebilde erkennen, in denen die einzelnen Primitivfasern entweder ohne oder nach erfolgter weiteren Verzweigung mit knopfförmigen Terminalausläufern endigen. Man hat die zwei Grundformen dieser Endgebilde nach ihren Erforschern die „Vater'schen" oder „Pacini'schen" und „Krause'schen Körperchen" genannt; erstere liegen in der Tiefe schon im Bereich des Unterhautzellgewebes, ja viele derselben sogar ganz in der Tiefe zwischen den Muskeln und hängen an den noch aus motorischen und sensiblen Elementen gemischten Nervenstämmen; letztere findet man unmittelbar unter dem Epithelium der äusseren Haut oder solcher Schleimhautstellen, welche mit eigentlichem Tastsinne begabt sind z. B. der Mundschleimhaut sammt der Zungenoberfläche. Diese Verschiedenheit im anatomischen Bau der Terminalkörperchen sowie die eigene Vertheilungsweise derselben in der obersten und untersten Hautschichte erklärt nun die obige Frage wenigstens annäherungsweise dahin, dass die tiefer in dem Hautgewebe gelegenen Körperchen nur solche Eindrücke empfangen, die im Bewusstsein Druck- oder Schmerzempfindungen erzeugen, wobei es nach Weber noch nicht für ausgemacht angenommen werden kann, dass es dieselben Nervenfasern sind, welche diese beide Arten von Empfindungen vermitteln, während den in der obersten Schichte endigenden Fasern die Vermittlung der Tast- und Wärmeempfindung zufiele. Die weitere Frage wäre nun nur die, ob man bei der noch immer bedeutenden Verschiedenheit der Krause'schen Gebilde einigen dieser in der oberen Schicht endigenden Fasern lediglich die Vermittlung der Wärme- und anderen lediglich die der Tastempfindung zuschreiben soll, oder ob man etwa Grund hat, beide der eben genannten Empfindungen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen und ihre psychische Verschiedenheit eher als Ergebniss der Form der Zusammenfassung des in ihnen enthaltenen Elementaren,

Verknüpfungen einerseits, und der Gliederung des wirklichen Geschehens andererseits anzunehmen. Seinen Auseinandersetzungen von diesem Gesichtspunkte aus kann man Schärfe und Gründlichkeit ebensowenig wie dem empirischen Theile der beiden genannten Schriften Verdienste absprechen; doch das Eine wäre vom philosophischen Gesichtspunkte auszumachen, ob das unbefangene Forschen je zu einer Identitätsansicht im Sinne des spinozistischen Satzes „ordo et connexio idearum idem est, ac ordo et connexio rerum" führen könne oder nicht.

denn als bedingt durch die Verschiedenheit des Inhalts selbst anzusehen. Den ersteren Theil dieser Gedanken scheinen einzelne direct gemachte Beobachtungen zu bestätigen. Es erhellt nämlich aus Versuchen, die von Wunderli und Fick angestellt wurden, „dass man sich darüber täuschen kann, ob ein Wärmereiz oder ein mechanischer Reiz die Haut getroffen hat.“ Hiezu ist es nöthig den Reiz gehörig zu isoliren, was dadurch zu erzielen ist, dass man einen Theil der Hautfläche mit einer Wärme schlechtleitender Substanz z. B. Papierlage belegt und dieselbe mit einer kleinen Oeffnung von 2—5^{mm} Durchmesser versieht, durch welche alsdann der Reiz angebracht wird, und zwar der thermische durch Strahlung eines erhitzten Metallstreifens, der mechanische durch Berührung mit einer stumpfen Holzspitze, einem Pinsel oder Baumwolle und dergl. Man täuscht sich in solchen Fällen, wenn das Urtheil lediglich an die Aussage des Gefühlsinnes angewiesen ist, sehr oft darüber, ob ein Wärme- oder ein mechanischer Reiz angewendet wurde, und zwar fällt, wie zu erwarten ist, die Zahl der Täuschungen grösser oder kleiner aus, je nachdem man mit ungeübten Hautflächen experimentirt oder solchen, die auch sonst im Leben an derartige Unterscheidungen gewöhnter sind. So kamen am Handrücken auf 60 Reizungen 4 Täuschungen, bei einem andern Beobachteten 2 auf 45; an der Streckseite des Oberarms 3 Täuschungen unter 11 Reizungen, bei einem Andern 1 auf 31; über den Rückenwirbeln wurden beobachtet 3 Täuschungen auf 48 Reizungen, bei einem Andern 4 unter 19; über den Lendenwirbeln 6 unter 29, ein anderesmal sogar 4 unter 7; dagegen kam an der ganzen Volarseite der Hand, sowie im Gesichte nie eine Täuschung vor. Hieher ist auch die Schwierigkeit zu zählen in Bezug auf Unterscheidung eines Nadelstiches und der Berührung mit einer glühenden Kohle, und gewiss auch die Bemerkung Weber's, dass ein kälterer Körper ceteris paribus schwerer zu sein scheint, als ein warmer u. a. m.

Diesen Thatsachen gegenüber dürfte man geneigt sein der schon früher von George mehr von psychologischen und neuestens von Meissner, Fick u. A. vom physiologischen Gesichtspunkte vertretenen Ansicht beizustimmen, der zufolge beiderlei Arten der eben besprochenen Empfindungen nur durch die Form der Zusammenfassung an sich vollkommen gleichartiger Elemente unterschieden sein sollen. Dieser Ansicht zufolge hat die Seele allemal qualitativ dieselbe Empfindung, wenn Eine Gefühlsnervenfaser, gleichgiltig welche, von irgend welchem Reize in den Erregungszustand versetzt wird, oder mit andern Worten, jede solche Primitivfaser gibt, allein für sich selbst genommen, im Zustande der Erregung dem Bewusstsein ein „Gefühlselement.“ Nun treffen die regelmässig wirkenden Reize nicht einzelne Elementarfasern, sondern gemeiniglich mehrere zusammen und es „lässt sich vermuthen, dass der Wärmereiz regelmässig Nervenelemente in anderer Anordnung trifft als der Druckreiz.“ Man hat dabei zwar immer noch „ein einheitliches aber doch in der Wirklichkeit zusammengesetztes Gefühl, das nun als solches verschiedenen Charakter haben kann.“ „Sind bei dem zusammengesetzten Gefühle nur solche Nervenfasern betheiligt, welche in subepithelialen terminalen Körperchen endigen, so bekommt das Gefühl den Charakter der Temperaturempfindung oder der Berührungsempfindung, je nach der verschiedenen räumlichen Anordnung der Intensitäten in den einzelnen Elementen,“ ohne dass man jedoch jetzt schon im Stande wäre den besondern Charakter dieser Verschiedenheit aus dieser räumlichen Anordnung näher zu bestimmen. Vielleicht dürfte man an die „Möglichkeit“ denken, dass „eine Temperaturempfindung dann entsteht, wenn die Intensitäten der einzelnen Gefühlselemente sehr

stetig abgestuft sind, so dass zwischen zwei Elementen *a* und *b* räumlich kein Element zu liegen kommt, dessen Intensitäten nicht auch zwischen den Intensitäten von *a* und *b* liegt. Eine Berührungsempfindung entsteht vielleicht, wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist; beide Arten setzen sich aber aus Elementen derselben Art zusammen." Ein ähnlicher Gedanke schwebte, wie schon bemerkt wurde, George vor, als er „alle die mannigfachen Formen der Gefühlsempfindungen nur als Modificationen der Berührung auffasste, die sich aus dem Neben- und Nacheinander der einfachen Affectionen zusammensetzen lassen," und einer grössern oder geringern Intensität fähig sind, nach welcher sie sich unter Umständen zu einem unerträglichen Schmerze steigern lassen. Dabei wird auch die „Empfindung der Wärme" vollständig an die übrigen Formen der Berührung angereiht, freilich aus einem anderen Grunde. Denn George reducirt sämmtliche Reize, die den Gefühlssinn erregen, auf die Form des Stosses und da unterscheidet sich nach ihm der Wärmereiz von dem mechanischen dadurch, „dass die Stösse so ausserordentlich schnell erfolgen, dass sie dem Bewusstsein nicht mehr als gesonderte erscheinen." Er findet ferner einen „gewissen Uebergang" zwischen den genannten beiden Gruppen von Empfindungen in einer unserer Empfindungen selbst, „denn ist der Wärmereiz ein begränzter und plötzlicher, so hat derselbe grosse Aehnlichkeit mit dem Gefühle des Prickelns und der brennende Schmerz ist ganz dem analog, der auch durch mechanische Reize hervorgebracht werden kann."

Aus der besprochenen Anschauungsweise lässt sich auch eine Gruppe von „Körperempfindungen" erklären, die gleichfalls in dem Gebiete der Gefühlsnerven ihren Ursprung haben, nämlich jener, die durch „Reizung von Nervenstämmen" erzeugt werden, wobei Fick zugleich die oft wiederholte Meinung berichtigen will, als ob Reizungen der Nervenfasern in ihrem Verlaufe nur Schmerzempfindungen zu Stande brächten; was doch nur dann der Fall ist, wenn man einen Nervenstamm gröblich misshandelt, sei es durch Anwendung von allzu starkem mechanischen oder thermischen oder elektrischen Reize. Wo dies nicht der Fall ist, erhält man allerdings eine Empfindung ungewohnten Charakters, indess Schmerzempfindung muss sie keineswegs sein; ein Beispiel liefert die gar nicht unangenehme Empfindung bei einem schwachen Grade des Einschlafens eines Gliedes. Auch diese Empfindungsgruppe findet, sagen wir, und zwar sammt dem Ungewohnten ihres Charakters unter Voraussetzung der obigen Anschauungsweise eine nicht unwahrscheinliche Erklärung. Es ist nämlich ersichtlich, dass bei peripherischer Reizung im Allgemeinen jene Gefühlselemente dem Grade der Intensität nach einander nahe stehen werden, welche Nervenfasern angehören, deren peripherische Enden einander räumlich nahe stehen; es bildet sich eine gewisse, wenn auch keine stetige Abstufung der Erregungsgrade in Bezug auf die räumliche Aneinanderreihung der Nervenperipherien, von denen durch ihre mehrmalige Wiederkehr das Bewusstsein eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung gewinnt. Hat man aber die Reizung eines Nervenstammes vor Augen, so ist eben so leicht einzusehen, dass von einer derartigen gewohnten Abstufung der Erregungsgrade gar nicht mehr die Rede sein kann, weil die Peripherien der im Stamme unmittelbar an einander liegenden und daher auch nahezu gleich erregten Faser, keineswegs eben so nahe an einander liegen und daher in Rücksicht auf die labyrinthische Plexusbildung vor dem letzten Endigen der Faser der Fall sehr wahrscheinlich wird, dass Peripherien solcher Fasern dicht aneinander liegen können, die im Stamme weit entfernt von einander liegen. Ist

diess aber wahrscheinlich der Fall, dann verliert der durchwegs verschiedene Charakter der durch Reizung von Stämmen erzeugten Empfindungen alles Befremdende.

Vom psycho-physischen Gesichtspunkte selbst ergeben sich aber rücksichtlich dieses Sinnes noch nachstehende interessante Fragen: *a)* nach dem Reizwerthe der „Schwelle", *b)* nach dem kleinsten Reizunterschiede, der bereits einen eben wahrnehmbaren Empfindungsunterschied bewirkt, *c)* nach den Gränzen, innerhalb deren dieser kleinste Reizunterschied constant ist; und zwar beziehen sich diese Fragen eben so sehr auf die Tast- und Druck- als Wärme- und Schmerzempfindung. Aubert und Kammler, Weber und Fechner, Čermák, Wunderli, Valentin, Fick u. A. haben die hieher gehörigen Versuche umständlich durchgeführt, als deren Ergebniss Folgendes gelten kann:

a) In Rücksicht auf die Tast- und Druckempfindung. Aubert und Kammler gebrauchten zur Ermittlung des Reizwerthes der Schwelle für diese Gruppe von Empfindungen Hollundermarkcylinder von 9□mm Grundfläche und verschiedener Höhe, daher auch verschiedenen Gewichten und suchten durch deren leise Anlegung auf verschiedene Hautfläche das für einen jeden einzelnen Theil des Leibes erforderliche Gewicht zu ermitteln, damit schon eben eine Berührungsempfindung wahrgenommen würde. Begreiflicher Weise spielt dabei die Beschaffenheit der Epidermis der Einzelnen und die individuelle Stimmung des Nervensystems eine nicht zu übersehende Rolle; indess zeigte sich im Allgemeinen eine grössere Uebereinstimmung, als man im Voraus erwartet hätte; namentlich scheint dieser Reizwerth auf den empfindlichsten und unempfindlichsten Stellen der Haut für Alle eine so ziemlich constante Grösse zu haben, und betrug an der Stirn, den Schläfen, Ohrmuschel, Nase, Wangen 2 mgr.; Augenlider, Lippen, Kinn, vorn am Bauch und vorn am Oberarm 5 mgr., dagegen an der Plantarseite der 2. Zehe 515 mgr.; und an den Nägeln bei 1000 mgr. Sehr unsicher stellen sich die Beobachtungen bezüglich der eigentlichen Hand und dem Unterarm heraus, so waren z. B. in einem Falle 5 mgr., in einem andern 35 mgr. nöthig. Zugleich erwies sich der Einfluss der feinen Härchen, die hiebei den drückenden Körper als Hebel aufnehmen und dessen Wirksamkeit auf die Wurzel als den kürzeren Arm übertragen von nicht geringer Bedeutung, und rasirte Stellen bedurften demgemäss eines viel grösseren Reizwerthes als unrasirte; so reichten am linken Vorderarm bevor die Stelle rasirt war, 2 mgr. hin und nachdem sie rasirt geworden, mussten 15 mgr. aufgelegt werden, am dorsum pollicis phal. I. im erstern Zustand 5 mgr., im letztern 35 mgr. u. s. m. Offenbar folgt aus diesen Versuchsreihen unmittelbar, dass derselbe Reizwerth, der an der einen Stelle der Haut eine Tastempfindung zu Stande bringt, an einer andern schon eine Druckempfindung erzeugt. Die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeiten für die fortschreitende Sicherheit und Genauigkeit des Localisirens, leuchtet von selbst ein. Wir werden ihr in einer andern Richtung bei der Feinheit der Ortsunterscheidung wieder begegnen.

Bezüglich der Unterscheidung von Druckunterschieden hat man die schärfsten Untersuchungen von Weber (Tastsinn und Gemeingefühl in Wagner's Phys. H. W. B.). Es zeigte sich vorerst, dass diess Unterscheidungsvermögen viel schärfer ist, wenn man mit derselben Hautstelle nacheinander prüft, als mit zwei symmetrisch zugehörigen Stellen gleichzeitig — ein Satz, dem man übrigens bei allen Sinnen begegnet. Ferner durfte, wofern die Feinheit der Unterscheidung nicht alterirt werden sollte, das Zeitintervall zwischen dem Ent-



fernen des einen und dem Auflegen des andern Gewichtes nicht ein bestimmtes Maass übersteigen; bei manchen Individuen sind schon 10'' fast zu viel. Weber selbst unterschied 14, öfter auch noch 14,5 Unzen von 15 Unzen selbst nach Verlauf von 15—30''; betrug aber die Zwischenzeit 35'', so gelang die Unterscheidung nur zuweilen, bei 40'' nicht mehr. Bei grösseren Gewichtsunterschieden, etwa dem Verhältnisse 4 : 5 war die Unterscheidungsfähigkeit dagegen noch nach 90'' vorhanden. Das angeführte Verhältniss von 14,5 : 15 oder 29 : 30 ist diesen Versuchen zufolge das grösste, welches zwei Gewichte haben dürfen, um einzig und allein durch den Tastsinn unterschieden zu werden (bei 28 Drachmen benöthigt man also des Zuwachses einer Drachme, bei 28 Unzen den einer Unze u. s. f.) — aber diess Webersche Gesetz hat nur in gewissen Gränzen volle Giltigkeit, die indess selbst noch nicht zur Genüge sichergestellt sind. Man sieht aber hieraus, dass ein Empfindungsunterschied einen Quotienten der zu vergleichenden Druckgrössen zum Reizunterschiede verlangt, was mit dem oben entwickelten allgemeinen psycho-physischen Gesetze vollends im Einklang steht. Vollständig gilt zwar das Weber'sche Verhältniss der Unterscheidungsfähigkeit verschiedener Druckgrade für alle Stellen der Haut keinesfalls, aber die Unterschiede sind dabei nicht sehr erheblich, namentlich sehr gering im Vergleich mit den Reizwerthen, die rücksichtlich der Berührungsempfindung für die einzelnen Stellen sich ergaben. So ist das Verhältniss der eben schon zu unterscheidenden Druckgrössen auf den Fingern 20 : 19,2 oder 30 : 29, auf dem Unterarm 20 : 18,2, auf der Stirn 20 : 18,7. Vergleicht man indess den Finger mit dem Unterarm, so weichen die Verhältnisse der Unterscheidungsfähigkeit schon mehr aus einander, etwa im Verhältnisse von 7 : 6, wesshalb derselbe Gegenstand am Finger schwerer scheint als am Unterarm. — Auch die Dauer der Nachempfindung, denn bekanntlich hat man bei jeder Druckempfindung ein nachdauerndes Druckbild, wurde der Messung unterworfen und von Valentin mittelst eines sich rasch umdrehenden gezähnten Rades, wodurch durch Anschlagen auf die Hautoberfläche eine ununterbrochene Empfindung erzeugt wurde, im Allgemeinen auf $^{1}/_{640}$'' berechnet.

b) Rücksichtlich der Temperaturempfindung. Vor allem ist hier zu bemerken, dass Temperaturempfindungen nur dann zu Stande kommen, wenn das Steigen der Temperatur nicht sehr allmälig erfolgt, sondern gewissermassen in Sprüngen, wobei diese Unterschiede noch immer sehr kleine Grössen sein können. Das Gesetz hiefür wurde abermals von Weber ermittelt, und sollte dahin lauten, dass zwischen den Gränzen von + 14° R. und der Blutwärme der Reizunterschied von $^{1}/_{5}$ — $^{1}/_{6}$° schon einen Empfindungsunterschied bewirkt. Fechner beschäftigte sich mit dem Gegenstande von Neuem und fand einige Vervollständigungen. Sind nämlich die zu unterscheidenden Temperaturen zwischen + 10 und + 20° R., so dürfen nach Fechner die Unterschiede so gering sein, dass sie mit dem Thermometer gar nicht messbar sind; liegen sie aber über 20° aber noch unter der Blutwärme, so muss die Differenz grösser sein, und zwar im proportionalen Fortschreiten, um so grösser, je weiter sich die Temperaturen von 14,77° entfernen. Bei 21,20° ist die kleinste Differenz $^{1}/_{5}$° bei 31,35° aber $^{3}/_{5}$°. Geht man von 10° aus abwärts, so nimmt die Unterscheidungsfähigkeit viel rascher ab, als die Entfernung der Temperatur von 14,77° und es gelang Fechner für diese Abnahme zwischen 10,5° und 4,6° eine Experimentalformel festzustellen, die der directen Beobachtung vollständig Genüge thut, nämlich:

$$D = (14,77 - t)^3\ 0{,}02734$$

für $t = 4{,}6^0$ ergibt die Rechnung $D = 2{,}88^0$ die Beobachtung $= 2{,}80$
„ $t = 9{,}15^0$ „ „ „ $D = 0{,}49^0$ „ „ $= 0{,}48$
somit nahezu vollständige Genauigkeit.

Die grösste Empfindlichkeit für thermische Reize zeigte die Gesichtshaut, besonders die Wange, das Augenlid und Zungenspitze, weniger die Lippen; verhältnissmässig stumpf ist die inwendige Nase, sehr fein der Gehörgang. Eine interessante Beobachtung ist endlich noch die, dass die Empfindung derselben Wärme- und Kältegrade eine andere Intensität hat, je nachdem man mit einer kleineren oder grösseren Hautfläche prüft; so erscheint Wasser von $+ 29\frac{1}{2}^0$ R. mit der ganzen Hand geprüft ebenso warm, als Wasser von 32^0 R. mit einem Finger geprüft.

c) In Rücksicht auf die Schmerzempfindung. Die Schmerzempfindung, deren Ursache, um mit Lotze zu reden, in der „Incongruenz zwischen der durch den Reiz gestifteten Veränderung und den normalen Lebensbedingungen ruht," wesshalb man auch den Schmerz den „Wächter des Leibes" genannt hat. kann zwar durch Steigerung aller im Gebiete des Gefühlssinnes wirksamen Reize, also der mechanischen ebenso, wie der thermischen, als galvanischen ja auch der chemisch-ätzenden erzeugt werden, jedoch die psycho-physischen Data sind zunächst nur rücksichtlich der Wärmereize schärfer untersucht; bezüglich der galvanischen ist nur das jedenfalls merkwürdige Factum hervorzuheben, dass verhältnissmässig starke Ströme erfordert werden, wofern eine Schmerzempfindung zu Stande kommen soll, wogegen unverhältnissmässig schwache Ströme schon hinreichen, um auffallend starke Zuckungen der Muskel zu bewirken. Man hat hier sonach ein sehr ungleiches Verhalten der sensitiven und motorischen Fasern gegenüber demselben Reize. Uebrigens gilt hinsichtlich der Schmerzempfindung, hervorgebracht durch electrische Reizung, das du Bois'sche Gesetz, dass bei Stromdichtigkeitsschwankungen die Intensität der Empfindung mit der Raschheit dieser Schwankung zunimmt.

Bezüglich der Wärme- nnd Kältereize liess sich nun ermitteln, dass die Gränztemparaturen, die bei gehörig langer Einwirkung schon Schmerzempfindung zur Folge haben, die von $+ 39^0$ R. und $+ 9$ bis $+ 10^0$ R. sind, erstere für den Wärme-, letztere für den Kälteschmerz; und je höher und je tiefer die Temperatur ober und unter dieser Gränze liegt, desto kürzere Zeit der Einwirkung ist von Nöthen. Dabei liess sich zugleich die Zeitdauer feststellen, durch welche hindurch der Schmerz ertragen werden kann, worauf er so unerträglich wird, dass man genöthigt ist den Finger oder die Hand aus dem warmen oder kalten Wasser herauszunehmen. Bei $42{,}5^0$ betrug dieses Zeitintervall 23'', dagegen bei 52^0 nur 3'', und abermals zeigte sich der Einfluss der Grösse der prüfenden Hautoberfläche, indem man z. B. beim eingetauchten Finger in $+ 39^0$ R. keinen Schmerz empfand, der sich aber bei eingetauchter Hand alsbald einstellte. Wurde die Hand in's Wasser von $+ 5^0$ R. eingetaucht, so erstreckte sich der Schmerz sogar noch über einen Theil des Vorderarms. Andere Versuche unternahm Weber mit unter 0^0 bis $- 4{,}2^0$ R. abgekühlten Metallreifen, die an verschiedene Hautstellen aufgelegt wurden und wobei diese, obschon oft sehr nahe an einander liegend, gleichwohl ein sehr verschiedenes Verhalten zeigten. So brachte z. B. dauernde Berührung mit einem auf $- 4{,}2^0$ R. abgekühlten Stäbchen in der Mittellinie der Stirn keinen

Schmerz hervor, dagegen 2″ und 2‴ von der Mittellinie entfernt, 5,5′′ über dem margo supraorbitalis schon bei — 4° R. einen ziemlich heftigen.

Schliesslich ist noch eines Punktes zu erwähnen, der die Empfindlichkeit des Gefühlssinnes mitbedingt, nämlich der Feinheit der Ortunterscheidung. Wir localisiren bekanntlich sämmtliche Empfindungen d. h. versetzen dieselben auf gewisse Puncte oder Stellen unseres Leibes woher sie zu kommen scheinen; doch gerade bei dieser Localisirung mittelst des blossen Tastsinnes zeigten sich sowohl bei einzelnen Individuen — freilich hier keine gar bedeutenden — sondern namentlich in Hinsicht auf die einzelnen Hauttheile bedeutende Unterschiede in ihrer Richtigkeit und Feinheit. Am einfachsten lernt man diese Unterschiede dann kennen, wenn man mit einem schwärzenden Stifte einzelne Puncte der Hautoberfläche eines Andern berührt und denselben mittelst einer Sonde bei verbundenen Augen die Berührungsstelle bestimmen lässt. Weber fand auf diese Weise folgende Unterschiede zwischen der wahren und der bestimmten Stelle:

7,0 par. Lin. auf der Mitte der vord. Seite des Oberschenkels,
3,8 „ „ „ „ „ der Volarseite des Vorderarms,
2,9 „ „ „ „ „ des Handrückens,
1,9 „ „ „ „ „ der Hohlhand,
0,5 „ „ „ „ „ der Volarseite der Fingerspitzen,
2,8 „ „ auf der Stirn,
2,4 „ „ am Kinn,
0,5 „ „ auf den Lippen.

Die Folge von dieser Ungenauigkeit ist die, dass wir zwei getrennte Reize in gewissen Abständen, die bei den einzelnen Hautpartien grösser oder kleiner sind, nicht mehr als getrennt in der Empfindung zu unterscheiden vermögen und diess erst dann möglich ist, wenn ihr Abstand eine gewisse, für jede Hautstelle bestimmte Grösse beträgt; man nennt diesen grösstmöglichsten Abstand, der zwischen zwei Reizen (Weber experimentirte mit Zirkelspitzen bei verschiedener Oeffnung) obwalten kann, ohne dass dieselbe getrennte Empfindundun gen erzeugten, den Durchmesser des „Empfindungskreises“ dieser Stelle, wobei gleich bemerkt werden muss, dass man dabei nicht an die Kreisfigur denken darf, sondern dass diese Empfindungskreise höchst mannigfache Gestalten haben, namentlich an den in die Länge gestreckten Gliedern des Leibes auch länglich in der Richtung der Längenaxe der Glieder gestreckt sind. Weber und Čermák bestimmten experimentell die Grösse dieser Durchmesser, wobei sich die Daten Čermák's etwas kleiner herausstellen, was indess seinen Grund darin hat, dass derselbe sie an einem Knaben von 12 Jahren bestimmte, Weber aber an erwachsenen Personen, nun aber die Endfasern der sensitiven Nerven bei geringerer Totaloberfläche des Körpers dichter an einander liegen, als bei der grösseren eines Erwachsenen, wesshalb auch Beleibtheit allgemein, Schwangerschaft, Geschwulst u. a. local die Feinheit der Ortunterscheidung beschränken. Zugleich ergaben weitere von Volkmann angestellte Versuche das bemerkenswerthe Resultat, dass sich durch Uebung diese Feinheit zwar steigern lässt, indess nur bis zu einem gewissen Grade und dass man, soll dieser bleibend werden, mit der Uebung nicht aussetzen darf. Interessant ist dabei, dass zugleich nicht nur die der geübten Hautpartie benachbarten Theile mit an Empfindlichkeit für Ortsunterschiede gewinnen, sondern —

und zwar in viel grösserem Masse als selbst die benachbarten — auch die zur geübten symmetrisch gelegenen Hautpartien. So liess sich die Empfindlichkeit an der vola phal. III. digiti von 1''' auf 0,6''' steigern, wobei die Empfindlichkeit in der vola manus von 8''' auf 2''' zunahm und zugleich die Empfindlichkeit des symmetrisch zugehörigen Fingers der andern Hand sich steigerte. Čermák's Versuche an Blinden bestätigten diese Beobachtungen Volkmann's im ausgezeichneten Grade und zwar nahm die Steigerung der genannten Empfindlichkeit in einem viel rascheren Verhältnisse zu, als bei Sehenden, was insofern leicht erklärlich ist, als der Blinde genöthigt ist, seinen Tastsinn, der ihm auch das Auge ersetzen muss, ganz anders auszubilden, als es beim Sehenden der Fall ist. Die Tafeln der Durchmesser der Empfindungskreise (gefunden durch Auflegen von geöffneten Zirkelspitzen) nach Weber und Čermák sind folgende:

	W.	Č.		W.	Č.
	par.	Lin.		par.	Lin.
Zungenspitze	0,5	0,5	Innere Lippenfläche dem Zahnfleische nahe	9	6
Volarseite des letzten Fingergliedes	1	0,75	Haut am hintern Theile des Jochbeins	10	7
Rother Lippentheil	2	0,75	Unterer Theil der Stirn . . .	10	8
Volarseite des 2. Fingergliedes .	2	1,75	Hinterer Theil der Ferse . . .	10	9
Dorsalseite des 3. Fingergliedes .	3	2	Behaarter hinterer Theil des Hinterhauptes	12	10
Nasenspitze	3	2	Rücken der Hand	14	10
Volarseite der capit. oss. metacarpi	3	2	Hals unter der Kinnlade . . .	15	10
Mittellinie des Zungenrückens 1''' von der Spitze	4	3	Scheitel	15	10
Rand der Zunge 1''' von der Spitze	4	3	Kniescheibe und Umgegend . .	16	14
Nichtrother Theil der Lippen .	4	3	Kreuzbein	18	15
Metacarpus des Daumens . . .	4	3	Glutæus	18	15
Plantarseite des letzten Grosszehengliedes	5	3	Unterschenkel und Unterarm .	18	16
Rücken des 2. Fingergliedes . .	5	4	Fussrücken in der Nähe der Zehe	18	16
Backen	5	4	Brustbein	20	15
Aeussere Augenlidfläche . . .	5	4	Rückgrat, Nacken unter dem Hinterhaupt	24	16
Mitte des harten Gaumens . .	6	5	Rückgrat, Gegend der oberen 5 Brustwirbel	24	
Haut über dem vordern Theil des Jochbeins	7	5	Rückgrat, untere Brust, Lendengegend	24	
Plantarseite des metatarsus hallucis	7	4	Rückgrat, Mitte des Halses . .	30	
Rückenseite des ersten Fingergliedes	7	4	Rückgrat, Mitte des Rückens .	30	14—18
Rückenseite des capituli metacarpi	8	6	Mitte des Oberarms und Oberschenkels	30	

Es ist klar, dass die vorstehende Tabelle keine absoluten Zahlenwerthe der Empfindlichkeit der Ortsunterscheidung mittelst der Tastnerven erhält, sondern nur relative, hergenommen von bestimmten Messungen an bestimmten Individuen, und demgemäss auch nur ein approximatives Bild der genannten Empfindlichkeit der einzelnen Theile der Körperoberfläche des Menschen überhaupt zu bieten fähig ist; indess ersieht man hieraus doch die immerhin bedeutende Feinheit des Tastsinnes, die obendrein durch Uebung um ein Bedeutendes sich erhöhen lässt. Erwägt man bei dieser Feinheit weiter, dass die Thätigkeit des Tastsinnes gegen das Tastorgan selbst gerichtet werden kann (der „recurrente Sinn") und dass die Eindrücke des Bestehens zu den eindringlichsten gehören, so begreift man sowohl, wesshalb dieser Sinn die meiste Ueberzeugungskraft verschafft, und den „Controlsinn" für alle übrigen Sinne abgibt, als auch warum er vorzugsweise der „raumbildende" genannt werden darf.

b) und c) Geruch und Geschmack.

Geruch und Geschmack pflegt man unter dem Namen der „chemischen" Sinne zusammenzufassen, wodurch die besondere Natur der ihnen „adäquaten Reize," die vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliesslich chemischer Natur sind, angedeutet werden soll, ganz in ähnlicher Weise, wie man auch den Tastsinn den mechanischen Sinn genannt hat. Nach dem, was bereits oben in Betreff der Nervenreize gesagt wurde, erscheint es hier überflüssig vom Neuen darauf hinzuweisen, dass indess Geruch und Geschmack auch auf Reize anderer Natur antworten, wenn es auch unter den gewöhnlichen Umständen und bei der besonderen Einrichtung der ihnen entsprechenden Organe vorwiegend und in den bei Weitem meisten Fällen chemische Reize sind, denen wir daselbst unmittelbar begegnen. Demungeachtet ist es bekannt, dass wenigstens beim Geschmacksnerven eine Reizung mittelst des galvanischen Stromes möglich ist, und dass dadurch an der Eintrittsstelle des Stromes ein säuerlicher Geschmack erregt wird, während man an der Austrittsstelle einen schwach alkalischen bemerkt haben will. Doch gerade dieser Umstand, dass man hier zweierlei Geschmäcke antrifft, einen andern an der Anode und einen andern an der Kathode, führt zu der Vermuthung, ob nicht überhaupt der galvanische Strom als Erreger des Geschmacksnerven bloss eine secundäre Rolle spiele, und das meiste Gewicht auf die chemische Zersetzung der Mundfeuchtigkeit in zwei Jonen zu legen sei, und ob man daher nicht den erwähnten säuerlichen und alkalischen Geschmack durch das wirkliche Vorhandensein freier Säuren und freier Alkalien zu erklären habe. Dass eine derartige Zersetzung thatsächlich stattfindet, ist zwar im Allgemeinen gewiss, aber nicht minder sicher ist es, dass der säuerliche Geschmack an der Eintrittsstelle auch dann unzweifelhaft nachweisbar ist, wenn man für die sofortige Neutralisirung der freiwerdenden Säure gleich in statu nascente vorgesorgt hat. Man lässt dazu den Strom nicht mehr aus Metall in die Zungenschleimhaut übergehen, sondern mittelst eines anderen feuchten Leiters, dessen Durchfeuchtungsflüssigkeit dieselben Salze enthält, wie die Mundflüssigkeit. — Monroe liess den Strom mittelst roher oder gekochter Fleischstücke eintreten und erhielt trotzdem an der Eintrittsstelle den bekannten Geschmack, obwohl nun die Anionen der Mundflüssigkeit an der Gränze der Zunge stets äquivalente Kationen aus dem Fleische vorfinden mussten, mit welchen sie sich zu neutralen Verbindungen vereinigen konnten. Wollte man hiebei trotzdem noch an die „Polarisation an

der Gränze verschiedener feuchter Leiter" erinnern, so würde genügen, dem gegenüber die schon von Volta gebrauchte Einrichtung anzuführen, der zufolge man den Strom in die Zunge durch eine Flüssigkeit eintreten lässt, welche freies Alkali in genügender Menge enthält, um jedenfalls die durch den negativen Strom erzeugten Säuren augenblicklich zu neutralisiren und wobei dem ungeachtet dennoch der erwähnte Geschmack wahrzunehmen ist. Um Vieles problematischer ist es dagegen, ob der Geruchsnerv durch elektrische Reizung afficirt wird; denn mit Ausnahme Ritter's, welcher nicht nur das Zustandekommen von Geruchsempfindungen durch elektrische Reize behauptet, sondern auch die verschiedenen Empfindungen bei verschiedenen elektrischen Einwirkungen beschreibt, hat kein anderer Forscher seine Sorgfalt diesem Gegenstande in hinreichendem Masse zugewendet, wesshalb die Beobachtungen Ritter's noch immer als vereinzelt dastehen. Ein ganz ähnliches Verhältniss stellt sich in Rücksicht auf mechanische Reize bei beiden der genannten Sinnesnerven heraus, indem man gleichfalls nur sehr vereinzelte und überdiess von Anderen bestrittene Angaben darüber hat, dass Geschmack und Geruch durch mechanischen Druck und dem ähnliche Reize erregt werden könne, wie z. B. Valentin behauptet, Fick aber an sich nicht bestätigt fand. Hingegen scheint es zweifellos, dass thermische Reize den genannten Nerven nicht adäquat sind: und man hat daher, diess alles zusammengefasst, allerdings ein Recht, dieselben vorzugsweise die chemischen Sinne zu nennen. Dabei äussert sich aber zwischen beiden ein sehr bemerkenswerther Unterschied; denn während der Geruch nur auf chemische Einwirkungen gasförmiger Körper antwortet und liquide Körper die Geruchsschleimhaut nicht reizen, sind beim Geschmacke gerade umgekehrt nur Einwirkungen von liquiden Stoffen wirksam, und ebendesshalb können nur solche Körper Geschmacksempfindungen erregen, welche in den Mundflüssigkeiten löslich sind, wesshalb Metalle, Silikate und andere in der Mundflüssigkeit absolut unlösliche Körper nicht geschmeckt werden. Dieser Satz wurde namentlich bezüglich des Geruchs von Tourtual, Weber und Valentin einer eingehenden Prüfung unterzogen und völlig bestätigt gefunden. Ersterer spritzte wässerige Lösungen von Aether und von Salzsäure so hoch als möglich in die Nasenhöhle, ohne jedoch eine Geruchsempfindung zu erhalten; Weber füllte die ganze Nasenhöhle mit Wasser, dem $^1/_{11}$ Eau de Cologne beigemischt war, und beobachtete das Nämliche, indem nur so lange Geruchsempfindungen vorhanden waren, als sich die Flüssigkeit vor den Nasenlöchern befand und daher die riechenden Theilchen durch Einathmung mit der Nasenschleimhaut in Berührung kamen. Dieselben Versuche mit demselben Erfolge wurden auch von Valentin durchgeführt. Es zeigte sich dabei, dass liquide Stoffe vielmehr die Empfindlichkeit der Nasenschleimhaut für gewisse Zeit in nicht unbeträchtlichem Grade schwächen; denn Weber beobachtete, dass wenn die Nasenhöhle mit reinem Wasser eine Zeit hindurch angefüllt war, die Fähigkeit zu riechen nach der Entfernung der Flüssigkeit für etwa 1 Minute verloren ging und erst nach etwa $2^1/_2$ Minuten die gewöhnliche Intensität derselben sich wieder vollends herstellte. Begreiflicher Weise erklärt sich hieraus die Abstumpfung des Geruchs bei beträchtlicher Durchfeuchtung der Schleimhaut z. B. beim Schnupfen eben so leicht, als andererseits aus denselben Thatsachen zu folgen scheint, dass „die Endapparate der Geruchsnerven über die Oberfläche der Schleimhaut frei hervorragen."

Frägt man nach der bestimmten Art des Zusammenhanges zwischen der chemischen

Verschiedenheit der Reize und der hiedurch bewirkten Qualität der Empfindung, so vermag die Forschung weder im Bereiche des Geruchs noch in dem des Geschmacks eine genügende Antwort bieten, ja es ist selbst der Umstand vollkommen dunkel, welche chemische Beschaffenheit ein Stoff haben müsse, damit er den Geruchsnerven zu reizen vermöchte. Zwar steht es auf Grund der täglichen Beobachtung sicher, dass verschieden geartete Stoffe die Sinne in qualitativ verschiedener Weise erregen, aber weder beim Geruch noch beim Geschmack ist das Eigenartige dieses Zusammenhangs nachgewiesen. Einfacher Natur scheint indess dieses Verhältniss keinesfalls zu sein, denn oft haben Stoffe, deren chemische Natur unter allen Gesichtspunkten, unter denen man sie bis jetzt betrachtet, gar keine Aehnlichkeit darbietet, trotzdem einen sehr ähnlichen Geschmack, so z. B. alle Zuckerarten des Pflanzen- und Thierreiches einerseits und das chemisch von ihnen ganz verschiedene essigsaure Bleioxyd andererseits, ferner auch Glycerin und Glycocell, die abermals eine eigenthümliche chemische Beschaffenheit zeigen, aber dennoch wie die obenerwähnten Stoffe süss schmecken. Ein Aehnliches findet man bezüglich des bitteren Geschmacks bei Chinin, Salicin, bei schwefelsaurer Magnesia u. a. Noch viel unbestimmter zeigt sich dies Verhältniss beim Geruchssinn, bei dem es bis jetzt eben so wenig gelungen war, die verschiedenen Erregungen, unter denen bekanntlich eine grosse Mannigfaltigkeit aber wenig Uebergänge herrschen, auf wenige Typen analog zu den „Grundgeschmäcken" zurückzuführen, als gewisse chemisch wohl charakterisirte Gruppen von Stoffen zu bezeichnen, die denselben Geruch besitzen. Allenfalls dass man in dieser Hinsicht die zwei Gruppen der Aetherarten und der ätherischen Oele aufstellen könnte, innerhalb deren Aehnlichkeit und zwischen denen Unterschiedenheit des Geruches Statt hat. Es hängt diess psychologisch mit der grossen Undeutlichkeit der Geruchsempfindungen zusammen, „worauf schon die Armuth der Sprache hindeutet, welche Geruchsempfindungen nur durch Associationen mit anderen Sinnesempfindungen (namentlich Gesichts- und Geschmacksempfindungen) oder durch eine gewisse Analogie beider im Tone zu fixiren vermag." (Volkmann.) Der Geschmacksinn steht da psychologisch gefasst entschieden höher, in dessen Charakter „ein Prüfen, Zerlegen und Vergleichen mit Aelterem und Bekanntem liegt"; zugleich vermag man es hier, die bekannten vier Hauptgeschmäcke, süss, bitter, sauer, salzig, als deren Repräsentanten Zucker, Quassiaextrakt, Weinsäure und Kochsalz gelten, in der reichen Mannigfaltigkeit „gemischter" Geschmacke mit einer grösseren oder geringeren Leichtigkeit als Factoren derselben wiederzufinden, wozu freilich, wie später klar werden wird, der Grund schon im Organe selbst gelegen zu sein scheint. Auch trifft man rücksichtlich des Geschmacks einige Gruppen von Stoffen, welche ähnlichen Geschmack besitzen und chemisch analoge Zusammensetzung zeigen; so gehören wohl namentlich alle sauerschmeckenden Stoffe zu den Säuren im chemischen Sinne des Wortes und man wird auch umgekehrt schwerlich irgend eine stärkere mineralische oder organische Säure finden, die den saueren Geschmack entbehren sollte. In ähnlicher Weise haben Stoffe mit alkalischer Reaktion einen gemeinsamen „alkalischen oder laugenhaften" Geschmack; und ebenso wird eine weitere Gemeinsamkeit bei der Gruppe der Neutralsalze der Alkalien angetroffen; jedoch hat Fick gewiss Recht „dass mit diesen Aehnlichkeiten im Geschmacke von Körpern, welche auch sonst ähnliche chemische Eigenschaften haben, Anhaltspunkte für eine eigentliche Theo-

rie nicht gegeben sind," und George geht unstreitig zu weit, wenn er der Ansicht ist, der Geschmacksinn würde dem Chemiker je zum wichtigsten Sinn werden können.

Betreffs der besonderen Bedingungen, die auf das Zustandekommen und die Intensität der Geruchs- und Geschmacksempfindungen Einfluss üben, muss, wofern man zunächst dem Geruche die Aufmerksamkeit zuwendet, der auffallende, obschon durch tägliche Erfahrung allgemein bekannte Umstand hervorgehoben werden, dass der „Riechakt regelmässig an die Einathmung geknüpft ist," wogegen beim „Ausathmungsstrom," mag er noch so sehr mit riechbaren Stoffen gesättigt sein, während desselben allemal nur eine verhältnissmässig sehr schwache Empfindung zu Stande kommt. Es hängt dies mit dem anatomischen Bau der Nasenhöhlen und dem Verlaufe der beiden Ströme (Einathmungs- und Ausathmungsstrom) zusammen, indem bloss der erstere auch in die obere Abtheilung derselben, die sog. „Geruchsspalte", mächtiger zu dringen vermag, während der letztere durch die untere, den eigentlichen „Athmungsweg" strömend, die Luft in der Geruchsspalte so gut wie gar nicht trifft, da dieselbe von hinten her durch den Keilbeinkörper wie durch einen Schirm geschützt ist. Auch scheint hierin die Erklärung der schon von Bidder beobachteten Erscheinung zu liegen, dass man beim absichtlichen „Spüren" die Nasenlöcher und besonders den vorderen Theil derselben erweitert. Diese Erweiterung und Beweglichkeit der vorderen Theile der Nasenflügel ist überhaupt auch in Bezug auf die Intensität der erregten Empfindung nicht ohne Einfluss, da man durch Versuche nachgewiesen hat, dass beim Einführen eines Kautschukröhrchens, welches mit einem Fläschchen stark riechender Flüssigkeit in Verbindung steht, in die Nasenhöhle, nur dann eine intensive Geruchsempfindung beim Einathmen erzeugt wird, wenn das Röhrchen ganz vorn dicht am Nasenrücken anliegt, wogegen man fast keinen Geruch empfindet, wenn es hinten gegen die mittlere oder gar untere Muschel gerichtet ist. Ebenso zeigt sich eine Abnahme der Intensität der Empfindung, wenn man die Nasenlöcher vorn theilweise mit Wachs verstopft und dadurch die Beweglichkeit der Nasenflügel behindert, indess die Verstopfung eines grossen Theiles derselben hinten, den Geruch nicht merklich beeinträchtigt. Offenbar hängen auch diese Erscheinungen mit dem oben erwähnten Bau und Verlaufe des Einathmungsorganes zusammen. Auch die ferneren Beobachtungen Bidder's gehören höchst wahrscheinlich hieher, denen zufolge ein Stückchen Kampher, das unter die Nase gehalten die lebhafteste Geruchsempfindung erweckt, sogleich in dieser Weise zu wirken aufhört, wenn man es in die Nase einführt; nur bestimmte Körperempfindungen durch den mechanischen Reiz hervorgebracht bleiben alsdann übrig. Auch pathologische Erfahrungen sprechen für die Bedeutung der Ausbreitung des riechenden Stoffes im unteren Theile der Nasenhöhle, indem beobachtet wurde, dass bei einem Mann, dem man bei der Exstirpation eines Aftergewächses aus der Highmorshöhle der rechten Seite die ganze rechte Nasenhälfte und den hinteren oberen Theil der Nasenscheidewand entfernen musste, so dass die beiden oberen Muscheln der linken Seite frei da lagen, die Geruchsempfindung nur dann zu Stande kam, wenn er durch das linke unversehrt erhaltene Nasenloch einathmete, wogegen trotz der Unverletztheit der Muscheln beim Schliessen des linken Lochs und beim Einathmen durch das künstliche rechte keine Geruchsempfindung erregt wurde. Dieser Beobachtung stellt sich ferner eine andere, sie zugleich erhellende zur Seite, indem feststeht, dass um eine Geruchsempfindung zu erregen thatsächlich eine „durch's Athmen erzeugte Strömung" nöthig ist, während dasselbe

keinesfalls bei einer durch andere Mittel eingeleiteten Strömung gelingt; so erhält man z. B. durch mechanisches Einführen des Riechstoffs mittelst des Druckes eines Stempels in einer mit stark riechenden Gasen gefüllten Spritzröhre keine oder eine nur sehr schwache Empfindung.

Andere Bedingungen der Intensität der Geruchsempfindung, welche nicht in der Beschaffenheit des anatomischen Baues des Organes gelegen sind, beziehen sich theils auf die Quantität, theils auf die Qualität der reizenden Stoffe, der sog. riechenden Körper. Beide Momente kommen in Rechnung, wenn es sich um die Bestimmung des Reizwerthes der „Schwelle" handelt, d. h. der kleinsten Reizgrösse, die eben schon hinreicht, um eine ihr entsprechende Geruchsempfindung zu erregen. Dieser Werth fällt bei verschiedenen Stoffen verschieden aus und ist von Valentin für die am stärksten riechenden Stoffe so sorgfältig, als es bei derartigen Versuchen überhaupt möglich ist, bei denen Alles darauf ankommt, dass man sich versichert, dass in der Luft eines Athemzuges, der schon eine entschiedene Geruchsempfindung veranlasst, eben nur diese bestimmte Menge des riechenden Stoffes enthalten ist, festgestellt worden. Es zeigte sich, dass von dem am stärksten riechenden Körper, nämlich Moschus $\frac{1}{2000000}$ Mlgr. seines Weingeistauszuges hinreiche, um den Geruchssinn zu erregen, vom Bromdampf ist hiezu $\frac{1}{600}$ Mlgr. erforderlich; eine Luftmasse, die höchstens $\frac{1}{200000}$ ihres Volums Bromdampf enthält, riecht noch sehr auffallend, dagegen nicht mehr, wenn der Bromdampf $\frac{1}{250000}$ ihres Volums ausmacht. Vom Phosphorwasserstoff reicht unter geeigneten Umständen $\frac{1}{50}$ Mlgr. zur Erregung hin, beigemengt der Luft im Verhältniss des Volums 1 : 100000 reizt er indess nicht mehr. Für Schwefelwasserstoff beträgt der Schwellenwerth $\frac{1}{3000}$ Mlgr., für Rosenöl $\frac{1}{20000}$ Mlgr.; für ätherische Oele überhaupt ist er kleiner als $\frac{1}{1000}$ Mlgr.; Ammoniak ist dann erst nicht zu riechen, wenn er in 33000facher Verdünnung wirkt.

Fernere Aufmerksamkeit verdient die rasche Abstumpfung der Riechnerven beim anhaltenden Reize derselben Qualität, und die ebenso rasche Empfänglichkeit für wechselnde Reize, wobei es den Anschein hat, dass eine „Nachdauer" des Geruchs im Sinne des „Nachgeschmacks" oder des „Druckbild's" und „Nachbild's" der übrigen Sinne entweder gar nicht vorhanden, oder nur äusserst kurze Zeit hindurch wirksam ist, indem in den unmittelbar nachfolgenden wenn auch noch so rasch abwechselnden Gerüchen kein „Ausklingen" der unmittelbar vorangegangenen beobachtet werden kann. Es ist auffallend, dass wir beim Eintreten in eine mit Riechstoff geschwängerte Atmosphäre nur beim ersten Athemzuge eine starke Geruchsempfindung haben, die aber augenblicklich aufhört, wie der Luftstrom in der Nasenhöhle aufhört, obgleich doch noch namhafte Mengen derselben Luft in der Nasenhöhle vorhanden sind; woraus ersichtlich ist, dass nicht das blosse Aufgelöstsein der riechenden Theilchen in der Schleimhaut zur Erregung des Riechnerven hinreicht, sondern dass zugleich der strömenden Bewegung derselben über jene Oberfläche eine bedeutende Rolle zufällt. Für das rasche Abstumpfen der Riechnerven bietet der Aufenthalt in mit riechenden Stoffen gesättigtem Raume ebenso sprechende Beweise, als die Stömung ungleich gesättigter Schichten in demselben Raume Belege für die rasche Empfänglichkeit derselben bei sehr geringen Sättigungsdifferenzen. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, dass die beiden verschiedenen Empfindungen, die durch verschiedene Reize entstehen, von denen jeder auf eine andere Nasenhälfte einwirkte, im Bewusstsein nicht zu einer mittleren Empfindung ver-

schmelzen, sondern nach einander abwechselnd die eine und die andere empfunden werden. Es liegt hierin die „zeitliche" Bedeutung des Geruchssinnes, die ihn zur Seite stellt dem Gehörsinn, wogegen Geschmack und Gesicht „räumliche" Beziehungen enthalten. Bekannt ist endlich vom psychologischen Gesichtspunkte die Stärke und Lebendigkeit der Geruchsempfindungen, um deren willen sie einen besonderen Einfluss auf die Reproduction ausüben, wesshalb auch Drobisch den Geruch den Sinn des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, Rousseau den Sinn der Phantasie genannt hat. Nicht minder bekannt ist die ausserordentlich mächtige Wirksamkeit der Gerüche auf das Nervencentralorgan, die bei reizbaren Subjecten Betäubung zur Folge haben kann und die daraus erklärlich wird, wenn man bedenkt, dass in der Regel sehr viele, wo nicht sämmtliche Fasern eines ganzen starken Nervenpaares in den Erregungszustand kommen, welches auch dann noch zum grossen Theil der Fall wäre, wenn sich die Annahme bestätigen liesse, dass nach Analogie der übrigen Sinne bei jedem qualitativ verschiedenen Geruche auch andere Nervenfasern erregt werden. Höchst wahrscheinlich hängt damit auch der starke „Ton" dieser Empfindungen zusammen, da man fast gar keinen Geruch aufzuweisen hat, der völlig „gleichgültig" wäre, und es noch weniger gelingt, die Qualität seines Inhaltes von dem Tone selbst abzuscheiden.

Um uns den Rückweg zu den Geschmacksempfindungen anzubahnen, haben wir bloss von Nöthen auf das innige Verhältniss hinzuweisen, welches zwischen gewissen Geruchs- und Geschmacksempfindungen einerseits und jeder der beiden Gruppen und gewissen Körperempfindungen anderseits obwaltet. In der Nasenschleimhaut breiten sich nämlich neben den specifischen Geruchsnerven auch Zweige des Trigeminus aus, und es muss somit in allen den Fällen, in denen der riechende Stoff beiderlei Arten von den hier verästelten Nerven zu reizen vermag, eine combinirte Geruchs-Körperempfindung zu Stande kommen, die ob der Regelmässigkeit der Wiederkehr derselben innigen Vereinigung das gemeine Bewusstsein nicht als aus zwei Factoren bestehend, sondern als einen einheitlichen Zustand aufzufassen sich gewöhnt. Merkwürdig ist es, dass die Sprache derartige combinirte Empfindungen als „Gerüche" bezeichnet, obwohl die ihnen beigefügten Attribute auf ihre Qualität als Körperempfindungen hindeuten. So spricht man von „stechendem" Geruch z. B. des Ammoniak, vom „prickelnden" Geruch u. a.; zugleich ist es gerade diese Sorte von Empfindungen, welche die bekannten Reflexbewegungen des Thränens und Niesens hervorruft. „Wahrscheinlich" liegt in dieser mangelhaften Sonderung auch die Erscheinung begründet, dass manche Stoffe anders riechen, wenn die Luft sehr reichlich damit gesättigt ist, als wenn sie in grosser Verdünnung dargeboten werden; so riecht Buttersäure in starker Verdünnung „nach verdorbener Butter," bei starker Concentration dagegen „stechend säuerlich;" denn auch vom Geschmackssinne entlehnt man Attribute zur Bezeichnung eines besonderen Charakters der Geruchsempfindung.

Bei den Geschmacksempfindungen selbst findet eine ähnliche Vergesellschaftung in einem nur noch grösseren Masse Statt und sie hat ihren Grund ebenfalls darin, dass neben den eigentlichen Geschmaksnerven in der Mundschleimhaut als dem unmittelbaren Organ des Geschmacks noch andere Nerven endigen. Denn in der Zunge selbst verbreiten sich Nervenenden von drei verschiedenen Nervenstämmen: der Hypoglossus, der ramus trigemini lingualis und der glossopharyngeus; und es ist noch keineswegs über allen Zweifel ausgemacht, ob nur der glossopharyngeus selbst, wie Stannius will, oder ob zugleich einige Fasern des trige-



minus, wie aus Biffi's Versuchen zu folgen scheint, reine Geschmacksnerven sind; der hypoglossus dagegen fungirt ausschliesslich als Bewegungsnerv. Beim Geschmackssinne kann man zugleich auf eine handgreifliche Weise darthun, dass das Stechende, Brennende, Kühlende u. s. w. des Geschmacks eben so wenig der Geschmackserregung selbst angehört, als das Aromatische; sondern dass Ersteres ebenso sehr die Qualität einer entweder allein dastehenden, oder mit einer bestimmten Geschmacksempfindung vergesellschafteten Körperempfindung bezeichnet, als diess unbestreitbar bei der Letzteren betreffs einer begleitenden Geruchsempfindung der Fall ist. Es lassen sich nämlich directe Versuche durchführen, welche darthun, dass der an der Zunge z. B. brennend-schmeckende Körper eine ähnliche Empfindung auch an anderen Stellen der Mundschleimhaut hervorruft, an denen erwiesenermassen keine Geschmacksnervenenden vorhanden sind, z. B. auf der Lippenschleimhaut und am Zahnfleisch. Bezüglich der aromatisch schmeckenden Körper z. B. Zimmet, Vanille, Knoblauch, ist der Versuch noch einfacher; man braucht lediglich die Nasenlöcher zuzuhalten, um das Aromatische sofort verschwinden zu machen. Auch andere viel mehr bekannte Erscheinungen gehören hierher, z. B. das Nichterkennen der Weinsorten bei verschlossenen Augen und Nasenlöchern, die Ungewissheit, in der sich der Raucher unter ähnlichen Verhältnissen befindet, wenn er bestimmen soll, ob ihm eine angezündete oder nicht angezündete Cigarre in den Mund gelegt wurde u. s. w.

Nach diesem Allen erscheint es wichtig, diejenigen Stellen der Mundschleimhaut kennen zu lernen, die als der eigenthümliche Sitz der mit der Energie des Geschmacks begabten Nervenfasern angesehen werden dürfen. Directe Untersuchungen, die man zu diesem Ende gemacht hat und zu denen nur solche Körper gewählt wurden, die einen reinen von allem Stechenden, Brennenden und dem Aehnlichen freien Geschmack haben, wie z. B. Quassiaextract als Repräsentant des rein Bitteren, und die man entweder in Form von Pasten an einzelne Stellen der obenerwähnten Haut auflegte oder mittelst eines feinen Pinsels auftrug, führten zu dem Ergebniss, dass der Sitz des Geschmackes sich auf folgende wenige Stellen beschränke: 1. das hintere Drittel des Zungenrückens, insbesondere also die Gegend der umwallten Warzen; 2. einen schmalen Streif von 2—4 Lin. Breite um den Zungenrand herum, die Spitze mit einbegriffen, der meist genau die Mitte des Zungenrandes hält, oft auch der oberen, selten der unteren Fläche näher kömmt; 3. einen Querstrich des weichen Gaumens gleich hinter dem harten Gaumen; 4. die Schleimhautfläche des arcus glossopalatini. Dagegen enthalten die Lippen und Wangenschleimhaut, das Zahnfleisch, der Ueberzug der Unterzungenspeicheldrüsen, die untere Zungenfläche, der Zungenrücken vorn, der weiche Gaumen schon wenige Linien hinter dem Rande des harten Gaumens, die Uvula, die Rückseite des weichen Gaumens und die ganze Rachenschleimhaut keine Geschmacknervenfasern, obwohl einzelne von ihnen für Tast- und Körperempfindungen sehr empfindlich sind. Diesen Erfahrungen gemäss theilen Physiologen sämmtliche auf die Mundschleimhaut als wirksame Reize wirkende Stoffe in *a)* „reine Geschmackserreger," *b)* „reine Gefühlserreger" — weil die obenerwähnten Körperempfindungen als besondere Gruppe dem „Gefühlssinne" zufallen, und *c)* „gemischte Erreger." Erstere bringen nur dann Empfindung hervor, wenn sie mit den vorhin als Sitz des Geschmackes bezeichneten Schleimhautpartien in Berührung kommen, wie die schon genannten Vertreter der „Hauptgeschmäcke"; die der zweiten

Art erregen jede Stelle der Mundschleimhaut, und zwar jede auf qualitativ dieselbe Weise wie z. B. Balsam, Pfeffer, Capsicum; letztere endlich erregen zwar gleichfalls die Schleimhaut an allen Stellen derselben, jedoch anders an den Stellen des Geschmacks und anders an den übrigen. Es gehören hiezu die meisten sogen. Adstringentia wie Galläpfel, Blutlaugensalz, Kupfervitriol.

Ob aber ein reiner Geschmakserreger an allen mit Geschmack begabten Stellen qualitativ dieselbe Empfindung errege oder nicht, ist bis jetzt ein Punkt der Controverse, obgleich die Verschiedenheit der Form der Papillen dafür zu sprechen scheint, dass sich die Energie des Geschmacks nach drei verschiedenen Richtungen spalte, entsprechend der dreifachen Form der p. vallatae (für das Bittere), der p. filiformes (für das Sauere) und der p. fungiformes (für das Salzige), wobei Süss die Indifferenz der drei genannten Geschmäcke vorstellen würde, nach Analogie des weissen Lichts und der drei Hauptfarben. Horn und George sprechen sich für diese Auffassungsweise aus; dagegen erklären Neuere, es scheine, dass an allen wirklich schmeckenden Stellen qualitativ dieselbe Empfindung erregt werden könne, sie sei süss oder bitter. Demungeachtet müssen sie selbst einige dieser Ansicht widersprechende Angaben anführen, indem z. B. essigsaures Kali auf der Zungenspitze brennendsauer, auf der Zungenwurzel fadbitter schmeckt, Alaun auf der Spitze sauer zusammenziehend, auf der Wurzel süsslich, schwefelsaures Natron auf der Spitze salzig, auf der Wurzel bitter; ja selbst Kochsalz, obwohl Repräsentant des rein Salzigen, soll nach Horn auf der Zungenwurzel einen süsslichen Geschmack erregen, nach Anderen einen bitteren. Schwefelsäure, welche an der Zunge selbst sauer schmeckt, erregt hinten an der Wurzel einen entschieden bitteren Geschmack; Essigsäure schmeckt vorn salzig, hinten bittersalzig; dessgleichen schmeckt Ammoniak, welches vorn salzig oder säuerlich schmeckt, an der Wurzel bitterlich. Man sieht hieraus, dass der bittere Geschmack seinen Sitz vorwiegend auf dem hinteren Theile der Zunge zu haben scheint, — gerade dort finden sich aber auch die umwallten Papillen. Dass indess thatsächlich bestimmte Unterschiede der schmeckenden Stellen untereinander vorhanden sein dürften, und dass mit denselben die Verschiedenheit der Geschmacksempfindungen zusammenhängt, folgt aus den von Schirmer gemachten Versuchen unbestreitbar. Schirmer brachte nämlich ein Gemenge von verschiedenartig schmeckenden Stoffen (Salz, Zucker, Essig, Chinin zu je zwei) mit den einzelnen Geschmacksflächen in Berührung und konnte beobachten, dass an einzelnen Stellen die hier combinirten Geschmäcke gleichzeitig (so am arcus glossopalatinus), an anderen nacheinander auftraten (so an der Zunge und am weichen Gaumen). Zugleich konnte bemerkt werden, dass der salzige Geschmack am schnellsten zu Stande kommt, nach ihm der süsse, dann der sauere und endlich als der langsamste der bittere; das Verschwinden der Geschmäcke erfolgt nach der umgekehrten Reihe, woraus sich die Nachhaltigkeit des Nachgeschmackes des Bitteren erklärt. Dass die Dauer des Nachgeschmacks überhaupt nicht unbedeutend ist, ist schon früher gesagt worden; hier genügt es, nur noch hinzuzufügen, dass der Nachgeschmack seinen Grund nicht allein in dem thatsächlichen Verbleiben der reizenden Stoffe in den capillaren Vertiefungen der Mundschleimhaut hat, indem alsdann der Nachgeschmack nicht einer anderen Qualität als der des Grundgeschmackes sein dürfte, was thatsächlich falsch ist, indem sauer und süss schmeckende Körper nicht selten bitteren Nachgeschmack zurücklassen, sondern dass



sein Grund in der nur allmäligen Rückkehr der erregten Fasern aus dem Zustande der Erregung in den der Ruhe gelegen ist. Ist ja doch die Empfindung nur Perception der Nervenerregung und muss sonach so lange dauern als diese selbst, nicht aber so lange als die Einwirkung der Reize dauert, wie man nicht selten fälschlich erklärt hat. Die Nervenerregung hat aber ihre allmäligen Uebergänge — sie klingt aus, und eben dasselbe muss sich in der Empfindung wiederholen.

Schliesslich sind betreffs der Geschmacksempfindungen nur noch von dem Reizwerthe der „Schwelle" derselben einige Worte zu sagen; und es gilt auch hier der in Bezug auf den Schwellenwerth beim Geruche hingestellte Satz, dass dabei sowohl die Qualität als Quantität des schmeckenden Körpers in Rücksicht kommt, und daher sich der Reizwerth der Schwelle für jeden schmeckenden Körper anders gestaltet. Abermals ist es Valentin, der der Aufsuchung dieser Werthe seine Forschung zugewendet und folgende Ergebnisse erhalten hat: Rohrzucker in 2,4% Lösung gibt einen deutlich süssen Geschmack selbst dann, wenn so wenig von ihr genommen wird, dass nur 22 Mgr. Zucker darin vorhanden sind, dagegen gibt eine 1,2% Lösung selbst dann keinen deutlichen Geschmack, wenn man so viel nimmt, dass im Ganzen 240 Mgr. Zucker, also 20 cub. Centim. Lösung in den Mund eingeführt werden; Kochsalz in 213 Th. Wasser gelöst gibt einen deutlichen schwachsalzigen Geschmack, wenn man auch nur 1,5 cub. Centim. davon nimmt, dagegen in 416 Th. Wasser gelöst erregt es den Geschmack erst dann, wenn 12 cub. Centim. eingeführt werden. Schwefelsäure schmeckt, verdünnt auf 0,04% bei 1/20 cub. Centim., ziemlich stark säuerlich, auch kommt dabei schon das „Gefühl der stumpfen Zähne" zum Vorschein, sonst gibt selbst eine Lösung im Verhältniss 1 : 100.000 Wasser bei gehöriger Aufmerksamkeit einen schwach säuerlichen Geschmack. Eine Lösung vom trockenen Aloëextract in 323facher Wassermenge rief einen intensiv bitteren Geschmack hervor, wenn auch nur 1/4 cub. Centim. davon verwendet wurde; deutlich bitter schmeckt noch eine Lösung dieses Stoffes im Verhältniss von 1 : 12.500, wenn 10 cub. Centim. genommen werden und selbst bei 900.000 Verdünnung ist noch eine Spur vom bitteren Geschmacke wahrnehmbar. Basisch schwefelsaures Chinin löst sich überhaupt nur in der 740fachen Wassermenge und diese Lösung schmeckt ausnehmend bitter; 12 Mgr. in 768facher Verdünnung reichen aber schon zur Erweckung dieses Geschmacks hin, dessen Spuren selbst bei 33.000facher Verdünnung sich verfolgen lassen.

Interessant ist dabei der Umstand, dass die Intensität der Geschmacksempfindung mit der Ausdehnung des Reizes über die schmeckende Stelle sich ändert, und zwar genau nach der Analogie mit dem Hautsinne, bei dem gleichfalls Wasser derselben Temperatur schwächer warm erscheint, wenn es mit dem Finger, als wenn es mit der Hand geprüft wird. Dass dabei zugleich streng genommen auch eine Aenderung der Qualität vor sich geht, ergibt sich aus der rechten Fassung des Zusammenhangs zwischen Qualität, Intensität und Ton der Empfindung überhaupt von selbst.

Zum Schlusse erübrigten nur noch einige kleinere Bemerkungen über die Ermüdung der Geschmacksnerven bei andauerndem, qualitativ sich nicht änderndem Reize und der dadurch bedingten Steigerung der Empfänglichkeit für alle contrastirenden Reize (als eine abermalige Analogie mit dem Gesichtssinne), ferner über den Einfluss der jeweiligen Zustände der Mundschleimhaut, als Kälte und Trockenheit derselben, Zungenbeleg und Entzündung, auf die

Qualität und Intensität der zu Stande kommenden Geschmacksempfindungen; da dies indess für psychologische Zwecke minder erheblich ist, so können wir mit dem oben Gesagten die Untersuchungen über die Geruchs- und Geschmacksempfindungen abschliessen, um uns der Betrachtung der Bedingungen des Entstehens der Gehör- und Gesichtsempfindungen zuzuwenden.

d) Empfindungen des Gehörssinnes.

Anlangend die für die Entfaltung des höheren Seelenlebens wichtigen, der spec. Energie eines besonderen vom Gehirn ausgehenden Nervenpaares entsprechenden Gehörempfindungen, die um der besonderen Einrichtungsweise des Gehörorgans willen nur durch bestimmte Oscillationen elastischer Stoffe und galvanische Reize hervorgerufen werden können, müssen wir vor Allem auf die in neuester Zeit vom Helmholtz in seiner umfassenden und allerseits mit vollster Anerkennung aufgenommenen Schrift „die Tonempfindung Braunschweig 1863" aufgestellte, die gesammte ältere Anschauungsweise über das Zustandekommen der Tonempfindung vollends umgestaltende Theorie aufmerksam machen, die auch bereits von Fick in sein Lehrbuch aufgenommen ward und in dem „Bericht über die Fortschritte der Anatomie und Physiologie im Jahre 1862. Drittes Heft. Als besondere Abtheilung der Zeitschrift für rationelle Medicin, Leipzig und Heidelberg 1864" von Prof. Meissner in Göttingen eine gerechte Würdigung gefunden hat. Auch wir werden hier von der Schrift Helmholtz's ausgehen und die in ihr niedergelegten Grundgedanken entwickeln, sofern sie mit unserem, zunächst das psychologische Moment berücksichtigenden Zwecke unmittelbar zusammenhängen.
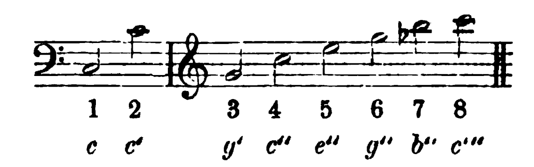
Die Gehörempfindungen, durch deren Inhalt das Bewusstsein nur ein Mehr oder Weniger der mannigfaltigen Schallarten wahrnimmt, keinesfalls aber auch unmittelbar die Richtung, Entfernung, Stärke des Schalles oder die besonderen Eigenthümlichkeiten der tönenden Körper, lassen sich, unbeschadet der ferneren qualitativen Mannigfaltigkeit der in eine Gruppe Gefassten, zunächst in zwei Classen scheiden, in die der „Klänge" und die der „Geräusche", wobei der Name „Klang" den sonst gebräuchlichen Terminus „eines musikalischen Tones" vertritt, weil der Name „Ton" für einen später zu entwickelnden viel einfacheren Begriff, der dem „Klange" selbst zu Grunde liegt, aufgespart werden muss. Forscht man zunächst im Bereiche der äusseren, die beiden Classen von Gehörempfindungen veranlassenden Reize nach dem Grunde jener Unterschiedenheit, so ergibt sich, dass die den Klang erregende Bewegung eine regelmässige periodische Oscillationsbewegung ist, während die dem Geräusche zu Grunde liegende scheinbar eine völlig regellose ist, gewiss aber keine periodische. Daher gilt der Satz: „Die Empfindung eines Klanges wird durch schnelle periodische Bewegungen der tönenden Körper hervorgebracht, die eines Geräusches durch nicht periodische Bewegungen, woraus folgt, dass derselbe Körper je nach der Art seiner Bewegung einen Klang oder nur Geräusch geben kann." Sofern man nur an solche Klänge denkt, wie sie einzeln von den musikalischen Instrumenten hervorgebracht werden, und schliesst demgemäss Zusammenklänge verschiedener Instrumente aus, so kann man drei Momente finden, durch welche Klänge unter einander unterschieden sind und zwar ihre „Stärke, Tonhöhe und Klangfarbe," wobei man unter Klangfarbe „diejenige Eigenthümlichkeit zu verstehen hat, wodurch sich der Klang der Violin von dem der Flöte oder

Clarinette oder der menschlichen Stimme unterscheidet." Diese drei Momente hängen einzeln mit den drei Momenten der Wellenbewegung zusammen und zwar die Stärke mit der Grösse der Ausweichung der schwingenden Theilchen von der Ruhelage oder mit der Amplitude, die Tonhöhe mit der Schwingungsdauer oder, was gleichbedeutend ist, mit der Schwingungszahl, indem „die Klänge desto höher sind, je grösser ihre Schwingungszahl oder je kleiner ihre Schwingungsdauer ist" und die Klangfarbe mit der Wellenform d. h. „mit der Art und Weise, wie die Bewegung innerhalb jeder einzelnen Schwingungsperiode vor sich geht" und welche bei derselben Amplitude und Schwingungsdauer doch eine äusserste Mannigfaltigkeit zeigen kann. Verglichen rücksichtlich der Stärke und Tonhöhe verhalten sich Klänge wie Quantitäten, rücksichtlich der Klangfarbe erscheinen sie schon dem gemeinen Bewusstsein als Qualitäten, obwohl der schon oben bei Gelegenheit anderer Sinne hervorgehobene Satz, dass Aenderungen in den quantitativen Momenten der Reize qualitative Aenderungen der Empfindung zur Folge haben, auch hier im vollsten Masse gilt. Der psychologische Ton der Klangempfindungen hängt ganz vorzugsweise mit der „Klangfarbe" zusammen und darf natürlicher Weise nicht mit dem ästhetischen Wohlgefallen oder Missfallen verwechselt werden, welche aus Klangverhältnissen entspringen und an das ästhetische Urtheil gebunden sind.

Bekanntlich ist ferner die zum Zustandekommen eines musikalischen Klanges erforderliche Wellenbewegung keine einfach oscillatorische Bewegung, vielmehr lässt sie sich in eine Reihe von Componenten zerlegen, welche insgesammt einfache pendelartige Schwingungen sind. Ohm und nach ihm Fourier haben diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet und auch bereits auf den Zusammenhang der so erhaltenen einfachen Bewegungen und der zu jedem Tone zugehörigen Obertöne hingewiesen, obschon die vollständige theoretische wie experimentelle Durchführung dieses Gedankens erst durch Helmholtz gegeben wurde. Ohm sprach den Satz dahin aus, dass „jede Luftbewegung, welche einer zusammengesetzten Luftmasse entspricht, in eine Summe einfacher pendelartiger Schwingungen zu zerlegen sei und jeder solchen einfachen Schwingung ein Ton entspreche, den das Ohr empfindet und dessen Tonhöhe durch die Schwingungsdauer der entsprechenden Luftbewegung bestimmt ist." Gründlicher erfasste den Gegenstand Fourier, indem er zunächst als ein mathematisches Gesetz den Satz nachwies, dass „Jede beliebige regelmässig-periodische Schwingungsform aus einer Summe von einfachen Schwingungen zusammengesetzt werden kann, deren Schwingungszahlen ein, zwei, drei u. s. w. Mal so gross sind, als die Schwingungszahl n der gegebenen Bewegung" und zwar kann diess, wie die Berechnung der Amplituden und der Phasenunterschiede d. h. der horizontalen Verschiebungen der Wellencurven gegeneinander darthut, „auch nur in einer einzigen und keiner anderen Weise geschehen." Im Allgemeinen ist die Anzahl dieser Componenten eine unendliche, doch die späteren Glieder mit den höheren Schwingungszahlen nehmen bald stark ab, so dass die Reihe im Sinne der Mathematik eine convergente ist, wesshalb bei der wirklichen numerischen Berechnung, die jedoch umständliche Anwendung des höheren Calcul's voraussetzt, nur einige wenige der ersten Glieder in Betracht kommen.

Helmholtz hat nun gezeigt, dass die musikalischen Klänge auch durch das menschliche Ohr allein in eine Reihe von Partialtönen zerlegt werden, die den einfachen pendel-

artigen Schwingungen der gegebenen Luftmasse entsprechen und zwar hört das Ohr aus dem gegebenen Klange viel leichter die „ungeradzahligen" Partialtöne heraus, als die „geradzahligen." Der zweite, vierte und achte Partialton sind höhere Octaven des Grundtons, der sechste eine höhere Octave des dritten, der Duodecim; diese zu unterscheiden erfordert schon einige Uebung. „Unter den ungeradzahligen, welche leichter zu hören sind, steht durch ihre Stärke meistens voran der dritte Ton, die Duodecim des Grundtones oder Quinte seiner ersten höheren Octave, dann folgt der fünfte Partialton als Terz und meist schon sehr schwach der siebente als kleine Septime der zweiten höheren Octave des Grundtones." Für *c* als Grundton ergibt sich somit folgende Reihe von Partialtönen:



Die Richtigkeit dieses Satzes lässt sich experimentell sehr einfach mit Hilfe des Monochords, der Violine oder des Piano darthun; indess gelingt der Versuch auch mit Blasinstrumenten, nur wird dabei das Verfahren umständlicher, weil Nebenapparate, sog. „Resonatoren" (nach Helmholtz) miterforderlich sind. Experimentirt man mit dem Piano, so wird zuvor die Taste eines der oben angegebenen Obertöne, den man eben aus dem Grundtone heraushören will, leise angeschlagen, was nur zum Zweck der leichteren Vergleichung namentlich für Ungeübte geschieht, worauf der zu analysirende Grundton selbst kräftiger angeschlagen wird, aus welchem nun selbst ein ungeübtes Ohr den Oberton deutlich herauszuhören vermag. Bei der Benützung des Monochords oder der Violin lässt man dagegen zuvor den fraglichen Oberton als Flageoletton ertönen und erzeugt nachher durch einen stärkeren Bogenstrich den gegebenen Grundton, wobei gleichfalls das obige Resultat eintritt. Wenn Blasinstrumente verwendet werden sollen, so ist wie gesagt die Sache umständlicher, und man muss zur vorläufigen Erzeugung der aus dem Grundton herauszuhörenden Obertöne „Resonatoren" benützen. Es sind diess gläserne Hohlkugeln oder Cylinder; an beiden Seiten offen und mit flaschenähnlichen Ansätzen versehen, von denen einer in den äusseren Gehörgang genau hineinpasst. Setzt man einen solchen Resonator an das Ohr, so hört man die meisten Klänge sehr gedämpft: so wie aber der Klang in der Umgebung ertönt, welchen der Resonator für sich als Pfeife angeblasen geben würde — auf den er „gestimmt" ist, so wird derselbe mit bedeutender Stärke dem Ohre zugeführt. Für Ungeübte sind die Resonatoren zur Analyse von Klängen und Klanggemischen die wirksamsten Mittel. Wird nun z. B. der auf *g'* gestimmte Resonator ans Ohr angesetzt und der Ton *c* durch ein Blasinstrument erzeugt, so hört dasselbe den Ton *g'* sehr kräftig und wird dadurch selbst auf *g'* also den 3. Oberton des *c* gestimmt. Entfernt man nun den Resonator und lässt abermals das *c* erklingen, so hört das Ohr nun nicht mehr bloss *g'*, ist aber fähig dasselbe aus der ganzen Klangmasse des *c* als Partialton herauszuhören. Natürlich müssen, um andere Partialtöne zu hören, andere Resonatoren benützt werden.

Durch diese Versuche ist nun das obige Gesetz vollends erwiesen, so dass es fest-

steht, dass das menschliche Ohr nur eine pendelartige Schwingung der Luft als einen einfachen (Elementar-) Ton empfindet und jede andere periodische Luftbewegung in eine Reihe von pendelartigen Schwingungen zerlegt und diesen entsprechend eine Reihe von Tönen empfindet. Und nun kann auch der strengere Begriff des Tons und dessen Unterschied von Klang näher bestimmt werden: die Empfindung, welche eine periodische Luftbewegung überhaupt im Ohre erregt, heisst Klang; die Empfindung, welche eine einfache pendelartige Luftbewegung erzeugt, Ton, so dass im Allgemeinen „die Empfindung eines jeden Klanges aus der Empfindung mehrerer Töne zusammengesetzt ist." — Die Frage, wie es komme, dass das gemeine Bewusstsein von diesen Zusammensetzungen und Zerlegungen der Klänge aus den elementaren Partialtönen unmittelbar nichts wisse, beantwortet Helmholtz ganz richtig durch den Hinweis auf den Unterschied zwischen Empfindung und Wahrnehmung. „Wenn wir einen gewissen Schall auffassen als den Klang einer Violin, so ist diess eine Wahrnehmung, wir schliessen auf eine Existenz eines bestimmten Tonwerkzeuges, welches derartige Klänge hervorzubringen pflegt." „Dem einzelnen Partialtone entspricht aber kein besonderer tönender Körper oder Theil eines solchen, getrennt von den übrigen Partialtönen desselben Klanges ist er nichts als ein Theil unserer Empfindung." Daher haben Partialtöne auch nur bei „wissenschaftlichen Untersuchungen über unsere Empfindungen" ein Gewicht, „beim alltäglichen Gebrauche des Ohres haben unsere Sinnesempfindungen für uns nur insoferne Werth, als wir mit ihrer Hilfe die Vorgänge der Aussenwelt ermitteln können" und dabei treten allerdings die Totalklänge in den Vordergrund und nur diesen, nicht aber auch den dieselben zusammensetzenden elementaren Bedingungen wendet sich das gemeine Bewusstsein zu. Auch ist es keine Instanz gegen das Dasein der letzteren, dass es nicht überall gleich leicht ist, dieselben mit Bestimmtheit aufzuweisen und aus ihrer Verschmelzung zum Gesammtklange herauszulösen; denn je öfter eine solche Combination gehört worden ist, desto mehr sind wir gewöhnt sie als zusammenhängendes Ganze zugleich von „bestimmter Klangfarbe" aufzufassen und desto schwieriger ist es, sie durch unmittelbare Beobachtung zu analysiren. Uebrigens kommen ähnliche Verschmelzungen mehrerer Empfindungen zu einem einfachen Ganzen bewusster Wahrnehmungen auch im Gebiete unserer übrigen Sinne vor; man denke beispielsweise nur an das körperliche Sehen oder die Continuität des Gesichtsfeldes trotz dem blinden Fleck u. a. dergl. Kurz zusammengefasst lauten nun die bisherigen Resultate also:

1. „Dass die Obertöne, welche den einfachen Schwingungen einer zusammengesetzten Luftbewegung entsprechen, empfunden werden, wenn sie auch nicht immer zur bewussten Wahrnehmung kommen.

2. Dass sie ohne andere Hilfe als eine zweckmässige Leitung der Aufmerksamkeit auch zur bewussten Wahrnehmung gebracht werden können.

3. Dass sie aber auch in dem Falle, wo sie nicht isolirt wahrgenommen werden, sondern in die ganze Klangmasse verschmelzen, doch ihre Existenz in der Empfindung erweisen, durch die Veränderung der Klangfarbe, wobei sich namentlich auch der Eindruck ihrer grösseren Tonhöhe in charakteristischer Weise dadurch äussert, dass die Klangfarbe heller und höher erscheint." Besonders interessant erweist sich Punct 3. rücksichtlich der künstlichen Erzeugung der Vocallaute, wobei indess, sowie betreffs der näheren Untersuchung der Unter-

schiede der musikalischen Klangfarbe, auf das Helmholtz'sche Werk selbst S. 109 u. ff. hingewiesen werden muss.

Offenbar bleibt nun noch die nicht minder wichtige Frage zu beantworten übrig, die nach dem „W o?" der thatsächlich erkannten Zerlegung der Klänge in Partialtöne im Ohre und den organischen Gebilden dieses Organs, welche dieselbe vermitteln. Zur Erörterung dieser Frage müsste die innere Construction und Beschaffenheit des Ohres umständlich auseinandergesetzt werden, was indess den Umfang der gegenwärtigen Abhandlung zu weit ausdehnen würde, wesshalb wir uns begnügen müssen, die Schlussergebnisse der neueren Anatomie des Ohres so kurz als möglich zusammenzufassen und namentlich nur das Eine schärfer hervorzuheben, welches der Helmholtz'schen Hypothese, als Antwort auf die eben vorgelegte Frage zu Grunde liegt. Und dieses Eine betrifft die Endigung des Hörnerven und den Zusammenhang derselben mit den sog. „Corti'schen Bögen", von denen Kölliker vermuthet, dass die Nervenenden direct in ihre Substanz übergehen, betreffs deren man aber, wenn auch diese Vermuthung sich nicht bestätigen sollte, doch soviel mit Sicherheit weiss, dass, wenn sie in Schwingung versetzt werden, die Nervenenden selbst vermöge ihrer innigen Beziehung zu denselben stets miterschüttert werden müssen. Es werden nämlich die „Enden der Hörnerven überall mit besonderen theils elastischen theils festen Hilfsapparaten verbunden gefunden, welche unter dem Einflusse äusserer Schwingungen in Mitschwingung versetzt werden können und dann wahrscheinlich die Nervenmassen erschüttern und erregen." Nun verhalten sich aber bekanntlich nicht alle Körper in Bezug auf die Vorgänge der Mitschwingung auf gleiche Weise, indem einzelne die erlangte Bewegung lange behalten, andere bald verlieren. Zwar ist es bis jetzt allerdings noch keinesfalls klar gemacht, welches bestimmte Verhalten in dieser Rücksicht die einzelnen Theile des Ohres befolgen, doch das Eine wenigstens steht fest, „dass es verschiedene Theile des Ohres sein müssen, welche durch verschiedene Töne in Schwingungen versetzt werden und Töne empfinden." Welche Theile es sind, die bei den einzelnen Tönen mitschwingen, ist nun freilich abermals noch fraglich. Das Wahrscheinlichste liegt aber in den folgenden Worten der Helmholtz'schen Hypothese ausgesprochen: „Die Hörsteinchen, in einer schleimigen Flüssigkeit suspendirt, sind wohl kaum eigentlich regelmässiger Schwingungen fähig, sondern eher geeignet, einzelnen Stössen nachzugeben und diese auf die Nerven zu übertragen. Dasselbe gilt wohl noch, wenn auch in geringerem Grade von den Härchen in den Ampullen, da Körperchen von so geringer Masse in ihrer Bewegung nicht lange beharren können. Nach ihrer ganzen Construction erscheinen vielmehr die auf der Schneckenscheidewand gelagerten Corti'schen Fasern am ehesten geeignet, selbstständige Schwingungen auszuführen." „Ferner hat es wohl eine wichtige Bedeutung für das Gehör, dass wir so verschiedenartige Endapparate an den Nerven finden. Elastische Gebilde mit starker Dämpfung werden durch kurz vorübergehende Stösse und Strömungen des Labyrinthwassers verhältnissmässig stärker erregt als durch musikalische Töne. Sie werden also namentlich der Wahrnehmung schnell vorübergehender unregelmässiger Erschütterungen, also der Empfindung der Geräusche dienen können. Dagegen werden schwächer gedämpfte elastische Körper durch einen musikalischen Ton von entsprechender Höhe viel stärker erregt, als von einzelnen Stössen. Unser Ohr ist beider Leistungen fähig und wir dürfen wohl vermuthen, dass dies auf der Existenz von verschiedenartigen Endorganen beruht, dass also die Nerven-



ausbreitungen im Vorhof und den Ampullen für die Wahrnehmung der Geräusche, die Corti'schen Fasern für die der musikalischen Töne dienen. Dann müssen wir aber auch weiter annehmen, dass die Stimmung der letzteren verschieden sei und einer regelmässigen Stufenfolge durch die musikalische Scala hindurch entspreche. Nach Kölliker sind etwa 3000 Corti'sche Fasern in der menschlichen Schnecke enthalten. Rechnen wir 200 auf die ausserhalb der in der Musik gebrauchten Gränzen liegenden Töne, deren Tonhöhe nur unvollkommen aufgefasst wird, so bleiben 2800 für die sieben Octaven der musikalischen Instrumente d. h. 400 für jede Octave, $33\frac{1}{3}$ für jeden halben Ton, jedenfalls genug, um die Unterscheidung kleinerer Theile eines halben Tones, soweit selbe möglich ist, zu erklären. Nach E. H. Weber's Untersuchungen können geübte Musiker noch einen Unterschied der Tonhöhe wahrnehmen, welcher dem Schwingungsverhältnisse 1000 zu 1001 entspricht. Das wäre etwa $\frac{1}{64}$ eines halben Tones, also eine noch kleinere Grösse, als die dem genannten Abstande der Corti'schen Fasern entsprechende. Darin liegt aber kein Hinderniss für die obige Annahme. Denn wenn ein Ton angegeben wird, dessen Höhe zwischen der von zwei benachbarten Corti'schen Fasern liegt, so wird er beide in Mitschwingungen versetzen, diejenige aber stärker, deren eigenem Tone er näher liegt. Es wird also schliesslich nur von der Feinheit abhängen, mit welcher die Erregungsstärke der beiden entsprechenden Nervenfasern verglichen werden kann, wie klein die Abstufungen der Tonhöhe in dem Intervalle zweier Fasern sein dürfen, die wir noch von einander unterscheiden können. Ebendaher erklärt es sich, dass bei continuirlich steigender Höhe des äusseren Tones auch unsere Empfindung sich continuirlich verändert und nicht stufenweise springt, wie es der Fall sein müsste, wenn immer nur je eine Corti'sche Faser in Mitschwingungen versetzt würde; wobei nur nicht ausser Acht gelassen werden darf, dass mit den letzteren Fragen schon das rein psychologische Gebiet betreten wird, worin nicht mehr rein physikalische, sondern psycho-physische Gesetze gelten.

Ist die entwickelte Hypothese richtig, so müssen, „wenn ein einfacher Ton dem Ohre zugeführt wird, diejenigen Corti'schen Fasern, die mit ihm ganz oder nahehin im Einklang sind, stark erregt werden, alle anderen aber schwach oder gar nicht. Es wird also jeder einfache Ton von bestimmter Höhe nur durch gewisse Nervenfaser empfunden werden und verschieden hohe Töne werden verschiedene Nervenfaser erregen. Wenn ein zusammengesetzter Klang oder ein Accord dem Ohre zugeleitet wird, so werden alle diejenigen elastischen Gebilde erregt werden, deren Tonhöhe den verschiedenen in der Klangmasse enthaltenen einzelnen Tönen entspricht und bei gehörig gerichteter Aufmerksamkeit werden also auch alle die einzelnen Empfindungen der einzelnen einfachen Töne einzeln wahrgenommen werden können. Der Accord wird in seine einzelnen Klänge, der Klang in seine einzelnen harmonischen Töne zerlegt werden müssen.“ Daraus folgt nun ferner, dass, sowie die Empfindung verschiedener Tonhöhen als eine Empfindung mittelst verschiedener Nervenfasern aufzufassen ist, die Empfindung der Klangfarbe darauf werde beruhen müssen, „dass ein Klang ausser den seinem Grundtone entsprechenden Corti'schen Fasern noch eine Anzahl anderer in Bewegung setzt, also in mehreren verschiedenen Gruppen von Nervenfasern Empfindungen erregt.“ Helmholtz erinnert hier an die von Johannes Müller zuerst aufgestellte und schon oben besprochene Lehre von den specifischen Sinnesenergien und sieht mit Recht in seiner Theorie nur eine in's Detail gehende Entwickelung des jener zu Grunde liegenden Hauptgedankens.

Einer solchen Entfaltung konnte man schon im Gebiete des Gefühls- und Geschmacksinnes begegnen und ein Aehnliches werden wir auch beim Gesichtssinne antreffen, wesshalb wir eine umständlichere Parallelisirung der Sinne in dieser Rücksicht an den Schluss der Abhandlung verlegen müssen.

Die ferneren Entwicklungen Helmholtz's über die sog. „Combinationstöne," „Schwebungen," den Grund der „Consonanz und Dissonanz" zweier Töne, sowie der „Accorde" dürfen trotz ihrem bedeutenden Interesse einerseits für die Physik, andererseits für die Aesthetik der Tonkunst, für welche letztere sie im eigentlichsten Sinne des Wortes grundlegend sind, in der gegenwärtigen Abhandlung, die zunächst der Beleuchtung des Zustandekommens der Sinnesempfindung selbst gewidmet ist, natürlich nur berührt werden. „Combinationstöne" wurden zuerst von dem deutschen Organisten Sorge 1740 entdeckt, etwas später jedoch allgemein bekannt geworden, obwohl zum Theil mit irrigen Angaben über ihre Höhe, durch den italienischen Violinisten Tartini, wesshalb man sie auch die „Tartini'schen" zu nennen pflegte. Man hört sie bekanntlich, wenn zwei musikalische Töne von verschiedener Höhe gleichzeitig kräftig und gleichmässig anhaltend dem Ohre geboten werden. „Die Höhe der Combinationstöne ist im Allgemeinen verschieden sowohl von der der primären Töne, als auch von der ihrer harmonischen Obertöne." Sie zerfallen in zwei Classen. Die erste, von Sorge und Tartini entdeckte Classe nennt Helmholtz „Differenztöne," weil „ihre Schwingungszahlen gleich sind den Differenzen zwischen den Schwingungszahlen der primären Töne;" die zweite Classe aber „Summationstöne," die von ihm selbst erst neu entdeckt wurden und deren Schwingungszahlen gleichkommen der Summe der Schwingungszahlen der primären Töne. Bei einem zusammengesetzten Klange können sowohl die Grundtöne als auch ihre Obertöne mit einander sowohl Summationstöne als Differenztöne geben, so dass die Zahl der zum Vorschein kommenden Combinationstöne sehr bedeutend sein kann. Indess werden im Allgemeinen die Differenztöne stärker und leichter wahrgenommen als die Summationstöne, ebenso geben die stärkeren primären Töne die stärksten Combinationstöne; „ja die Combinationstöne wachsen sogar in einem viel stärkeren Verhältnisse als die primären Töne und nehmen auch schneller ab, als diese." Während man rücksichtlich der Differenztöne Combinationstöne der ersten, zweiten u. s. w. Ordnung, d. h. Combinationstöne der primären Töne, ferner der primären Töne und ihres Differenztones u. s. w. zu unterscheiden hat, wird in der Regel von den Summationstönen nur der erste stark genug gehört, dagegen die folgenden der Tonhöhe nach immer höheren gewöhnlich so schwach, dass sie nicht mehr deutlich unterschieden werden.

Die Combinationstöne, von denen man, wie gesagt, bis auf die neueste Zeit bloss die ersten Differenztöne gekannt hat, wurden fälschlich für rein subjective Töne gehalten, als entständen sie erst im Ohre selbst, und man vermengte sie auf diese Art mit den „Schwellungen," welche je zwei zusammenklingende Töne von wenig verschiedener Tonhöhe zu geben pflegen, indem man glaubte, dass die einzelnen Schwellungen der Tonstärke, wofern sie nur schnell genug auf einander folgten, gerade so wie es sonst die nacheinander folgenden Luftstösse thun, neue Empfindungen erzeugen könnten. Helmholtz hatte nicht bloss darauf aufmerksam gemacht, dass diese Ansicht nur die Differenztöne aber keineswegs auch die unläugbar vorliegenden Summationstöne zu erklären fähig wäre, sondern zugleich gezeigt, dass

unter Umständen thatsächlich die Combinationstöne als „objectiv existirend" nachweisbar sind, deren Vorhandensein übrigens auch die theoretische Analyse mit Nothwendigkeit fordert. „Wenn nämlich irgendwo die Schwingungen der Luft oder eines anderen elastischen Körpers, der von beiden primären Tönen gleichzeitig in Bewegung gesetzt wird, so heftig werden, dass die Schwingungen nicht mehr als unendlich klein betrachtet werden können, da müssen, wie die mathematische Theorie nachweist, solche Schwingungen der Luft entstehen, deren Tonhöhe den Combinationstönen entspricht." Dieser Satz, mathematisch und experimentell nachgewiesen, lässt natürlich über die objective Existenz der sonst für subjectiv gehaltenen Combinationstöne keinen Zweifel übrig.

Dem Wesen nach verschieden von den Combinationstönen sind die „Schwebungen," denn wenn „bei jenen die Addition der Schwingungen in den schwingenden elastischen Körpern entweder ausserhalb oder innerhalb des Ohres Störungen erleidet, während das Ohr die ihm schliesslich zugeleitete Bewegung nach dem gewöhnlichen Gesetze in einfache Töne zerlegt," so folgen „bei den Schwebungen im Gegentheil die objectiven Bewegungen der elastischen Körper dem einfachen Gesetze, aber die Addition der Empfindungen findet nicht ungestört statt." Solange nämlich mehrere Töne in das Ohr fallen, deren Tonhöhen hinreichend verschieden von einander sind, können auch die Empfindungen derselben im Ohre ganz ungestört neben einander bestehen, weil dadurch wahrscheinlich ganz verschiedene Nervenfasern afficirt werden, aber Töne von gleicher oder nahe gleicher Tonhöhe, welche nahe dieselben Fasern afficiren, geben nicht einfach die Summe der Empfindungen, die jeder einzelne für sich geben würde, sondern es treten neue eigenthümliche von der Interferenz herrührende Erscheinungen ein, die Helmholtz, wofern sie sich nur auf zwei nahe gleiche Töne beziehen, Schwebungen nennt. Gesetzt nun, man hätte zwei nahezu gleiche Töne d. h. solche, welche benachbarte Corti'sche Fasern erregen, die Schwingungszahl des einen wäre m, die des andern n; dann wird „es sich $(m—n)$mal in der Secunde treffen, dass die mit beiden Tönen mitschwingenden Corti'schen Fasern von beiden in demselben Sinne maximal bewegt werden. Diese Fasern werden also während der Secunde nicht in lauter gleichen Excursionen schwingen, sondern die Excursionen werden abwechselnd grösser und kleiner; $(m—n)$mal erreichen sie nahezu die Grösse der Summe der beiden Excursionen, welche die beiden Töne einzeln hervorbringen und $(n—m)$mal sinken sie nahezu auf die Differenz dieser beiden Werthe, welche unter Umständen natürlich auch Null sein kann." Man erhält $(m—n)$ Schläge und ebenso viel Remissionen und das Ohr wird sonach, wenn $(m—n)$ nicht sehr gross ist, einen den $(m—n)$ stärkeren Schlägen entsprechenden „knarrenden" Ton (wobei Helmholtz auf den Buchstaben R erinnert) zu hören bekommen.

Diesen, dem Wesen und Entstehen nach vom Combinationston völlig unterschiedenen Ton kann man nun füglich den „schwebenden" nennen. Zugleich ist die Lehre von den Schwebungen für den Psychologen desshalb interessant, weil sie einen Massstab für die zeitliche Feinheit der Unterscheidung nacheinander folgender Tonstösse bietet. Es hat sich nämlich gezeigt, dass das Ohr bis 132 Schwebungen in der Secunde als eben so viele getrennte Stösse aufzufassen fähig ist, erst darüber hinaus hört das Rauhe und Knarrende des Tones auf und verwandelt sich derselbe in ein fliessendes Continuum. Es ist dies der Fall beim Zusammentönen von h''' und c'''', bei denen $m = 1980$ und $n = 2112$ beträgt, dagegen hat

man bei *H* und *C*, wo $m = 61,875$ und $n = 66$ nur $4\frac{1}{8}$ Schwebungen. Am unangenehmsten wirkt die Rauhigkeit bei 30—40 Schwebungen. Offenbar erscheint hier das Ohr betreffs dieser Unterscheidung des Intermittirens viel empfindlicher als das Auge, bei welchem 132 nacheinander folgende Funken in der Secunde nicht mehr den Eindruck des Flimmerns, sondern einer continuirlichen Lichterscheinung erzeugen würden.

Gleichwohl wäre es fälschlich die durch Schwebungen veranlasste Rauhigkeit des Zusammenklanges einzig und allein von der absoluten Differenz der Schwingungszahlen beider Klänge herzuleiten, da vielmehr als ein zweiter Factor auch die Grösse der Intervalle der beiden zusammenklingenden Töne mitwirkt. So sollten z. B., wenn lediglich die besagte Differenz entscheiden würde, der Halbton *h' c''*; die Ganztöne *c' d'* und *d' e'*; die kleine Terz *e g*; die grosse Terz *c e*; die Quarte *G c*; und die Quinte *C G*, weil ihnen insgesammt die gleiche Anzahl von 33 Schwebungen entspricht, einen gleich rauhen Zusammenklang geben, was jedoch bekanntlich keineswegs der Fall ist, indem nach der Höhe hin dieselben Intervalle minder rauh, nach der Tiefe aber rauher werden. Helmholtz zeigt, dass hier eine doppelte Annahme möglich sei, erstlich „dass die Dämpfung der höher klingenden Corti'schen Faser geringer sei, als der tiefern" oder zweitens: „dass die Unterscheidung schneller Schwebungen in der Empfindung auf Schwierigkeiten stosse" und obwohl er „noch keinen Weg" sieht, zwischen diesen Annahmen zu entscheiden, glaubt er doch für die erstere sich erklären zu dürfen.

Mit der Lehre von den Schwebungen hängt endlich die von der Consonanz und Dissonanz zusammen. Wenn nämlich „zwei musikalische Töne neben einander erklingen, so ergeben sich im Allgemeinen Störungen ihres Zusammenklingens durch die Schwebungen, welche ihre Partial-(Ober)-töne mit einander hervorbringen, so dass ein grösserer oder kleinerer Theil der Klangmasse in getrennte Tonstösse zerfällt und der Zusammenklang rauh wird", woraus das Verhältniss der Dissonanz folgt. Aber „es gibt gewisse bestimmte Verhältnisse zwischen den Schwingungszahlen, bei denen eine Ausnahme von dieser Regel eintritt, wo entweder gar keine Schwebungen sich bilden, oder diese Schwebungen so schwach in das Ohr fallen, dass sie keine unangenehme Störung des Zusammenklanges veranlassen," die Obertöne der beiden Klänge fallen nahezu in eins zusammen — Verhältnisse der Consonanz. Die eingehende für die Aesthetik der Tonkunst massgebende Untersuchung lehrt, dass es nur folgende consonirende Intervalle gibt:

1. Octave	1 : 2,
2. Duodecime	1 : 3,
3. Quinte	2 : 3,
4. Quarte	3 : 4,
5. Grosse Sexte . . .	3 : 5,
6. Grosse Terz	4 : 5,
7. Kleine Terz	5 : 6,

und zwar scheiden sich alle diese Consonanzen *a)* in absolute, wozu die Octave, Duodecim und Doppeloctave, *b)* in vollkommene, wozu die Quinte und Quarte; *c)* in mittlere, wozu die grosse Sexte und grosse Terz, und endlich *d)* in unvollkommene, wozu die kleine Terz und kleine Sexte zu rechnen ist. — Die Anwendung der

Consonanzverhältnisse auf consonirende Accorde, als Zusammenklänge von mehr als zwei Tönen ist offenbar eine sehr leichte. Damit ein Accord consonant sei, muss jeder Ton desselben mit jedem andern consonant sein und dies für drei Töne durchgeführt lehrt, dass es innerhalb des Umfangs einer Octave nur sechs consonirende Accorde geben könne, nämlich:

1. C E G	4. C Es G,
2. C F A	5. C F As,
3. C Es As	6. C F A.

wovon die drei ersten die „fundamentalen," die drei andern „abgeleitete" Accorde heissen.

Man kann nun den Abschnitt über die Tonempfindungen mit der Hinweisung auf die bis jetzt obwaltende Unbestimmtheit betreffs der Schwingungszahl der tiefsten vom Ohre schon als solche aufgefassten Töne beschliessen, die sich darin äussert, dass die hierüber angestellten Bestimmungen zwischen 8 und 30 ganzen Schwingungen für die Secunde variiren. Die Zahl 8 rührt von Savart her, scheint aber nicht ganz verlässlich zu sein, wie überhaupt bei allen hieher gehörigen Versuchen die Nothwendigkeit sehr kräftiger Schläge der Feinheit der Unterscheidung Schwierigkeiten in den Weg stellt.

Den Klängen, als den durch regelmässige periodische Oscillationsbewegungen entstehenden Gehörempfindungen, stehen die Geräusche gegenüber, deren objectiver Grund in irregulären Erschütterungen der sie erzeugenden, gewöhnlich nur sehr unvollkommen elastischen Körper gelegen ist. Einfach sind jedoch Geräusche eben so wenig, oder besser gesagt, noch weniger als Klänge; vielmehr scheint es ausgemacht zu sein, dass sie wie jene auf der Gleichzeitigkeit des Tönens mehrerer elementaren Töne beruhen, deren Natur, Zahl und Stärke aber eine Consonanz im Sinne eines einheitlichen musikalischen Klanges nicht zulässt. Doch selbst musikalische Klänge können nicht nur, sondern bilden thatsächlich nicht selten Bestandtheile der Geräusche und man ist mit Hilfe von Resonatoren auch im Stande, dieselben aus der gesammten Geräuschmasse zu isoliren und dem Ohre isolirt vernehmbar zu machen. Man kann daraus entnehmen, dass der physikalische Unterschied zwischen Geräusch und Klang lediglich in der Wellenform gelegen zu sein scheint (wenn es erlaubt ist sich dieses Ausdruckes auch für die irregulären Erschütterungen bei den Geräuschen zu bedienen), welche selbst durch die Art und Weise der Zusammensetzung der Gesammtbewegung aus den einzelnen componirenden elementaren Bewegungsformen bedingt ist.

Physiologisch genommen hat man den Beobachtungen Max Schultze's zufolge den Ort der Erregung der Geräusche im Vorhofe des inneren Ohres und in den Ampullen zu suchen, in denen man Endigungen von Nervenfasern antrifft, deren haarförmige Endgebilde eine derartige Regellosigkeit zeigen, dass sie unmöglich regelmässiger periodischer Mitschwingungen fähig sein können, wie sie zum Zustandekommen von musikalischen Klängen nöthig sind und für die man als geeignete Organe die Corti'schen Fasern kennen gelernt hat. Indess muss zugleich zugestanden werden, dass hiebei nicht nur noch manche Dunkelheiten bestehen, die aufzuhellen der gegenwärtige Stand der Wissenschaft nicht vermag, sondern auch dass es ihrer betreffs der detailirten Erklärung des Zustandekommens der Geräusche viel mehr gibt, als es in Bezug auf die Klangempfindungen der Fall war. Einen Vorzug besitzt jedoch die entwickelte Theorie unbestreitbar, den der Befolgung eines einheitlichen Princips bei der Aufhellung des Gesammtinbegriffs aller Gehörempfindungen, indem sie jede derselben aus elementaren Empfindun-

gen einzelner Partien der Gehörnervenfaser zusammensetzt, die selbst unter einander lediglich durch den Einfluss der verschiedenartig beschaffenen Endgebilde und ihrer Fähigkeit für regelmässige periodische Mitschwingungen oder blosse Erschütterungen unterschieden sind. Die eigenartige Natur der einzelnen, ihre Zahl und verhältnissmässige Stärke bestimmen in der Zusammenfassung der gleichzeitig vorhandenen sowohl die Qualität als Intensität sowie auch den psychologischen Ton der zusammengesetzten Gehör- sei sie Klang- oder Geräuschempfindung. Die Analogie des Grundgedankens dieser Theorie mit dem der Meissner-Fick'schen, deren Auseinandersetzung bei Gelegenheit der Besprechung der Empfindungen des Gefühlssinnes gegeben wurde, springt so sehr in die Augen, dass sie kaum erst eigens hervorgehoben werden muss. Nicht ohne Interesse ist dabei auch der Umstand, dass bereits Herbart, allerdings von einem mehr allgemein-speculativen als empirisch-forschenden Gesichtspunkte eine dem Helmholtz'schen Gedanken verwandte Ansicht über den physiologischen Grund der Entstehung der einzelnen musikalischen Tonempfindungen aussprach, indem er darauf hinwies, dass innerhalb der Verzweigung des Gehörnerven einzelne Partien werden unterschieden werden müssen, die um ihrer specifischen Beschaffenheit willen, gerade nur einen bestimmten Ton zu vermitteln geeignet sind, so dass beim Anschlagen einer Schallwelle an das Gehörorgan nicht der ganze Nerv, sondern stets nur eine Partie seiner Endigung zur Erregung gelangt. Obschon sich später Männer, wie J. Müller auf Grund seiner Theorie von den specifischen Energien der Sinnesnerven, ferner Oerstedt und in neuerer Zeit auch Lotze für die grosse Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht ausgesprochen haben, blieb sie dennoch grösstentheils unbeachtet bei Seite liegen, zumal Harless in seinem Artikel über das Gehör in Wagner's physiol. H. W. die entgegengesetzte Ansicht aufgestellt und scharfsinnig vertheidigt hat. Ihm zufolge werden durch jede das Ohr treffende Schallwelle alle im Gehörorgan befindlichen Nervenfasern zugleich erregt und erscheinen alle insgesammt jedweder Schallempfindung dienstbar: wäre dem nicht so, so müssten, wie Harless meint, pathologische Erfahrungen schon längst gelehrt haben, dass die Perceptionsfähigkeit für einzelne Töne verloren gehen kann, doch eine derartige partielle Tontaubheit analog der sog. Farbenblindheit beim Auge hätte man eben nie Gelegenheit gehabt zu beobachten. Es lässt sich nicht läugnen, dass diese Einwendung nicht ohne Gewicht ist; gleichwohl ist es aber klar, dass aus dem angeführten Mangel von derartigen Beobachtungen die Unmöglichkeit des von Herbart vermutheten Thatbestandes nicht folge, wenn es auch ein entscheidendes Argument für Herbart wäre, wenn sich derartige Beobachtungen hätten anführen lassen. Gegenwärtig kann man dafür halten, dass durch die fleissigen Untersuchungen Helmholtz's der ganze Streit in den Bereich der Geschichte der physiologisch-psychologischen Wissenschaften verwiesen worden sei.

Dass man endlich durch das Gehör nur ein Mehr oder Weniger Schall percipirt, keinesfalls aber zugleich die Richtung und Entfernung, woher er, und die Stärke, mit welcher er ankömmt, sondern dass dieses Alles auf Inductionsschlüssen, gegründet auf wiederholter Erfahrung, beruhe, ist bereits oben gesagt worden, hier genügt es nur noch Erwähnung zu thun des Einflusses und der Mitwirkung der übrigen Sinne, namentlich des Gesichts zur Bestimmung der genannten Momente. Um dies einzusehen, braucht man nur einerseits daran zu denken, wie schwer es uns wird, in einem dunklen Raume eine uns unbekannte Schallempfindung gehörig zu projiciren, wofern uns nicht das Auge, spähend nach dem muthmasslichen Gegenstand,

dessen Erschütterung in Folge bereits gemachter Erfahrungen als Grund derselben gelten könnte, behilflich ist, andererseits aber die vielen Täuschungen in Erwägung zu ziehen, denen das Ohr in dieser Rücksicht z. B. bei der Bauchrednerei unterliegt. Interessante Beobachtungen über diesen Punct berichtet auch Ed. Weber. Taucht man nämlich den Kopf vollends in's Wasser und erregt in demselben einen Schall, so percipirt nicht nur, sondern projicirt auch das Ohr ziemlich richtig denselben solange, als nicht Wasser in den Gehörgang so tief eingedrungen ist, dass es das Trommelfell berührte; erfolgt dies jedoch, so wird alsogleich der Sitz des Schalles aus dem Wasser in den eigenen Kopf verlegt. Eine andere Beobachtung lehrt, dass man die Richtung des von vorn ankommenden Schalles zum Schein umkehren kann, wenn man die Hände platt an die Ohrmuscheln drückt und durch dieselben gewissermassen die Muscheln ersetzt. Wie leicht ferner Schallreflexe täuschen, ist eine bekannte Thatsache.

Eine häufig behandelte Controverse bildet ferner der Umstand, ob der Zustand der absoluten Ruhe des Gehörnerven eine eigene Empfindung liefert oder nicht. Harless verneinte die Frage vollends: nach ihm hören wir überhaupt etwas oder wir hören überhaupt nicht; eine Analogie mit dem Gesichte, welches den Zustand des nichterregten Nerven als Schwarz percipirt, finde hier nicht Statt. Tourtual dagegen behauptete, auch die Todtenstille sei eine eigene Empfindung. Wir sind der Meinung, dass man hier voreilig den Fragepunkt verrückt hatte, indem man nicht hätte fragen sollen, ob der Zustand des nichterregten Gehör- oder Gesichtsnerven als eigenartige Empfindung percipirt werde, sondern vorerst fragen sollte, ob es überhaupt je möglich ist, dass der Nerv im Zustande völliger Ruhe sich befinde? Die sorgfältige Erwägung aller äusseren wie inneren Bedingungen des Lebensprocesses der Nerven hätte sodann gelehrt, dass ein derartiger Zustand absoluten Nichterregtseins gar nie eintreten könne — schwach, äusserst schwach vielleicht kann die Erregung zu bestimmten Zeiten sein, je gänzlich fehlen wird sie aber schwerlich.

Vom rein psychologischen Standpunkte hat man endlich den zeitlichen Charakter des Gehörsinnes hervorzuheben, der ihm gemeinschaftlich mit dem Geruchssinne zukömmt und durch den sie beide als Sinne der Succession sich vom Geschmack und Gesicht als Sinnen der Coëxistenz scheiden, wenn gleich zwischen beiden erstgenannten trotzdem in mancher Rücksicht sehr bedeutende Unterschiede obwalten, so z. B. rücksichtlich der Dauer der Nachempfindung, die beim Geruche sehr gering, beim Gehör aber ziemlich bedeutend ist. In anderer Hinsicht stimmen dagegen beide wieder ziemlich überein; die Organe beider sind unbeweglich und offen, und beiden strömt der erregende Reiz so zu sagen von allen Seiten zu, während die Organe des Geschmacks und des Gesichts zwar Beweglichkeit besitzen, aber (und dies gilt namentlich vom Gesichte) in der Perception des Reizes an bestimmte Richtungen, denen sie sich zuwenden müssen, gebunden erscheinen. Des Ferneren ist zu erwähnen der gleichfalls beim Geruche vorhandenen leichten Ermüdung des Gehörs beim eintönigen Reize der alsbald gar nicht gehört wird, sowie der lebhaften Empfänglichkeit für wechselnde Reize oder wenigstens Grade derselben. Ein plötzlich eintretendes selbst unbeträchtliches Geräusch zieht die Aufmerksamkeit an sich, dagegen wird man auf den Taktschlag der Uhr erst dann aufmerksam, wenn die Uhr stehen bleibt u. s. w. Nicht minder bemerkenswerth ist die psychische Stärke und Ueberzeugungskraft der Gehörempfindungen, die im Allgemeinen kaum etwas jener der Gesichtsempfindungen nachgibt, in einzelnen Fällen selbst dieselbe übertrifft

(das lebendige Wort und der todte Buchstabe). Endlich hätte man überhaupt über den Vorrang des Ohrs, durch das nach Oken's Wort „die Welt in den Menschen eindringt", vor dem Auge, durch das „er in die Welt eindringt" oder über den Vorrang dieses über jenes zu sprechen; doch ist einerseits schon aus diesen Worten Oken's klar, wie sehr es Noth thue, dass dem Menschen beide Sinne gleichmässig zu Gebote stehen, andererseits ist hierüber bereits so oft abgehandelt worden, dass man alle die letztgenannten Puncte als die bekannteren voraussetzen darf, ohne nöthig zu haben, sie detailirt zu besprechen. Wir wenden uns sonach unmittelbar der Betrachtung der letzten Gruppe der Sinnesempfindungen, den des Gesichtssinnes zu.

e) Empfindungen des Gesichtssinnes.

Uebergehend zu einer gründlicheren Darlegung der neueren psychophysischen Forschungen betreffs des Gesichtssinnes müssen wir neben anderen vorzugsweise die Arbeiten Wundt's und Aubert's (die Netzhaut), Young's, Maxwell's, Helmholtz's, Cornelius's und Čermák's hervorheben, die sich würdig an die älteren Purkyně's u. A. anschliessen, und durch welche das Verhältniss der psycho-physischen Function des Auges nach den verschiedensten Richtungen hin gefördert wurde. Der nächste dabei zu besprechende Punct betrifft die Natur der dem Gesicht „adäquaten Reize." Es wurde schon oben bemerkt, dass unter gewöhnlichen Umständen des normalen Lebens das „objective Licht" als eine besondere oscillatorische Bewegung in der Reihe der hier möglichen Reize voransteht, nur erstreckt sich seine lebendige Wirksamkeit nicht auf die Nervenfaser „in ihrem Verlaufe," sondern auf deren „Endigung" in der sog. Stäbchenschicht. Indess ist auch der mechanische und der galvanische ein wirksamer Reiz für den Gesichtsnerven; ausgeschlossen dagegen wegen der besonderen Lagerung des Nervens mitten im Augapfel ist das Anbringen der thermischen und chemischen Reize. Viel Interessantes bietet der mechanische Reiz, der durch Druck auf den Augapfel sehr leicht bewerkstelligt werden kann. Es ist dabei ein Doppeltes möglich, je nachdem der Druck sehr heftig und schnell als ein gewaltsamer Stoss wirkt und dabei das ganze Auge in Erschütterung geräth oder als ein mässiger und auf eine bestimmte Stelle localisirter Druck auftritt, wie etwa wenn man mit einer stumpfen Holzspitze das Auge oben oder unten, rechts oder links nicht übermässig stark drückt. Im ersten Falle gewahrt man eine blitzähnliche Lichterscheinung, die das ganze Sehfeld erfüllt, die aber doch nicht an allen Stellen gleich intensiv ist: man hat starke, helle Blitze in einem erleuchteten Felde, eine sonst leicht erklärliche Erscheinung; denn es werden gewiss in einem solchen Falle zwar alle Nervenfasern erschüttert, indess die so zu sagen vom Stosse unmittelbar getroffenen in einem viel höheren Grade. Im letztern Falle zeigt sich, wenn das Druckbild im dunklen Gesichtsfelde also bei geschlossenen Augen erzeugt wurde, meist eine aus drei concentrischen Ringen zusammengesetzte Figur, die abwechselnd hell und dunkel erscheinen. Ist aber objectives Licht auf der Retina vorhanden, so erscheint das Druckbild im Ganzen dunkel auf hellem Grunde, jedoch mit bedeutenden Unterschieden der Helligkeit und Farbe, woraus folgt, dass die gedrückte Stelle der Retina für objectives Licht weniger empfindlich ist, als andere Stellen. Zu den durch mechanischen Reiz erzeugten Gesichtsempfindungen gehören ferner auch die „Accommodationsphosphen" (Purkyně's) d. h. blitzähnliche Erscheinungen ähnlich

einem ringförmigen in sich selbst zurücklaufenden schmalen Feuersaume, die zum Vorschein kommen, wenn man bei vollkommen dunklem Gesichtsfelde das Auge für eine möglichst geringe Nähe anstrengend accommodirt hat und plötzlich mit der Anstrengung nachlässt, wobei, wie Čermák meint, durch die rasche Rückkehr des gewöhnlichen Spannungsgrades der Zonula Zinnii eine Zerrung der ora serrata retinæ und damit eine Reizung der zunächst gelegenen nervösen Elemente eintreten muss. Dass ferner zu den durch mechanische Reize veranlassten Gesichtsempfindungen auch die durch Blutcongestionen nach dem Kopfe erzeugten zu rechnen sind, versteht sich wohl von selbst; dagegen müssen Gesichtserscheinungen in Folge der Einverleibung gewisser Stoffe dem Blute z. B. gewisser narkotischen Stoffe, schwach wirkender Gifte u. dgl. nach Abrechnung des durch die Phantasie selbst in solchen Fällen nicht selten bedingten Antheils, auf Rechnung der „chemischen“ Reizung gesetzt werden. Aeusserst empfindlich ist der Gesichtsnerv gegen electrische (galvanische) Erregung; ein ausserordentlich schwacher Strom bewirkt schon eine Lichtempfindung, welche sowohl beim Schliessen als beim Oeffnen desselben und zwar über das ganze Gesichtsfeld ausgedehnt wahrgenommen wird. Zugleich erweist sich der Schliessungsblitz stärker als der Oeffnungsblitz, wenn der Strom den Nerven in „aufsteigender Richtung“ durchströmt, während das umgekehrte Verhältniss bei „absteigender Richtung“ eintritt. Wenn stärkere Ströme wirken, so hat man auch während der Dauer des Stromes Lichterscheinungen, wohl wegen der nie völlig gleichmässigen Stärke desselben — und zwar ist die Erscheinung bei aufsteigender Stromrichtung nicht bloss heller, sondern zugleich weisslich-violetter Färbung, bei absteigender dagegen dunkler und gelblich gefärbt. (Man wird dabei unwillkürlich an die gewöhnlichen Farbenunterschiede des sog. positiven und negativen Funkens erinnert.) Schliesslich unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die Retina niemals im Zustande völliger Ruhe sich befindet — es gibt eben so wenig ein absolutes Schwarz, als eine absolute Todesstille — indem auch abgesehen von allen äusseren Reizungen doch zu jeder Zeit die, wenn auch schwachen, inneren von den organischen Aenderungen im Blutlaufe, der Nerven- und Muskelspannung u. a. herrührenden Reizungen vorhanden sind. Auch die Erfahrung spricht dafür, indem man beim vollständigen Absein aller äusseren Reize das Gesichtsfeld doch nie vollends dunkel erhalten kann, sondern lichtere Stellen darin unterscheidet, welche obendrein vom Moment zu Moment ihre Stelle und Form ändern, zum Beweis, dass die von Innen stammende Erregung der einzelnen Nervenfasern vom Augenblick zu Augenblick ihre Grösse ändert.

Die Gesichtsempfindung selbst zeigt eine sehr reiche Mannigfaltigkeit der Qualität dar, denn psychologisch gefasst erhält man qualitative Unterschiede, wo das gemeine Bewusstsein, wenig darauf bedacht, dass uns die Empfindung näher liegt, als der sie veranlassende Reiz, nur quantitative Abstufungen wahrzunehmen glaubt. Ein sog. stärker und schwächer beleuchtetes Roth, ferner ein gesättigtes und ein verdünntes, erregen nicht bloss der Stärke, sondern dem Inhalt nach eigenthümliche, von einander unterschiedene Empfindungen und es gehört bereits eine bis zur Abstraction und Schlussbildung fortgeschrittene Entwicklung dazu, um trotz der Eigenartigkeit beider Empfindungen dasselbe qualitative reale Etwas, nur mit verschiedener Stärke einwirkend, als veranlassenden Grund derselben anzusehen. Dieser Mannigfaltigkeit unbeschadet lassen sich indess die hieher gehörigen Empfindungen doch scheiden *a)* in reine Lichtempfindungen, deren Qualitäten Bezug

haben auf blosses Hell und Dunkel und *b)* in Farbenempfindungen, wobei die fernere Frage nach den sog. einfachen und Mischfarben sich einstellt. Von der Bedeutung der Gesichtsempfindungen für die weitere Entwicklung des psychologischen Lebens und für die Aesthetik konnte an dieser Stelle nicht umständlich gesprochen werden und es musste die Bemerkung genügen, dass die Gesichtsempfindungen psychologisch genommen sämmtliche übrigen Sinnesempfindungen durch ihre Eindringlichkeit (wobei sie nur von der Tastempfindung übertroffen werden), Stärke und Klarheit, sowie die Deutlichkeit ihrer Complexe übertreffen. „In den Gesammtvorstellungen, durch welche der Mensch im normalen Zustande die Aussendinge auffasst, geben die Gesichtsempfindungen gleichsam den Stamm und Kern ab, an den die übrigen Sinnesempfindungen sich anschliessen: wir stellen uns andere Menschen vorzüglich durch ihre äussere Gestalt vor, wir träumen und deliriren vorherrschend in Gesichtsbildern." (Volkmann S. 63.) Die Wissenschaft, wie die Kunst (selbst die Plastik) stellen sich zunächst in ein inniges Verhältniss zum Auge. Aesthetisch gefasst bilden die Gesichtsempfindungen ihren Qualitäten nach eine „feste Stufenleiter von Gegensatzgraden" und sind obschon nicht selten betont, doch wegen der hier am leichtesten durchführbaren Abscheidung des Tons vom Inhalt der Empfindung ganz vorzugsweise geeignet Verhältnisse einzugehen, die dem willenlosen „Geschmacksurtheil" unterworfen sind. Der Streit um den Vorrang zwischen Aug' und Ohr löst sich aber im Ganzen trotz der vielen eigenthümlichen Vorzüge des Ohres vor dem Auge (Musik und Lautsprache) doch zum Vortheil des letzteren auf.

Bekanntlich unterliegt es keinem Zweifel, dass die Farbenempfindung der sog. weissen Lichtempfindung gegenüber die einfachere ist, eine Bemerkung, die eine Analogie der Helmholtz'schen „Partialtöne" und der hieraus resultirenden „Klänge" im Gebiete der Gesichtsempfindungen finden lässt. Zwar ist es seit Newton's Zeiten ein sehr beliebt gewordener Gegenstand, Farben und Töne mit einander zu vergleichen, nach Analogie der letzteren nicht bloss von Farbenconsonanzen, Dissonanzen und Accorden zu sprechen, sondern zugleich wo möglich dieselben Verhältnisse, welche für Tonconsonanzen und Tonaccorde gelten, auch hieher übertragen zu wollen (hat ja Newton selbst der Octave zu lieb das Blau des Spectrums in ein Hell- und Dunkelblau unterschieden), doch in dieser letztern Hinsicht wollte und wird wohl die Auffindung der ersehnten Analogie nie völlig gelingen. Fick hat S. 282. diesen Gegenstand erschöpfend behandelt und ist zu dem Resultate gelangt, dass die Farbenscala keineswegs analog der Tonscala (vom Ende des sichtbaren Roth bis zum noch sichtbaren Ultraviolett) fortschreitet, sondern „dass für eine und dieselbe Aenderung der Schwingungszahl, welche z. B. einer halben Tonstufe entspricht, der Farbeneindruck sich an beiden Enden des Spectrums nur sehr wenig, in der Mitte (wo die grünen Nuancen liegen) sehr bedeutend ändert. Eine Spur von Analogie zwischen den Klang- und Farbenempfindungen liesse sich allenfalls darin erkennen, dass diejenigen Oscillationen, welche ungefähr doppelt so oft in der Secunde geschehen als die rothen (Verhältniss der Octave), wieder einen ähnlichen Eindruck hervorbringen als jene — das Violett." „Besonders bemerkenswerth ist, dass man jedenfalls zwischen den Empfindungen Violett und Roth einen stetigen Uebergang machen kann, ohne die zwischenliegenden Farben des Spectrums Blau, Grün u. s. w. zu durchlaufen." Dass dies jedoch zur Durchführung einer vollständigen Analogie nicht genügt, ist an sich klar. Anders verhält es sich mit der früher berührten Analogie der einfachen Farbenempfindung mit



der einfachen Tonempfindung und deren Zusammensetzung zu Licht- und Klangempfindungen, die trotzdem beide dem gemeinen Bewusstsein als einfache gelten; nur darf die Schwierigkeit nicht übersehen werden, der man begegnet, wenn man es unternimmt, die Reihe der thatsächlich einfachen Farbenqualitäten zu bestimmen, die eben den durch einfache pendelartige Schwingungen erzeugten Elementarempfindungen des Gehörs zur Seite stehen. Denn es ist ohne Zweifel richtig, dass die Zahl unserer Empfindungen von Farbentönen, Farbenintensitäten und Farbennuancen geradezu unbegränzt ist und es wirklich zunächst „Sache der Willkür" ist, welche von ihnen man als „Grundempfindungen", Empfindungen der „Principalfarben", wie Aubert sie nennt, bezeichnen will. Man weiss zwar, dass die langsamsten Oscillationen, welche überhaupt noch den Sehnerven erregen können, nämlich 481 Bill. in der Secunde, den Eindruck des Rothen, die rascheren etwa 563 Bill. in der Secunde den des Gelben und die mit 764 Bill. in der Secunde den des Violetten hervorbringen; aber ebenso gewiss ist es, dass diese Zahlen nur für eine bestimmte Sorte des Roth, Gelb und Violett gelten und dass jeder Stelle im Spectrum eine andere Schwingungszahl entspricht. Es mag nun unbestreitbar sein, dass das Auge selbst nicht alle diese unendlich geringen Uebergänge zu unterscheiden vermag, aber gewiss ist es doch, dass die Zahl der für dasselbe unterscheidbaren trotz dieser Begränztheit noch immer eine völlig unbestimmbare ist. Ueberdiess lehrt die Physik stets neue Mittel kennen, die die Reihe der qualitativ unterschiedenen Farbenempfindungen nur noch zahlreicher erscheinen lassen. Man denke an die Erscheinungen der Fluorescenz und die damit zusammenhängende Entdeckung der sog. ultravioletten, bekanntlich chemisch wirksamsten Strahlen, die aber auch dem Gesichtssinn zugänglich gemacht werden können, wenn sie nur genug concentrirt auffallen, um von den Medien des Auges nicht vollends absorbirt zu werden. Der Eindruck ist der eines „weisslichen Indigoblau", das sog. „Lavendelgrau"; indess ist dies nicht das reine Ergebniss der Einwirkung der ultravioletten Strahlen, weil die Netzhaut selbst die Eigenschaft der Fluorescenz besitzt und vom ultravioletten Lichte getroffen, Strahlen aussendet, welche einen „grünlich weissen" Eindruck geben. Der reine Effect müsste eine Nuance des Violett sein, wofür zugleich der Umstand spricht, dass Violett mit jenem „grünlich weiss" gemischt thatsächlich eine dem erwähnten Lavendelgrau ähnliche Nuance gibt. Ultrarothe Strahlen, deren Vorhandensein gleichfalls unbestreitbar ist — es sind bekanntlich die stärksten thermischen Strahlen darunter — können dem Auge nicht ersichtlich gemacht werden, so dass es den Anschein hat, dass 481 Bill. Oscillationen in der Secunde das Minimum ist, das eben noch im Stande ist, die Retina im Sinne eines Farbeneindruckes zu erregen — eine Art Schwelle für Farbenempfindungen.

Der eben besprochenen Mannigfaltigkeit der Farbenempfindungen unbeschadet, die in's Unendliche zu wachsen scheint, wenn man zugleich auf die künstlich zu erzeugenden „Mischfarben" Rücksicht nimmt, obwohl auch hier der ihre Zahl in der Empfindung beschränkende Satz gilt, „dass die über alles Mass unendliche Mannigfaltigkeit gemischter Strahlungen zwar eine unendliche Mannigfaltigkeit von neuen qualitativen Lichtempfindungen erregt, aber diese Mannigfaltigkeit doch unendlich viel kleiner ist, als die Mannigfaltigkeit der entsprechenden physikalischen Vorgänge", kann man dennoch von „Grund-" oder „Principalfarben" sprechen, insofern sich nämlich „alle" Farben, auch Weiss eingerechnet, durch drei Farben und zwar Roth, Grün, Blau oder, wie Andere die Sache ansehen, durch Roth, Grün, Violett erzeugen

lassen. Diese letztere Thatsache führte zu der sinnreichen physiologischen Hypothese Young's, welche in neuerer Zeit an Maxwell und Helmholtz warme Anhänger und Fortbildner gefunden hat. Ihr zufolge „kann jedes lichtempfindende Element der Netzhaut in drei von einander unabhängige Erregungszustände gerathen, welche drei verschiedenen Empfindungsqualitäten entsprechen. Jeder für sich ist stetiger Steigerung der Stärke von Null an fähig und jeder dieser Zustände unterliegt für sich unabhängig von den anderen der Ermüdung. Man könnte sich allenfalls diese Erregungszustände vorstellen unter dem Bilde von Oscillationen nach drei aufeinander senkrechten Richtungen. Young dachte ursprünglich an drei getrennte Theile, aus welchen jedes empfindende Element zusammengesetzt wäre. Wenn auch gegenwärtig die Anatomie für eine solche Annahme keine Anhaltspunkte bietet, so hat sie doch an sich nichts Widersinniges und kann wenigstens der Vereinfachung der Ausdrucksweise wegen festgehalten werden. Im lichtempfindenden Apparate hätte man sonach an jeder Stelle dreierlei nervöse Elemente zu denken, deren jedes in einer besonderen Beziehung zum Bewusstsein steht oder mit einer besonderen specifischen Energie begabt ist; doch stimmen alle diese besonderen Energien darin überein, dass sie sämmtlich die „Natur des Hellen, des Lichtes" besitzen. Keine von ihnen kann uns jemals in vollkommener Reinheit zum Bewusstsein gelangen, weil alle Reize, insbesondere jede Art des objectiven Lichtreizes, alle drei Fasergattungen des Sehnerven, wenn auch in verschiedenem Grade ansprechen. Die vorwiegende Erregung der Fasern erster Art gibt den Eindruck des Roth, eine ebensolche der Fasern zweiter Gattung den Eindruck des Grün und endlich die überwiegende Erregung der dritten Gattung den Eindruck des Blau oder, wie es Helmholtz und Aubert annimmt, des Violett. Nur muss festgehalten werden, dass uns das eigentliche Roth, Grün, Blau oder Violett, als Empfindungen, die durch blosse Erregung der einen, ihnen zugehörigen Gattung von Fasern zu Stande kämen, für immer unbekannt bleibt, weil eben bei jedem objectiven Lichtreize sämmtliche Fasern erregt werden und dadurch nicht bloss der eigenthümlichen homogenen unbekannten Qualität der Principalfarbe ein Quantum von Weiss, sondern auch gewöhnlich ein Quantum einer zweiten Principalfarbe beigemischt wird, so dass wir nur Töne und Nuancen der Principalfarben wahrnehmen, nie aber sie selbst, ihrer vollständigen Reinheit nach. Der Eindruck des Weissen ergibt sich nämlich stets dann, wenn sämmtliche Fasergattungen gleichzeitig und gleich stark erregt werden, wogegen bei ungleichmässiger gleichzeitiger Erregung stets eine Mischfarbe nothwendig zum Vorschein kommen muss. Denkt man sich nun, der Erregungsgrad der roth-, grün- und blauempfindenden Elemente einer Netzhautstelle in einem bestimmten Momente sei der Reihe nach durch die Zahlen m, n, p gegeben, wobei: $m > n > p$ sein mag, so ist klar, dass von dem n und m, jedes einzeln genommen, ein Quantum gleich p mit dem p selbst zusammengefasst eine gleich starke Erregung aller nervösen Elemente der Netzhaut bewirkt, daher diese Quanta der Reize zusammen den Eindruck des Weiss erzeugen. Von m und n verbleiben nun als weiter wirkende Quanta nur $m-p$ und $n-p$, wobei noch immer $m-p > n-p$ sein wird, und man könnte vielleicht den Verhalt, um ihn anschaulicher zu machen, mittelst ungleich langer Geraden darstellen, wie es Fick wirklich thut. Der Erfolg liegt nun offen da; es werden die rothempfindenden Fasern stärker gereizt als die grünempfindenden und weil beide Reizungen in der Empfindung in Eins verschmelzen, erhält man eine Mischfarbe von verschiedenem Ton, je nach dem wirklichen Werthe des Verhält-

nisses zwischen $m-p$ und $n-p$. Der Gesammteffect der Reizung aller 3 Fasergattungen im Verhältnisse von $m : n : p$ ist sonach eine aus Roth und Grün im Verhältniss von $m-p$ zu $n-p$ gemischte Tonart, der überdiess eine Menge Weiss (nach Massgabe des p) beigemischt ist. Wirkliche Versuche bestätigen diese Theorie in der überraschendsten Weise, zugleich lassen sich auf Grund derselben sämmtliche hieher gehörige Erscheinungen auf eine sehr einfache Art als ein übersichtliches zusammenhängendes Ganze fassen.

So erklärt sich hieraus ungezwungen sowohl die Thatsache der Complementärfarben, deren es unzählige Paare geben muss, als auch die gewiss sehr interessante Erscheinung, dass „homogenes Licht, wenn es in blendender Stärke wirkt, den Eindruck von Weiss macht," sowie auch die besonders von Brücke sorgfältig beobachtete Erscheinung des „Abklingens" der Farben im Auge. Erstere beruhen auf der Ergänzung der ungleichen Intensitäten der Erregung der einzelnen Fasergattungen zu einer für alle gleichen Grösse, beim Einwirken eines zusammengesetzten Eindrucks; so wäre z. B. im obigen Falle, wo die Intensität der Erregung durch $m > n > p$ gegeben war und wodurch eine Mischfarbe mit vorwiegendem Roth zu Stande kam, zur Erzeugung des Weiss eine solche Erregung nothwendig, durch welche die rothen, grünen und blauen Fasern der Reihe nach im Verhältnisse x, y, z erregt werden, wobei $m + x = n + y = p + z = k$ sein müsste, also nicht bloss $x < y < z$, sondern zugleich im bestimmten Verhältnisse zu k. Untersucht man das Resultat der Einwirkung dieses zweiten Eindruckes für sich allein, so findet man eine Empfindung von Blaugrün, als die zu der obigen complementäre. Die andere Erscheinung beruht darauf, „dass die Erregung jedes Nervenelements eine Gränze hat, die bei unbegränzter Steigerung des objectiven Reizes nicht überschritten werden kann." Wächst nun die Intensität des objectiven Reizes wirklich auch, nachdem jenes Maximum für eine Sorte der Fasern erreicht worden ist, noch weiter fort, so werden nun nur noch die Erregungen der beiden andern Fasergattungen zunehmen können und auf diese Art die Erregungen aller Fasern allmälig der Grösse nach einander naherücken, was zur Folge den Eindruck eines mehr oder weniger reinen Weiss haben muss, welches hier durch eine homogene Farbengattung erzeugt wurde, die aber freilich von äusserst starker Intensität und Helligkeit sein musste. Die dritte Erscheinung endlich deutet darauf hin, dass „die drei Fasergattungen" in verschiedenem Grade träge sind und in verschiedenem Grade ermüden, so dass für jede ein besonderes Gesetz des Abklingens der Erregung gilt. Sehr auffallend stellt sich die Sache dar beim Abklingen eines weissen Nachbildes bei völlig ausgeruhter Retina, auf die man nur durch kurze Zeit hindurch einen intensiven Lichtreiz wirken liess, sie aber alsbald durch Schliessung der Augen und aufgelegtes schwarzes Tuch, mehrere Lagen stark, vor der ferneren Einwirkung des Reizes geschützt hat. „Die Farbe des an Helligkeit rasch abnehmenden Nachbildes geht alsdann durch blaugrüne Töne ins Blau und weiterhin in Violett, Purpur und Roth über." (Purpur bedeutet bekanntlich die Uebergangsfarbe von Violett zum Roth und schliesst das sonst lineare Spectrum zu einem Farbenkreise ab.) Hieran schliesst sich noch ein weiteres Stadium, wo das äusserst schwach gewordene Nachbild gelblich und grünlich erscheint; doch dieses letztere Stadium ist eine nur secundäre Erscheinung, wogegen das erstere uns erkennen lässt, dass unter allen Fasern am raschesten die Grünempfindenden aus dem Zustande der Erregung in den des Nichterregtseins zurückkehren, minder rasch die blauempfindenden und am langsamsten die rothempfindenden.

Es liegt nun nahe zu vermuthen, dass ein ähnliches Verhältniss beim „Anklingen" der Farbenempfindung werde stattfinden müssen d. h. dass nicht allen der genannten Fasern gleich viel Zeit der Einwirkung des Reizes genügt, um sie in den Erregungszustand zu versetzen; doch hat man über diesen Gegenstand nur sehr dürftige Untersuchungen angestellt, und muss sich da vornehmlich auf Analogien berufen, die freilich im reichen Masse vorliegen. Nur Fick hat directe Versuche über diesen Gegenstand vorgenommen, doch gesteht er selbst, dass seine „in dieser Richtung angestellten Versuche viel zu wenig zahlreich sind, als dass er die auf sie gegründeten Bemerkungen für wohlbegründete Behauptungen ausgeben könnte." Er gebrauchte dazu schwarze Röhren, durch die er in einen möglichst dunklen Raum (einen tiefen, innen geschwärzten Kasten) längere Zeit hinsah — waren alle Verhältnisse richtig getroffen, so war das Loch des Rohres von der dunklen Umgebung nicht zu unterscheiden. Darauf wurden grau bemalte Papierscheiben an der Oeffnung des Rohrs rasch vorüberbewegt und der Beobachter hatte zu entscheiden, welche heller und welche dunkler war — je kürzer die Zeit der Einwirkung war, desto häufiger stellte sich ein falsches Urtheil ein, zum Beweis, dass die Nervenfasern nicht bloss eine bestimmte Zeit von Nöthen haben, um aus dem Zustande des Erregtsein in den der Ruhe zurückzukehren, sondern auch dazu, um aus dieser in jenen überzugehen. Ein Gleiches fand beim Gebrauche farbiger Scheiben statt, wobei besonders regelmässig beobachtet wurde, „dass Roth bei momentaner Betrachtung gelblich erscheint, und Blau grünlich", woraus zu folgern wäre, dass vom Augenblicke des beginnenden Reizes die Erregung der rothempfindenden und der blauempfindenden Fasern langsamer wächst, als die der grünempfindenden. — Offenbar erklärt sich aus denselben Principien nicht bloss das Zustandekommen des „Nachbildes" überhaupt, sondern auch die complementäre Farbe desselben selbst bei einwirkendem weissen Lichte („positives" und „negatives" Nachbild); denn „erregt das primäre Licht die drei Fasergattungen in ungleichem Masse, so bleibt in derjenigen, welche stärker erregt wurde, auch ein grösserer Rest, sie wird aber auch stärker ermüdet als die schwächer angesprochene." Dasselbe Gesetz gilt auch für Hell und Dunkel überhaupt, worauf schon Göthe aufmerksam gemacht hat und dadurch zu erklären versuchte, dass die Retina stets mit „voller Energie zu reagiren" strebe. Natürlich hängt damit auch der sog. „successive Contrast" d. h. „die gegenseitige Hebung verschiedener Farben, welche nacheinander mit denselben Netzhautstellen wahrgenommen werden", und ebenso der „simultane Contrast" als die gegenseitige Hebung wie man sagt „gleichzeitiger" Farbenempfindungen zusammen, nur dass beim letzteren der Grund nur dann physiologisch ist, wenn die „Fixationsrichtung unvermerkt schwankt und folglich abwechselnd dieselben Netzhauttheile die verschiedenen Farbeneindrücke empfangen," wogegen, wenn bei fester Lage der genannten Richtung ein Farbeneindruck den andern hebt, ohne dass der eine auch nur einen Augenblick auf den andern Netzhauttheil gewirkt hat, ein rein psychologisches Moment vorliegt. Beiderlei hat für die Aesthetik der Malerkunst seine nicht unwichtige Bedeutung.

Noch eine Erscheinung hat Maxwell mit der Young'schen Theorie in Verbindung gebracht, die Fick für die „mächtigste Stütze" derselben hält, Aubert jedoch, wie es scheint, nicht ganz mit Unrecht „überhaupt für nicht geeignet erklärt, um für oder wider die Young'sche Theorie benutzt zu werden" — die Erscheinung der sog. Farbenblindheit, die sich vornehmlich auf das Rothsehen zu erstrecken pflegt, indem meist Roth mit Grün verwechselt



wird. *) Maxwell's Untersuchungen mit dem Farbenkreisel schienen thatsächlich in 2 ihm zugänglichen Fällen den Mangel der die längsten Wellen leitenden Fasern zu bestätigen, denn es wurde gefunden, dass:

15 Theile Gelb + 11 Blau + 74 Schwarz = 100 Roth und

86 Roth + 14 Gelb = 40 Grün + 60 Schwarz

empfunden wurden (wobei die Theile nach Graden der betreffenden Sectoren des Farbenkreisels bestimmt wurden), so dass ein sehr dunkles Blaugrün denselben Eindruck gab, wie volles Roth und ein gelblich Roth dieselbe Empfindung bewirkte, wie ein dunkles Grün. Maxwell construirte ferner auf Grund dieser Gleichungen das zugehörige Farbendreieck und erhielt in demselben für Roth einen Punkt, welcher der Empfindung des Schwarz entspricht. Da nun dieselben Gleichungen auch für das 2. Individuum sich vollends bestätigten und die beabsichtigte Annahme alle Erscheinungen der gewöhnlichen Form der Farbenblindheit zu erklären schien, so stellte Maxwell die Behauptung fest, dass den Farbenblinden die rothleitenden Fasern fehlen. Rose und Aubert machten unabhängig von ihm weitere Untersuchungen über diesen Gegenstand und erhielten in manchen Puncten von Maxwell abweichende Resultate, worauf Rose eine Widerlegung der Young'schen Theorie gründen wollte, Aubert aber ganz richtig anerkennt, dass die Erscheinung der Farbenblindheit hier weder pro noch contra massgebend sei, „weil zu viele Möglichkeiten in der Veränderung der Fasern denkbar sind, welche dem Zustandekommen einer Empfindung Hindernisse bereiten können.“ Man kann dabei auch darauf aufmerksam machen, dass selbst solche Fälle beobachtet werden, wo temporär alle Unterscheidbarkeit für Farben verloren ging, und farbige Bilder für Lithographien angesehen wurden, wovon der Grund nur in einer zeitweisen gleichmässigen Abstumpfung aller Nervenfasern liegen kann und es wäre nicht unmöglich, dass eine mehr oder weniger starke paralytische Störung, wie sie ja bei allen Theilen des Nervensystems möglich ist, das vielleicht bleibende Hinderniss des Zustandekommens der bleibend gefälschten Farbenempfindung abgebe.

Nach dieser Darlegung und der Hinweisung auf die nahehin volle Parallelität der Young'schen Farbentheorie und der Helmholtz'schen Theorie der Tonempfindung erübrigt noch ein fernerer Punkt, nämlich die Besprechung des „Schwellenwerthes“ bei den Gesichtsempfindungen. Die „Lichtschwelle“ muss offenbar von einer doppelten Seite in Betracht gezogen werden und zwar *a)* als „Reizschwelle“, worunter man den kleinsten für das Zustandekommen einer Lichtempfindung schon hinreichenden Werth des Reizes versteht, und *b)* als „Unterschiedsschwelle“ d. h. als derjenige kleinstmögliche Zuwachs des Reizes, der schon einen Unterschied in der Empfindung herbeizuführen fähig ist. Dabei ist aber nicht ausser Acht zu lassen, dass

*) Nach einer Berechnung der „Popular Science Review“ ist dieser Mangel viel häufiger als man vermuthen würde: unter 15 Personen ist durchschnittlich Eine farbenblind. Dr. Wilson untersuchte im J. 1852—53 an 1154 Personen und fand, dass unter 18 eine farbenblind war, und zwar vermengte:

1 unter 55 roth mit grün
1 „ 60 braun „ grün
1 „ 6 blau „ grün.

Prof. Siebeck fand in den Mittelschulen Berlins unter 40 Stud. 5 farbenblind und Prevost stellt 1 : 20 als das durchschnittliche Verhältniss der Farbenblindheit auf.

weiterhin sowohl die Reiz- als die Unterschiedsschwelle (Ausdrücke, die von Fechner herrühren) einerseits auf die sog. „Lichtempfindung", durch welche bloss Helle und Dunkel wahrgenommen wird, und andererseits auf die „Farbenempfindungen" nicht nur Anwendung gestatten, sondern wofern der Gegenstand erschöpfend durchforscht sein sollte, angewendet werden müssten, in welcher Rücksicht besonders die bereits erwähnte Schrift Aubert's „die Netzhaut 1. Hälfte" und Fechner's Psychophysik Verdienstliches geleistet haben. Bei der Farbenempfindung selbst wird die Schwellenbestimmung überdies noch verwickelter dadurch, dass hier der „Farbenton" (abhängig von der Wellenlänge der Aetherschwingungen oder der Mischungsverhältnisse der Pigmente), die „Farbennuance" (auch „Sättigungsgrad", abhängig von dem Verhältniss des beigemischten Weiss oder Schwarz) und endlich die „Farbenintensität" oder nach Helmholtz die „Lichtstärke" der Farbe als neue Factoren auftreten. Am vollständigsten hat alle hieher einschlägigen Fragen durch neuangestellte Versuche und Vergleichung der Ergebnisse derselben mit den Resultaten Anderer Aubert beantwortet, und man kann auf Grund jener Untersuchungen gestützt darüber folgende Daten anführen:

a) Zunächst hat sich der schon oben berührte Satz bestätigt gefunden, dass selbst im absolut finstern Raume das Gesichtsfeld nie vollends lichtlos oder schwarz ist, und wurde zugleich ein neuer gewonnen, der die Grösse und Geschwindigkeit der „Adaptation" der Netzhaut angibt, d. h. der Anbequemung derselben sehr geringen Lichtintensitäten bei längerem Aufenthalte in nahezu vollends dunklen Räumen. Im Allgemeinen gilt nämlich der Satz, dass die Empfindlichkeit für Licht im Anfange des Aufenthaltes sehr schnell, allmälig aber immer langsamer zunimmt und zwar im Anfange binnen nur $^1/_4$ Secunde ebensoviel, als nach Aufenthalt von $^1/_4$ Stunde in einer Stunde. Aubert's Auge wurde bei 30 Min. Aufenthalt im Dunklen durch Adaptation 36mal empfindlicher als beim Eintreten.

b) Für die kleinste, eben noch merkliche Erhellung des dunklen Gesichtsfeldes wäre eine Beleuchtung erforderlich, die der Beleuchtung einer weissen Fläche durch das Licht der Venus bei ihrem grössten Glanze oder durch ein quadratisches Stück weissen Himmels von 41 Secunden Seite gleichkäme. Zugleich folgt aus den in Bezug auf diesen Punkt gemachten Versuchen, deren Data sonach photometrisch auf die Intensität der Beleuchtung durch das Venuslicht zurückgeführt wurden, dass die Helligkeit einer kleinen Fläche beträchtlich grösser sein muss, um eben wahrgenommen zu werden, als die Helligkeit des Gesammtgesichtsfeldes. Gesichtswinkel und Beleuchtungsgrösse stehen hier in einem umgekehrten Verhältniss.

c) Rücksichtlich der Unterschiedsschwelle will Aubert aus zahlreichen unter mannigfachen Umständen angestellten Versuchen folgern, dass „eine Unterschiedsconstante", wie sie Fechner angenommen hat, nicht existire, so dass, die Richtigkeit der Aubert'schen Untersuchungen vorausgesetzt, für Lichtempfindungen das im Anfange diese Abhandlung entwickelte psycho-physische Gesetz nicht ganz giltig wäre; nur innerhalb sehr beschränkter Gränzen soll sich hier dieses Gesetz empirisch bestätigt haben. Dagegen stellt Aubert als Ergebniss seiner Untersuchungen folgende Sätze hin:

1. Die Empfindlichkeit für Lichtunterschiede hängt ab von der absoluten Helligkeit der Objecte und von der absoluten Empfindlichkeit (Adaptationszustand) der Netzhaut ab.

2. Die Empfindlichkeit für Lichtunterschiede erreicht ein Maximum und zwar (für Aubert's Augen) bei einer Helligkeit, welche etwas geringer ist, als die des diffusen Tages-

lichtes. Helligkeiten, die um $\frac{1}{186}$ von einander verschieden sind, konnten noch unterschieden werden. (Maxwell's weisse Drehscheibe mit einem schmalen schwarzen Sector.)

3. Von diesem Maximum an nimmt die Unterschiedsempfindlichkeit stetig ab, sowohl bei Abnahme als bei Zunahme der absoluten Helligkeit.

d) Bei der Farbenempfindung forschte man vorerst nach der kleinstmöglichen Ausdehnung einer farbigen Fläche, die eben schon als farbig empfunden werden sollte. Aubert und neuestens v. Wittich stellten Massbestimmungen über diesen Punkt an, die ziemlich gleiche Resultate boten, und zwar gibt v. Wittich die Grösse der entsprechenden Gesichtswinkel folgendermassen an:

Bei dauernder Beleuchtung:

	Auf schwarzem Grunde	Auf weissem Grunde
Roth	1′ 10″	1′ 50″
Gelb	1′ 20″	2′ 40″
Grün	2′ 15″	1′ 40″
Blau	3′ 40″	2′ 40″
Violett	5′ 10″	5′

Doch gesteht Aubert selbst, dass eine exacte Bestimmung des Gesichtswinkels, unter welchem die Farben schon empfunden werden können, überhaupt unausführbar ist, zumal dabei nicht bloss der Contrast der Farbe gegen die Umgebung, sondern auch ihr Ton, ihre Nuance und ihre Qualität in Betracht zu ziehen wäre. Beim „indirecten" Sehen ergeben sich überdiess noch weitere umändernde Verhältnisse, und zwar:

1. erscheinen farbige Objecte indirect unter gewissen Gesichtswinkeln gesehen farblos und zwar auf weissem Grunde dunkel, auf schwarzem Grunde hell; zugleich zeigt sich eine allmälige Aenderung der Farbennuance bei Fortwachsen der Entfernung von der Fixationsrichtung. Schon Purkyně hat (Beiträge II. S. 15 u. ff.) darauf bezügliche Versuche, namentlich mit Zinnober auf weissem Grunde angestellt und Aubert dieselben vervollständigt.

2. Je kleiner die farbigen Objecte sind, in um so geringerer Entfernung von der Fixationsrichtung erscheinen sie farblos.

3. Ueberdiess ist dabei Contrast und Helligkeit der Farben sowie auch die sehr ungleichmässige Empfindlichkeit der einzelnen Netzhautpartien für Farben vom wesentlichen, doch noch nicht genau ermittelten Einflusse.

e) Aus physikalischen Gründen ist es begreiflich, wesshalb die Abnahme der Beleuchtungsintensität analoge Erscheinungen zu Stande bringt, wie indirectes Sehen. Auch bei sehr verminderter Intensität der Beleuchtung erschienen nämlich Pigmente farblos und unterscheiden sich von der Umgebung nur noch durch grössere oder geringere Helligkeit; und zwar zeigen verschiedene Pigmente unter ganz gleichen Umständen verschiedene Helligkeit, so dass man dieselben nach ihrem Helligkeitsgrade ordnen könnte. Auf schwarzem Grunde war die Reihe von den dunkelst erscheinenden zum hellsten: roth, orange und dunkelgrün, blau und grau, grün und hellblau, rosa und gelb, weiss. Im Allgemeinen werden die Farben der untern Seite des Spectrums bei geringer Beleuchtungsintensität leichter erkannt, als die der oberen Seite. Zugleich verändern auch die Pigmente bei abnehmender Beleuchtung sowohl ihren Ton als ihre Nuance. Ebenso ist dabei überall die Farbe der Umgebung von Einfluss.

f) Sehr interessant sind die Untersuchungen über die Gränzen der Empfindlichkeit für Farbennuancen, Farbentöne und Farbenintensität. Maxwell wie Aubert wählten dazu sog. Masson'sche Scheiben, weisse und schwarze Pappenscheiben, an denen ein schmaler, nur 1° breiter farbiger Streifen befestigt ist, der nun beim raschen Umdrehen einer der Scheiben einen farbigen Kranz von geringer Intensität erzeugt. Zu weiteren Zwecken ist die Scheibe in der Richtung eines Halbmessers durchschnitten, so dass eine ihr untergelegte weisse oder schwarze, ebenso durchschlitzte Scheibe theilweise über sie geschoben werden kann, wodurch ermöglicht wird, dass man den Einfluss der Verdünnung der Farbennuance des Kranzes durch beigemischtes Weiss, oder dessen Verdunklung durch beigemischtes Schwarz prüfen kann. Dieselbe Grundscheibe, nur anders und anders gefärbt, kann begreiflicher Weise auch zur Untersuchung des Zustandekommens von Mischfarben und des Prüfens der Unterscheidungsfähigkeit zweier Farbennuancen von einander benützt werden, wie es denn auch bei den genannten Untersuchungen der Fall war. Die Resultate sprechen einerseits für die äusserst feine Empfindlichkeit des Auges für Farbennuancen und Farbentöne, andererseits aber lehren sie, dass wir nicht im Stande sind, aus der blossen Empfindung einer Farbe zu erkennen, welche Farben objectiv vorhanden sind. Die Gränze der Empfindlichkeit selbst für eine Farbe wird erreicht, wenn dieselbe mit 120 bis 180 Theilen Weiss gemischt wird, so dass man hier so ziemlich derselben Gränze begegnet, wie bei der Wahrnehmung von Helligkeitsdifferenzen. Andererseits aber reicht ein Zusatz von bloss $\frac{1}{360}$ Weiss zu einem intensiv gefärbten Pigmente hin, um eine sehr deutliche und auffallende Veränderung in der Nuance der Farbe zu erzeugen, so dass der zugehörige Schwellenwerth weit unter $\frac{1}{360}$ liegen muss. Die Berechnung der bezüglichen Verhältnisszahlen erfolgt in allen diesen Fällen, wo Masson'sche Scheiben angewandt werden, nach der Formel:

$$V = \frac{(x + 1)\,P + [360 - (x + 1)]\,W}{x\,P + (360 - x)\,W}.$$

Für roth war x = 235,
„ orange „ x = 310,
„ blau „ x = 185,

wobei P den Namen des angewendeten Pigments, W weiss und x die Zahl der Grade des farbigen untergeschobenen Sectors bedeutet. Der Einser im Zähler rührt von dem 1° schmalen ursprünglichen Pigmentstreifen her, dessen Hinzutreten zu dem durch den Nenner angegebenen Sachverhalt geprüft werden soll. Die Formel erfährt eine Umänderung, wenn man den Einfluss von Schwarz und Weiss auf 1° Pigment untersucht und lautet alsdann:

$$V = \frac{1^0\,P + [360 - (x + 1)]\,\text{Schwarz} + x\,\text{Weiss}}{(360 - x)\,\text{Schwarz} + x\,\text{Weiss}}$$ für schwarzen Grund, dem man x^0 Weiss

und $$V = \frac{1^0\,P + x\,\text{Schwarz} + [360 - (x + 1)]\,\text{Weiss}}{x\,\text{Schwarz} + (360 - x)\,\text{Weiss}}$$ für weissen Grund, dem man x^0 Schwarz beigemischt hat. Für den ersten Fall ergab sich

für orange x = 105,
„ roth x = 38,
„ blau x = 29;

für den letzteren:

für orange x = 265,
„ roth x = 200,
„ blau x = 270.

g) Noch sind einige Worte über die Mischfarben und das Verhältniss ihrer Componenten zu sagen, sowie über das Verschmelzen gewisser Farben in bestimmten Verhältnissen genommen zum weissen Lichteindruck. Abermals sind es Helmholtz und Maxwell, von denen sorgfältige vergleichende Versuche auch in dieser Rücksicht angestellt wurden und deren Ergebnisse Aubert, folgend der Methode Maxwell's, einer neuerlichen Prüfung unterworfen hat und bestätigt fand. Die Methode Helmholtz's unterschied sich aber von der Maxwell's dadurch, dass der Erstere die homogenen Farben des Spectrums selbst mischte; und zwar war sein ziemlich einfacher, aber sehr sinnreich construirter Apparat (beschrieben in seiner physiologischen Optik S. 303) so beschaffen, dass Strahlenbündel zwischen je zwei der grösseren Frauenhofer'schen Linien gelegen, isolirt gemischt werden konnten und überdies in verschiedenen beliebig gewählten Verhältnissen. Maxwell dagegen benutzte zu seinen Untersuchungen den Farbenkreisel und bewirkte durch entsprechendes Ineinanderlegen und gegenseitiges Verschieben der durchschlitzten farbigen Scheiben jedes beliebige Mischungsverhältniss je zwei oder je drei beliebig gewählter Pigmente. Zugleich war es möglich bei entsprechender Wahl von grösseren und kleineren Scheiben die Mischungsfarben von je zwei oder drei Pigmenten oder zwei, drei bestimmter Pigmente mit dem Grau zu vergleichen, welches durch Umdrehen einer kleineren weissen Scheibe entstand, über welche theilweise eine schwarze geschoben wurde. Obschon es sich nicht läugnen lässt, dass die Maxwell'sche Methode eine viel grössere Bequemlichkeit bietet, als die bei weitem umständlichere Helmholtz's, so ist andererseits doch ausgemacht und aus leicht begreiflichen Gründen ersichtlich, dass die letztere „immer als die werthvollste und zuverlässigste wird angesehen werden müssen.“ Beide Methoden lassen indess eine dritte zu, welche die Vortheile beider bis zu einem gewissen Grade in sich vereinigt. Helmholtz untersuchte nämlich bestimmte Pigmente in Rücksicht ihres vollständigen oder nur theilweisen Entsprechens den homogenen prismatischen Farben und es ist klar, dass wofern etwelche von ihnen als genaue Repräsentanten der homogenen Farben befunden würden, die Maxwell'sche Methode unter Benützung dieser Pigmente der Genauigkeit der Helmholtz'schen gleichkommen müsste. Es ergab sich nun, dass man allerdings annäherungsweise solche Repräsentanten finden könne, doch immer nur annäherungsweise, weil sich's bei der Zerlegung des von den Pigmenten reflectirten Lichtstrahles mit Hilfe des Prisma gezeigt hat, dass stets neben der eigentlichen Pigmentfarbe auch noch mehr oder weniger deutlich, zwar selten alle, aber immer einige der übrigen Spectralfarben sich wahrnehmen lassen. Und zwar fand man, dass

1. das Roth des Spectrums von der äussersten Gränze bis zur Linie *C* mit dem Zinnober verglichen werden kann; im Spectrum zeigte sich Roth und Orange, an welches ein dunkles Grün gränzt; zweifelhaft ist das Blau, zuletzt erscheint jedoch ein mattes Violett.

2. Dem Orange und Goldgelb bis zur Linie *D* entsprechen etwa die Mennige und Bleiglätte. Mennige zeigte ein Spectrum von Roth, Orange und Gelb; es folgte ein dunkles Grün, dann eine Spur Violett. Das Gelbgrüne, Blaugrüne und Blaue fehlt.

3. Dem hinter *D* folgenden Gelb entspricht das Chromgelb, in dessen Spectrum

man: Roth, Orange, Gelb, Gelbgrün, Grün findet, dagegen eine kaum merkliche Spur von Blau und Violett.

4. Das Grün zwischen *E* und *C* wird gut repräsentirt durch Scheel'sches Grün, arseniksaures Kupferoxyd. Im Spectrum erscheint: wenig Orange, Gelbgrün, Grün, Blaugrün, wenig Blau.

5. Zwischen *F* und *G* folgt zuerst Cyanblau, dem Berlinerblau entsprechend, dann Indigoblau, entsprechend dem Ultramarin. Berlinerblau gibt im Spectrum: Orange, Gelbgrün, Grün, Blaugrün, Blau, Violett; Ultramarin dagegen: sehr wenig Roth und Grün, dann Blaugrün und reicht von da an durch Blau und Violett bis an's Ende des Spectrums, ist also fast das vollständige Complement zu Chromgelb.

6. Für das Violett gibt Helmholtz keinen Repräsentanten an und auch Aubert konnte unter den Anilinfarben keinen ihm ähnlichen Farbenton finden. Annähernde Dienste leistet Fuchsinpapier, auf welches das Fuchsin an Baryt gebunden aufgetragen ist. Im Spectrum erscheint: Roth, Orange, dunkles Grün, etwas Indigoblau und Violett, so dass Gelbgrün und Blaugrün gänzlich fehlen.

Aubert stellte nun nachstehende Tafel zusammen, aus welcher das Verhältniss der prismatischen Farben und der genannten Pigmente und deren prismatischen Verhalten recht anschaulich erhellt:

Weiss	Zinnober	Mennige	Chromgelb	Grün	Ultramarin	Fuchsin
Roth	R	R	R	—	(R)	R
Orange	(Or)	Or	Or	(Or)	—	(Or)
Gelb	—	G	G	—	—	?
Gelbgrün	—	—	g. Gr	g. Gr	—	—
Grün	Gr	Gr	Gr	Gr	(Gr)	(Gr)
Blaugrün	—	—	—	bl. Gr	bl. Gr.	—
Blau	—	—	?	(Bl)	Bl	(Bl)
Violett	(V)	(V)	?	—	V	V

wobei die Klammern andeuten, dass die Farbe nur schwach erschien, die Fragezeichen dagegen, dass nur Spuren der Farbe bemerkbar waren.

Unter Befolgung dieser bis jetzt auseinandergesetzten Methoden liess sich ferner der von Helmholtz folgendermassen ausgedrückte Satz nachweisen: „Der Farbeneindruck, den eine gewisse Quantität x beliebig gemischten Lichtes macht, kann stets auch hervorgebracht werden durch Mischung einer gewissen Quantität a des weissen Lichtes und einer gewissen Quantität b einer gesättigten Farbe vom bestimmten Farbentone." Die Ergebnisse der Mischungen selbst sind von Helmholtz in nachstehende Tabelle zusammengestellt worden, in welcher an der Spitze der verticalen und horizontalen Columnen die einfachen homogenen Farben stehen und die Mischfarbe dort, wo sich die betreffenden horizontalen und verticalen Co-

lumnen schneiden, angegeben ist (Vgl. Helmholtz's physiol. Optik S. 229., Aubert's Phys. der Netzhaut S. 164.):

	Violett	Indigoblau	Cyanblau	Blaugrün	Grün	Grüngelb	Gelb
Roth	Purpur	dkl. Rosa	wssl. Rosa	Weiss	wssl. Gelb	Goldgelb	Orange
Orange	dkl. Rosa	wssl. Rosa	Weiss	wssl. Gelb	Gelb	Gelb	
Gelb	wssl. Rosa	Weiss	wssl. Grün	wssl. Grün	Grüngelb		
Grüngelb	Weiss	wssl. Grün	wssl. Grün	Grün			
Grün	wssl. Blau	Wasserblau	Blaugrün				
Blaugrün	Wasserblau	Wasserblau					
Cyanblau	Indigoblau						

Wasserblau bedeutet „weissliche Abstufungen des Cyanblau," Rosa „Nuancen des Purpurroth", als der die beiden Enden des Spectrums Violett und Roth verbindenden Farbe.

Auf gleiche Weise hat man erwiesen, dass es „zu jeder Farbe eine andere homogene Farbe gibt, welche mit ihr vermischt, farbloses Licht liefert" und zwar stellte Aubert, befolgend die Methode Maxwell's, messende Versuche mit übereinander greifenden farbigen Scheiben an, die zu folgenden 6 Grundgleichungen für Weiss führten:

73 Blau + 122 Grün + 165 Roth = 100 Weiss + 260 Schwarz,
117 Blau + 132 Grün + 111 Orange = 134 Weiss + 226 Schwarz,
160 Fuchsin + 147 Grün + 53 Roth = 132 Weiss + 228 Schwarz,
197 Blau + 17 Grün + 146 Gelb = 159 Weiss + 201 Schwarz,
203 Fuchsin + 140 Grün + 17 Gelb = 140 Weiss + 220 Schwarz,
178 Fuchsin + 159 Grün + 23 Orange = 150 Weiss + 210 Schwarz,

wobei die Zifferwerthe die Anzahl Grade der zugehörigen farbigen Sectoren bezeichnen. Die Gleichungen stimmen sowohl mit den Resultaten Helmholtz's als denen Maxwell's im Wesentlichen überein; minder erhebliche Differenzen kommen auf Rechnung der ungleichen Reinheit der Pigmente einerseits und andererseits mag auch die individuelle Beschaffenheit des Auges des Beobachters u. A. nicht völlig ohne Einfluss sein. In ähnlicher Weise ist man im Stande Gleichungen aufzustellen für jede der aus den Grundfarben (deren es, wie wir schon oben gesehen haben, nur drei gibt und zwar nach Helmholtz's roth, grün, violett, nach Anderen roth, grün, blau, da beide Annahmen gleich leicht zum Ziele führen) abgeleitete Mischfarbe; so z. B. für weisslich Gelb, weniger intensiv als Chromgelb:

141 Grün + 219 Roth = 73 Gelb + 52 Weiss + 235 Schwarz;

für ein lebhaftes Gelb:

175 Grün + 185 Orange = 150 Gelb + 60 Weiss + 150 Schwarz;

für weisslich Rosa, eine Nuance des Purpur mit geringerer Intensität:

212 Blau (Ultramarin) + 148 Orange = 248 Fuchsin + 18 Weiss + 94 Schwarz;

für die Farbe des Fuchsin selbst:

133 Blau + 212 Roth + 15 Weiss = 212 Fuchsin + 148 Schwarz.

Wundt bemerkt in seinen „Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele" (Leipzig 1863. I. Bd. S. 149) mit Recht, dass sich hier „ein Widerspruch zu ergeben scheint, einerseits zwischen der Zerlegung des Lichtes durch's Prisma und andererseits zwischen dem Resultat der Zusammensetzung verschiedener Lichtarten;" während man nämlich dort, selbst abgesehen von den vielen Uebergangsfarben mindestens fünf einfache Farben aus dem Sonnenlichte isoliren kann, reichen hier schon drei Farben hin, um durch geeignete Mischung alle Farben, die überhaupt vorkommen, hervorzubringen. Allerdings lässt sich dieser Widerspruch „nur durch die Annahme lösen, dass in der Beschaffenheit der Nervenprocesse des Reizes eine Beschränkung für die Aufnahme der Aetherschwingungen gesetzt ist." Wir, denen schon die Grundzüge der Young'schen Theorie bekannt sind, wissen auch, welcher Art diese Beschränkung ist, dass nämlich entweder die Endorgane der Sehnervenfaser nur auf eine getrennt-dreifache Art in Erregung versetzt werden können, oder dass es drei Arten von Endorganen gibt, deren jede ihre eigene specifische Energie besitzt, welche letztere Annahme für die wirkliche Behandlung der vorliegenden Probleme einfacher und bequemer ist. Wir können daher auch unmittelbar den rechten Sinn der Worte Wundt's verstehen, wenn er erklärt, man dürfe aus der Thatsache, dass aus den drei Grundfarben Weiss und alle möglichen Farben zusammengesetzt werden können, keineswegs unmittelbar schliessen, dass „das objective Licht aus drei Grundfarben besteht, sondern es bedeute diese Thatsache nur, dass unsere Empfindung aus drei Grundfarben (natürlich abermals im Sinne von Empfindungen) zusammengesetzt sei, dass es für unser Sehorgan drei bestimmte Formen der Empfindungen gebe und nicht mehr." Damit diese drei subjectiven Grundfarben oder Grundempfindungen zugleich die objectiven Grundfarben wären, dazu wäre erforderlich, dass sich das äussere Licht und unsere Lichtempfindung vollständig deckten und es nur gerade soviel Lichtarten gäbe, als es Arten des Lichtempfindens gibt. „Das ist aber ganz und gär nicht der Fall. Es gibt alle möglichen Geschwindigkeiten der Aetherschwingung, aber nur innerhalb bestimmter Gränzen empfinden wir sie als Licht;" nach der einen Seite hin hören sie auf als Licht zu wirken und werden nur als Wärme empfunden, nach der andern äussern sie ihre Wirksamkeit durch ihre chemische Natur. „Die drei Grundfarben sind nur subjective Grundfarben, nur Empfindungen und alle Licht- und Farbenmischung beruht zunächst und an sich nicht auf einer Mischung der objectiven Lichtarten, sondern auf einer Mischung unserer Empfindungen. Was wir Weiss nennen, ist nicht die Gesammtheit der Aetherschwingungen, die im Sonnenlichte vorkommen, sondern die Gesammtheit der drei Empfindungen, die in unserem Auge vorkommen. Jede Mischfarbe ist für uns nicht desshalb Mischfarbe, weil ihr verschiedene Geschwindigkeiten der Aetherschwingung entsprechen, sondern weil ihr verschiedene Grundempfindungen entsprechen."

Daraus erklärt sich nun, wienach mehrere objective Lichtarten die gleiche Empfindung hervorrufen können; „die Schwingungsgeschwindigkeit des Aethers kann nämlich etwas variiren, ohne dass unsere Empfindung sich ändert", eine merkliche Aenderung im Zustande des Nerven erfordert nämlich eine gewisse beträchtliche Kraftäusserung, die allerdings bei geringen Variationen der Aetherbewegung nicht vorhanden ist. Der Zustand des Nerven wird gewiss selbst dann in Etwas geändert, aber eben nur unmerklich. Im Spectrum ist gewiss eine stetige Folge von weniger und weniger brechbaren Strahlen und doch unterscheidet das

Auge die Farbentöne nur in gewissen Abständen von einander. — Aus dem obigen Satze folgt weiter, „dass auch objectiv einfache Farben eine Mischung von Empfindungen erzeugen können.“ Man hat bloss nöthig einen prüfenden Blick auf die Thatsache der „objectiven“ fünf einfachen Farben des Spectrums zu lenken, denen gegenüber doch nur drei subjective Grundfarben stehen, um jeden Zweifel, ob diess wirklich stattfinde, unwirksam zu machen. Denn gibt es wirklich nur drei subj. Grundfarben und doch fünf einfache prismatische Farben, so folgt nothwendig, dass die Empfindung mehrerer dieser objectiv nicht mehr zerlegbaren Lichtarten gleichfalls auf einer Mischung der Grundempfindungen beruhen müsse. Die oben angeführten Gleichungen für die Mischungsfarben liefern hiefür augenscheinliche Beweise. Bekanntlich liegt dieselbe Thatsache dem sog. Farbendreieck zu Grunde, dessen drei Spitzen die Spectralfarben Roth, Grün, Violett bezeichnen und dessen Seiten die zugehörigen Mischfarben vorstellen: und zwar zwischen Roth und Grün die Mischfarben: Orange und Gelb, zwischen Grün und Violett die Mischfarben Blau und Indigo, endlich zwischen Violett und Roth: Purpur; die innere Fläche des Dreiecks selbst repräsentirt das Weiss. Dabei ist allerdings diese sinnbildliche Darstellung der Farbenempfindungen nur annähernd richtig. „Wenn man nämlich das aus der Zerlegung des Sonnenlichtes gewonnene reine Roth und reine Grün mischt, so bekommt man allerdings Orange oder Gelb, je nach dem Mischungsverhältniss, aber man bekommt diese Farben niemals in derjenigen Sättigung, die das reine Orange und Gelb des Spectrums zeigen; man müsste, um diese Farben so zu erzeugen, wie sie im Spectrum sind, ein Grün nehmen, das viel gesättigter wäre, als das spectrale Grün und demnach als jedes andere Grün, was sonst in der Natur vorkommt, denn die direct aus dem Sonnenlichte erhaltenen Spectralfarben übertreffen natürlich an Sättigung alle anderen.“ Da sich nun Aehnliches auch bei den Mischungen von Grün und Violett bemerkbar macht, so scheint es, dass man eine richtige Construction der Farben- und Lichtempfindungen erst dann erhält, wenn man die Grundfarbe Grün als verschieden von der Spectralfarbe Grün annimmt; und dieselbe Annahme wird man gewiss auch betreffs der zwei übrigen Grund- und Spectralfarben machen müssen, so dass die Spectralfarben nicht an die Spitzen des Farbendreiecks, sondern etwas mehr in das Innere desselben zu setzen wären. (Die näheren Untersuchungen über die bestimmte Lage der durch das Farbendreieck fixirten Farbenempfindungen können wir indess an dieser Stelle nicht in's Detail verfolgen und verweisen desshalb auf die eingehende Darstellung Aubert's im genannten Werke S. 170—177.)

Interessant erscheint hiefür die Beobachtung Wundt's, der zufolge wir thatsächlich subjective Farbenempfindungen von grösserer Sättigung haben können, als überhaupt in der Natur je angetroffen werden können. Der Versuch selbst ist sehr leicht anzustellen. „Man erleuchte im verdunkelten Zimmer eine Glasplatte von gesättigt grüner Farbe durch eine dahinter gestellte Lampe. Der Beobachter erhält so eine Farbenempfindung vom reinen Grün. Nun entferne man schnell das grüne Glas und bringe statt seiner vor die Lampe eine Glasplatte, deren Farbe aus Roth und Violett gemischt ist. Die durch die Mischung des rothen und violetten Lichtes erzeugte Purpurfarbe betrachtet der Beobachter so lange, bis der Farbeneindruck ihm bedeutend abgeschwächt erscheint. Dann entfernt man rasch wieder die rothe und violette Platte und bringt das grüne Glas an ihre Stelle, und nun sieht der Beobachter zu seiner Ueberraschung die grüne Farbe weit intensiver gesättigt, als er sie

jemals vorher gesehen hat." Offenbar erklärt sich die angeführte Thatsache zum grössten Theil aus der Wirkung der farbigen Nachbilder, denn durch das Einwirken der Purpurfarbe ist das Auge schon ipso facto zum Grünsehen disponirt geworden; trifft nun obendrein das so disponirte Auge grünwirkendes Licht, so ist es begreiflich, dass nun die Empfindung eines intensiveren und gesättigteren Grün zum Vorschein kommen muss. In dem obj. Grün ist diese Grundfarbe immer noch etwas mit den beiden Grundfarben gemischt (man vergleiche die obige Reihe der den Spectralfarben nahezu entsprechenden Pigmente); um sie von diesen zu isoliren, hat man also die Empfindlichkeit für dieselben abgestumpft und nun erst, nachdem das Auge für Roth und Violett stark ermüdet war, konnte man erwarten, dass das objective Grün eine Empfindung erzeugt, die der subj. Grundfarbe Grün mindestens „sehr nahe kommt," — einer Grundfarbe, die nirgends in der Natur vorkömmt und nur subjectiv erzeugt werden kann. Ganz analoge Versuche mit demselben Erfolg können natürlich auch mit anders gefärbten, nach demselben Verhältniss zu einander gehörigen Gläsern angestellt werden. — Wir haben kaum nöthig hinzuzusetzen, wie sehr diese Thatsachen der Young'schen Theorie entsprechen, oder besser gesagt, wie sehr dieselben als Prämissen auftreten, aus denen eben der Young'sche Grundgedanke gefolgert werden muss und wie sehr sie andererseits geeignet sind, uns die Bedeutung des subjectiven Factors innerhalb unseres Empfindens bemerkbar zu machen.

Lenken wir nun zum Schluss den Blick noch einmal zurück auf die gesammte Reihe der besprochenen Forschungen und deren Resultate, so drängt sich als Gesammtergebniss namentlich ein Grundgedanke vor, nämlich die Bestätigung und weitere Entfaltung der J. Müller'schen Lehre von den „specifischen Energien" der einzelnen Nervengattungen. J. Müller kannte nur eine spec. Energie des ganzen Nervenstammes; durch die eben dargestellten neueren Forschungen lernte man, so zu sagen, specifische Energien der einzelnen Primitivfasern kennen. Beim Gefühlssinn ist diese Lehre, wie wir sahen, von Meissner und Fick, beim Geschmacksinn schon längst durch Horn und Bidder, beim Gehörsinne erst jüngst durch Helmholtz und beim Gesichtssinn durch die vereinten Forschungen Young's, Maxwell's und Helmholtz's zur Evidenz erhoben worden. Beim Geruchssinn sind freilich die Verhältnisse bis jetzt unklar; indess scheint alle Analogie dafür zu sprechen, dass es auch hier verschieden wirkende Fasern gebe, denen bestimmte, freilich bis jetzt noch nicht auf klare Ausdrücke zurückgeführte, Grundgerüche entsprechen. Für die genetisch verfahrende Psychologie ist dadurch eine neue Beleuchtung und Feststellung ihres Ausgangspunctes gegeben: zwar bleibt für sie nach wie vor die Empfindung die erste Aeusserung des psychichen Lebens, indess wird sie nun nicht die fertige, man könnte sagen Gesammtempfindung, wie sie dem gemeinen Bewusstsein aus Gründen, die oben gelegenheitlich besprochen wurden, als einfache Empfindung vorliegt, sondern die Elemente der Empfindung als Perceptionen der Zustände der einzelnen Nervenfasern zum tiefsten, empirisch noch zugänglichen Ausgangspuncte zu wählen haben. Sie wird, um das Wort Wundt's (S. 57 und ff.), das wir jedoch nur dann gelten lassen wollen, wenn es eine Analogie bezeichnen soll, zu gebrauchen „die primitiven Urtheile, welche die einzelnen Merkmale der Empfindung feststellen" zu untersuchen haben; die die Prämissen abgeben, aus denen die Empfindung gewissermassen „durch

einen Schluss in's Bewusstsein gelangt"; welcher Schluss freilich (wenn das Wort gestattet ist) ebenso „bewusstlos" als die Prämissen „inhaltslos" im Sinne eines „geistigen Inhalts" sein müsste; wogegen ihnen allerdings ein „materieller" Inhalt zukäme, indem es irgend welche materielle Vorgänge gibt, aus welchen sich dieselben zusammensetzen." Die Bedeutung der Erforschung der Schwellenwerthe und der Bedingungen der Empfindlichkeit der einzelnen Sinne für die psychologischen Lehren von den Sinnesanschauungen und Wahrnehmen, ferner der Localisation und der Sinnestäuschungen, sofern sie in der Gesetzmässigkeit der Verrichtungen der Sinnesorgane selbst begründet sind, sowie endlich in höchster Instanz für die Erkenntnisstheorie, sofern Erkenntniss auf der Sinnesthätigkeit ruht, kann im Allgemeinen vom Psychologen von selbst ermessen werden, wenn es auch der Raum nicht gestattet, die Würdigung der einzelnen dieser Puncte in den genannten Rücksichten an dieser Stelle eingehend zu erörtern, wobei zugleich auf eine nähere Untersuchung der Muskelempfindungen eingegangen werden müsste.

Wir glauben diese Studie nicht besser beschliessen zu können, denn mit den Worten Böhmer's (Die Sinneswahrnehmung in ihren physiologischen und psychologischen Gesetzen. Erlangen 1863. 1. Heft S. 10—11) über die Stellung, welche die Psychologie einerseits der Physiologie und der Naturwissenschaft überhaupt, andererseits der Philosophie gegenüber einzunehmen hätte: „Es ist, heisst es da, eine logische und zeitgemässe Forderung, dass der bewunderungswürdige und productive Sinn (der empirischen Forschung) auch in der Psychologie sich bethätige, aber sie soll damit nicht ihrer philosophischen Würde entkleidet, noch aus ihr der speculative Gedanke gewiesen werden, der in der Analyse der reinen Formen des Geschehens bereits so grosse Resultate erzielen konnte. Je mehr die reifere Wissenschaft dahin strebt, den ganzen Begriff des Geistes nicht nur aus seinem ganzen Inhalte und dem ganzen Umfange nach zu umfassen, sondern auch in seiner Genesis ursächlich zu begründen, um so mehr wird sie eben jene Grundtypen aller geistigen Bildung, jene primitiven Elemente des geistigen Stoffes in's Auge zu fassen haben. Sie wird fortan immermehr an die Stelle des entwickelten den sich entwickelnden Menschen zum Vorwurfe nehmen und sind es nun gerade unsere einfachsten Empfindungen, aus denen sich als auch aus ihren constitutionellen Elementen alle höheren Producte des Geistes zusammensetzen, so wird damit der fortschreitenden Wissenschaft die Entwicklung einer philosophischen Sinneslehre als nächste Aufgabe ihrer Bestrebungen gestellt. Diese aufbauen und vollenden heisst also in Wahrheit von den Sinnen aus in die Philosophie eindringen, denn es wird von hier aus die erste Reihe jener Entwicklungen eröffnet, welche die nähere und fernere Zukunft der Geisteswissenschaften begründen."

Errata.

S. 4.	Z. 12	von oben	statt an	lies	aus.
S. 4.	Z. 17	„ unten	„ scheint	„	scheinen.
S. 5.	Z. 10	„ „	„ bestimmter	„	bestimmten.
S. 12.	Z. 2	„ oben	„ Integratconstante	„	Integralconstante.
S. 13.	Z. 2	„ unten	„ dessen	„	deren.
S. 25.	Z. 7	„ oben	„ sowohl	„	nicht nur.
S. 37.	Z. 17	„ unten	„ Luftmasse	„	Schallmasse.
S. 55.	Z. 20	„ oben	„ werden	„	wurden.

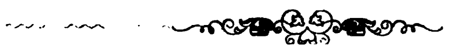
Urkunden

zur Beleuchtung der Geschichte Böhmens

und

des deutschen Reiches

im XV. Jahrhunderte.



Gesammelt und herausgegeben

von

C. HÖFLER.

(Für die Abhandlungen der k. böhm. Ges. der Wiss. V. Folge XIII. Band.)

PRAG 1865.

Druck von Dr. Ed. Grégr. — Selbstverlag der k. Gesellschaft der Wissenschaften.

VORREDE.

Der zufällige Umstand, dass zur Vollendung unseres XIII. Actenbandes noch einige Druckbogen fehlen, setzt mich in den Stand, eine Anzahl wichtiger Urkunden des XV. Jahrhundertes, welche die Geschichte Böhmens in seinen Beziehungen zum deutschen Reiche beleuchten, hier zu veröffentlichen. Die Zeit, über welche ich verfügen konnte, reichte nicht hin, eine grössere Einleitung auszuarbeiten, wie ich es sonst bei ähnlichen Publicationen zu thun gewohnt bin. Es genügt daher zu sagen, dass die unter **A** bezeichneten Urkunden eigentlich für den zweiten Theil der Geschichtschreiber der husitischen Bewegung bestimmt waren. Ich habe sie vor drei Jahren in München nach den Originalien copirt und dachte sie nun in das MS. des zweiten Theiles der *scriptores rerum husiticarum* nachträglich einzuschalten. Als aber ein Theil bereits gedruckt war, wurde mir bedeutet, dass dieses mit den übrigen nicht der Fall sein könne. Ich freue mich daher, dass sie nun doch und zwar gleichzeitig mit dem Erscheinen des eben genannten Werkes den Forschern übergeben werden können. Sie enthalten vorzüglich die Correspondenz des ersten Hohenzollern'schen Churfürsten von Brandenburg, des mit Recht berühmten Friedrichs I., mit Kaiser Sigmund über die Kämpfe mit den Husiten. Herr Dr. Häutle, erster Secretär des K. B. allgemeinen Reichsarchives in München, hatte die Gewogenheit, mir die Originalien aus dem Nürnberger Archive zur Benützung zu verschaffen. Die unter **B** mitgetheilte ausführliche Urkunde: vnderrichtung des Hanndls, der bei vnnserm Heiligen vatern dem Babst von vnnsers genedigisten Herrn des königs zu Beheim wegen ist furzunemen, gehört zu dem berühmten Reformproject des deutschen Reiches, welches von K. Georg Poděbrad ausging. Sie wird hier in ihrer ganzen Ausdehnung zum ersten Male mitgetheilt. Ich zahle damit eine lang verhaltene Schuld ab, indem das wichtige Document eigentlich schon in dem kaiserlichen Buche des M. Albrecht Achilles als Beigabe abgedruckt werden sollte, aber wie so vieles Andere aus Mangel an Fond bei Seite gelegt werden musste. Damals (1850) dachte ich freilich nicht, dass ich nach 15 Jahren das unlieb Versäumte in Prag nachtragen würde. Die archivalische Copie verdanke ich dem K. B. Hauptmanne Hrn. Würdinger.

Prag, 3. März 1865.

C. Höfler.

A. Urkunden zur Beleuchtung der Husitenkriege.

1. *Coronatio Reginæ Bohemiæ.*

1400, 15. März.

Ex libro magno Senatus veteris urbis Prag.

Anno domini 1400, feria secunda post Reminiscere, illustrissima Princeps et Domina Sophia ducis Bavoroæ Joannis filia, Principis et Domini Venceslai Romanorum et Boemiæ Regis conthoralis legitima coronata fuit in castro Pragensi ante altare Sti. Viti; quæ Coronatio sic processit, quod ex mandato prædicti Regis Venceslai Consules et Scabini et Jurati Cives majoris civitatis Pragensis, cum protonotario et notariis ipsorum indumentis brunatici coloris vestiti fuerunt de bruxellis; qui Consules sic uno colore vestiti cum Communitate et Senioribus dictæ Civitatis et candelis Czecharum et artificum universis ascenderunt ecclesiam Pragensem circum chorum Sti. Viti, demum Consules quilibet habens baculum deargentatum in manu et circothecas novas vocati per Borziwogium Militem dictæ Reginæ, magistrum Curiæ, in palatium regium, ibi interfuerunt Sigismundus Rex Hungariæ et Jodocus Marchio Moraviæ, Burgravius Nuremburgensis, ceteri Principes et Barones Regni Boemiæ, Dominus Venceslaus Patriarcha Anthiocenus et Præpositus Vissegradensis, Dominus Wolframus Archiepiscopus Pragensis et Apostolicæ Sedis Legatus, Ds. Joannes Episcopus Leuthomysliensis, cæteri Episcopi et Abbates infulati Regni Boemiæ.

Ibi mandatum fuit consulibus et Communitati, ut facta processione primi procederent ante omnes Abbates et Principes cum baculis ipsorum, qui ante omnes transierunt in processione, demum Abbates cum ipsorum baculis et infulis, demum Episcopi, postremo Regina Sophia discrinato capite in crinali decenti de margaritis, induta vestibus pontificalibus et sandaliis et cappa deaurata sub coelo sine lectura deaurata, quod cœlum portarunt Barones Boemiæ quidam Ulricus Hass:(enstein) et alii secum. Coronam qua debuit coronari, portavit Ds. Henricus de Rosemberg, sceptrum Ds. Berka de Hoenstein, pomum cum cruce portavit Ds. Joannes de Michelsperg; qua processione facta cum fistulatoribus et tubicinibus et candelis ardentibus in chorum Sti. Viti conducta fuit, ibi ab una parte fuit Abbatissa Sti. Georgii, ab alia relicta quondam Ducis Joannis Gorlicensis cum Rege Ungariæ et Marchione Moraviæ, Patriarcha, Episcopo Leutomyslensi aliis Episcopis et Principibus. Incepta fuit missa cantata, ibi Magister Joannes Sophista in idiomate boemicali fecit ante exhortationem exponens insignia regalia.

Dum sanctificatum fuit per Dm. Wolframum Archiepiscopum Do. Joanne Kbel Officiali Pragensi et Do. Venceslao Decano Ecclesiæ Sti. Appollinaris ministrantibus, ubi Ds. Officialis

epistolam cantavit, Ds. Venceslaus evangelium, cæterum ante lectionem Evangelii, Ds. Archiepiscopus accepit crisma sanctum et crismavit sibi (Reginæ) pectus facta cruce et in dorso, quia tunica ipsius erat sic sortita, ut ante in pectore et retro in dorso erat aperta. Demum Corona super caput inposita, quæ fuit recepta de altari et de capite Sti. Viti, ubi tubicines et fistulatores insonaverunt.

Tunc evangelio lecto fuit ducta (Regina) super thronum factum super altare Sti. Viti cum pannis preciosis deauratis. Demum incepto offertorio descendit de throno et obtulit in quodam cantharo argenteo Vinum et Panem et alii scilicet Rex Ungariæ, Marchio Moraviæ et alii Barones obtulerunt ad·altare quilibet juxta libitum voluntatis; demum loco pacis Episcopus Leytomysl. et Patriarcha accepto capite Sti. Viti super thronum portaverunt ad osculum faciendum; demum Coronatione facta per Archiepiscopum Regina ad altare Sti. Viti accepit corpus et sanguinem Domini Nostri, sic tamen per totum officium illius Missæ Ds. Henricus de Rosemberg et Ds. Brzensko de Skal tenuerunt Coronam super caput ipsius, non permittentes caput pertingere, quia Corona aurea ornata lapidibus et margaritis gravis fuit, sed sic capillis discrinatis stetit et sedit audiendo officium Missæ. His peractis fistulatores et tubicines insonaverunt.

Iterum Consules majoris Civitatis Pragensis conduxerunt eam sic coronatam cum Principibus, Episcopis et aliis in palatium regium, ibi sub throno præparato resedit cum solemnitate, et pransa fuit, ubi Cives Consules majoris et novæ et minoris Civitatis Pragensis comederunt solemniter, ibi vina et pisces et alia in abundatia fuerunt data et oblata.

Aus dem Archiv des k. k. Staatsministeriums, mitgetheilt durch Hrn. M. Conc. Göhlert.

2. *Concordatio Bohemorum (1417).*

(Cod. Univ. XI. C. 8. f. 271. b.)

Alias in presencia Reverendissimi in Christo patris et domini domini Conradi Archiepiscopi Pragensis et honorabilis Magistri Johannis Cardinalis [1]) rectoris universitatis Studii Pragensis post diversos tractatus fuit conclusum per hunc modum.

Primo quod universus clerus cum populo stent sub ecclesiæ Romanæ (obediencia) et ipsam ecclesiam regencium ac ipsi domino Archiepiscopo et suis officialibus prout prius steterunt et per predecessores suos ipsorum stari fuit consuetum et prout in regnis vicinis et per totam christianitatem observatur.

Item quod clerus restituatur ad pristinas libertates et firmetur quod amplius non impediatur prout prius fuit tentum.

Item clerus amplius censibus suis et aliis obvencionibus non privetur nec aliquibus indebitis exactionibus exaccionentur prout prius fuit tentum.

Item plebani et beneficiati ad ipsorum ecclesias et sua beneficia ac villas et curias allodiales, a quibus sunt ejecti et repulsi, infra certum tempus restituantur et possessiones ipsis ablate restituantur et plene reddantur.

[1]) Procurator's der Universität bei dem Concil zu Constanz (liber decan. facult. philosoph. I. p. 431).

Item quod amplius nullus presbyter absque voluntate domini Archiepiscopi et suorum officialium et sine consensu plebanorum se de officio predicacionis ingerat vel predicare quovismodo presumat prout prius fuit tentum.

Item quod dominus Archiepiscopus et ipsius officiales libere exerceant officia ipsorum citando exercendo et corrigendo, et amplius non impediantur, sed pocius manu seculari adjuventur et hoc per serenissimum principem dominum dominum Wenceslaum R. et B. R. ac per Barones et communitates civitatum et civitates regentes et hoc per totum regnum et provinciam regni Bohemie prout prius tentum et observatum fuit.

Item magister Johannes Jessenycz [1]) de civitate Pragensi recedat et non revertatur quousque eidem de beneficio absolucionis fuerit provisum ex eo quod per dominum Archiepiscopum nec auctoritate ipsius potest absolvi prout per diversos doctores civitatis pragensis et alios de Constancia sufficienter est et fuit ipse dominus Archiepiscopus informatus, qui propter priorem resumpcionem divinorum et violacionem interdicti prefatus dominus Archiepiscopus fuit et est personaliter ad Constantiam citatus. Super qua citatione die hodierna disputatur et occasione hujus citacionis ipse dominus Archiepiscopus fecit impensas ad CCCC sexagenas grossorum argenteorum pragensis monete et in casu si divina resumerentur et interdictum violaretur, non esset aliqua spes de absolucione, prout de Constancia fuit et est pluribus vicibus intimatum et publicatum.

Item pretactus dominus Archiepiscopus voluit et vult, quod persone laicales et alii quibus non est concessum, a communione sub utraque specie cessent et desistant juxta declaracionem et constitucionem sacri Concilii Constancie, sed quod teneatur ordo prout fuit prius tentus circa huiusmodi sacramenti ministracionem licet prefatus dominus rector universitatis voluit, quod in certis ecclesiis civitatis Pragensis promiscue laicales ad premissa admittantur usque ad declaracionem futuri summi pontificis. [2])

---

[1]) Dieser starb nach einer Marginal-Note eines MS. in dem Kerker des Hrn. von Rosenberg, da er von dem Kelche nicht abstehen wollte.

[2]) Nach der Heimkehr des Johannes Cardinalis vom Constanzer Concil fand erst ein rechtes Ringen der Parteien statt. Bereits genügte die Austheilung des Kelches, die Verachtung der Interdicts nicht mehr. In mehreren Gemeinden war die Lehre verkündet worden, es gebe kein Fegfeuer, somit habe man weder für die Verstorbenen zu beten noch Almosen zu geben. Ebensowenig brauche man in den Kirchen Bilder, ja es widerstreite dem Gesetze Gottes die Bilder Christi und der Heiligen in den Kirchen zu haben. Es sei ferner irrthümlich Salz und Wasser zu weihen. Johann Cardinalis versammelte daher am 25. Januar 1417 die Magister der Prager Universität, welche sich einstimmig dagegen erklärten und eine Urkunde verfassten, in welcher sie die Ihrigen bei der Barmherzigkeit Jesu Christi beschworen, sie möchten mit ihnen bekennen, dass es ein Fegfeuer bis zum Tage des Gerichtes gebe; dass die Gebete und Almosen für die Verstorbenen und sonstige Werke der Pietät zu entrichten seien; dass Heiligen-Bilder, Weihe des Taufwassers, des Salzes, der Palmen, des Feuers, der Wachslichter, der Eier, des Käses und anderer Osterdinge, Anräucherung, Besprengung mit Weihwasser, Glockenläuten, Ertheilung des Friedenskusses und alle übrigen alterthümlichen Ceremonien, welche mit dem göttlichen Gesetze übereinstimmten, nicht abzuschaffen seien. Endlich möchten sie denjenigen, welche gegen diese Entscheidung predigen würden, solange freies Gehör verweigern, als diese nicht vor der Universität ihre Meinung als die richtige erwiesen. (Dat. Pragae anno domini 1417, die 25 mensis Januarii in domo dotis S. Michaelis majoris civitatis Pragensis rectoratus sub sigillo.) Zu diesem Versuche, der Bewe-

3. Vorläufige Kriegsordnung. (1422?)

Orig. Acta den Huss.-Krieg etc. betr. n. 3.

Item man hat geratslagt vnd ist eins andern tags itzund hie zu Nuremberg einig worden vff den Sontag nach vnsers hern Leichnams tag her gen Nuremberg zu komen vff die nacht hie zu sein vnd des morgens des andern tages die sache anzusehen.

Item auch zurate zuwerden vff was stuke punckt vnd furneme man zu dem egenanten tag kumen sulle vff das, das nymand keinen berate hinder sich zu bringen oder zu nemen, furziehen, oder nemen bedürffe wan die zeite sunst kurz gnug werden wirt.

Item das auch ein yglich furste Grafe herr vnd Stat sich mit den Iren vnd nemlich mit Rittern vnd knechten, vor dem tag vnderreden sullen von sulcher sache wegen das sie vff dem genanten tag gesagen kommen, wer vnd in welicher mass vnd wie viel sie der Iren mechtig sind.

Item das auch solche, die zu dem tag komen werden mit ganczen gewalt darzu komen an der stat sie besant werden.

Item nemlichen das man auch ein ordonung vnder dem slechten volk mache, wie vil menner einen man aussfertigen sullen vnd in welicher massen vnd das sol also gescheen, das iglicher fürste Graf here oder Stat sein Stete, gerichte vnd dorffere in vier teil teile, also das drey den vierten aussrichten mit harnisch puchsen armbrust wegen spiess vnd aller ander notdurffe die man dann haben sol.

Item wen aber das die hussen so starke komen, das dann ein halbeteil ausszuge das der ander halbteil denselben halben teil der also ausszeucht wisse ausszufertigen in obgeschribener mass

Item einen strytwagen zu bestellen.

Item in den Steten X man zu einem wagen.
Item vff den dörffern XX man zu einem wagen.
Item zu iglichem wagen zween püchsen schüzen mit pulver vnd pleys genug.
Item zwen schützen mit armbrust, iglicher schütz zwey schock pfeil.
Item II man mit drischeln.
Item II man mit spissen die hinden an der tulle am eysen sneydende hacken haben.
Item II man mit stablewdern.
Item IIII starker pferde zu einem wagen.
Item II stark fürman die ire were haben.
Item I korpp vff den wagen da man stein einlist.
Item I eysene schauffeln I hawen I muldern I axt 1 steinpickel.
Item I wagenketten die als langk sey als sunst ander drey sind.

Ex archivo R. Norimbergensi.

---

gung, welche von der Universität ausgegangen war, durch die Universität ein Ziel zu setzen, gehört nun der Vertrag mit dem Erzbischofe, welcher übrigens von den Husiten selbst angeklagt worden war, es mit ihren Gegnern zu halten und vom Concil zu Constanz so ziemlich als Verräther seines Amtes und seiner Würde betrachtet wurde.

4. Der päpstl. Legat Cardinal Branda an Markgraf Friedrich von Brandenburg über den Zug nach Böhmen.

1422, Oct. 5.

Durchluchtiger vnd grossmechtiger furste besunder herre vnd lieber frewnt Vnseren guten Willen in allen sachen.

Als wir [1]) von dem allerdurchluchtigsten fursten vnseren herrn dem Romischen konige zu einem gemeynen hauptman gen Böhem zu zihen geben vnd auch gesatzt siit vnd als wir vernomen haben euch nu zu dem zuge karlstein zu reten geschickt vnd besannt habt vnd wann auch nu der fride zwischen euch vnd ewren buntgenossen uf einem tail vnd herzog Ludwig auf dem andern für sich geet als dan beret ist worden vnd das wir hoffen das ir nicht trefflicher hinderniss habt die euch an dem zuge gehinderte mochten vnd darumb so ervordern ermanen und biten wir euch in ganzem getrawen so wir ernstlich konnen vnd mogen das jr dem almechtigen got zu lobe vnd zu eren vnd dem cristenlichen gelauben zu sterkung vol riten vnd nit hinder sich zihen wollet ab sach were das di nit alle chomen die dann chomen sullen sunder die weyl mit dem ganzen volkh in den steten ligen vnd teglichen krieg treiben wollet bis das das andere volk auch komen werdet das doch als wir vernomen hoben zu euch auf sand Gallentag (16. Oct.) komen würdet dann wo jr vnd die andern zu disen zeiten wider zuruk vnd nit für euch zuget so wurd der karlstein vnd villeicht das ganz konikreich zu behem verloren vnd wurde dann die schuld alle vff euch als wir förchten, ligen das vns zumal nit lieb wer darumb so last euch in den sachen ernst sein vnd behalt das volk ye bey einander das wir sunderlich wo wir mügen vmb euch verdienen wellen vnd getruwen auch zu dem almechtigen got sin genaden also mit euch sein das es in allen Ewren sachen wol gen schul. Geben zu Regenspurg am Samczstag vor sand franczssen tag.

Branda Cardinal von Placzenz genant des bebstlichen Stuls legat etc.

Dem durchluchtigen etc. Hern Fridrich Marggraven zu Brandenburg.

Or.

5. Die Commandanten in Karlstein an Markgraf Friedrich von Brandenburg.

1422, Oct. 14.

Illustri principi domino et domino Friderico dei gracia Marchioni Brandenburgensi et Burggravio Nuremburgensi domino nostro glorioso Zdeslaus Tuxa Burggravius in Karlsstein Johannes de Lestkov residens in Waldek ceterique milites et Curienses Serenissimi principis domini et domini Sigismundi dei gracia Romanorum Regis semper Augusti et Hungarie Boemie etc. Regis ffamiliares et servitores Servicia nostra prompta ad vestram offerimus voluntatem et dirigimus ad Illustrem dominacionem vestram Nobilem Hynkonem Leporem de Waldek ostensorem presencium ex intencione nostra plenissime informatum desiderantes quatenus eidem ex parte nostri in referendis pro hac vice fidem dignemini adhibere per omnia creditivam tamquam dominacioni vestre propriis assistentes loqueremur in personis. Scriptum in Karlsstein tempore circum vallacionis feria secunda ante festum S. Galli.

Cum 3 sigillis. Ex or.

[1]) Ist corrigirt in: *jr.*

6. M. Friedrich an die Hauptleute des Karlsteins.

1422, Oct. 15.

Friedrich von gots gnaden Marggraven zu Brandenburg

Vnsern günstlichen grus zuvor Edeln vnd besunderlichen Wir tun euch zu wissen, das wir mit einem merklicben wolerzeugten volk auff gestern über wald gezogen vnd gen Tachaw komen sein vnd wern lengst gern herüber gezogen So haben wir der leute gewart, die uns eines tails komen sein vnd noch von tag zu tag zu zihen vnd komen vnd als wir vernemen und vns auch zugeschrieben ist, so seind die von Franckfurt nu zu Eger, dahin auch die von Rotemburg Winssheim vnd ander Reichstet von stund an komen vns nachvolgen vnd zu vns komen werden, also das wir ainer mercklichen helff gewartend sein Sunder so hat vns vnser gnediger her der Römisch etc. kunig durch sein erber trefflich Botschafft zu embotten wie er all hern von Bayrn zu jm verbotten vnd die mit macht aufbringen wollen das vns die auch zu hilff vnd sterkung komen sullen on säumen, wann ain frid zwischen vns der hern v. Bairn vnd herzog Ludwig von Mortain worden ist So seind ettlich hern von Bayren im gancz darzu geschikt vnd gericht mit irem volke Wir vernemen auch wie der krieg zu Breussen gefridt sey vnd wie vnser lieber Oheim der pfalzgrave vnser herr von Cöln ander fürsten hern Ritter vnd knechte die hinein gen preussen gezogen waren widerumb keren [1]) auch botschaft vnder augen getan haben zu vns ze zihen So (haben wir) auch Hansen von Parsperg Ritter gen Bilsen mit ainem redlichen mercklichen volk beschaiden vnd geordent vnd in bevolhen ob sy sein bedurffen wurden, das sy den von Sternberg die Colowrad vnd die andern hern die zum teglichen krieg bestelt sein zu jn vordern sullen.

So ligent auch (vnser) Oheim von Missen nu im land mit ainem grossen volk, die nu Cometaw eingenomen haben, dann so bald uns leut komen der wir doch teglich hoffen vnd gewartend sein So wollen wir weder leib noch blut sparen vnd euch getrewlich zu rettung vnd zu hilffe komen nach allem vnseren vermügen. Geben zu — am donerstag vor galli anno etc. XXII.

Den vff dem karlstein hat man also geschriben vff iren brief der hierjnne ist.

Ex or.

7. Ulrich von Rosenberg an M. Friedrich über den Frieden mit den Böhmen.

1422, Nov. 6.

Hochgeborner fürst vnd gnediger herr. Meinen willigen dienst wisset vor Ich tun ewre gnaden zu wissen das Ich bisher leut auff mir gehalden hab vnd mit den gern handell wolt, als mein gnediger herr der kunig mit mir vnd andern heren verlassen hat Nu chan ich nicht wissen wie es ewren gnaden geet vnd wie ewer gnad die sach für sich genomen hat Pitt ich ewer gnad, jr wollet mich das wissen lassen, das Ich mich darnach wisse zu richten Awer ettleich meiner freunt halben mir verschriben, wie ettleich tayding zwischen ewren gnaden vnd den veinten sind, vnd wie die Prager ewr gnad angepoten haben vmb

[1]) Grosses Loch in Mitten des Briefes.

einen frid mit jn aufzenemen, davom gnediger herr, kam es darzu, daz jr vnd ander herren von meines hern des kunigs tayls einen frid mit jn auffnempt, so pitt Ich ewr gnad, daz jr mein nicht vergest vnd all der meinen helffer vnd diener, daz Ich auch in dem frid begriffen werd, daz will Ich vmb ewr gnad gern verdienen vnd was der Cztibor mein diener mit ewren gnaden mer reden wirt, das wellet jm gelauben als mir selben Geben zu Crumpnow des negsten freytags nach aller heiligen tage anno etc. vicesimo secundo.

Vlricus de Rosenberg.

Dem hochgebornen ffürsten vnd herren herren ffriderichen Markraven zu Bramburg, meim gnedigen herren.

Ex or.

8. M. Friedrichs Anordnungen zum böhmischen Heereszuge.

1422, Nov. 14.

Fridrich etc.

Unsern grus zuvor Edeln besunder lieber. Wir heissen vch von vnsers gnedigsten hern des romischen etc. konigs vnd biten vch von vnseren wegen jr wolt dem edeln Benes vom Rabenstein vnd hansen Parspergern Ritter mit uwrn volk das jr dem obgenanten vnserm gnedigisten heren konig furen solte, gevolgige vnd gehorsame sein vnd jm auch die feinde helffen suchen Sunder so begern wir an uch von des genanten unsers heren kunigs vnd bitten uch von vnsern wegen ob das were das uch der Edel, vnser lieber getruwer heinrich von plawen, den wir an unser stat zu ainem haubtman gesetzt haben, zu jm vordern würde daş jr jm dan beraten vnd beholffen sein wollet nach dem besten vnd nach allem vwrm vermugen mit vwrm volk zu jm reitten Sunder ob er uch vnd ander die vnser here der konig bestalt hat, vordern vnd für sich beruffen würde, ein muster zu ton das ir im dann auch gevolgig seit, daran tut ir vnserm gnedigsten heren dem konig dankneme dienste, das er gnediclich gein vch bedenken wirt, das wolln wir gern vmb vch verschulden. Geben zu Tachauv des Samstags nach Martini anno domini vicesimo secundo.

Wilhelm von Zlutitz XX pferde
Iban von der pauken X sullen sein bey der Burjan
Wilhelm von Bukowyn X pferde zu tirbel bey der Hanawitz
Heinrich von Elsterberg XXX pferde zu preitenstein sein
Bohusse von Stzedra X zu teintzk
Jan lopata XXX gein pilsen reitten
Zu Rabenstein rüken die Galhoth von Rabenstein XXX
Pabor von Swamberg X

Dem Edeln vnsern besundern lieben Galhoth vonn Rabestein vnd Babor von Swamberg

Ex or.

9. Missive M. Friedrichs von Brandenburg an den König von Polen.

1424, 13. Juni.

Die Botschaft Hern Friedrichs Marggrafen zu Brandenburg yn junonwladisslavia [1]) geschickt des Eritags der Pfingstfeyrtag [2]) vor den Kunig von Bolan.

Item des Ersten Enpewt er jm sein demutigen dinst, durchlewchtigster kunig vnd her wann der marggraf als ein besunderster vnd innerster frunt ewrer durchleuchtikeit mit allen seinen sachen vnd zufugungen meint ewr durchlewchtickeit nicht zu versweigen wider hern Sigmund Romischen kunig kleglich klagt das er wider jn mit seinem verschulden nie verschult hat doch fest vnd dick lit er nicht davon meinen hern Marggrafen jn gegenwertigkeit meinigungen der fursten [3]) vnd ander menschen mit teglichen scheltworten vnd unlawperkeit zu smehen zu einem mal derselbe romisch kunig zu ofen mit seinem sone Herzog Albrecht zu osterreich desselben marggrafen frunt vnd jn vil anderer fursten gegenwertigkeit etlich sach beredet mit manigfaltigen vnlaupern worten demselben marggrafen zu smach vnd sprach er wer ein lugenhaftig man ein verreter vnd vbelter sach ein schopffer [4]) vnd herzog Albrecht macht nicht lenger versweigen dem kunig dem vnlewmter des marggrafen als seins frunts der jm als nehen zugefrunt ist mit fruntschaft vnd sprach O wirdig kunig vnd libster vater mich wundert das ewr durchlewchtigkeit als oft ich derselben furkome gewonlichen zuschreibt sulch laster meinem vettern dem marggrafen wan Ewr durchlewchtikeit sach schiket, wurden albeg mit gewunschten guten ende volbracht vnd sulch end vnd anders habt dann des mals vnd wan er ist ein gemeiner man in dem werken vnd red vor allen kurfursten vnd andern fursten vnd steten durch all deutsche land vnd vbral durch die werlte als ein kunter [5]) vil sachen verstet als ordnung vnd schikung des heiligen reichs vnd mocht nach ewr durchlewchtikeit jn ewrn sachen dinen ob ir sonst gegen jm wolt weweisen vnd jm vmfahen mit den fordern gnaden gunsten vnd lib.

Es was auch vnter den andern fursten zu den zeiten gegenwertiglich Herzog Heinrich von Beyern des marggrafen frunt seins weibs bruder vnd do der vorgenant herzog Albrecht die wort versloss, [6]) der romisch kunig kert sich zu jn vnd sprach darvmb das wir das horn von euch das ir rait [7]) vns die sach so widersprechen wir nicht mit jm in einer stat besunder zu wyn do er doch sin hin hett zusamenkomen vnd teidingen von der sach vnd wan wir darkomen sein, so wollen wir vnser sach legen jn ewr vnd ander fursten hend vnd was jr darjn ordent von den wollen wir genugsam bleiben vnd von ewr erkentnuss wollen wir jn keiner weiss nicht ruken, do sprach Hertzog Albrecht mempt war durchluchtiger furste Hie ist [8]) vor euch mein bruder Hertzog heinrich von Beyern zu verkunden ewr durchlewchtikeit willen zu dem marggrafen sich fugen wirt Bite ich ewr durchlewchtigkeit ee vnd ir mit dem vor-

---

[1]) in juveni vladislavia. Lat. Concept.
[2]) feria III festi Pentecost.
[3]) in presencia multitudinis principum.
[4]) multorum malorum conditorem.
[5]) sciolus.
[6]) completis verbis.
[7]) persuadetis.
[8]) Ecce principes.

genanten marggrafe an der vorgenanten stat zusamen komt, berucht ewr durchleuchtikeit von sulchen scheltworten vnd drewung mit den jr jm oft verunrecht habt [1]) abzusten vnd nicht mer tun vnd zustunden sprach der kunig: nymer wider jn biss vf die zeit mit vnlawtpern worten smehen vnd vssgissen wold vnd zustundan Hertzog Heinrich zu dem marggrafen reit vnd ale pald er jn vand, da erzelt er jm al sach durch ordnung wie es sich verlauffen hett, das der marggraf mit andacht vnd gutigkeit enpfing vnd zu stund an hub sich zu bereiten vf den weg gen Wyn doch wolt er vor den kurfursten des rechs (reichs) die sach in den fuss stapffen verkunden, [2]) an der wissen jm nichts zymat zu ton, ohne jn der zeite der Graf von Hueting [3]) zu gegenwertickeit des vorgenanten kunig kam vnd in seiner gegenwertickeit seines vorheissen vor Hertzog Albrechten zu osterreich gescheen vergas vnd mit vil vnlewpern worten den vorgenanten marggrafen widervmb anhub zu betruben vnd da er nach seinem willen zu manigvaltiger vnnlewntigung [4]) des marggraven redet vnd enndt machet seinen worten, der her von hueting sulcher scheltwort des marggrafen mitleyden het vnd mit vil vrsachen das gemüdt des konigs von der vngnade wolt ziehen vnd ermanet sein durchlewchtigkeit der festesten vnd trewesten dinsten des marggraven die (er) vmb vnd vmb [5]) dem vorgenanten konig in grossen sachen getan hett, vnd böret nicht auff noch sich zu erbieten, ob sein durchluchtickeit einen andern gütigern vnd sanfftmuetigeren willen zu jm trüg, fürwar auss irer aynigung wuchs ein haylsamer nutz der gantzen werlt vnd der ketzer, der (en) bossheit vnd vngerechtickeit [6]) vff nympt, ewiclichen würde verdampt vnd also der konig zu glicher weiss mit worten des Hern von Hueting ward erwaicht vnd sprach zu jm: darvmb das du vns ratest mit als vil vrsachen fride mit dem marggraven zu halten nach deiner und der andern fursten rate, sind wir willig, doch also das derselbe marggraf die hernach sprechent sein, tue vnd vollendet mit werken. Item zu ersten als er den esel eingeslossen hat (in) dem sackh, denselben entschlieset vnd als er mit den kurfursten wider vns etlich einschreibung zu wegen bracht hat, da tue zu das dieselben brief der einschreibung vnd punct vns widergeben werden vnd des strickel das er punten hat, wider (wird er) ledig. Item geb vns wider gleich punt brief [7]) w i d e r d i e d e u t s c h e n h e r n mit dem konig von polan vnd Hertzog wytolden gemacht vnd bereit. Item die brief durch die er seinem Sone des konigs tochter von Polan zu der ee verpunten und versprochen ist vnd das er itzund sicher tuen mag, wan der konig von Polan vns verchunt hat, das er sein tochter jm an seinem Sone n i c h t geben wolle vnd ob er das versmähet zu ton, so zympt jm nicht zu vnser maiestet zu komen noch vns zu keinem fride zu bitten. [8]) Darnach vnd man das an den marggrafen pracht vnd auch von der vnleutung [9]) vor dem hern von O t i n g durch den vorgenanten konig dem marggrafen

---

[1]) consueverat depravare.
[2]) e vestigio intimare.
[3]) dominus de Hutting (Oettingen).
[4]) ad infamias diversas.
[5]) ubilibet.
[6]) eigentlich: und die bosheit der Ketzer, deren Ungerechtigkeit.
[7]) restituat nobis similes contractuum literas contra cruciferos cum rege Poloniæ et duce Witoldo conditas.
[8]) nec aliquam nos concordiam firmare.
[9]) infamiis.

angelegt, derselb marggraf den weg, des er eynig was worden gein Wyen vnderwegen liess vnd das vmb die vnlewtung vnd ander scheltwort, die er in gegenwertikeit desselben hern von Oting der konig wider jn erschillt het, darnach der marggraf höret die vordrung des vorgenanten konigs von den er durch den hern von Oting als oben begriffen ist, jn ermanet, also als hernachgeschriben ist zu vglichem antwurt: zu dem ersten also von der einschreibung der kurfursten des Reichs, darvmb das die kurfürsten des Reichs sind mein hern vnd mein ellter [1]), der bot als gerechten und erbergen ich schuldig bin alweg mit andacht zu hallten vnd man vindt nichts in denselben einschreibungen, das widerwertig sey dem heiligen romischen reiche noch dem romischen konig, sundern alle ir innhaltung solche sind, die den nutz gemach vnder des heiligen vorgenanten reichs vnd der ganzen cristenheit nutze fürsehent vnd beschawend als man das auss iren lawter klar erscheynt, zu der sich deshalb (der) marggraf zeucht. Zu dem andern von den brieven vnd von den puncten mit dem konig von Bolan vnd Hertzogen Wytolden wider die teutschen Hern, also antwurt, lange Zeit mit grosser Begir ich begert hab mit dem konig von Polan fruntschaft zu machen vnd zu empfahen lauter trewe glub, das ich empfangen hab durch gotes verhenknus vnd nymer in erstrewniss der sache [2]) meynen willen gib, sunder allweg mit vngefrevelter trewe halten wil vnd besunder wan nichts von den gnaden gots jn in begriffen ist das komen mug in keynerlay schannt oder vngemach vnsers romischen konigs, das zeuch ich mich an den vorgenanten konig von Polan, wann er ist ein vffhalter (zelator) aller er (der nicht) solche' sache die meiner er schaden möcht bracht haben von mir erayscht hett, noch ereyscht hat; darnach von den brieven der ee, spricht er, er getraw got vnd dem konig von polan der da ist ein furste in aller werlt des ertreichs durch sein trewe allen menschen empfolchen, das er die frewntschaft, die er mit seinem Sone vnd mit des koniges tochter angefangen vnd gemacht hat, mit einem seiligen endt wolle volbringen noch vmb keinerley gute der werlt der vorgenant marggraf von diser fruntschaft scheiden wolle, vnd ob es durch etlichen da gote vor sey geledigt wurde, die entledigung wurde aller werlt erscheinen nit an den grössten schaden. Darnach sprachen die Boten: nym war durchluchtiger konig, der marggraf die sache swarlichen trät in seinem gemüet vnd tuet, kompt [3]) ewr durchluchtickeit vnd spricht das (er) die neyde vngemach vnd durchächtung des romischen konigs getragen hat vnd trat vmb uwr fruntschaft vnd veraynigung, die er mit uwr durchluchtickeit vnd mit dem grossen hertzogen gemacht hat, wan uwr durchluchtickeit wol wissent sein mag, wie derselbe romische konig jn vor den uwre gelüben vnd fruntschafften mit grossen gnaden gunsten vnd eren vnd gaben gehandelt hat vnd ob er merer übel noch leyden solt, so wil er doch nymer von der gemachten fruntschaft geweychen, darvmb ob derselb Romisch konig etwas von dem vorgenanten marggrafen schrieb oder durch boten verkundet neydige vngerechtlich sache, gedenket doran [4]) das er allweg sein (sin) hat, [5]) derselb konig denn marggraven vnd seine kindt nit alleyn in gutern vnd person sundern an der er mit welcherlay

[1]) seniores quorum praeceptis.
[2]) in dissolutionem.
[3]) graviter consternatus exponit et dicit.
[4]) animum advertite.
[5]) quod semper intendit.

mass er möcht zu erstören [1]) zuglicher mass als sein vnd seiner kinde rechte feindt, berüch uwr durchluchtickeit vnrechtliche furbringung nicht zu glauben also uwr durchluchtickeit zu geluben vnd fruntschaft also gemacht sin, habe vnd noch gee als yeglicher weiss der marggraf getrawt das er mit keinen vnwaigerung vnd vngestümkeit wie die genant sein, [2]) entledigt werdt, sunst fürwar die kinde zwischen den die fruntschaft gemacht ist grösser schade vnd vngemach nicht manglaten

Item merk ewr durchluchtickeit als auss der gemachten fruntschaft vil gutes in der gantzen cristenheit der ganzen werlt nutze mochten komen, also auss entlosigung derselben vnentlich vbel erstende.

Item der marggraf hat verstanden, das der Romisch konig uwr durchluchtickeit gesagt hab wie in den gütern der mark uwr tochter ym tail seines Sons nicht mug das heiratgute vmb die ee geben. durchluchtiger fürste, darvmb das alle mein vorfordern [3]) des marggraven Son Brandenburg, des sie tuen machten vnd geton habent, als vil greber in der vorgenanten mark in klostern vnd Thumkirchen in den irer Husfrawen in fride ruend offenlich bezeugend, wie darvmb jm der nicht mynder noch mynder rechten newsst dann die andern sein vorfordern das sie jm hetten gewern.

Item derselb marggraf hat verstanden wie uwr durchluchtickeit gesagt sey von dem vorgenannten Marggraven, das er widerraten habe dem konig von Tennmark der widerkomen war von dem heiligen grabe, das er durch uwr konigreich nicht reitten solt oder er kome in gefengknuss oder in ander vngemach alsbalde er in uwr konigreich kome. nempt war durchluchtiger fürste, ob es muglich sey das der marggraf den konig von Tenmark alias Dacie sein swerster feynt ist, solle vor solchen vngemachen vnd schaden waren.

Item dieselben boten haben gesagt wie die Reichstete mit ym gein Wyen komen weren, vnd wie sie demselben romischen konig hilff vnd fürderung wider die kezzer, der Possheit hewt zu tag werde, vnd darnach wider alle sein veint puntbrief von jn begert vnd aussbracht, vnd da sie nü heym zu geen, da verkunt er jn durch boten vnd geschrift, das sie jm wider die kurfürsten als widersässig vnd seinen boten nicht gehorsam sein wolten beygesteen vnd jm hilffe teten, Sye antwurten, sie erkennten das sie verhayssen hetten hilff wider die ketzer, aber nicht wider die kurfürsten, die sie alls ire elltern vnd als kurfürsten des Reichs eren vnd beschirmen nach irem vermugen wider alle ire veint, aber geben wider sie etlich helff dem Romischen konig oder jm beygesteen, wären sie nicht schuldig, darvmb das die kurfürsten zu des konigs, des heiligen Reichs nüze vnd gemach genaygt sein.

Item die vorgenannten boten wurden durch den konig gefragt ob die kurfürsten des Reichs wider die Hussen des jares ziehen wurden. Sie antwurten, das chain kurfürste wider die Hussen züge, sundern sie sprachen das sie gewise mär von dem marggrafen gehort hetten, das der romisch konig die slesyschen Hertzoge vnd ander adel lewt, ander lande mit den er geschafft hett wider die Hussen sich zu beraiten widerruft hett vnd ein andere vngewissere zeyt aufgesetzt hett.

---

[1]) quibuscumque possit modis.

[2]) nullis iportunitatibus et instanciis.

[3]) ex quo omnes antecessores ipsius marchionis Brandenb. hoc facere potuerunt.

Item dieselben boten haben geclagt wider die hertzogen von Stetin, wie fride vff ein genannt zeit bestet vnd gemacht hat durch dreyen Hertzogen von Brunswig vnd Lauenburg vnd der Hoffnung, der Marggraf verer rayt [1]) vnd wendt daruff sein sicher, das sie jnnen wurden seines von sein, dawider wurden sie sich heimlich an alle absagung der vesten vnd stat Flattenburk, darvmb bitt er uwr durchluchtickeit, das ir jm ladt uwr Ritter vnd knecht gewappent, das zu rechen seiner veindt wider den vorgenanten hertzogen vnd gündt dem Volk ze furen, was notdurft sey von uwrem konigreich wider den vorgenanten Hertzoge.

Item Sie sprachen wisse uwr durchluchtickeit, das ir wider den vorgenannten Hertzogen die hernachgeschrieben gesampt hat, mit den er mit seiner eygen persone in das landt der vorgenannt hertzogen im funff wochen mit seinem volke mitten in jrem lande wider jren willen erscheynen welle. Zu dem ersten der Ertzbischove zu Coln mit seinem vermugen in eygener person. Item der von Trier schickt seinen gewalt vnd bleibt daheyme. Item der von Mainz mit seiner person vnd vermugen. Item der von Meydburg schickt sein vermugen vnd bleibt selbs auss. Item der pfalzgraff mit seinem vermugen vnd person. Item marggraf Fridrich von Meissen mit seinem vermugen. Item ettlich vss der Slesie Ritter vnd knecht. Item der bischoff von Würcburg mit seinem vermugen vnd ander vil hertzogen Graven deutscher vnd ander lande. Item der Bischoff von Mainz hat geladen alle kurfürsten, das sie alle beyeinander zu Würczburg bey der pen beraubniss irer rechten, die sie in der wale haben, vff di hochzeit der drivalticke it nechst dasein.

Gleichzeitiges Concept deutsch u. latein. [2])

10. Würzburger Abschreiben.

1424, Juli 16.

Vnser fruntlich dinste vnd was wir gutes vermugen allzeit zuvor.

Erwirdigsten in got vnd hochgeboren lieben hern vnd oheimen.

Wir tun ewrer liebe zu wissen das vns hèrzogs Fridrichen von Sachsen als wir auff nechten zu lengenfurt an dem mayn gelegen by einander gewesen sein ettliche briefe von vnsern houptleuten die wir zu prux haben komen vnd dar nach vns allen dryen als wir vff heint zu Wircpurg by einander gewesen, auch ettlich briefe vnd botschafft von vnserm hern dem konig von Polan kommen sein, derselben brieff aller wir euch abschrifft hirjnne verslossen senden, die ewer liebe wol vernemen werdend, Soliche sach vns vaste zu hertzen gen, wan wir sunderlich betracht vnd bedacht haben was in künftigen ziiten davon kommen vnd entsteen möchte, vnd auff ewr verbessern So deucht vns wol geraten sein, als vmb die botschafft, die jr denn nach dem vnd wir von euch gescheiden sein, zu unserm gnedigen hern dem romischen konig vertigen sullt Nemlich in dem artikel, den Cristenglauben vnd die kezer antreffend ettwas mit der werbung verendern vnd von euch vnd vns gelimpfflicher vnd trostlicher vnsern hern

[1]) ad partes remotiores.

[2]) Die Wichtigkeit dieser Urkunde möge man aus der Darstellung Droysen's ersehen: Geschichte der preuss. Politik, I S. 472, wo Sigismund noch als derjenige bezeichnet wurde, welcher die polnische Verlobung empfohlen habe.

den Romischen konig anbringen liest, als ir dann denselben artikel nach vnseren besten versteen doch vff ewr verbessern den wir euch hiemit senden wol vernemen werdt, vff das der vorgenant vnser her der konig mit der Cron zu Beheim icht anders geton vnd im selbs gelimpff schöpffen, vnd euch vnd vns vngelimpffe machen mug wann wir vns doch nach vnserm bedunken auff dizmal nicht vaste daruff verkosten durffen dann als vil das wir vns bewerben vnd die vnsern erbordern, sich darnach zu stellen vnd zu richten, wann wir jn fürder botschafft ton, das sy dann mit vns ziehen vnd wollet auch ander fürsten vnd Stette vmb euch in genehe gelegen auch ervordern vnd bitten sich darzu zu stellen ob wir all ziehen wurden, das sy dann auch bereit wern mit zu ziehen, Sunder das auch derselben botschaft bevolhen werde wann sy abscheiden werden, das ir einer herauss riit vnd der ander da beliebe wann ewre liebe wol versten mugen das sich die sache anders machen vnd anlassen werden vnd die leng nicht verporgen mögen, So möchte doch derselbe der da verblibe ettlich lewfte und sache hören, vns die zu verkundigen, das wir vns dester bas darnach westen zu richten.

Geben zu Wircpurg am Sontag nach margerite anno etc. XXIIII

Von gots gnaden fridrich hertzog zu Sachsen Fridrich Marggraf zu Brandenburg vnd Johans Bischof zu Wirzpurg.

Der kurfursten abschreiben als jn der von Saxen vnd von Brandenburg vnd Wirzpurg geschriben haben.

11. Ausschreiben der Churfürsten an Eberhard von der Mark.

1427, Mai 4.

Von gots gnaden Conrad zu Mentze Otto von Trier vnd Dietrich zu Coln Erzbischoff etc. Ludwig pfalzgraff bei Rein vnd herzog in Beyern Fridrich Herzog zu Sachsen vnd Markgraf zu Miissen vnd Fridrich Margraff zu Brandenburg vnd Burggraff zu Nurnberg, alle des heiligen romischen Reichs kurfürsten

Vnsern fruntlichen gruss zuvor Edeler lieber Neve getrewer vnd besunder als du vormals vnd auch itzund zu dikenmale wolgehort vnd virnomen hais das gross vbel mutwillige gewalt vnd frebel die die hussen vnd ketzer zu behem widder den heiligen cristenglauben vnd cristenheit mit virgiessungen cristlichs bludes virbrennunge vnd zurstorunge kirchen kloster vnd geistlicher personen vnd ouch mit virsmehunge vnd vbelhandlunge des heilgen Sacraments vnd crucifixs vnd andern bilde zu hauwunge offt vnd dicke dem almechtigen got vnseren herren Jesu Christo seiner werden mutter marien vnd allem hymelischen here zu forderst vnd darnach der heiligen kirchen dem heilgen cristenglauben vnd der ganzen cristenheid zu smacheid vnd lesterunge begangen vnd getann hant vnd leider von tag zu tage zu virdampnisse irer selen ye me vnd me begeent vnd tunt, das ye billich ud vnd allen cristenglaubigen zu herzen geen sal, dem zu widderstehen Als wir nu von ler emutunge vnd begerunge wegen des allerdurchluchtigsten fürsten vnd herrn herrn Sygemunds Romischen etc. kunigs zu allen zeiten merer des Richs vnd zu Ungern Boheme etc. koniges vnsers gnedigen lieben herrn Als sine vnd des heiligen Romischen Richs kurfürsten vnd nehisten glidder etwie vill tage darvmb gesuchet vnd geleistet vnd auch andier des heilgen Richs fürsten Graffen herrn Ritter knechte vnd stete zu vns komen beruffen vnd gefordert hann. So ist doch als wir

besorgen vnsir vnd andir cristen sunde halb dar zu noth nit getan, daz die vorgeschrieben ketzerei vbeltait vnd bossheit gestraffet vnd getylget sii wurden. Als wir vff datum disses brieffes aber gen Frankfurd gesamet gewest sin eins tails mit vnsers selbs personen vnd eins tails die selbs dahin nit komen kunden durch ire volmechtige frunde vnd Rete. So haben wir mit biiwesen vnd zu thunn der hochgebornen fürsten Hrn Albrecht Hertzogen zu Osterrich etc. der fürsten vnd herren vss der Slesien Rete vnd frunde vnd auch der Stede breslaw Eger vnd etlicher ander mit grosser vorbetrachtunge vnd gutlichen rate etlicher des heilgen Richs fürsten Graffen vnd hern vnd vnser getrawen Rete die bii vns daselbis gewest sind, vbirkomen und beslossen einen tzug mit macht vff die vorgenanten hussen vnd ketzer hin jene in daz land zu beheim zu thunde vnd sie vndirstan zu straffen, dem almechtigen got seiner muter marien der hymelischen koniginn vnd allem hymelischen herr zu lobe vnd zu eren vnd der heiligen kirchen dem heiligen cristenglauben der gemaynen Cristenheid vnd vnserm gnedigen hern dem romischen konige vnd dem heiligen romischen Riche zu Sterkunge nutz vnd frommen vnd selbe zug ist in solicher massen vorgenommen daz man auf der heiligen zwelffboten Sant Peters vnd Sant Pauls tag erst kompt an vier enden vnd auch mit vier heren vnd zugen vff die vorgenanten ketzer hie innen gein beheimen geehen sal. Nemelichen wir korfürsten vnd andere des heiligen Richs fürsten Graffen herrn vnd Steten von landen des Ryns von Elsek von Swaben von franken vnd von Beyern an eynem orte. wir Fridrich hirtzog zu Sachsen vnd margraff zu Miissen vnd die zu vns stossen werden an eynem orte, die fürsten hern vnd stete vss der Slesien an eynem orte, vnd der hochgeborne fürste her Albrecht herzog zu Osterrich mit des obgenanten vnseres gnedigen hern des Romischen konigs volke Synen vetern Hertzoge Fridrich von Oisterich dem bischoff von Salzburg vnd andern die zu ym stossen werdent auch an eynem orte. Also daz wir zu dem Almechtigen got hoffen vnd getrawen die vorgenanten ketzer sollen in solicher masse vndirstanden vnd gestraffet werden. daz man solicher bocssheid vnd vbeltaid vorbass von jn nit warten dorfft wand du nu wol verseches, daz du vnd alle cristenglaubigen zu solichen gottlichen werken zuggen vnd sachen billich beholffen vnd beraten sin sollent, So begeren wir bitten vnd manen dich als eynen fromen cristengraven daz du zu dem vorgenanten zugge mit din selbs libe vnd als vill du dann vffbrengen machst vnd darzu mit Bussen vnd Schutzen vnd gezuge so du meistr magst beholffen vnd beraten sin wolles vnd dan midder vff der vorgenanten Sant peters vnd Sant pawels tag der heiligen zwolffboten nehst koment zu Nürnberg vnd darum bii den vndir vns vnd der andern volke vnd auch bii andern fursten Graffen heren vnd andern cristengleubigen die vff die ziit da hin kommen werden an der samenunge sii es vorbass mit vns vnd denselben an vnsrem orte als vorberret ist zu verstorunge vnd vil vertilgunge der vorgenant ketzeriie hin innen geinn behemen zu zichen vnd wolles dich dem almechtigen got zu forderst sinen werden muter marien vnd allen hymelischen here zu lobe vnd zu eren dem heilgen cristenglauben der ganzen Cristenheid vnd vnseren gnedigen hern dem romischen konige vnd dem heilgen romischen Riche zu sterkunge nutz vnd fromen in den sachen also anslahen vnd bii wesin nach deine virmugen als dann eym cristlichen graffen zugehoret vff das deinethalb kein sumenisse odir brüst daran geschee. Da von entphehistu von dem almechtigen got ewigen lon vnd gross lob vnd ere von der ganzen cristenheid wir haben auch ein zeignisse wie man sich in dem

vorgenanten zugge haben selb begriffen lassen der wir dir eine abeschriafft hie midd senden dich darnach wissen zu Richten. Gegeben zu Frankfurt vff den Sonntag als man singet in der heiligen kirchen misericordia domini anno etc. XXseptimo dem edeln vnd wolgeboren vnserm besunder lieber Eberharten van der Marck hern zu der Nenenburg.

12. *M. Friedrichs Unterhandlungen mit den Pragern.*

1427, 25. Juni.

Fridrich Marggraf zu Brandeburg etc.

Innige vnd ganze begirde, das der almechtige gote uch vnd andern herze vnd syne gebe zu suchen vnd zu volfuren wege vnd weise die zu fride cristenlicher eynickeit sich ziehen vnd treffen mügen, vnd auch was vns fleisse mit gote vnd guter gewissen nuczes odir frommen darzu geton mage, allzyt fleisslich zuvor Ersamen weisen vnd fursichtigen Ir moget villicht wol vernomen vnd verstanden haben, wie die Erwirdigsten vnd hochgeborn vnser liebe hern, frunde vnd mitkurfürsten mit andern vnsern hern vnd frunden, fürsten, Steten, landen vnd gemeynschafften zu herczen genommen vnd betracht haben Nemlichen vnd besundern von bewegung vnd ermanung vnsers gnedigen herrn des Romischen zu Ungarn vnd zu beheim etc. koniges vnd auch von gemeins ruffs der cristenheit wider uch, solchen erschrockenlich verderplichen Irrungen vnleufften vnd fremdickeit zu entgegenen als die leyder zu Beheim erstanden sind vnd gehandelt werden, vnd als teglich mer vnd mer jn ergerung sich vffrusten hauffen vnd wachssen, damit nicht alleyn cristenlichs glauben lesterung lewmund vnd gerüchte, das doch am höchsten zu vberwegen sundern auch betracht vnd bedacht ist zerstorung des furnemlichsten achtberlichsten glides des heiligen Romischen Richs der Cron zu Beheim vnd dabey auch hat vnser hern vnd frunden vnd vns nicht wenig bewegt vnd von herczen betrübt, das unselig verderplich wesen jm lande zu beheim. nach cristenlichen wirdigen heiligen staten eren, friden vnd gemachen die vormals bey uch weislichen vnd ordentlichen gehalten vnd gewesen sin, getrawende [1]), vnd rüget hoffende, es sulle nit cleyne menge vnter uch sin, die da wolten. vnd von herczen begerten, das es wider zu sulchem guten geruchte, vnd in gute cristenlich state vnd wesen köme mit fridlichen gutlichen vnd fruntlichen handelungen zu ergeen möht on cristenlichs vnd biderwelut plute vergiessen, dass doch leyder vil vff beide seitten gescheen ist got von hymel weis wenn vnd wa ende, also das sin noch manigveltiglichen vnd vaste mer bescheen möht, dann nymand gedenken mag nach dem vnd der cristenheit sulch fremdes gefert vnleydenlich ist, wann nü vnserer vordern seiliger gedechtnuse vnd auch vns manigveltig gute ere vnd woltat von der Cron zu Beheim widerfaren ist vnd allwegs getrawende mer widerfaren solt vnd mocht, darvmb wir ye billig vnd gern nicht vndankbar sin, sunder wo es sich ymmer machen würde, da wir es mit got vnd eren ton solten vnd mochten, das ye vmb dieselben Cron gern verdienen vnd verschulden wolten, darvmb vns solcher kummer trübsale gerucht vnd lewmund noch mer zu herczen geet wann wir doch auch der Cron zu Beheim fürnemliche guts gonnen, vnd auch gewant sind, Sovil mer haben

[1]) corregirt: betrawende.

wir gedechtnusse wie es zugute komen mocht, also das zu der Cron vnd dem lande zu Beheim nicht in solcher massen gedacht vnd geton wurde daruss gross plute vergiessen vnd derstorung der Cron Beheim möht, vnd das achtbarlich fürnemligst stüke vnd gelide, alss vor berurt ist, dem heilgen Romischen Rich nuczperlich bestünde vnd bliebe Vnd auch yr vnd das land zu wirden friden eren vnd selden vnd auss solchen lewmund vnd gerüchte kemet davon so vermeynen wir vnd bedeucht vns noch heutes gein gote gein der werlt für die Crone vnd daz landt zu Beheim das beste sin vnd wollen raten auss lawterm rechten herczen vnd gruntlicher warheit nach vnsern besten verstentnussen trewen vnd gewissen jr went doran das noch one ernstlich gescheffte vnd krieglich sach aber grossen scheden vnd verderbe leute vnd gute entsteen, als ir bass verstett vnd wisset Solch fremde leuffte kriege vnd irrsale abgenomen vnd gutlichen zertragen vnd hingelegt wurden vnd hettent jr icht weg vor uch westend vnd wollend jr vns vnterweisen dheinerley damit die sache .zu gute zu bringen weren, das liest vns zu stund an wider wissen, Alsdann wolten wir nach allen vnsern vernunfften vff daz allergetrewlichst als wir ymmer solten konden vnd mochten flissiclichen raten vnd helffen, vnd on zweiffenlichen vnser müe vnd arbeit darjnne nit versparen, getrawende vnd hoffende, was gotlich vnd erlich were vnd was wir uch versprechen, daz solt wol gehalten dergeen fürgenommen vnd versorgt werden, uwr antwurt wider soee so besser.

Geben zu Nür(emberg) am mittwochen nach Johannis Baptiste anno dom. XXVII.

13. Antwort der Prager an M. Friedrich von Brandenburg.

1427, 5. Juli.

Den geheiligten glauben cristenlicher geistligkeit heilsamleicher zu erhöhen, die wahrheit des ewigen vntötlichen gesetzes des hern Jesu Christi zu behalden, den langen begerten fride der werlde wider brengen vnd den engsten der beswerten mit grausamen ergerunge zu hilff kumen, der fridlich Salomon vnser heylant Jesus Cristus den geist der grösten libe vberflüssiglichen eingiess vnd die gabe seiner weissheit die genge vnd wege der götlichen gerechtikeit zu setzen geruche heilsamlichen zu geben, Allerdurchleuchtigster fürste vnd herr aller oberster herr, die da gesetzt werden auff die hohe des ganzen fürstentums die müssen eren vnd behalden die gleichheit die enpfangen haben die gerechtigkeit, die den volkern ist zugeben, die nicht zimpt zu verlassen die, die vntter der regeln der gleichheit gehalden werden das die icht zu einem posen ebenbilde werden, von den gehalden wirt das alles recht auss jn fliess, Also die brieffe ewrer clarheit, die wir enpfangen haben mit schuldigen eren, die vns gar vil fröligkeit bracht haben vnd vns wunderlichen getroste, vmb die wir vnserm gote vnd uwer menschliche miltigkeit vnmesslich dankperkeit widergeben vnd er wir nicht die, die wir sullen doch die wir vermugen widergelten, jn dem wir für das allergrosse schaze das der erboten guttete die ewr hochmechtigkeit vnd ewre vorfaren von dem konigreich zu beheim vnd seinen konigen gescheen sind, ewr clarheit in den jndern der clgukheit, der noch gedenket vnd die mit einer loblichen dankperkeit widerhandelt wane die alden weisen, die in grosser clugheit lawter vnd clar gewesen sein, nichts vnseligers schaczen, dann den der da vergisset der guttete vnd des vnrechte gedenkt, darnach schreibt auch ewer hochwerdigkeit als von dem

cleglichen valle vnd jemerlich erstorung vnsers konigreichs wie die mit gutlicher mitleidligkeit cleglichen bewegt wirdet, durch des willen vnd auch in dem Jesus der vnvermeligten Junkfrawen marie Sun vberswendiglich belanung gelobt da er spricht, Selig sein die barmherzigen wann sie auch barmherzikeit werden erfolgen, das auch ewer gütig miltigkeit sunst bekumert vnd begert ein fridliche state vnd wesen durch gutes willen desselben konigreichs. der widergeber aller guttete, der ein volkumen belonung ist aller dinge, darvmb in seinen sun enpfehet wenn er spricht selig sein die fridsame wann sie werden Sun gotes genant Aber von den andern artikeln in dem brief ewr clerlikeit berurt ob wir darauf nit antworten als wir begern davon sol ewr menschligkeit nicht bewegt werden, wann in sulchen grossen sachen vnd geschefte das vns vnd alle die mit vns sein berurt haben wir geschaczet not zu sein des mit wolbedachtem Rate der hern des konigreichs der gemeinschaft der Ritter vnd der rittermessigen mit einem willen widerschreiben vnd haben auch geschaczt das die sach durch die alle bereitenlicher sey zu bestetigen, über die wir snelliglichen werden geben vnser antwort die ewr clarheit in stiller gunst der gedult mit andern cristenlichen fürsten geruch zu beiten. der schicker aller dingen der herr aller here schicke vnd leyt die begirde vnd willen ewer clarheit zu den aller heilsamsten wann wir auss der Lauterkeit ewrer Begirde gen vnserem Reich vnd vns hoffende das die wachsen werden vnd zu einem seligen vnd begirlichen ende bracht. Geschriben am nechsten Samstag nach dem tag sant Procopii anno dom. vicesimo septimo

die Burgermeister Rathhern vnd schepffen vnd auch
die ganz gemeyn der pregischen stete

dem allerdurchluchtigsten fürsten vnd hern hern fridrich von gots gnaden Marggrave zu brandenburg des heiligen kaisertums Obersten kamerer vnd burggrave zu Nürenberg vns gunstigen herrn ddz.

14. Bürgermeister, Rath und Gemeinde zu Satz an M. Fridrich.

1427, Juli 6.

Der almechtige gütige goth geruch euch zu offenbaren seinen heiligen willen vnd gebe euch zu derkennen seine heilige satzunge! darjnne yr möchtet wandern vnd dornach zu dem ewigen leben mitsampt vns komen. Amen. Durchlüchtiger fürste vnd hochgeporner herr, ewr durchluchtikeit embieten wir vnsern dinst williclichen zuvor. Ewren brieff in dem Ewer durchleuchtikeyt dem lande zu beheym vnd vns etliche bösliche Schemliche dinck vnd irrunge zuschreibet, haben wir wol vernomen, Also antworten wir ewer durchleuchtikeit daruff das wir in sulchen böslichen schemlichen dingen noch irrungen abgot wil nicht sein noch in zukunfftigen zeiten erfunden werden vnd were es nu ab ymmant vns schulche schemliche oder Irrselige dinck zuschreib des wolden wir vns abgotwil rechfertigen vnd vor antworten. wenn stad vnd weil wer, als frome lewte Auch ewer durchluchtikeit schreibet, wie yr ein ganzen fleisse vnd zunegunge habet zu deme, was gotliche vnd erliche vnd nuczbarliche, diesem lande vnd der cron zu behem were, das seyn wir zumale sere dankbar von ewre gnaden Vnd vmb die andern sachen als ewr durchleuchtikeit schreibet wollen wir mit den den

lantheren Ryttern Steten Gemeynschafften vnd knechten in dem lande zu Behem vstragen ane sewmpnusse, vnd ewer durchleuchtikeit vnsere antwort des schirste wir mögen werden darvff geben wollen. Gelawbende vnd getrewende ewer durchleuchtikeit wert den ewigen (unrwigen?) hochfertigen vnd vnkeuschen pfaffen in der weil nicht gelawben, yst das sy vns zcht boser irrsaliger oder schemlicher dinge wollden zu schreiben vnd nochsagen. Wann wir wydder die erste heilige kirche nicht sind, noch meynen abgot wil zu sein, sunder der noch volgen noch vnsern vermugen, noch dem vnd der herre cristus Jesus aufgesatzt hat, die lieben heiligen czwelffboten gefurt vnd die lieben heiligen lerer myt andern heiligen gehalden haben als wir danne ewer durchleuchtikeit darnach mit vnseren brieffe vollkomlichen werden vnderweisen.

Geben am montage vor kyliani anno, vicesimo septimo

Bürgermeister vnd Rath vnd die Gemeyne der Stat zu Saz.

Dem durchluchtigen fürsten vnd Hochgebornen Herrn Herrn Fridrich marggrave zu brandenburg des heiligen Romischen Reichs Kemerer und Burggraven zu Nürenberg vnserm günstigen herrn.

Ex or.

15. Geheimer Bericht des Churf. Friedrich von Brandenburg an K. Sigmund.

1427, Aug. 24.

Allerdurchleuchtigster furste gnedigster lieber her. Mein willig untertenig vnd gehorsam dinste sind ewrn gnaden zu voran bereit.

Gnedigster here. Als ewer gnade mir geschriben vnd durch hern Michel Probst zu Polesslaw ewern prothonotarius enboten vnd begert hat mich darzu zu schicken vnd zu fugen auf die vngelaubigen [1]) zu beheim mit sampt andern fürsten hern vnd Steten zu ziehen, darvmb dann ein tag gen frankfurt gemacht wurde vnd ein gemeiner anslag auf ein zeit zu ziehen geschae dorjnn ich mich auf ewer gnaden begerung willig vnd gehorsam habe lassen befinden mit sulchem vmbreiten, beharren vnd ratslagen des anslags als dann ewer gnade durch den obgenanten hern Michel gruntlich mag bericht sein vnd villeicht [2]) an der schrift des anslags wol vernomen mugt haben darauff tu ich ewren gnaden zu wissen, do nu also sulcher zugk zu frankfurt angeslagen vnd beslossen word schickt ich mich got dem almechtigen zu lobe ewrn gnaden vnd der cristenheit zu ere vnd dinste mit meinem vermugen vnd auch in eigener person daran vnd zog mit sampt meinen hern vnd besundern frunden dem Bischof von Bamberg vnd von Wircburg auf Eger, do wir etlich tage beharten zu erfaren vnd zu vernemen auf welche orte die andern fursten hern vnd Stete gen beheim einziben wollen, als do erfuret ich, das mein here von Trier Ertzbischof, der bischof von Speyer, der bischof von Augspurg, mein Oheim herzoge Johann vnd herzog Ott von Beyern mit sampt etlichen Reichsteten zu der weiden waren. da riet ich do selbs hin zu jn vnd wurden do zu rate das die egenanten fürsten hern vnd Stete für Tachau vnd die obgenanten hern von Bamberg vnd von Wircburg vnd ich für den Slakenwerde ein gen Beheim ziehen solten, das wir also von sulche volke tetten. In dem hetten

[1]) ursprünglich hiess es: Ketzer.

[2]) villacht.



die egenanten mein hern von Bamberg vnd von Wirczburg vnd ich vnser treffenlich botschafft zu vnserem Oheim dem Hertzoge von Sachsen getan jn zu ermanen vnd zu biten zu lassen sich mit sampt seinem volke auf Maschaw zu vns zu fugen auf das wir alle hern dester bass zu samen rucken vnd sterker werden möchten. Darauf er vns wider enbote, das alle fürsten hern vnd Stete, die jm dann im Anslage mit jm zu zihen zugeschiden waren ganz abgesagt hetten, das sie vor andern ire geschefte vnd handlung mit jm gen beheim nicht gezihen mochten, So wer er auch in sulcher swachheit das er selbs nicht gezihen mocht doch so wolt er seinen elsten Son mit seinem volke vnd macht bei der Cadan zu vns schicken, also riten wir genante hern doselbst hin gen Caden furder gen Luttic mit sulchen vnterbotscheften, das wir die hern alle gerne zusamenbracht hetten das wir mit macht vnd dester sicher gezogen mochten sein In sulchem vnsern hin vnd herreiten vnd botscheften waren die obgenanten fursten meine herrn von trier mein Oheim von Beyere vnd die andern mit jn für dic Miesse gerukt das mir vnd den andern meinen hern vnd frunden ganz wider was mit sulchen sachen vnd kundschaften damit wir dann gewisslich der cristenheit vnd ewren gnaden zu nucz vnd er vmbgingen vnd hatten zu got getrawet, wer sulche furslahen nicht gescheen, das alle sachen gut sollen sein werden vnd do nu solche furslahen der Myse gescheen was vnd wir von den obgenanten fürsten vnd hern vermant vnd gebeten wurden zu jn zu zihen, das wir ander hern von besorgnis wegen einer nyderlage jn mit gelympfe nach gelegenheit der sache nicht abgeslahen mochten, arbeiten vns furder zu vnserem Oheim von Sachsen den jungen vnd den seinen haubtleuten, das wir das mit vns für die Miese brachten, darnach mein swager herzog heinrich kam daselbst etliche tage lagen vnd in etlich swaheit meines leibs fiel das mir von den von Trier der auch hier war vnd andern meinen frunden geraten vnd geheissen wurde, Ich solt mich gen tachaw fugen vnd etlich tag der Erzte Rate pflegen auf besserung das ich dann jnnen vervolgt vnd liessen den von Plauen der mit mir zu Beheim was mit andern meinen Reten vnd volke alle in dem her vor das Miese, vnd indem die obgenanten hern vnd frunde ir kuntschaft aussschikten ob sich die veinde wider vns here ichtes stellen oder strecken wolten, dobey jn wol warnung vnd auch kuntschaft kome, das sich die feinde vaste gesterket vnd gar nahent kumen weren, Also schickten mein obgenanten hern vnd frunde die noch vor der misen waren, den von plawen mit IIIc pferden die feindt zu beschauen vnd auf jn meinen Swager herzog heinrich mit IIIm pferden ob man nichts frumme darob genemen mocht vnd in sulcher beschowung der feindt her, waren sie furder gerukt, do wurden die hern im her vor der Miese in vnserm abwesen zu Rate, das man den feinden entgegen zihen, die buchsen vor der stat in der nacht aufheben vnd auf eine burck dabei rucken solt. In dem des morgens mit dem tage ward das her vor der Miesse angezundet vnd brachen aldo auf in sulcher masse vnd weisse auf den nechsten bergk dobey zu rucken vm fürder gen feinden zu zihen vnd in sulcher brunste ward vnter dem gemeynen volk vnd wagenleuten ein irrung, das ein teyl hin vnd her fure vnd sluge, das in sulchen das her ganz biss gen Tachaw kann (kam) do der Cardinal von Engellant vnd ich waren, vnd des sere ersraken als wol billich was. Aldo wurden wir hern alle mit sampt dem egenanten Cardinal zu Rate vnd vns auf einen Bergk bey Tachaw zu ruken vnd fürder zu dem feinde zu zihen. Do wir also auf den bergk kamen vnd vnser volk schawten, do war des volks in der nachten davor zu rosse vnd zu fusse vnd

auch der wagen domit man ein wagenburgh nach ordnung des streits gemacht solt haben, so dann bestalt vnd geordinirtt war, so vil wegk vnd das here clein worden das den Cardinal vnd andern fürsten vnd hern [1]) nach gelegenheit der sachen von den meisten gerathen wurde, nicht gen den feinden zu zihen vnd mit jn zu streiten ane wagenburg Also zugen wir alle vber walt als das alles nu meinem hern dem Cardinal wissenlich ist, vnd do ich gen Wunsidel kame, Schriben mir die andern fürsten vnd herrn, die unglaubigen hetten tachaw belegert vnd begerten das ich mit meiner macht zu zihen, vnd das mit sampt jn helffen retten solt, darzu ich als willig war vnd all den meinen alt vnd jungen zu stunden aufgebuten, das mir aber widerboten worden indes wane die stat carpos mit Feuer erobert [2]) vnd etwavil Ritter knechte Bürger vnd pawren kamen auf das sloss, do schriebe mir mein Oheim herzog Ott, sulche helffen zu retten, do ich als ganz willig zu was, wan ich alle die meinen aufgeboten hette, dann ee wir vns gesampten, hatten sich die auf dem Slosse Tachaw ergeben, die von den unglaubigen hingefurt vnd die stat Tachaw mit den wayssen besetzt, als mir dann von meinem egenanten Oheim herzog otten geschriben ist worden. Auch hat vnser her der Cardinal einen tag acht tage nach nativitas marie gen Frankfurt beruffet vnd den den fürsten zugeschriben, darzu ich mit selbs Libe ob ich anders vor krankheit mag wann ich noch gar swach bin kumen wil mocht ich als vor krankheit selbs dahin nicht kumen, so wil ich doch mein treffenlich botschaft mit meiner macht dahin tun, wie man dann davon schreiben würdet das sol ewr gnaden alsdann wol zu wissen vnd verkundigt werden, wann wo ich ewere gnaden zu willen vnd dinste gesein kann oder mag, do sol mich ewr gnade alzeit willig vnd gehorsam befinden Auch thu ich ewr gnaden zu wissen, das sich der egenant Cardinal in den sachen zu beheim gar kecklich vnd erberlich erzeigt hat, das er alle sachen gerne gut gesehen vnd darzu geholffen hett vnd ich hett getrawet zu gotte wer er ee gen beheim kumen, es sullen sich alle sachen zu gute gefügt haben vnd kumen sein. Dat. plassenburg in die Bartholomei.

regi, aliis non. Originalconcept.

Eine Abschrift dieses Schreibens findet sich auch im Fascikel des Bamb. Archivs: Hussiten A. 1.

16. *Hans Rosenpluet über den vierten Kreuzzug. 1427.*

Cod. Bibl. Dresd. M. S. Cod. Monac. germ. 1136. 4°.

Ein spruch von Beheim.

O ewiger got lasse dich erbarmen
Das kumerlich clagen von vns armen
Das cleglich jemerlich hertzenleyt
Das deiner armen cristenheit
Geschehen ist in Beheymer lant
Das sich so schentlich hat zutrant
Manig edeler furst vnd kiner rise
Der hineyn reyset gein Beheym fur die mise [3])

[1]) Im Concepte stand ursprünglich: vnd mich, dann ward es ausgestrichen und mir gesetzt, dann wurde auch dieses vertilgt.

[2]) Bruch im Papier.

[3]) Stadt Mies zwischen Tachau und Pilsen, welche im vierten Kreuzzug am 23. Juli 1427 berannt wurde.

Zu sturmen vnd streiten vmb cristenlichen namen
So kumpt der teuffel vnd seet seinen samen
Kiner in der weisen fursten rat
Do man solt sturmen vnd gene an die not
Do kunden sie nie kumen oberein
Itzlicher wolt die stat allein
CLXXVI Im haben ee man sie gewan
Darnach ein weiser furst besan
Das man solt lennger peyten vnd harren
Vnd solt mit Buchsen auf der kavren (sic)
Die brustwer stiessen auf den mawer
Das sie dester mynner doynnen hetten schawer
Dasselb geschahe in dreyen tagen
Darnach hortt man fur warheit sagen
Wie das die hussen gein in here
Zugen sogar mit grosser gere
Vnd meynten sie alle slahen zu tod
Dasselb kam in der fursten rat
Das in vor sorgen begonde graven
Do sandten sie auss den von plawen
Das er besehe wie vil jr wern
Das tet er williglich vnd gern
Vnd reyt pald bey tag vnd nacht
Dieweile ein weiser man bedacht
Daz man ein wagenburg solt slahen
Dorynnen man den hussen mocht getzwahen
Das in die hawt ging vber die oren
Do wurden die fursten alle zu toren
Vnd fluchen ee sie ye kein veinde gesahen
Solt got das nicht von in versmahen
Vnd waren doch alle durich got ausskumen
Vnd suchten dannoch newr jren frumen
Wie yeder mocht seinen peutel fullen
Dorvmb wir got bitten sullen
Das er der cristenheit dorvmb nicht plag CLXXVIII
Das manig furst so schentlich slag (shag)
Die alle treulose wurden an got
Das die hussen awss in triben jren spot
Das got mocht getrauert haben vnd die engel
Da sahe ich manigen freyen fussgengel
Der gern gewagt hette sein leben
Hett man in newr die laub geben
Da wichen [1]) sie naher bis gein Tachaw
Da sahe ich manigen man vnd fraw
Die also cleglich clagten vnd weynten
Ich weiss nicht wie es die fursten meynten
Das sie sich legertten in das velt
Vnd slugen da auf wider ire getzelt
Vnd gingen zusammen in einen rat
Der Cardinal [2]) jn do gepot
Das sie widervmb solten keren
Das gepot er inen bey trewen vnd eren
Allen fursten herren rittern vnd knechten
Das sie an die hussen solten vechten
Were bey got ewig wolt bleiben
Der solt die hussen helffen vertreyben
Mit cleglicher stymme da awss rieff
Vnd manet die fursten also tieff
Das sie wider zusammen gingen
Vnd aber einander rat an vingen
Vnd wurden alle vber eyn
Das keiner nicht solt ziehen wider heym
Des gehiessen sie alle ire treue zusammen CLXXIX
Welcher von adelichem stammen
Geborn were der solt do bleiben
Vnd die hussen solt helffen vertreiben
Do sprach ein furst zu jn drat
Das deucht mich ein guter rat

[1]) 2. August.
[2]) Heinrich von Bedford.

Das wir hinein zugen wider
Vnd brenten alle das ernyder
Das decher hette went vnd gibel
Vnd machten im lande ein sollich genibel
Das in ir manheit wurde empfallen
Dasselb gevil wol den fursten allen
Sie sprachen alle das ist vns eben
Sie gehiesen sam bey jrem leben
Das sie wolten balde ziehen wider hineyn
Vnd zwu nacht nicht an einer stat sein
Das gevil dem Cardinal so wol
Er sprach dartzu ich helffen sol
Mit leib mit gut mit aller meiner macht
Wil ich bereyt sein tag vnd nacht
Mit zu sterben vnd zu genesen
Ich bedarff weder schilt noch pavesen
Ich wil voren an der spitzen sein
Wolt jr newr ziehen wider hinein
Do sprachen die fursten alle ja
Da liess man es awss ruffen da
CLXXX Einen herolt zu allen zelten vnd hütten
Wenn man morgens die pusawmen wurd tütten
So solt sich yederman bereyten
Vnd solt der obersten fursten beyten
Vnd solten volligen nach den herren
Sie wolten wider gein Beheym keren
Des morgens do man solt reysen
Da wurde den fursten aber graven vnd eysen
Das sie wider vmhin heymlich kertten
Damit sie aber ir schande mertten
Erst vil der Cardinal in leyt
Vnd sprach got sey es ewiglich gecleyt
Das ich ye in diss landt bin kumen
Nu wirt es erst gene vber die frumen
Die cristenheit wird clein als ein tzwergk
Da reyt er wider von jn auf ein pergk
Vnd steckt auf den Romischen phan
Vnd sprach wer hewt reytt davon
Der hat sein cristen namen verlorn
Vnd ist von adel nie geborn
Were hewt ein frummer crist woll sein
Vnd seine sele ledigen von hellischer pein
Der tret vnter dietzs panir hie bey
So sicht man were ein frumer criste sey
Das cleglich ruffen vnd schreyen
Erhortten graven fursten vnd freyen
Die alle widervmb kertten CLXXXI
Vnd do sie sein cleglich clage erhortten
Das also weyt vnd verren erhal
Vnd rieten hinwider zu dem cardinal
Vnd hetten mit jm ein gesprech.
Do sprach ein ritter wenn got nicht rech
An vns das schentlich fliehen on not
So were er nicht ein rechter got
Wenn wir an im werden treulos hewt
Vnd wollen doch alle sein cristenleut
Wie halten wir cristenlichen orden
Got sey es geclagt das ich ye bin ritter worden.
Das edel tewerschetzig plut von sachssen
Dem er vnd adel ist zugewachsen
Den wil ich loben mit meiner zungen
Den edeln fursten von sachssen den jungen
Der sprach zu den fursten rittern vnd knechten
Wer abe wolle tretten vnd zu fussen will fechten
Mit dem wil ich sein voren
Ee wolt ich ich were nie geboren
Solten wir die armen also verkauffen
Die zu fussen mit vns herein sind gelauffen
Dorvmb er von allen herren begert
Das yederman solt satteln sein pfert
Von im ein halbe meyl hindan
Das nymant mocht getreten davon
Wenn es an die rechten not wurde gen CLXXXII
So musste der reich bei dem armen besten.

Do sprach ein furste des tar ich nicht nennen
Aber got wirt in dortt wol erkennen
Neyn ich wil nicht zu fussen abtreten
Ein man mag sich gar leicht verspeten
Das er gar vnschon wurde empfangen
Ein vogel wirt gar leicht gefangen
Wenn er verleurt sein gefider.
Da sprach der Jung von Sachssen hinwider
Wer der erst ist der zu ross wil streyten
Der meynt ye dann davon zu reyten
Wenn es jm wil gene an das leben
Vnd meynt die flucht mit schanden zu geben.
Da nu ir beder rede hin kom
Darnach der Cardinal hernam
Das Romisch panir vnd gab es eym herrn
Vnd bevalh jm es bey trewen vnd eren
Der solt ziehen wider in das landt
Derselb was hertzog hanns genant [1])
Der wolt haben getan alles sein vermugen
Do wolt es sich villeicht nicht fugen
Das got erhorn wolt die frumen
Die recht zeit ist noch nicht kumen
Do sprach ein furst do auf der vart
Der mag wol heissen neythart
CLXXXIII Kont man kein anndern vinden dann den
Man funde einen bessern als ich wen
Der zum Bonir geadelt wer.
Fur Hertzog hannsen komen die mer
Der warde so zornig vnd so verheyt
Vnd sprach tregt man mir dorvmb neyt
Ich meynt wir solten all bruder sein
So dunkt mich in dem hertzen mein
Das kein trew vnter vns sey
Vnd want newr neyd vnd hass bey
Vnd warff das Bonir auss der hant.
Also nam die hussen vart ein endt
Do warde ein aufflauff vnter den herren
Das yederman konde hin heymlich keren
Des pesten so er konde gejagen
Das sind die hussen die sie haben erslagen
Do sahe ich weynen sicherleich
Von Brandenburg marggraff Fridereich
Vnd den trawrigen Cardinal
Das jn die zeher flussen zu tal
Vmb das gross hertzenleyt
Ich sprach der so manige Badmeyt
Geschiket hett in Beheymer lant
Als man der man hette hineyn gesant
Sie hetten ein soliche sach besunnen
Das sie die mise wol hetten gewunnen
Vnd dorynnen zu tode erslagen CLXXXIIII
Was cristen glauben nicht hett getragen
Wie solt ich dann die fursten preisen
Ir lob das wil ich gern weisen
So hab ich von jr keinem gesehen
Dorumb ich in lobes muge jehen
Wann ist das nicht ein grosse schant
Das alle fursten zugen auss dem lant
Ee sie ye kein sloss oder stat gewunnen
Ich furcht sie haben einen faden gespunnen
Da jamer anhangt vnd hertzenleyt
Marie muter reyne meyt
Seindt du vns zu fride bist erdacht
Vnd hast den ersten fride herebracht
Bite fur vnns got vnnsern herren
Das er mit gnade wolle zu vns keren

[1]) H. Johann von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, Sohn K. Ruprechts.

4*

Czu seinen cristlichen heren
Das wir nicht in der sunden meren
Ertrinken in vnrechtem glauben
Wenn vns der veint die sele wil rauben
So wan vns ewiger vater bey
Mit deiner himelischen massaney
Sende vns herr dein gotliche hulde
So rich an vns nicht allte schulde
Die mir begegen an maniger stat
Herre lasse dein blut sein vnnser pat
Vnd zwahe vns ab der sunden mist
Des bite ich dich herre Jhesu-crist CLXXIV
Durich dein vetterliche gut
So hat getícht hanns Rosenplut.

17. Böhmische Herren an den Card. Heinrich und den Markg. Friedrich.

1428, Febr. 20.

Reverendissimo in Christo patri et domino domino Henrico &c. sancti Eusebii presbytero S. R. E. Cardinali Anglie ac illustri principi et domino domino Friderico Marchioni Brandeburgensi et Burgravio Nurenburgensi Capitaneis a sacro Imperio electis nec non venerabilibus in Christo patribus et dominis Archiepiscopis Episcopis primatibus et principibus tum spiritualibus quam secularibus in presenti termino in Nuremberga civitate Imperiali congregatis dominis nostris gratiosissimis Johannes de Oppoczen, Puotha de Czastolowicz, Hassko de Waldenstein, Petrus de Zampach unacum aliis baronibus amicis nostris servicia et obedienciam debitam atque promptam promittentes. Mittimus ad paternitatis et alte prosapie vestre presenciam Strenuum militem dominum Johannem de Wesselicz et famosum armigerum Franczkonem de Rosental quondam Magistrum curie in montibus Chutnis ostensores presencium intentione super certis negociis factum presens tangentibus plenius informatos Supplicantes cum affectu Quatenus ipsis dominatio vestra in hiis que super negociis hujusmodi pro parte nostra gratie vestre retulerint fidem dignetur adhibere creditivam tanquam dominacioni vestre propriis loqueremur in personis Datum cum appressione sigillorum nostrorum in Glaz sabato ante dominicam Invocavit anno domini millesimo quadringentesimo vicesimo octavo

Cum 3 sigillis. Or.

18. K. Sigmunds Pressburger Manifest.

1428, April 17.

Wir Sigmund etc. Embieten dem hochgeboren Fridrichen Marggrefen zu Brandemburg des hl. R. R. Erzkamerer vnd Burggraven zu Nurmberg vnsern lieben Oheim vnd kurfürsten, vnd den Edeln vnd Strengen vnserén lieben Neven vnd Oheimen des heiligen Richs kurfürsten Reten vnd dienern, die dem vorgenanten vnseren Oheim dem Marggraven in den sachen nach lautt des Anslags zu bescheiden sein vnsers vnd des Richs lieben getruen vnser gnad vnd alles gut. Hochgeborne lieber Oheim vnd kurfurst vnd adeln lieben getruen.

Als wir ytzund alhie mit der Ketzer Edelsten vnd hauptleutten, die Sy her zu vns gesandt hetten mit Rat vnd bywezen vil vnserer vnd des heiligen Richs vnd der Cron zu Hungern vnd zu Beheim prelaten fürsten heren, sunderlich auch der lerer der heiligen schrift von paris vnd von wien vnd vil gelarter leut vnd Rete einen tag geleistet vnd in

alles das erbotten haben, daz wir mit Got vnd eren getun mochten, damit man solichen yamer vnfur vnd vnmenschlikeit, die die verbosten ketzer mit mord vergiessung menschlichs plutes Raub vnd prant an allen vmbgelegen landen, got seys geclagt, von vil jarn bisher greulich begangen vnd nemlich diss jar vnsere land der Slesien, der sechs Stete vnd vnsers lieben Suns Herzog Albrechts von Osterreich land biss an die Tunaw gruntlich verderbt haben, gestillen, vnd Sy in die schos eynung vnd gehorsam der heiligen kirchen bringen möchten, das aber alles nit hat gehelffen mögen, Sy geen noch on vnderlass herticlich jrem verstocktem weg nach mit verderbung frommer kristen gleicherwise Als ob Sy kristenlichen namen ganz vssleschen vnd tempfen wolten, Als Sy dann dem vergenannten vnsern lieben Sun herczog Albrechten itzund aber mit macht vor sinem Sloss Egenburg ligen, das arbeiten, vnd das land dorum heren vnd verderben, Nu haben wir mit denselben vnsern prelaten fürsten vnd hern beslossen, daz wir das nit lenger leiden, Sunder mit macht vnd mit vnser selbs person disen Sumer mit der hilffe gotes darzu tun, vnd ein feld wider Sy zu machen meynen vnd sunderlich so sey (seyn) wir darvff beliben daz nicht nuzeres zu denselben sachen gesein mag, dann das man die weil vnd bis vff die zeit des feldes eyn starken reyttunden krieg gen jn bestelle an den enden in Behem, vnd in Merhern do das notdorfftig sein würdet, damit man dieselben ketzer heymreyze vnd jn jr sammung dodurch zu rutte, daz Sy nicht so licht wider zusamen komen mögen, vnd wir geben auch itzund vnseren liben Sun herzogen Albrechten von Osterrich ein grossen harsch volkes in sein land zu Merhrn nemlich gen Brün vnd gen Olmunz vff vnser eygen kost vnd czerung vnd sind eins worden daz man zu Snoym tawsent, zur Igla tawsent vnd zum Budweis auch tawsent pferd legen sol. dorzu wir vnsern vorgenanten Sun das gelt, das in dem Erzbischthum zu Salzpurg vnd in aller seiner Suffraganien Stifften gefallen ist, bescheiden haben daz solch volk dester redlicher vssgericht werden moge, die ketzer also anzugreiffen vnd zu beschedigen, darzu wir jm auch ettliche vnser lantherren von Behem ouch zugefugt haben So haben wir auch vberslagen, daz man in Pilzner kreis zum mynsten dreytusent pferden haben muss, mit denselben man auch (dem) czazer kreis zu hilf komen mag vnd nach dem vnd wir zuringsvmb von den Sechs Steten vnd der Slesien bestalt haben, so hoffen wir daz man den ketzern so vil wurd zu schaffen geben an allen ortern, daz Sy das feld mit nichte gehalden Sunder daheim beliben müssen Alslang vnd wir vnser feld legten, vnd wann man solich gelt daz man nach dem Anslag gen denselben ketzern gesamelt hat, mit nichte bass anlegen (mag, dann) zu eynem solichen starken reyttunden krieg nemlichen in solichen nötten die die frommen kristen in den vmbgelegenen landen von den ketzern leiden Alsdann in dem Ratslag zu [1] — —— vns vert bey dem Ersamen probst von Hayn dem Strengen Hansen von Seckendorff vnd peter volkmer von Nurenberg gesandt habt wie derselb reittund krieg —— zu ordnen ist in ettlichen kreissen zu behem clerlich ist begriffen, darvmb so begern wir von euch bitten ermanen euch ouch solicher pflichtung der ir got dem heiligen cristlichen glauben vnd vns als einem Romischen kunig pflichtig seyt vnd gebieten euch ouch ernstlich vnd vesticlich mit disem brief, daz jr mit dem gelde das jr nv zu Nüremberg habt vnd das noch dargelegt wirdet, den herren Rittern knechten vnd Steten in pilzner kreis, die sich bisher an Got

[1]) Grosses Loch.

dem glauben vnd an vns redlich gehalden haben vnd sich der Cristenheit vnd vns zu helffen hart angegriffen haben Als jr dann in ainer Czedel wol sehen werdet bis vff dreytausent pferd vssrichtet vnd jn hilff tut, vnd ob Sy der so vil in jrem kreis nit gehaben mochten, daz dann die vbermasse biss zu dreytausend pferden mit deutschen leutten erfüllet vnd die hinein jn zu hilff gesandt werden, daz man die ketzer die zeit vnd biss zu vnserm feld damit bekümer vnd an allen ortern irr mache, wann jr on zweifel sein solt Geet man diser ordnung also nach, daz man es ein anheben vnd weg ist alles guten in disen sachen vnd mag das feld vnd ander gescheffte dornach gar geringlich ob got wil zugebracht werden vnd tut dorinne durch gotes des glaubens vnd vnsern willen daz ewrenthalben dorynne keyn sawmnüss geschee, vnd solich loblich ding des gelts halben nit abgee, Als wir euch das sunderlich wol glauben vnd getruen. Wann wo das nicht geschee, da got vor sey, so möcht vnd würde alle die besliessung müe vnd arbeytt, die wir alhir getan haben, vnd villeicht vnser czug, dorzu wir nv alle deutsche land gefordert vnd verbotschafft haben, müsste hinderstellig beliben, was dann der ganzen kristenheit schadens vnd den ketzern frecheit dadurch zugeschoben wurde, das merket selber vnd wir wollen das ouch vor got vnd aller werlt entschuldigt sein, daz wir vnsern ganzen fleiss dorjnn getan vnd die sache gern zum besten gefugt hetten, hett man vns dorynne volgen wollen. Wir haben ouch den hochgebornen Johannsen pfalzgraven bey Rein vnd herzogen in Beyern, vnseren lieben Oheim vnd fürsten vnd dem wolgebornen Heinrichen von Plawen Burggraven zu Miissen vnsern Reten vnd lieber getruen, die itzund also hinauff in vnser botschafft reitten, bevolhen euch der sache vnd vnser meynung eigentlich zu vnderwisen. den wollet gentzlich als vns selber glauben.

Geben zu Prespurg am Sampsstag nach sant Tiburtii tag vnser Riche des vngrischen etc. im XLIII des Romischen im XIX vnd des behemischen im newnden jaren.

Ad mandatum domini Regis Caspar Slik.

Orig. mit Siegel (n. 47).

19. M. Friedrich an K. Sigmund über den böhmischen Krieg.

1428, Mai 25.

Allerdurchluchtigster konig gnedigster lieber her Mein willigen vntertenigen vnd gehorsam dinst sind ewre koniglichen gnaden allzeit voran bereit.

Gnedigster Konig. Als ewr konigliche gnade uns ytzunt geschrieben hat wie der von pilsen Botschaft bey euch gewesen vnd ewre gnaden zu erkennen geben hat, Sulich grosse bekumernisse vnd nöt darjne sie ytzunt sein, beide vom schulde vnd auch ander sach wegen So manigfeltiglich ob man jn nicht zw staten kome, das zu besorgen sey, das sie sich gar harte gen den veinden, die da zu rings vmb, vmb sie liegen enthalten mugen, vnd wie ich wol wisse, soll die Stat verloren werden da got vor sey, das das allen vmb gelegen landen, vnd sunderlich dem kreiss daselbst, vnd allen jnnwonern doryn, die sich an den heiligen glauben vnd an ewren gnaden bisher Erwerglich gehalden haben ein vnuwerwuntlich slagk were, vnd haben ewer gnade biten lassen In disen iren nöten mit tausent schocken zu helfen vnd sint den malen sulch gelt das man in Nüremberg eingelegt hat, darvmb gesammelt sey, das man die ketzer damit dringen vnd auch den frummen kristen damit zu hilf kumen solt, darvmb so

bevelhe ewer gnaden mir die eegenannten von Pilsen, begere und gepiet mir auch mit demselbem ewer gnaden brief das ich den egenannten von Pilsen an verziehen 1m schock richten und zu hilff geben sulle, damit sie sich enthalten mugen, wann ich sicher sein sulle, das man der nicht bass angelegen müge als dann ewr gnaden brif mit mer worten jnnheldet, das alles hab ich wol vernumen und thu ewrn koniglichen gnaden zu wissen das ich sulchs nach ewrer gnaden gebot und begerung zu tun wie wol ich des willig wer, allein nicht macht hab Sunder die newen die dann zu mir bescheiden sein mit mir, und ob ich die sechss zu Nürmberg die dann sulch gelt von der Cristenheit wegen inn haben, sulchs hiess zu tun, So törften sie des doch nicht tun nach dem vnd sie darvber hertiglich gesworn haben als dann der Anslag zu Frankfurt wegen auss weiset Es were dann, das sie sulchs von den newn auch geheissen wurden [1]) vnd wann nu dieselben newn nu von dem tag der ytzunt zu Nüremberg am Sonntag vor Pfingsten gewest ist, zu riten sein, das man der in einer kürze wider zusammen zu kumen nicht wol verbotten mag, So sein auch dye von Pilsen mit ewer gnaden brif verst auf heut nach mittag her gen Onoltzpach zu mir kummen, darumb ich nu on die dann zu mir bescheiden sein, darzu nicht gehelffen geraten noch getun kann, wie wol ich willig von ewer gnaden wegen dorzu were gewest, wann ich wol erkenne nach dem vnd sich dieselben von pilsen an den heiligen glauben und an ewre gnaden bisher erwnglich gehalten haben das man sulch gelt an sie wol anleget. Hirumb so bitt ich ewer gnaden fürder von solicher sache vnd gelts wegen ichts schreiben, das wollen ewer gnaden nur vnd den newn tun die dann zu mir bescheiden sein, was dann do zu tun erkannt werdet nach Inhalt des obgeschriben anslags do solt mich ewer gnad willig immer befinden. Auch so hab ich vnd die dann zu mir bescheiden sein Mertein von Eibe meinen diener vnd Rate vnd meines Oheims Herzog Johansen Rete einen ytzund zu ewrn gnaden gesandt, die ewr gnade was gelts von der cristenheit wegn gen Nuremberg kumen vnd gelegt wider ausgeben vnd was des noch vorhanden ist Auch wie vnser Oheim Herzog Johans die beheim im pilsener kreiss vnd die von Eger auf solich schreiben So ewer gnad mir vnd denselben die dann zu mir bescheiden sein von gelts wegen in ausszurichten geschriben hat, vnser aller antwort vnd entschuldigung darauf eigentlich vnterrichten wurden. Geben zu onoltzpach am dinstag nach dem heiligen pfingsttag anno ut s. XXVIII°.

Ewrn gnaden vnttertenige Fridrich Marcgraf etc.

Ex or.

20. *Böhmische Herren an M. Friedrich.*

1428, Aug. 13.

Dem hochgebornen ffursten vnd heren heren ffridrichen Marggraffen zu Brandenburg vnd Burkgraffen zu Norenberg allen korfursten vnd fursten beschirmer der heiligen Cristenheit Ich Otto von Bergaw vff dem Trosk gesessen Bohuss von Cowanye vff dem frizsteine gesessen, Jan von Genczsteina vff dem Skal gesessen Jan kossik Beness kossik von der lomnicz vff dem Skal gesessen Petr Czuch vom Zosady vff den nawaty gesessen, Empiten vnsern willigen vndertenigen dinst zuvor Hochgebornen fürsten gnedigen lieben hern Bethe wir ewern fürst-

[1]) Marginalnote.

liche gnad wissen das wir senden vnd gesant haben den Ersamen Petr brifzeigern vnsern lieben besundern zun ewrn gnaden was denn der von vnseret wegen vff dise vart wirt reden ader werben bethe wir ewer furstliche gnade jm das zu glauben gleich vnd ganz durch vnsrer dinste willen als ob wir denn selber montlichen eygener personen mit ewren gnaden retten.

Gegeben vff dem Tosk am freitage nach Santi Tiburcii anno etc. XXVIII vnder vnsern InSigln.

Mit 5 Siegeln.

Aehnliches Schreiben auch von Heincz von lazan gesessen owff bechin etc. (Bechin am mitwochen nach des heiligen leichnamstage ao. XXVIII.)

21. Der Castellan vom Schreckenstein an M. Friedrich.

1428, Nov. 16.

Serenissime princeps et domine domine graciosissime. Promptam ad mandata vestra serviendi premitto voluntatem. Veluti pridem mei ex parte et ex parte civitatis Aust super albea viva voce extat humiliter supplicatum Sic et nunc iteratis atque iteratis vicibus humiliter et attente serenitatem vestram imploramus dignemini memorando verbi vestri in quo nobis et singulis fide sancte christiane vniversali ecclesie ac Romano Imperio indesinenter adherentibus cujus serenitas vestra vices gerit in hac causa gentes pro defensione contra ejusdem fidei emulos ac Romani Imperii notorios inimicos dirigere sine mora, hoc sciens serenitas vestra indubie quum tales ut perfertur inimici capitales ut puto Illustris Sigismundus dux Lithwanie cum baronibus Johanne dicto Crussyna de Lichtemberg Hyncone de Walsstein ceterisque militibus clientibus et rusticis sibi adherentibus sunt in civitate Luthomirz nobis prope adjacente unanimiter congregati pretendentes ut veridico didicimus ex relatu prefatam civitatem Aust aut castrum regium Schreckenstein cui ego presideo circumvallare ac hostiliter obsidere Et nisi auxilium divinum et Serenitatis vestre affuerit, timendum est, ne eadem civitas ab hostium incursibus devastetur. Cujus civitatis perdicio fiet tocius districtus circumjacentis dampnacio et ruina Insuper et castra Regalia domino nostro et Serenitati vestre fideliter adherencia eo facilius vastabuntur. Ea de causa dignetur Serenitas vestra celerius atque graciosius de remediis providere oportunis ipsam civitatem gentibus in subsidium fulciendo. Nam preter premium retributionis vite eterne quod indubie ex protectione fidei consequimini ergo Serenitatem vestram cupimus modis omnibus gratias agendo remereri. Postremo si serenitas Vestra ut percepi propius ad districtum nostrum advenerit gratiam vestram visitare non tardabo. vestra mandata exequi semper promptus. Datum in Schreckenstein feria tercia ante festum Elizabeth

Wlaschko de Cladna Castellanus in Schrekenstein.

Serenissimo principi et domino domino Fridrico marchioni Brandenburgensi nec non Burgravio Norembergensi S. Imperii electori domino graciosissimo.

Ex or. (n. 188.)

22. K. Sigmund an M. Friedrich.

1428, Nov. 15.

Sigmund von gotes gnaden Romischer kunig zu allen tzeiten merer des Richs vnd zu vngern zu Behem dalmatien Croacien etc. kunig.

Hochgeborner lieber Oheim vnd kurfurste. Dein lieb weis wol, das wir vnd vnser kunigreich zu Vngern mit den Turken vnd dem haydenischen vndyet hienyden vil zu schaffen haben vnd sunderlich von des Sloss wegen Tawbenstein, das Jeremias verretlich vnd wider seine eyde die er vns getan hett, dem heyden vbergeben hat, das wir gern in vnser hend bringen wolten vnd ab got wil leicht zu tun sein wirdt, wo wir gute meister vnd wergleyt dortzu werden gehaben mugen, vnd haben ouch fur vns genomen das wir dasselbe Sloss vff den nehsten Sumer werden belegen lassen vnd wan wir nicht zweifeln dein lieb hab sulcher wergleut wol ettliche bey dir, dorvmb begern wir von derselben deiner lieb vnd bitten dich so wir hochste mogen, das du vns ettlich bleydenmeister einen oder mer, die zu bleiden wol kunnen, vnd ouch zu Buchsen, vnd ob du leutt hast die sich vff prechen vnd vff steygen versten sendest, also das die vff die nehstkunfftige vasten zu Ofen sein, do wollen wir sie vffnemen lassen vnd jn gutlich thun vnd deiner lieb die kurtzlich wider schicken vnd dein lieb thut vns vnd der kristenheit solich lieb vnd danknemkeit dortzu, die wir gen dich gnediglich erkennen wollen.

Geben zu mihald am dunirstage fur sinte Elizabethentage vnserer Riche des vngerischen etc. in dem XLII des Romischen im XIX vnd des behemischen im newnden jaren.

Ad mandatum domini Regis Caspar Sligk.

Dem hochgebornen Fridrichen Marggraven zu Brandenburg des heiligen Romischen Richs Erczkamerer vnd Burggraven zu Nurenberg vnserm lieben Oheimen vnd kurfürsten.

Ex or. 208.

23. Kaspar Schlik an M. Friedrich.

1429, Aug. 5.

Durchluchtiger vnd hochgeborner furst vnd gnediger herr. Ewr gnaden brief hab Ich itzund eigentlich vernomen, vnd alsdann vnsers gnedigen hern des kunigs botschafft wegfertig ist, zu dem Cardinal von Engelland zu reitten, die auch befelhnuss von sinen gnaden haben, alle solich handlunge an ewr gnad zu bringen, also ist nit notdorfte daz Ich ewrn gnaden hievil davon schreibe. Sunder vnserem hern ist ewr antwort vnmesslich gros zudank, vnd hat die gar gnediclich vffgenommen vnd damit befilh Ich mih vnd mein freunden ewrn fürstlichen gnaden. Geschriben zu Prespurg am freitag vor sand Laurencientag

Ewr fürstlichen gnaden williger

Caspar Slik beyder kuniglichen Insigel itzund vicecancellarius.

dem durchluchtigen vnd hochgeboren fürsten vnd heren hern Friedrichen Marggraven zu Brandenburg des heiligen Richs Erzcamerer vnd kurfursten vnd Burggraven zu Nuremberg mynem gnedigen herren.

Ex or.

24. K. Sigmund an M. Friedrich und Pfalzgraf Johann.

1429, Aug. 5.

Sigmund von gots gnaden etc.

Hochgebornen lieben Oheim kurfurst und furst Wir haben ewren brief vns ytzund gesandt vnd die antwort euch fürsten herren vnd Stet ytzund vff dem tag, den Ir zu Nurenberg Margarethe gehalden habt, gegeben wol vernomen, vnd danken euch mit ganzem fliess solicher empsikeit vnd müe, die Ir in den sachen habt, vnd sunderlich ewer beyder antwortt, doran vns wol benügt, doch on die von wertheim vssgenomen, die jr zal gesaczt haben, das wir jn auch danken, So haben die andern alle geantwurtt, Als sy dann vormals dem von Plawen geantwurt haben, Vnd als Ir beriret, daz Ir vnser zeichnüsse, die wir euch bey Mertein von Eybe vnd friczen von Wolffstein gesant hatten vff den tag zu Frankfurt gehabt habt, vnd daz man einen andern tag vff sand laurenczen tag gen Aschaffenburg gelegt hat, dahin Ir solich vnser begerung aber schicken wollet, lieben Oheim das gefellt vns zumal wol vnd wir bitten euch, was euch do zu antwortt wirt, daz ir vns das zu stunden wissen lasst. Ouch hat vns der hochwirdig Cardinal von Engeland legat etc. vnser lieber frund emboten, wie er noch geheiss vnsers heiligen vatters des babsts sich erheben vnd vff sand Margareten tag zu Collen sein wolle vnd als wir von andern luten vernemen, so sol er vff dem tag zu Aschaffenburg selber personlich sein, doruff wir euch wissen lassen, daz vns derselb Cardinal bey dem Strengen hartung von Clux Ritter vnseren Rat vnd lieben getruen durch seinen gloubsbrief ouch emboten hat, daz er komen wil, Nu haben wir den egenanten Hartung vnd den Strengen Janko von Chotiemicz ouch vnsern Rat vnd lieben getruen widerumb zu jm gefertigt an jn zu beruen wie er die sach fur sich nemen wil, daz wir vns dornach wissen zu richten vnd darvmb, daz wir die egenanten Hartung vnd Janko vnser Ret vnd lieben getruen also zu dem egenanten von Engeland senden, die alhie bey allen teydingen, die wir mit den hussen gehandelt haben, gegenworttig gewezt sein, So schreiben wir euch in disen brief nit davon wann wir jn muntlich bevolhen haben, alle diselb sachen an euch zu bringen. Sunder wie dem allen ist, so versehn wir vns ee krieg dann frides, doch wie dem ist, so bitten wir euch Woruff man vff dem tag dort eben belieben wirdet, daz Ir vns das verkundet, daz wir vns dornach wissen zu richten vnd was vns hie begegnet das wollen wir euch ouch lassen wissen.

Geben zu Prespurg freytag vor Sand larenczentag vnser Riche des hung. in dem XLIII des Romischen in dem XVIII und des behemischen in dem X Jare.

Ad mandatum domini Regis Caspar Sligk.

Den hochgeboren Fridrichen Margraven zu Brandenburg des heiligen Romischen Reichs Erzcamerer vnd burgraven zu Nurenberg vnd Johansen Pfalzgraven bey Rein vnd Herczogen in Beyern vnsern lieben Oheim kurfürsten vnd fürsten.

Ex or. 203.

25. Ueber den böhmischen Krieg.

1429.

Als Mertein vom Eybe vnd Fridrich von Wolffstein von des margraven Herzog Hansen vnd der andern herren vnd auch Stete wegen die ytzund zu Nurenberg bey einander gewest

sein, vnsern herrn dem kunig zugesagt haben volkomenlich, daz Sy seinen gnaden zu hilff zihen wollen geen Behem mit irer macht vnd so sterkst Sy ymmer mögen, Also ist das vnseren herren gros vnd zumal sere zu dankh vnd sein gnad meynt also den zug mit sein selbs leib ye zu volbringen mit der hilfe gots als serre vnd im von deutschen landen redlich hilffe getan wirt vnd hat nu sein volk von Hungern zu solchem zug gefordert Und darvmb so wer seiner gnaden begerung vnd meynung, daz jm die fürsten herrn vnd Stete ein antwurtt teten wo Er dann sein wirt, wie stark sy mit volk zu Ross vnd zu fusse mit grossen vnd kleinen puchsen, wegenn vnd anderen gezeug seinen gnaden zu hilfe komen mochten, als dann die zedel vssweiset, die der von Plawen jn wol gezeigt hat. Sehe dann sein gnad, das derselb jr macht mit sambt sainer ein genügde were, das feld ynzunemen gen den Behemen, so wolt sein gnad volczihen. wer aber sache daz solcher macht nicht genug were das feld zu beherten, So meynt vnser her daz vil besser were das vor vnderwegen zu lassen, dann von swacheit wegen des volks zu letzte mit schanden davon zu cziehen Vnd daz da dester volkomlichen furgang gewynne vnd daz man in den sachen voldruken müge, So meynt sein gnad Ist die zeit vff sand Johanstag zu kurz, daz man dann die sach vff sand Jacobstag oder wenn es sy gut dunket für sich neme vnd also, daz man in dem land beharre vnd nicht heruss ziehe, Vnd dorvmb sollen der margraf vnd Herzog Hans, die fursten Herren vnd Stete die von dahin besant sein, als herzog Hans vnd der von Plawen in schrifft haben vff ein news verbotten vnd vnseren herrn des ein vnverzogenlich antwurt tun vnd geben.

Item daz der margraf vnd herzog Hans kurfürsten fürsten geistlich vnd werntlich herren Ritter knecht vnd Stet besenden vnd zu solich vnsers hern meynung verkunden vnd ein antwurt vordern vnserm herrn zu senden in verschribener masse.

Item von der schwebischen Herren vnd Stet wegen, das man dem landvogt vnd den haubtman marschalk schreib solches vnsers hern meynung an Sy zu bringen vnd antwurt zu vordern.

Item von des gelts wegen zu Nuremberg Ist vnsers herren meynung wie wol des noch wenig ist, ydoch so deucht sein gnad gut sein, daz man damit den Behemen in Pilsner kreyss vnd ouch herzog Hansen hilffe tet durich sache willen, die Mertein von Eybe wol erzelen wirt.

Ex or. (2)

26. K. Sigmund über den böhmischen Krieg.

1429, Aug. 10.

Sigmund etc.

Hochgeborn lieber Oheim vnd kurfurst. Wir zweifeln nicht es hab langst an dein lieb gelangt wie wir mit den ketzern vss Behem, die ir hauptlut vnd eldisten her zu vns gesandt hetten, geredt vnd mit grossem fliss versucht haben, das wir Sy vff den weg der worheit bringen mochten vnd als das nicht helffen wolde Schriben wir allen fürsten Geistlichen vnd werntlichen Herren vnd Steten in deutschen landen zwir nacheinander daz Sy sich vffmachten vnd mit vns wider dieselben ketzer gen behem ziehen wolden vud begerten ouch zu wissen wie stark yedermann vff sein wolt, daz wir das feld treflich halden vnd auch vns darnach zu richten

wusten. Vnd wiewol vns ettlich zuesagen, Sy wolten vns helffen So Sy beste mögen vnd ettlich auch wie Sy krieghalb nicht komen mochten, yedoch so setzten Sy kein zal irer hilff, also daz wir vff solchen zwivel das feld nicht begwemlich für vns nemen mochten Ouch sind dieselben hussen neulich aber zu vns komen vnd haben vns zugesagt, Sy wolten gern zu dem heiligen künftigen concilio komen &c. Nu haben wir in ettlichen stucken stosse mit jn, die Sy aber wider hinder sich an Ir eldern bracht, vnd dorvmb vff vnser lieben Frawn tag Assumpcionis nachstkunftig ytzund einen tag haben, vnd vns vff alle stukh ein antwort geben werden Vnd sintdemal wir keinen glauben haben, das Sy sich zu einichem Rechten wege werden lenken lassen, nach dem vnd Sy vor ottwovil vnsern Slossern ligen, die überhaupt arbeytten vnd vnser getrue morden, brennen vnd vnmesslich scheden tun, dorvmb haben wir vnser lantschafft zu Hungern vnd anderstwo vfgeboten, also daz Sy an alles verziehen ob gotwil vff sand michelstag nechstkunftig zu Twrnaw sein werden mit den wir gen denselben ketzern fürbaz mit der Hilffe gots all unser vermögen tun vnd vnsern Slossern so wir beste mögen helffen wollen Vnd wir erheben vns ouch zustunden solch krieg an biss ander vnser volk vns nach kumbt Vnd wann wir vns versehen, daz sy sich ye her gen vns keren meinen, dorvmb begeren wir von deiner lieb, ermanen dich ouch so flissiclichst (wir) mogen, bitten vnd gebieten dir ouch ernstlich vnd vesticlich mit diesem brief, wer sache daz Sy sich also gen vns herabfugen würden, daz dann dein lieb dortoben Sy ouch angreiffe vnd Sy hinder vnd Irre so du allermaist magst, damit vnd sy sich nit so gancz hervb vber vns gelegen mögen, desglichen wir alhie ouch tun wollen ob Sy sich ynndert anders wohin kern wolten Wir haben ouch andern fürsten hern vnd Steten desglichen geschriben vnd dein lieb beweise sich hierynne, Got zu lob, der kristenheit zu trost vnd vns zu lieb vnd zu dienst, als wir des ein sunder getrawen zu deiner lieb haben, das wollen wir alzit gnediclich gen deiner lieb erkennen.

Geben zu Prespurg an sand Larenczen tag vnser Rich des hungerischen etc. in dem XLIII des Romischen in dem XVIIII vnd des behemischen in dem X Jaren.

Ad mandatum domini Regis Caspar Sligk.

dem hochgeborenen Fridrichen Margraven zu Brandenburg etc.

Ex or. 205.

27. K. Sigmund an M. Friedrich.

1429, Aug. 11.

Sigmund etc.

Hochgeborner lieber Oheim vnd kurfürst.

Vns hat geclaget der Edel Pothe von Eylenburg vnser hauptman zum Elbogen, vnd lieber getreuer wy das vnsern leuten zum Elbogen in dem lande auss den Landen, die deine liebe ynne hat grosser schaden geschehen sey vnd geschee mit name schatzunge vnd ouch sust vnd wann sie doch billicher den vnsern wyder die ketzer in diesen leuffen solden beholffen sein vnd wir sunderlich gelauben das das on deinen wissen vnd willen geschee, davon begern wir von deiner liebe mit ganczem fleisse, das du das furbas vndersteen wollest, das das nymmer geschee vnd das ye ouch sulche schaden abgeleget werden als billich ist, doran tust du vns sunderliche liebe vnd wolgefallen.



Geben zu Presburg am donerstag nach sand Lorenzentag vnserer Reiche des hungerischen in dem XLIII des Romischen in dem XIX vnd des Behemischen in dem zehenden Jaren.

Ad mandatum domini regis Caspar Slik.

dem hochgebornen Fridrichen Marggrafen zu Brandenburg etc.

Ex or. 206.

28. K. Sigmund an Markgraf Friedrich.

1429, Aug. 20.

Sigmund etc.

Hochgeborner lieber Oheim vnd kurfürste. Es hat ytzundt der erwirdig Cunrad Erzbischoff zu Menz vnser Erzkanzler lieber Neve vnd kurfürst sein erbere Botschafft bey vns gehabt bey derselben wir seiner liebe widervmb embotten geschriben vnd begeret haben, daz er sich durch grosse vnd treffliche sache willen die heiligen kristenheit vnd das Riche merklich antreffend zu vns gen Wienn fügen vnd was er der andern siner mitkurfürsten nit mit jm personlich zu vns füren mochte, daz er doch jr botschafft mit voller macht zu vns bringen wolle vss solichen grossen sachen zu reden, vnd haben vberslagen daz das vmb Allerheiligen tag oder dabey mag zuweg bracht werden Ist das jn nit trefflig vnd erhafftig leibs not daran jrret Nu haben wir vnseren lieben Oheimen dem von Sachsen auch doruff geschriben mit sampt jm zu vns zu komen, vnd wann wir dein liebe durch derselben vnd ander sache willen ouch sonderlich gern bey vns hetten, Als dann das nv lang zit vnser begird gewest ist, daz du dich dorzu bereiten vnd fertigen wollest wenn deiner lieb der egenannt vnser lieber Neve von Menz embieten vnd verkunden wirt, als wir jm dann sunderlich dorvmb geschriben haben, daz du dann mitsampt jm zu vns komest wann das für das heilig Rich für vns vnd für dich ist vnd dein liebe tut vns doran solich danknemkeyt dienst vnd wolgevallen die wir gen dir gnedictich erkennen wollen.

Geben zu Presburg am Sampsstag nach vnser frawentag Assumpcionis (dat. ut supra)

Ad mandatum domini Regis Caspar Slik.

Dem hochgebornen Fridrichen Margrafen zu Brandenburg etc.

Ex or. 207.

29. Churfürstenerklärung.

1430, Mai 26.

Von gots gnaden Cunrad Ertzbischof zu Mentz &c. Fridrich Marggrave zu brandenburg &c. ander fürsten gaistlich vnd werntlich vnd ander kurfürsten vnd fürsten Reth die yetze zu Nurenberg bei einander gewest sein.

Vnsern grus zuvor edler liber neve vnd wesunder guter freunt

Als der allerdurchluchtigst fürst vnd herre her Sigmund Romischer &c. kunig vnser gnediger liber herr vns kurfürsten andern fürsten geistlichen vnd werntleichen graven herrn vnd steten zum letzsten bescriben hatte auff den suntag Oculi nechst vergangen her gen Nuremberg zu komen vmb zu raten vnd Ein zu werden vnter andern wie man den vngeleu-

bigen ketzern zu behem widerste moge vnd als den sein gnad von ander seiner treffenlichen sachen wegen zu sulchem tage her nicht kumen mochte vnd doch screib wie das er dornoch vnverzogenleichen herkumen wolte die vorgenannte sache vnter andern für hant zu nemen So hon wir zum nechsten vnsser ein teil in eigner persone vnd vnsser ein teil durch vnser volmechtige rete alher gefuget dem obgenannten vnserm gnedigen herrn wo er mocht herkomen sein in solgen vorgemelten vnd andern sachen getreulichen zu raten vnd zu helfen vnd als wir nu alhye bei ein gewest sein vnd der obgenannt vnser genediger herr durch ander sein treffenliche sachen verhindert nicht hat kumen mogen So seint wir mit sampt dem Erwirdigen in got vater herren Johanns Bischoff zu agram des obgenannten vnsers genedigen herrn des kunigs kanczler vnserm wesundern guten freund vnd etwevil Graven Herren Rittern vnd knechten die den hie gewest sein, vbersessen, vnd haben wetragt sulche grosse vnd lesterliche smachait so die obgenannten vngelaubigen ketzer got dem almechtigen seiner werden junckfraulichen muter allen seinen liben hailigen vnd den cristenlichen gelauben iczunt laider lang ceit erpoten haben vnd erpiten vnd was mühes yemerlichs cristenlichs pluts vergissen frumer gelaubig leute vnd auch was vnmenschlicher vncelicher morde, raube, prante in cristenlichen vmbgelegen landen sit er manigvalticlichen wegangen vnd gestifftigt haben vnd teglich wegen vnd stifften vnd sich leider von tag zu tag von allenthalben als mechtichlichen weiten vnd braiten daz zu besorgen ist wo man in nicht widerstund daz si dan vmgelegen cristenlichen landen vnd lauten (leuten) ewige vnbiderbrinliche sähden zu fugen möchten vnd darvmb got zu lobe cristenlichen gelaubung zu sterkung vnd gelaubigen landen vnd lauten zu trost vnd zu rettung So han wir einmuticleich weslossen vnd sein eins worden, als das ein grosse notdurfft ist, das man mit einem gemeinen mechtigen zug bider die egenannt ketzer hinein gen behem ab got wil so man erst mag zihen schulle sie zu drücken vnd zu tilgen vnd nachdem nu ein gemeiner zuge nicht als walde zu bege vnd aussubringen ist, als dan wol notürfftig vnd gut were auff das dann derselben ketzer die weil andere vmbgelegen lande nich also yemerlichen nätigen weschedigen vnd dringen Sunder das sie nicht sogar iren mutwillen getrewen mögen yn widerstanden werde So han wir mit sampten Cantzler vorgenanten Graven herren Rittern vnd knechten beslossen vnd vns euch vnd andern cristenlichen fursten geistlichen vnd wernttlichen Graven herrn rittern in dem heilgen reich vnd teuchssen landen angeslagen daz ein yklicher ein genante zal reisiger laute sicken vnd legen zu einem teglichen vnd reyssigen kryge den obgenannten ketzern zu widersten vnd sie zu helligen vnd zu heren so lang bis daz man sie also lang ob got bold mit einem mechtigen zuge vbertigen vnd tilgen werde daryn wir alle gemeinliche vnd sunderlich die Graven herren ritter vnd knecht die dy hie gebest sein vns willicklich ergeben vnd gewillickt haben vnd da von begern biten vnd pekitren (!) wir dich so wir den allerfreuntgutlichst vnd fleissichst kunnen sullen vnd mugen das du als ein westendiger frumer getrewer cristenlicher herre mit ynniger andacht bedenken vnd betragten bollest solliche vorgerurte gotes vnd aller seiner liben heiligen Erpoten smachait cristenleichs gelaubens sbechung vnd der cristenhait vnd frumer gelaubiger lande vnd laute engstliche anligende natsache vnd wöllest got dem herrn zu lobe seiner werden junckfraulichen muter vnd allem himlicssen her cristenlichen gelauben zu sterckung vnd allen frumen vmbegelegen lanten vnd lauten zu trost vnd zu rettung etc. vire gewappent mit pferde redlicher vnd frummer raissig vnd wolgezangter manne ausvertigen vnd schickhen

alzo das die auff sant Jacobstag schirskunftig in der stat zu Amberck bei Sulzbach gelegen Sein bey andern vnsern vnd andern frumen cristen fürsten Graven herren vnd steten geschickten lauten vnd den hauptman oder vnterhaubtman gehorsam sein do oder anderswo darvmb zu ligen zu reitten vnd das pest getrewlich zu tunde helfe wider die ketzer als sie dan von den haubtman oder vnderhaubtman wescheiden werden als lange das man einen mechtigen zuge auffwringen vnd die vngelaubigen ketzer damit trükhet vnd tilget werden vnd wolle dein libe sich also cristenliche getraulich vnd fleisichlichen hirinen halden vnd beweissen das hirinne an deiner liebe kein bruch gemerket sunder den obgenanten ketzer cristenlichs gelaubes vnd alles erberden stats wesens vnd ordnung vertilgen dester pass widerstanden werde als dan des ein hoge noturfft ist vnd dir des vnd alles gute vngezwayfelt wol getrawen darynen verdinst du von got lan von vnserm genedigen liben heren Egenant danck kunig (so versetzt) vnd der cristenlichen werelt Ere vnd erzeugest vns genamen willen vnd wolgevallen die wir freuntlich vnd wesunder gerne deiner libe mit freuntlichem dinste geren verschulden wollen.

Geben zu Nuremberg am freitag nach vnsers herrn aufarttag anno etc. trigesimo vnter vnser Erzbischofs Cunrads und Fridreichs obgenant Insigeln des wir ander hirum mitgebruchen.

Rücks. dem edlen — — Ex or. 215.

Von einem böhmischen Schreiber geschrieben.

30. H. Johann von Baiern an M. Friedrich über den böhmischen Krieg.

1430, Sept. 8.

Vnsern fruntlichen dinste zuvor hochgeborner fürste lieber Oheim. Nach dem vnd die ketzer ytzund ir wesen hallten vmb Tachawe vnd den pilsnerkreiss geraumt haben vnd stets ein kuntschaft vber die andern komt, das siie heraus vermeynen zu ziehen, So were vnser meynung das vnser gnediger here der Romisch etc. kunig di tausend pferd die man in den pillsenerkreiss schicken sol, hievon liesse legen in die Sloss an den Grenzen vor dem walld wann wir doch nit versteen, das die ketzzer in beheim ichts thun, So were es ewer vnsers vettern herzog Wilhelm vnd vnser grosse notdurft das wir vnnsere Sloss vor dem walld nit besezzen mogen on hilff, darvmb so bitten wir ewr liebefruntlichen das ir an vnsers hern des kunigs gnad ansuchen wollet ob er die hieaussen vor den Walld in die Sloss legen wollte, dann wurden die ketzzer wider hinder sich vnd in den pillsner kreiss rücken vnd ziehen. So riten sie dannoch wol hinein, alls ir das selbs wol versteet So hofften wir auch wenne sie hie aussen in den Slossen legern das dann die ketzer dester mynder herauszugen vnd das sie hieaussen dester mynder schaden thun wirrden, dann was darynn gesein moge das lasst vns wissen. Dat. Straubingen an vnnser lieben Frawentag nativitatis anno etc. XXXmo

Johannes von gots gnaden Herzoge von Beiern.

dem hochgeborn fürsten vnnserm lieben Oheim Hern Fridrichen Marggraven zu brandenburg vnd burggraven zu Nuremberg.

Nihil.

Ex or.

31. K. Sigmund an M. Friedrich.

1430, Sept. 27.

Sigmund etc.

Hochgeborner lieber Oheim vnd kurfürste. Als wir nu kürczlich den edeln puothen von Iwurg vnsern Amptman vnd Burggraven zum Elbogen vnsern lieben getreuen in vnsern trefflichen geschefften vnd botschefften gesandt haben hinauff zu den fürsten vnd herrn. Also ist vns nv fürbracht mit grosser clag wie daz derselb puotha in vnsern diensten in dynem lande vnd gebiete vnd in deynem geleyte by der Weyssenstat nydergeworffen vnd gefangen ist worden von deynen mannen vnd vndersessen vnd nemlich von peter von Wirtsperg vnd wie daz Sy denselben puothen also gefangen vff das Sloss Sneberg gefuret vnd jm vnser brief doryne vnser trefflich botschafft begriffen waren entweret haben das alles vns zumal sere vnglimpfflich vnd vnbillich bedunkt daz soliche sache in deynen landen vnd in deinem geleite gescheen vns vnd dir vnd deyner herlikeyt zu smachen. Darumb begern wir von deiner liebe mit ganczen flisse vnd gebieten dir ouch ernstlich vnd wollen von dir gehabt ham daz du on sawmnuss vnd on alles verczieheu deynen ernstlichen fleiss dorczu tust vnd endlich schaffest vnd bestellest daz der vorgenant puotha solicher getengnuss on schaczung vnd on synen schaden ledig gelassen werd. Doran tust du vns besunder liebe vnd es ist deyner liebe besunder lob vnd ere vnd ouch Recht vnd billich daz du die strassen in deynen landen fridlich schaffest vnd bestellest daz dein geleite strak gehalden werde, hat dann yemand zu jm zu sprechen dem wollen wir Recht genug von jm schaffen vnd wollest auch ye flissiclich bestellen, das Er von dem Sloss dorvff er gefangen ist gefuret worden ferrer in fremde hende nicht gefuret werde daz dorvss nicht grosser mühe vff entstee jn ledig zu machen vnd thue hyrynn als wir des eyn gancz getruen zu deyner liebe haben, daz derselb puotha ye guidt vnd ledig gelassen werde. Das wollen wir gen dir gnediclich erkennen.

Geben zu Prespurg am mitwoch vor sant michelstag vnserer Riche des vngerischen etc. im XLIII des Romischen im XX vnd des Behemischen im Czehenden Jaren.

Ad mandatum domini Regis Caspar Slik.

dem hochgebornen fridrichen Marggrafen zu Brandenburg etc.

Ex or. 218.

32. M. Friedrichs Ernennung zum obersten Hauptmann wider die Böhmen.

1431, Juni 26.

Wir Sigmund etc. Bekennen vnd tun kunt wann wir angesehen vnd betrachtet haben des hochgeboren Fridrichs Marggraven zu brandeburg vnser vnd des Richs Erzkamerer vnd Burggraven zu Nurmberg vnsers Rats liben Oheims vnd kurfürsten redlikeit vernunft vnd festikeit vnd sunderlichen die bewerten libe vnd trewe, die er cristenlichem glauben, vns vnd dem Reich manigvelticlichen zu dinen beweist hat, vnd noch teglich bereitet ist mit gutem willen zu tun vnd zu beweisen, darvmb haben wir jn mit wolbedachtem mute gutem Rate, vnser vnd des Reichs kurfürsten, fürsten Edeler panerherren vnd getrewen, von vnsern vnd des heiligen Reichs vnd der kron zu behem wegen zu disem zuge, den wir nach

Rate der obgenanten vnser vnd des Reichs kurfürsten vnd ander Fürsten Graven Edeln vnd getrewen vnd auch vil vnser panerherren Edeler vnd getrewen vnser kron zu behem ytzunt fürgenomen vnd beslossen haben in das landt zu behem wider die vnglaubigen vnd ketzerey zu behem zu tun, zu vnserm obersten Haubtman gekorn gemacht vnd gesatzt, machen, setzen vnd orden jn von Romischer vnd behemischer koniglicher macht jn crafft des brifs vnd haben jm auch vnser volle ganze macht vnd gewalt gegeben zu tun vnd zu lassen als es wir selbs gegenwürtig da weren vnd bevelhen vnd geben jm auch ytzund gegenwertiglichen vnser vnd des Reichs vnd der kron zu Beheme panyr wider die vorgenanten vngläubigen vnd vngehorsamen zu beheim aufzuwerffen vnd zu füren krig vrlavge wider sie zu treyben vnd alles das jn dorjnn vnd damit zu tun notdurftig bedunket vnd das wir selbs ob wir gegenwertig weren, getun vnd gelassen mochten, Nemlich haben wir Im auch ganze macht geben vnd geben jm die in craft dicz briefs mit allen vnd iglichen Edeln panerheren Rittern vnd knechten vnd inwonern aller vnd iglicher stete Sloss Merkt vnd dorffer, die der vorgenanten vnglaubigen vnd vngehorsamen günner helffer vnd zuleger sind, und auch mit den vnglaubigen zu beheim selber zu teyding zu vberkommen, fride oder ganze richtigung mit jn aufzunemen vnd zu beteyding sie zu gnaden zu nemen vnd sie vnd ire güter vnd habe, farend vnd ligende zu sichern vnd zu vns vnd vnser vorgenant kron zu beheim zu empfahen vnd auch in allen vnd iglichen gemeiniclich vnd sunderlicher fride geleyt vnd sicherheit zu geben, vnd ob sie jn jrem vnglauben vnd vngehorsam blyben, sie an leybe vnd gute zu straffen zu peynigen oder zu toten, allerley prantschatzung vnd ander schaczung zu verteydingen, die einzunemen vnd damit zu tun vnd zu lassen was vnd wie er wil, allerley gefangen zu schaczen, jn czyle, czeit vnd tage zu geben, sie ledig zu lassen, gefangen zu haben oder zu toten wie das dann sein vernunft, wil Rate vnd gevallen ist, vnd was er auch also mit allen vnd iglichen menschen geistlichen vnd werntlichen Edeln vnd vnedeln, wer vnd wie die genant sind, jn der vorgenanten kron zu beheim beteydingt, machet, handelt, tut vnd vberkumet, jn das alles mit seinen briefen zu verschreiben vnd mit namen alles das zu tun vnd zu lassen jn allen sachen, nichts ausgenommen das wir selbs ob wir gegenwertig weren, getun vnd gelassen möchten, vnd was er also tut vnd tun wirdet vnd an vnser stat versprichet, verschreybt oder handelt. das ist alles ganz vnser guter wil, wort vnd heissen vnd sullen noch enwöllen jm das auch jn keinen sachen zu dem ergsten keren. Wir geben jm auch macht auf alle sache, die er dann handeln wirdet, pene zu setzen wie vnd wo jn des not bedünket vnd ob es notdürftig seyn wirdet, bey leyb vnd bey gute vnd wer die pene verfellet, die von jm mit recht oder nach gnaden einzubringen oder zu straffen Wir geben ouch dem egenannten vnserem Oheim dem marggraven vollen gewalt, ob sache were das er krank oder also swach würde, das er der haubtmanschafft nicht aussgewarten möcht, das er dann einen andern fürsten oder wer zu der haubtmanschafft nutz vnd gut bedünket wirt, an sein stat kiessen vnd setzen müge, vnd wir gebiten auch dem, den er also kissen würde, von Romisch koniglicher macht ernstlich vnd festiclich mit disem briefe, das er sich sulch haubtmanschaft annemen, der cristenheit zu trost vnd vns vnd dem heiligen Reich zu eren vnd dorjnn nicht anders tue jn kein weise, derselb auch alle sulche macht haben sol, als vnser egenanter Oheim der marggrave selber Wir haben auch gelobt vnd geloben mit disem brife bey vnsern koniglichen wortten, das alles gemeiniclichen oder sunderlichen stet veste

vnd vnwiderrueflichen, nu alsdann vnd dann als nu zu halten vnd zu volenden vnd wo des not ist vnser koniglich brif darüber zu geben on eintrag widerrede vnd verzihen, vnd wir gebiten auch darauf allen vnd iglichen vnsern vnd des heiligen Reichs Fürsten Graven Edeln Rittern knechten amptlewten Steten vnd getrewen jn was wirden stats oder wesens sie sein, die cristenlichen glauben vnd vns wider die obgenannten vnglaubigen vnd vngehorsamen zu dinst kumen werden vnd auch allen vnd iglichen panerherren Edeln Rittern knechten amptlewten vnd jnnwonern aller Stete merkt vnd dorffer der vorgenanten vnser kron zu Beheim ernstlichen vnd vesticlichen mit disem brife, das sie dem vorgenannten Friderichen vnserm haubtmann an vnser stat vnd von vnserm wegen jn allen vnd iglichen sachen vnd geschefften getrewlich beystendig gewertig vnd gehorsam sein sullen als vns selbs vnd als wir das ein ganzes getrawen zu jn haben als lieb allen den vnsern vnser swere vngnade sei zu vermeyden.

Mit urkund dits briefs versigelt mit vnserer koniglichen majestet Insigel Geben zu Nuremberg anno etc. XXXI am nechsten dinstag nach Johannes Baptistä nnser Reich des vngerischen etc. im XLV des Romischen im XXI, des behemischen im XI Jaren.

Ad mandatum domini Regis Caspar Slick.

Gleichzeitige Copie (222).

33. Hanns Rosenpluet: von der Hussenflucht.

Cod. Dresd. M. 50.

Herre durch dein mechtigliche macht
Lasse dir den jamer sein geclagt
Vnd auch die lesterlichen schant
Die geschehen ist in Beheymer landt
Von manigen wol ertzewgten hauffen
Die da hin waren geriten vnd gelauffen
Vmb rettigung cristenlichs namen
Da sie zu Tachaw zusammen kamen
Da vingen sie an vnd hilten ein rat
Der Cardinal [1]) zusammen gepot
Allen buchssenmeistern das sie komen (kemen)
Vnd die obersten fursten liessen vernemen
Wenn man der stat mocht angesigen
Vnd wievil tag sie davor musten ligen
Do komen zusammen eylff kunstenlich man.
Die vingen einen besundern rat da an
Gar palde sie sich dorvmb bedachten
Den fursten sie ir antwort prachten
Das man sie die Stat vor beschawen liess.
Der Cardinal sie pald hin liess
Dorvmb er sie gar fruntlich pat
Da rieten sie vmb vnd vmb die stat
Vnd komen herwider vnd sprachen, das sloss
Wollen wir gewynnen mit geschoss
Das jr am sechsten tag dorynnen seyt
Wenn man vns zeug vnd schirm geit.
Da fur der hauptman einer herfur
Vnd hieb den ersten slag aus der sturr
Vnd sprach wir sullen vns nicht verjahen
Ob vns die veinde hie wurden nahen
So sol man zewg vnd pulver sparen.
Da liess der Cardinal erfaren
Wie viel man sein do mocht verschiessen.
Die buchsenmeister jn wissen liessen
Wenn man sein dreissig zennther hette
Damit man ein gross betzwingen tete

[1]) Julian der Heeresführer im fünften und letzten Kreuzzuge gegen die Böhmen.

Der Cardinal liess zu jn sprechen
Dass sie doran nicht liessen gebrechen
Kein pulver man nicht sparen solt
Viertzig zenntner er betzalen wolt
Vnd hiess sie trostlich hinein schiessen
Des musten sie vmb hundert ducaten geniessen
Die wolt er jn zu trinkgelt schenken
Vnd jr zu gut gein got gedenken.
Do sprach von Brandenburg der furst
Wen nach des kunigs fruntschafft durst
Der rate nicht das man stete gewynn
f. CLXVII Wir sein durich streitens willen hinn
Vnns ist das nicht befolhen worden
Das wir das statvolk sullen morden.
Do sprach zu jm ein geistlich haupt
Herr ist es vnns dann nicht erlawbt
Solt ir ein closter zymmern ein priol
Mit scharpffen newgewetzten peyol
Kome der Apt vnd hiebs jm jn ein stein
Sein zymmern were furbass clein
Wenn jm sein waffen wurde verderbt
Gross schande vnd laster an vns erbt
Wann von vnns wirt kein stat zustort.
Der Jung von Meissen des zuhort
Er sprach nu muss es got ymmer erbarmen
Das ich nicht rethen sol die armen
Der ich so manigen hab verlorn
Das ich nicht paden sol mein sporn
Auss hussen plut das clag ich got
Wollen wir aber halten des kunigs gepot
So werden wir sollich ere erjagen
Sam hetten wir ein frosch zu tod geschlagen.
Da nu das fussvolk warde versten [1])
Das man nicht wolt lassen hin an
Do wurden sie den herrn fluchen
Vnd sprachen was sullen wir hiejnnen suchen.
Da die fursten das erfuren vnd hortten CLXVIII
Ir deuchsseln von der Stat sie kerten
Vnd zugen naher vf einen pergk
Vnd spannen aber vngehechelts wergk
Wie sie den veinten wollen nahen
Vnd wollten abkeren mit fewers lohen
Da prachen sie auf vnd zuntten an
Vnd pranten drey meyl ein plan
Vnd funffer langk biss fur ein hawss
Das is genant hossthawss [2]).
Da vingen drey buchssenmeister an
Vnd sprachen zum fussvolk, nu belaufft den plan
Were ere vnd gut wolle helffen gewynnen
Ee sein die fursten werden jnnen
Sie (so) haben wir ein volles nest erslichen
Wann es ist alles das herein gewichen
Das jm lande ist ganngen entwer,
Vnd numen drey rein puchssen her
Vnd schuben sie an das hawse hintzu
Vnd machten dorynnen ein sollich vnru
Das sie mit in ein friede aufstiessen
Vnd die obersten hawpt zu jn hiessen
Den wolten sie das sloss eingeben
Wolt man sie sichern bey dem leben.
Da schikten die fursten funff ritter hinein
Das sie das sloss da nemen ein
Vnd liessen dem fussvolk awssher verkunden
Was habe vnd gut sie dorynnen funden
Das wolten sie in herawss reichen CLXIX
Da bedaucht sie hie awssen man wolt sie leichen
Vnd wolten allein do ynnen puoten das gut
Dasselb das fussvolk vbel mut

[1]) verstan.
[2]) Hostan, Hostaun. Palacký: Popis králowstwí českého. S. 380.

Das sie es allwegen nach solten haben
Vnd huben wider an zu graben
Vnd brachen die fride vnd wurden hinein schiessen
Dasselb wurde die Fursten verdriessen
Das sie nicht gehorsam wolten sein
Da mischten sich die reisigen darein
Vnd wurden zu dem fussvolk jehen
Es wirdet euch nymmer vbersehen
Die fursten mussen euchs eintrenken
Darumb sult ir euch alle gedenken.
Ein heymlicher bote zu den hussen reyt
Vnd sagt das sie sich hetten getweyt
Vnd grosser zwilaufft vnter in wer
Da sprachen die hussen, das sein gute mer
Vnd huben sich auf mit all irer macht
Vnd zugen her als jn der bot sagt
Da sie sie funden zwischen hossthawss
Vnd Risenburg vnd dem pergkhawss.
Do warde den fursten kunt getan
Das sie her reyssten auf der pan
Vnd wollten sie suchen in der lag
CLXI Gantz Beheymer lant vnd die von prag.
Da vingen die fursten ein Rat an
Ob sie weichen wolten oder bestan
Vnd ob ir genugk were an der zal.
Do sprach zu den fursten der Cardinal
Welcher vnter euch ein aufbruche macht
Der sol entert werden vnd gesmacht
Vnd von seinem cristenlichen namen getriben
Vnd in des Babst echtbuch geschriben
Als ein vermaledeyter man.
Da hub Heinrich von Blauen an
Man sol in vrteyln in einen sack
Wer fluchtig wirt auf diesen tag
Er sey herre ritter oder knecht
Das vrteyle ich vnd dunkt mich recht
Da hub der jung von Meyssen wider an
Ich zu aller voderst daran
Welcher der ist der mich sicht weichen
Der sol in zorn auf mich streichen
Vnd durich mich reyten sein swert vnd glenn (glevn)
Das lasse ich euch wissen vnd nicht wen.
Da hub an marggrave hanns der jung
Mein hertz vrteylts so spalts die zung
Welcher vnter vns ist der do fleucht
So man gein den veinden zu treffen zeucht
Den sol man vor aller werlt beschemen CLXII
Vnd sol jm sein ere vnd ritterschaft nemen
Vnd sein wapen tretten mit fussen in das kot
Das vrteyle ich vnd ist mein Rat.
Do sprach von Beyern Hertzog Albrecht
Es stet geschriben das mein geslecht
Nie keiner hat geflohen in keinem streit
Ob vnns got heut zu fechten geyt
So wil ich halten meins vaters leren
Das wil ich mich voren dar sol gekeren
Das was sein lere die er mir tett
Wan er jn seiner meynunge hett
Das dem adel zu Beyern nymmer eren zu runen
Wen einer durich den glauben sein Swert gewunen.
Do sprach der Bischoff darauf von Franken [1])
Selig ist der man vnd sol got danken

[1]) Zweifelsohne der Bischof von Würzburg.



Der streyten sol vmb cristenlichen namen
Wann alle die ye gein himel komen
Die auch ir plut haben vergossen
Den warde der himel nie so gewise aufgeslossen
Als allen den die in trewen hie sein.
Do sprach darauf ein bischof vom Rein
Were vngetrew were in diesen sachen
Der kome tieffer in den hellischen rachen
Dann judas der verreter der got verriet.
Gross vbel bringt offt ein cleine miet.
Da waren der obersten fursten zwen
Die wolten jren rat nyemant lassen versten
CLXXII Die redten weder ja noch neyn
Ob man solt bleiben oder ziehen heym
Oder wie man sich solten halten in sachen
Doch hiessen sie ein ordenung machen
Vnd yederman sich bereyten zum streit
Sie daucht die feinde weren nicht weyt.
Do macht von Brandenburg[1]) der alt
Hin auf ein hohen perg sein halt
Mit allen seinen Rittern vnd knechten
Vnd meint damit sein veinden zu fechten.
Nach hertzog hannsen[2]) er do sant
Der kam pald zu jm gerant
Des warde der bischoff von wirtzpurg gewar
Der zog auch mit seinem hauffen dar
Da sahen sie ein halbe meyl
Die veinde her ziehen mit grosser eyl
Mit dreyen mechtiglichen heren
Vnd wolten sich der cristen weren.

Der marggrave weich ein wenig hindan
Das sie die veinde nicht sehen an
Das sie ir dester mynner wurden gewar.
Der marggrave rufft zum Bischoffe dar
Herr wollen wir mit den veinden treffen.
Ja sprach er in dem namen sand steffen
Vnd auch der heilig ritter sand Jorg
Der helff vns trennen ir wagenpurg.
Do warde ein ritter awss in hin gesant
Do er sand Jorgen fenlein vandt CLXXIII
Der sagt in so man wolt machen ein geschick
Als sie vor offt hetten gehort vnd dick
Vil namen er an einem brive lass
Der keiner da vnter dem hauffen was
Das west er wol vnd rufft in doch her
Ob es in treuen was oder in gever
Das weiss got wol der sagt sein nicht
Bis das es kumpt an das jungst gericht.
Der marggrave nach zweyen rittern sant
Der ein ist Wilhelm von Rehperg genant
Der ander hiess Erkinger von Sawnssheym
Die schikt er auf die wart allein
Vnd hiess sie beyde tun als die frumen
Das sie die veinde solten vbersumen
Vnd an dem genewsten vberslahen.
Da ranten sie hin mit eylen vnd mit jagen
Vnd komen auf einen perg gerent
Da hetten sich die veinde her gein jn gewent
Mit dreyen grawsamlichen hauffen
Die sahen sie here rennen vnd lauffen.

[1]) Churfürst Friedrich I.
[2]) Der Sohn K. Ruprechts.

Der Rehperger zu herrn Erkinger sprach
Reyt hinab vnd pringt dem marggraven die sach
Vnd heisset in fliehen es sey vmb kein
Ir sein wol drey an vnser ein.
Da sprach der Erkinger, nicht Byderbman
Wir sullen sie trostlich greiffen an
CLXXIIII Vnd weren jr vier an vnnser eynen
Noch wollen wir vns ritterlich an sie leynen
Vnd wollen es frolich mit jn nemen
Solten wir die cristenheit also beschemen
Ee wolten wir alle verliessen die hewt
Wir wollen hewt tun als frum cristenlewt
Ich hoffe das vns got nicht lass.
Da randt der Rechberger hin sein strass
Vnd kam hinab zu dem hauffen gerant
Vnd nam den marggraven bey der hant
Vnd schrey fliche alles das do sey
Dann an vnnser einen sein mer dann drey.
Da prachen sie auf vnd fluhen dahin
Vnd liessen da alles hinter jn
Das zu rosse vnd fussen was awss den steten
Das ist das streiten das sie teten.
Das fussvolk alles dahinden pleib
Wann man sie zwischen die wegen treyb
Das sie der veinde da solten peyten
Vnd meynten nicht anders dann man wurd streiten
Vnd westen nicht das die fursten hin fluhen
Biss das die veinde auf sie zugen
Vnd stachen vnd hieben hinten in sie
Das alle die mochten trawern hie
Die am ersten sein aufgebrochen
Wann es mit nichte bleibt vngerochen
Das jemerlich morden vnd das toten
An den die man dahinden liess in noten. CLXXV
Ir plut auf rachsal jm himel schreit
Allmechtiger got gebenedeyt
Speise alle die mit deiner gnaden wortt
Die in der flucht sein worden ermort
Vnd also vestiglich wurden verkaufft
Das jn ward leib vnd gut abgestreift
Nym fur ir sunde jr vnschuldigs sterben
Vnd lasse sie gnade vnd hulde erwerben.
Herr durich mein (dein) sterben das du tetst
Das du auch nie verschuldet hetst
Erhore die posen durich die frumen
Lasse alle die zu peicht nnd puss kumen
Die schuldig sein an dieser flucht
Vnd lose sie awss der sunden sucht
Das sie sich dorynnen icht verspoten
Du gerechter richter lebendiger vnd toten
Spare in es nicht dortt in das letzt gericht
Da alle krume mussen werden slecht.
Erhore ir ruffen vnd vnnser schreyen
Vnd lasse dein gnad vns auch nicht verseyen
Herr durich dein aufgestochene wunden
Nu lasse vnns hoher got hie vnden
Newer in einem rechten glauben sterben,
Lasse vns ee leib vnd gut verderben
Das newr die seele davon werd pracht
Ob dir vnnser Sunde ye haben versmacht
So lass dein plut das du vergost
Dich weichen, das du varen last
Lasse vnns deines vnschuldigen sterbens geniessen
Vnd aller mertrer plut vergiessen

Sprenge deiner gnaden wedel ober vns
Herre durich die grossen lieb deines Suns
Vnd durich deines heiligen geistes gut
So hat getiecht Hanns Rosenplut. [1])

---

[1]) Von den beiden historischen Gedichten über die unglücklichen Züge der Deutschen nach Böhmen im J. 1427 und 1431 fand ich vor Jahren das Eine unter dem Namen

„ein spruch von denen Beheimben in Reimen geredet“

in einem Codex der Münchener Hofbibliothek cod. germ. 1136 4° f. 790—809. Es bildet einen Theil der Gedichte des Poeten Mandelsreiss, welche im J. 1459/60 ein Wiener Priester J. A. Hirschmann in der Vaticana (cod. Palat. 525) fand. Er gab sich auch die lobenswerthe Mühe das Ganze ex idiomate mere gothico (!!) abzuschreiben und der damalige Kaplan der Schweizergarde F. H. Hanweiler unterstützte ihn hierin, indem er — wie er sagte juxta meam peritiam in lingua theutonica — die Abschrift mit dem Originale verglich. Die Abschrift ist jedenfalls gothischer als das Original.

Der Münchener Codex lässt nicht erkennen, dass der Nürnberger Hanns Rosenpluet der Verfasser dieses „Spruches“ sei, denn während der Dresdener Codex, aus welchem der nachfolgende Text genommen ist, mit den Versen schliesst:

vnd durch deines heiligen geistes gut
So hat geticht Hanns Rosenplut

so hat die Münchener Abschrift wohl den ersten dieser beiden Verse, der zweite aber lautet:

So hatte dies Gedicht endlich auch ausgluet. Amen.

Der Dresdener Codex gibt dem Gedichte nur 294 Verse, der Münchener 397, also um 103 mehr. Nun ist freilich ein grosser Theil dieses beträchtlichen Mehr's an Versen mit Reden erfüllt; andererseits enthält aber auch dasselbe historische Züge, welche dem Dresdner Codex fehlen, wesshalb ich anfänglich gedachte, auch die Münchener Version als Beigabe nicht vorzuenthalten.

Lange nachdem dieses geschrieben war, machte nun Dr. Jordan (Das Königthum Georgs von Poděbrad. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung des Staates gegenüber der katholischen Kirche etc. Leipzig 1861. Beil. N. II. D und E) diese Gedichte bekannt, zuerst das von der Hussenflucht, 1431, dann den Spruch von Beheim, welcher sich auf die Ereignisse von 1427 bezieht. Nach dem Münchener Codex trägt das Gedicht von der Hussenflucht die Aufschrift: „ein spruch von denen Beheimben in Reimen geredet.“ Der erste Kriegsrath, welcher gehalten wird, fand nicht von „eilf kunstenlich man,“ sondern von „vil gunstig man“ statt, die mit schreken furcht und zitternder haut, an die Fürsten eine Rede halten, von welcher der Dresdener Codex nichts weiss. Erst v. 92 lenkt der Münchener auf v. 18 des Dresdener ein. Während aber nach letzterem die Büchsenmeister erst am sechsten Tage Tachau zu nehmen für möglich erachteten, stellt der Münchener den Fall der Stadt schon für den vierten Tag in Aussicht. Ebenso verlangt letzterer 16 Centner Pulver, statt der 30 des Dresdener und gab nach jenem Cardinal Julian 20, nach diesem 40 Cent. und 100 Ducaten Trinkgeld, während der Münchener von 100 Gulden spricht. Die Gegenrede des geistlichen Fürsten auf die Bemerkung des Markgrafen von Brandenburg, K. Sigismund wünsche nicht, dass die böhmischen Städte zerstört und die Bürger gemordet würden, lautet:

Vnd wan ir vns nit erlaubt
Gold in einem kloster zu mehren einbrauchel
Abbt einen scharfen gebaizten Bauchel
vnd kam der Abbt vnd hiess vns in ein stein
sein zimere das war furbass klein
wan jm die waffen werden verderbt
gross schand vnd laster an vns vermerkt
wan yetzund wird kein stadt zerstört

Ich gestehe, dass mir die Gleichnissrede des ungenannten Prälaten in beiden Versionen nur dem Sinne, aber nicht dem Wortlaute nach klar ist.

Das Sengen und Brennen, welches von Tachau bis Hostau erfolgte, wird von Bartoš so beschrieben: circum Tachowiam multa oppida et villas ut dicebatur CC et plus concremaverunt, was Aschbach Anlass gab zu sagen: dass das Hauptheer unter dem Kurfürsten Friedrich alles verheerend und zerstörend gegen Tachau vordrang. Beides dürfte als ungenau zu bezeichnen sein. Kossthaws des Dresdener Codex ist dem Münchener „der hoche Strauss" und nach ihm bezeichnen es die Büchsenmeister als ein Holznest, während der Dresdener es ein volles Nest nennt, das vielleicht auch mit dem Uebrigen besser im Einklange steht.

Welches nun die Stadt war, vor deren Mauern die Parteiung zwischen dem Fussvolke, den Reisigen und den Fürsten statt fand, die als die Ursache des schlimmen Ausganges des Kreuzzuges anzusehen is', ist sehr die Frage. Palacký nennt Bruk, jedoch ohne einen weiteren Grund anzuführen, als dass dieses Städtchen durch den Husitenkrieg verödete. Die Benennung des Dresdener Codex weist Jordan auf Hostau hin. Dieses müsste das kleine Hostun bei Bischof-Teinitz auf der Karte Böhmens im Zeitalter Karls IV sein. Mir scheint der Münchener Codex (der hoche Strauss) vielmehr auf Stráž hinzuweisen. Hostaun erwähnt er auch da nicht, wo er von dem heimlichen Boten erzählt, welcher den husitischen Anführern die Nachricht von der Zwietracht im feindlichen Lager brachte und sie nach Tauss und Riesenburg, dem Berghause, sich hinzuwenden räth. Da hat der Dresdener Codex: Hosthawss. Hier ist es nun, dass das Gedicht von historischer Wichtigkeit wird, so dass sich die Auflösung des Kreuzheeres bei Tauss in anderem Lichte darstellt, als sie bisher aufgefasst und dargestellt wurde.

In dem nun folgenden Kriegsrathe bezeichnet der Münchener Codex noch den Hohenzollern Hans den Jungen als Burggrafen, der Dresdener als Markgrafen. In Betreff der beiden Ritter, welche der Markgraf aussandte, die Bewegungen des heranziehenden böhmischen Heeres zu beobachten, sagt der Münchener:

der eine ist Wilhelm von Rechberg genant
der hintere vnd der andere aber
der wirt genannt sunst der Laber
mit dem Spitznamen ju man so nenut ein
auch mit rechtem Erkinger von Senssheimb.

Senssheim, Seinsheim ist, was ich mich von fränkischen Urkunden erinnere, Schweinsheim, was mit der Benennung des Dresdener Codex Sawensheym übereinstimmt. Beide berichten hierauf übereinstimmend, dass der Rechberger dem Markgrafen den Rath gegeben habe, vor der dreifachen Uebermacht der Böhmen zu fliehen und nun wie der Münchener sagt:

so reyt der Rechberg vor jm (dem Saunsheim) sein strass
vnd kam hinab zu dem haufen geraunt
vnd namb den marggrafen bei der hant
vnd schreint, fliehet alles das da sei
ohn (auf) vnser ein sind mehr denn drey
da brechen sie auf vnd fliehen dahin
vnd liessen alles das war hinter in
Sie eilten so stark wie sie nur können
das sie den feinden zu stark (?) endrennen.

Bekanntlich hatte der Cardinal mit dem Sachsenherzoge dringend gerathen einen Berg zu besetzen und, wie Droysen die Sache darstellt (Geschichte der preussischen Politik I S. 439), zu dem Markgrafen (von Brandenburg) gesandt, dass er heraneile diese beherrschende Höhe zu besetzen. Es war schon zu spät; alle Truppen seien auf der Flucht, liess der Markgraf zurücksagen, der Cardinal möge eilen sich zu retten. — Aller Versuch, die Ordnung herzustellen, war umsonst und in kürzester Frist war das ganze Kriegsheer im schimpflichsten Davonlaufen. Den Anfang hatte Herzog Albrecht von Baern gemacht; dann waren die Regensburger gefolgt. So Droysen. Andreas von Regensburg, der gut unterrichtete Zeitgenosse sagt: mane prope Taust hi qui preerant ceteros hortantur, ut montem ibidem vicinum ascendant, hostium adventum in eodem expectaturi. Quod dum fieret, marchio Brandenburgicus non ad montem illum sed ad silvam exiturus Bohemiam festinabat. Wer hat Recht?

34. K. Sigmund an M. Friedrich.

1432, Aug. 31.

Sigmund etc.

Hochgeborner liber Oheim vnd kurfurst. Als dein lieb wol weiss wie vnser here das gen den ketzern gezogen was, laider aufgebrochen vnd auss beheim wider heim komen ist o n s c h a d e n der laut (leut) von gots gnaden vnd ist nit not verrer zu schreiben Nu haben wir die sache mit dem Erwirdigen Cardinallegaten vnd mit andern fursten herren vnd Steten, die auss dem here komen sein, gewogen als deiner lieb das wol wissendlich ist vnd sein des eins worden, daz man die sache mit nichte so gevinglich ligen lassen, sunder wider trostlich für hant nemen solt, domit die Cristenheit vnd disse vmbgelegen land nit so gar trostlos beleiben vnd die ketzer mit nichte so erfrewet vnd gesterket werden vnd haben dorauf einen tag gesetzt nemlich gen F r a n c f u r t auf Sant G a l l e n t a g nehstkunftig, dohin wir auch alle fursten herren vnd Stet des Richs zukomen besant vnd geboten haben Vnd sintdemal die land an dem Behemerwald stossend gancz gekrenket sind, daz sie sich on hilf hart enthalden mogen, vnd ouch täglich warnung kompt, daz die ketzer willen haben herauss vber wald zu rucken vnd die vmbgelegen land gruntlich zu verderben vnd also do·got vor sey verrer zu greiffen das pillich zufurkomen ist Nu haben wir allen fürsten herren vnd Steten, die bey dem zug nit gewesen sein, noch ir anzal gesant haben, geboten, das sy ir anzal an den wald senden, drey monad zu taglichen krig doran zu ligen, denselben landen zu helfen vnd ir saumniss domit wider zu bringen. dorvmb so begern wir von deiner lieb, ermanen dich auch alles des, das du got der cristenheit dem glauben vns vnd dem Reiche pfligtig pist vnd gebiten dir auch von Romischen kuniglicher macht ernstlich vnd vesticlich mit disem brif, daz du got zu lob der Cristenheit vnd disen beschedigten landen vnd leuten zu trost vnd den ketzern zu erschrecken daz si sich nicht so gar in irer posheit erheben, in sulcher warnung vnd zurustung seyst, ob die ketzer herauss vber wald gen deutschen landen mit irer macht rucken würden daz du dann mit aller deiner macht zu ross vnd zu fuss, so du sterkest magst, zuzihest den ketzern zu widersteen, als dann des ein notdurft ist vnd wellest ouch in dheinen weg lassen bey vnseren hulden, sunder auf den egenanten Sant Gallentag gen Francfurt komen oder ob du ehehafticlich gehindert würdest, dein botschafft m i t v o l l e r m a c h t nit wider hinder sich zu bringen, dahinsenden, d o w i r obgot will o u c h s e i n oder ob wir mit ehehaften sachen gehindert würden, vnser Rete so treffenlich haben wollen vnd mit sulcher macht als wir selbe da weren, die sache gen den ketzern fur hand zu nemen vnd mit der hilf gotes nach dem pesten zu handeln, doran tustu got vnd der Cristenheit angenemen dinst vnd vns vnd dem Riche sulch wolgevallen, das wir dir gut gnediclich gedenken wollen.

Geben zu Nurenberg am Suntag nach Sant bartholomeustag vnser Riche des hungrischen etc. im XLV, des Romischen im XXI vnd des Behemischen im XII Jaren.

Ad mandatum domini Regis Caspar Sligk.

dem hochgeborn Fridrichen Marggrafen zu Brandenburg etc. etc.

Ex orig. 224.

---

[1]) Da Churf. Friedrich von Brandenburg in dieser Sammlung von Urkunden nicht mehr erwähnt wird, möge ihm, dem im J. 1440 verstorbenen, die Leichenrede folgen, welche ihm auf nicht deutschem Boden gehalten wurde: Ich habe als Archivar das Möglichste gethan dem Gründer der Hohenzollern'schen Macht

35. Vermerkt die mär die der Mathias Husinek hat pracht an mikten nach Gotsleichnamstag (2. Juni) anno etc. XXXIIII. (Ueber die Schlacht von Lipan).

Cod. Monac. (Cbm.) 1585 f. 137.

Item an Suntag nach Gotzleichnamstag haben die herrn mit den Hussen gevochten mit des Procopi heer, mit der waisen heer. vnd mit aller irer macht die si auf dem feld

---

durch den früh verstorbenen Minutoli ein Denkmal zu setzen; die hier mitgetheilten Urkunden werden hoffentlich beitragen, sein Wirken gegen manche Anklagen zu vertheidigen.

Ex oratione funebri habita Mantuæ in honorem Friderici I March. Brandenburgensis 1440.

(Laudes Friderici I March. Brandenb.) Cod. Bibl. Regiae Monac. Clm. 504 f. 309 b.

— Secunda virtus est gaudium mentis virtuosae qua gaudebat ingenti gaudio hic illustrissimus princeps et marchio Brandenburgensis dominus d. olym cui nomen erat Fredericus omni virtute admirabili praeornatus. Nomen vere deificum, fre, quia fremebat in bello deprimendo superbos. Ricus rimando; cus cuspide sacrae justitiae. Nimirum fremebat in bello pro fide catholica contra haereticos ac quoscunque volentes sacrum imperium usurpare. de. mundi deprimendo superbos. Ri. divinum hilari mente rimando. Cus. cuspide sacrae justitiae. O nomen admirabile cujus ineffabili voce per universum tecta coelica resonabant. Is vero primitus illustrissimus princeps et marchio Brandenburgensis a Troja originem traxit, cujus primi praedecessores partibus nationis percalcatis illius illustrissimi principatus Columpnensis origo fuerunt, ad cujus perpetuam memoriam in civitate Constantiae summus pontifex olim Martinus quintus tanquam ex illa domo et coelica progenie columpnensi eundem illustrissimum principem et marchionem Brandenburgensem honorifice confirmavit. sed ab annis septingentis antea ejusdem illustrissimi principis alii rigorosi praedecessores partes alemanniae percalcarunt, quibus viriliter percalcatis dignitates quam plures dominationes et honores peradepti sunt, primo Comitiam seu dignitatem dominationemque Czoller, dignitatem et dominationem dorembergensem (sic) et in hac natus est miro prodigio iste illustrissimus princeps et marchio brandenburgensis dominus d. olim fridericus dignitatem et dominationem flugling, dignitatem et dominationem Castel, dignitatem et dominationem Greispach, dignitatem et dominationem Kolmbergensem, dignitatem et dominationem Truchendingensem, alias et alias dignitates et dominationes mirifice peradepti sunt, dignitatem insuper Nurembergensem. Praeclara nempe dignitas est haec, quia burggravius sacri imperii erat. Quatuor sunt magnipotentes sacri R. Imperii capitanei gubernatores et rectores cujuscunque ardui negotii spectantis ad sacrum imperium, quorum unus viriliter extitit ille illustrissimus princeps et marchio Brandenburgensis dominus d. olim Fredericus. In qua dignitate pro ecclesiae sanctae unione multis temporibus insudavit principem quendam de domo Austriae volentem sacrum imperium usurpare, valorose subjugavit, et haereticos illius maledictae sectae Johannis triumphaliter substravit. Elector erat sacri imperii. Quatuor namque sacri imperii saeculares electores eligentes imperatorem, quorum videlicet praeerat ille illustrissimus princeps et M. Br. Quam admirabilis est haec dignitas, quia quilibet horum potest eligere imperatorem et eligi in imperatorem et electus fuit post decessum serenissimi imperatoris Sigismundi ille Ill. P. et M. Br. dominus etc. Fridericus, bina vice per S. I. electores rex romanorum. Sed noluit acceptare propter astantem sibi nimiam senectutem. Nec non S. I. erat archicamerarius, cui imperator sui secreta cuncta pectoris fideliter revelat et quemadmodum sacri doctores fidei catholicae numero quaternario designati sunt gubernandam totam sacram scripturam, ita quatuor sunt gubernantes et regentes personam imperatoris, quorum primus est rex Boemiae pincerna S. I. Secundus dux Saxoniae, qui ante imperialem majestatem dextera manu insignem sanctae justiciae ensem manu tenet. Tertius Ill. P. et M. Br. secretarius S. Imperatoris nec non archicamerarius. Quartus comes palatinus et dux Bavariae, qui insignia mundi ante imperatorem defert. Hi quatuor sunt in quibus totius mundi gubernatio consistit, quorum gloriosissime ille Ill. P. et M. Br. dominus d. olim Fridericus tertium locum tenebat. Hic primus fuit qui adeptus est marchionatum seu dignitatem Brand: in qua genuit Ill. P. et

gehabt haben. Also haben die herrn der hussen heer alle Nider gelegt erschlagen erstochen vnd gevangen. der veindt sind chaum Vc da von komen. vnd die vnsern haben jr wagenburg

M. d. d. Johannem, qui pater est magnificae dominae Barbarae. Genuit Ill. Pr. d. d. Fridericum hec non Ill. d. Albertum et Ill. Pr. d. Fridericum II. Hos genuit qui sunt velud quatuor sydera relucentia super terram. Electus fuit per serenissimum principem imperatorem Sigismundum in vicarium irrevocabilem ordinarium et locum tenentem per vniversum, cujus iter fuit propter insultationem haereticorum — — quos iterum angelice prostravit, ardentique desiderio obtulit se paratum coram imperiali majestate pluries adire contra Saracenos et acquirere sacrum sanctum Sepulcrum. Idcirco hunc Ill. Pr. et M. Br. alterum quatuor angelorum defendentium climata mundi ascribere possumus, propter ea quae personaliter pro fide catholica exercuit. Et sicut sol oriens tempore sereno radios emittens montes altissimos perillustrat sic et hic Ill. Pr. et M. Br. velut sol oriens radios emisit ad diversas mundi partes, qui quidem radii Ill. P. et M. Br. d. d. Friderici olim sorores filias et alias quam plures de progenie nobiles designant, qui velut radii solares altissimos montes perillustrarunt, videlicet reges duces marchiones comites principes orbis universi, quorum talamus inclitus, de quorum numero tanquam unus illorum radiorum est domina magnifica, domina **Barbara**, copula sacramentali veri matrimonii junctae fuere (sic). Cujus experientia quae est rerum magistra fideliter demonstrat, quam admirationem (et) amicitiam contraxerit hac sacramentali copula et veri matrimonii cum regibus ducibus marchionibus comitibus et principibus universis, veritas dulci praeconio patefecit. Et primo cum regibus et principibus in tota natione germanica copula praelibata sacramentali in tantum, quod amplius ad invicem copulari nequeunt, nisi summi pontificis dispensatione praeventa. Cum rege etiam Carolo et comite de Luzenburg duce holandiae et Brabanciae, qui quidem Carolus genuit illum Ill. Pr. Wenceslaum, qui rex Boemiae et electus imperator et Ill. Pr. Sigismundum qui fuit rex Ungariae et rex Boemiae et electus imperator, quem diademavit d. Imperii corona summus pontifex Eugenius IV, rex romanorum, cum rege Franciae, cum rege Angliae, cum rege Daciae, cum rege Norwegiae, cum rege Sueciae. In partibus alemanniae cum rege Ruperto et comite palatino Reni qui erat dux Bavariae et novus electus per dei gratiam, cum Johanne de Lusignano Jerusalem et Armeniae in partibus Cypri, cum rege Poloniae et Cracowiae, cum rege Wenceslao et Rege Renerio vel Renato — Et cum aliis regibus quos longum esset nimis enarrare. Cum Ill. Pr. et Duce d. d. Mediolanensi et cum Ill. Pr. nostro D. D. Johanne Francisco et Marchione Mantuae domino de Gonzaga, cum ducibus Saxoniae et marchionibus Misnae, cum ducibus Bawariae, cum langgravio de Hessia, cum duce nobili Johanne de Slesia ac etiam cum aliis ducibus marchionibus principibus et comitibus universi, vere praeclarissimis viris.

Si mihi linguae centum oraque centum, laudes et dignitates ad plenum tanti illustrissimi principis et M. Br. d. d. Friderici olim per ordinem ymo nec mentem meditari nec calamo scribere nec lingua exprimere minime possem. Attamen vitam ejusdem Ill. Pr. et M. Br. coelicam tacere nequeo quam catholice perduxit usque ad finem vitae. Vas erat plenum liquore praedilectione undique suavitatis odorem effundensque effudit. Namque mirae fidei, odore spei et caritatis per universum nec non sacrae christianae religionis, eo quod plura et quam plurima monasteria protectionis suo clipeo in spiritualibus et temporalibus ne ruerent praeservavit cultui divino dedicata. Inter quae illud admirabile monasterium fontis salutis ordinis Cisterciensis, quod ingenti dote viget et ejus sub umbra reconditum sua a tempestate usque post ejus occasum serenum duxit quietem speciali ex praerogativa amoris, quia illud sincerius dilexit et ob id in ejus monasterii ecclesia corpus praelibati Ill. Pr. et M. Br. D. D. Friderici catholice reconditum est.

Qua de re placuit Ill. Pr. et Marchioni D. D. Johanni Francisco in hac alma ecclesia S. Andreae Apostoli Christi Jesu ordinis ejusdem Mantuae exequia tanti Ill. Pr. et M. Br. D. D. Friderici spiritualiter celebrari, quod prelibatum admirabile et ingens monasterium reperitur in provincia Franconiae orientalis, in qua personalem residentiam trahebat. Praedotatus mirabiliter erat pietate justitia et misericordia et sic igitur vale anima felix tua admirabili prudentia, tua devota religione, tua justitia, tua fortitudine tuaque inenarrabili temperantia. Vale tuis coelicolis moribus tuisque inclitis disciplinis. Vale iterum vale et pro nobis Christum exora. Amen.

puchsen vnd allen jren zewg. vnd nottorft genomen. vnd die Hussen mugen chain veld mit macht mer gehaben.

Item auch haben die herre allen Stettn auf der Hussen Seytte enpotten vnd geschriben das si dem kaiser gehorsam sein vnd auf vnser Seitten tretten. Welich das tun wellen. die wellen si aufnemen Wolln sie des aber nicht tun. So wellen sii die darzu noten mit gewalt vnd si mainen auch auss dem veld nicht zu ziehen Sie wellen ye ee frid machen vnd wenn si dann ainig werden als ain mensch So wellen si nach dem kaiser reytten vnd (ihn) zu dem land pringen.

Item herr Niclaus Richlawicz von Klingenwerg der hat den Spicz gefürt. Vnd hat zu im seines herrn dienar vnd die eltisten auss Pilsner kraiss. Vnd die Herrn Manhartz von Newenhauss vnd ander herrn Edel lawt die im darzu taugenlich gewesen sein genomen. Vnd haben die wagen zu dem Spicz zugeschickt mit XI zeylen. Vnd die Hussen haben jr wagen zugericht mit sechs zeilen. Da haben vnser läwt vier puchsen an den Spicz zu geschickt. Vnd die andern puchsen all neben auf die Seittn. da sie zesamen Ritten, vnser Spicz mit der Thaber Spicz da haben die vnsern mit den vordristen puchsen jn jren Spicz geschossen vnd haben darnach ein klein weil aufgehort. vnd haben getan als si getrubt gewesen sein. vnd haben sich gewendet als sie auss dem veld haben wellen. da haben die Hussen alle jr puchsen auf die vnsern abgeschossen. Also ist Herr Niclaus zu Stund widervmb zu irem Spicz komen. Vnd hat die heren auf unser Seitte haisen schiessen in der hussen heer auf die Seittn mit den puchsen. da hat sich herr Niclaus aber gewendet vnd ein clain weg von jn gezogen als er hat weichen wollen. da das die hussen ersehen haben, da haben si Jr wagenburg aufgetan vnd den vnsern nacheilen wellen. da hat sich herr Niclaus mit dem volk wider vmbkert. vnd hat mit jn jnn die wagenburg gesprungen vnd hat mit den veinden gevochten als lang, das si in die wagenburg verschlossen haben. Also haben die vnsern von hern Meinharten vom Newenhauss der von Rosenberg vnd ander herrn pest gewappnet Lawt vnder die vnsern vmb die wagenburg hineingehebt vnd geholfen. die weil haben die vnsern die veindt gesturmpt Vnd die wagen in der wagenburg nidergeworffen das sie den vnsern hinein zu hilf komen sein. das si das veld also behabt vnd die veindt all nider gelegt haben.

Item es haben ettlich zu den herrn auf vnser Seitte getretten vnd der sind ettlich in dem veld gewesen. Sunder die von Satz Lunn. Item ein von lewtemerytz pehemisch prott vnd ettlich ander Stett vnd reytten ye noch ander herrn auf der hussen Seytten zu den herrn in unser heer vnd wellen si damit den vnsern ainen vnd verschreiben.

Item das fechten ist geschehen pei der alten Choln vnd pei jungen Choln zwischen des pergs vnd der vnser sind gar wenig erschlagen aber jr sind gar vil wund, zu stund haben vnser herre der hussen wagenburg in vnser wagenburg gefurt vnd haben die zugericht.

B. Die vnderrichtung des Hanndls, der bey vnnserm Heiligen vatern dem Babst von vnnsers genedigistn Herrn des königs zu Behem wegen ist furzuneme. [1]

Zu Erst, so sol sein kö. gnad ain Haimlich Botschaft Zu dem Babst mit ainer Credentz schicken vnd derselben Botschaft beuelhen Zuwerben Inmass hernachgeschriben ist

Item Vor allen dingen so sol die Botschaft von dem Babst aingleublich zusagen erlanngen Was Er mit seiner Heiligkait rede, das sein Heiligkeit solchs Haimlich hallten vnd nymand offenbaren welle, Sy werden dann des baide zurate,

Vnd furtter sol die Botschaft sagen alls. kö. g. seiner Heiligkeit zuenbote habe, das Er sein trefenlich Botschaft auf vnnser frawen purificationis negst kunftig gen Rom schicken welle

Allso Hette er sein trefenlich Rat dartzu geordent die waren auch geschickht von Olmunz alls sein kö. wirde negst da was ausszureyten vnd sich auf die gesagt Zeit zu seiner Heiligkeit gen Rom zufugen.

Itm in dem schrib der Bischoue von Menz vnnserm Herrn dem kö. in ainem offenbrief vnd ermont In als den ubristen des Heiligen Reichs weltlichen Churfursten das sein kö. g. in aigner person bey Im vnd anndern des Reichs Churfursten auf Montag nach Esto michj negstuergangngn sellt zu Nuremberg erscheinen daselbst von des kristenlichen Zugs wegen an die vngelaubigen Turcken vnd auch von versehung des heiligen Reichs nach notturft endtlich zuhanndeln

Itm dieweil nw solcher tag sobald nach purificationis sein sollt So hat sein kö. wirde die Botschaft gen Rom verhallten bis zuenndung des tags auf das ob ichts daselbst beslossen wurde zu furdrung des kristnlichs zugs diende das dann sein kö. gnad sein Räte darauf destergruntlicher gen Rom vertigen Vnd all sach dester fruchtberlicher bey vnnsrm Heiligen Vater dem Babst möchten gehanndlt werden

Vnd man sol auf das sein Heiligkeit bitten das Er der Vrsachhalben den konig entschuldigt haben

Furtter so sol man sagen das Her Mathias könig zu vngern sein trefenlich Botschaft zu Nurmberg gehabt die habe vor allen Churfursten vnd fürsten Rete die dann zu Nurmberg warn offenlich erzelln lassen die Her nachgeschriben meynung

---

[1] 1461.

Itm alls die Stat Constantinopel vnd das keyserthumb zu kriechen das von dem snöden Turcken erobert sey haben loblichen vnd guter gedechtnuss weylent konig lassla vnd Her Huniat Gubernator zu Vnngern vnsrm Herrn dem kayser vmb hilf wider die Turcken ersucht derhalb Im Hillf zugesagt Vnd auf das vnnder annderm ein tag gen frankfurtt gemacht, da haben Sy Ir trefenlich botschaft gehabt vnd sey Inen aber von des keysers vnd Reichs wegen ain Hillf zugesagt nemlich XXX^{m} zefuss vnd X^{m} gewappent zu Ross Es sey auch dabey geratslagt das der keyser sollt ainen zwiJarigen fride Im reich setzen vnd Confirmacion desselben frids nach notturfft ordiniren Vnd auf das ain anderen tag auf purificationis in die Newenstat gelegt daselbs hinen auch baid Gubernator von Beheim vnd Vngern komen Vnd die sach alle beslossen werden auf demselben tag sein des königs von Vngern botschaft mit macht Erschinen vnd haben den kayser vnd die obgenant hilf XL^{m} ersucht, der habe Ine geantwurtt solle Er die hilf aus dem Reich thun So sey vor allen dingen notturftig das Er Im frid vnd ainigkeit nicht gemacht sey So möge Er daraus kain Hillf thun vnd welle auf das furderlichst frid im Reich machen. Vnd darnach von Asten (Ostern) seins negstuolgende vber ain Jar den Hungern mit der vorgenannten Sum XL^{m} zuhilf komen wider die turcken.

Aber Er hab ganntz kain frid weder ain ZwiJarigen noch sonnst Im Reich gemacht auch den Hungern auf genante Zeit kain Hillf getan, sonnder gestattet das sich Im Reich mer krieg vnd aufrur dann Vormals gewest sein erhaben haben. So Habe Er auch die Vngern selbs angefochten vnd sich des konigreichs Vnnderstannden on all Redlich vrsach vnd vber das her Mathias nach löblichem Herkömen des königreichs ainhelligklich zu könig erwelt worden sey Erhelltet auch die krone Innen die dann dem könig zu vnngern zusteee, vnd Im zugetrues Hannden Worden sey

Dartzw hollte Er merckliche Slosser die an der Grenitz ligen vnd dem königreich zusteen dem könig auch vor alles one Recht vnd sey durch solchs verlassen vnd anfechtung des keysers der Turkh bewegt worden Vnd in Vnngern mermals getzogen habe vil kristenlichs bluts daselbs vergossen. Vnd vil kristenmenschen gefangen vnd hingefurt auch vil lanndes zu dem königreich gehörend vnder sich gebracht. Vnd thue das noch täglich.

Vnd so nw aus dem Reich kain hilf mag gescheen Es sey dann darInne vor frid gemacht vnd alls der kayser nit allein kain fride macht Sonder auch zu merer aufrur vrsach gibt. So darf der kö. von vngern kain Hofnung haben das Im aus dem Reich hilff beschee, es sey dann das das Reich mit ainem andern Regirer versehen werde, der geuorchtig mechtig grossmutig vnd Zu dem frid Im Reich auch dem Zuge an die Turcken geneigt sey.

Vnd hat die genant Vngrisch botschaft darauf die kurfursten vnd Fürsten vnd der kurfursten, vnd Fursten Rate zu Nürmberg auf des Hochst vermont ersucht vnd gebeten das Sy dem Reich dermassen versehen dardurch furtter furderlich frid Im Reich gemacht vnd dem könig zu Vngern Hilf bescheen werde, wenn wo das nit beschähe, So werde der könig von dem Reich verlassen vnd muge mit seiner aigen macht dem Turken nit widerstand thun Vnd ob er dardurch gedrungen wurde mit dem Turken ainigerley geding vnd Teydung aufnemen So wellt Er sich gegen got vnd der wellt entschuldigt haben

Item der genant Vngrisch Botschaft Ist auch darauf gen Brag zu dem kunig kumen vnd hat Im die sach dermassen auch furgehallten vnd In dabey alls ainen kristenlichen könig vnd ubersten kurfursten des heiligen Reichs auch auf das hochst ermonet Vnd dartzu gesagt,

Nachdem sein. kö. g. vast geforcht Grossmechtig vernuftig zu dem frid in dem Reich geneigt vnd auch Im. Rö. Reich vnd dem konigreich von vngern am basten gesessen sey vnd dartzu Ir konig von vngern der kö. von Bolan Herzog Albrecht vnd die landtschaft zu osterreich auch H. L. von Baiern die dann den dingen vast wol gesessen sein vnd ain tail des Reichs kurfursten Fürsten vnd mechtig Stete Im mit Erbeynungen Vnd eynungen vnd lehens pflichten vnd heiraten allso gewont sein das Sy auf In mer dann kainem andern fursten ain aufsehen haben vnd sich auch nach Im mer dann nymand anders hallten vnd Richten desshalb sein kö. g. bas dann Yemand in der kristenheit die sachen löblich volennden vnd handthaben moge, nach solchs alles haben des. kö. Rate zuerst zu Nurmberg vnd darnach der kö. selbs zw Brag der vngrischen Botschaft geantwurt alls Hernachuolget

Solch anfechtung vnd bos furnemung so der snöd Türck, wider den kristenglauben getan hat vnd noch tut sey. dem. kö. sobald er das vernomen hab, alls ainen kristenlichen Hern von ganzen Hertzen wider vnd laid gewesen Er hab auch sein trefenlich Botschaft auf den tagen zu Regensspurg vnd frankfurt gehabt vnd sey darnach auf dem purificationis in aigner person auf dem tag in der Newenstat Erschinen Vnd hab sich daselbs erboten alles das mit seiner gantzen macht Zufurdrung des kristenlichs Zugs zethun das Er könne vnd möge Vnd sich in den sachen dermassen zuhallten erboten dardurch an Im ganntz nichts erbunde, Vnd alls die Turken von kriechen weyssenburg getzogen sein. da hat konig lassla selig, In vmb Hilf wider die Turcken ersucht vnd begert das er sich schickh vnd in ainer nemlichen Zeit Im zuhilf kome Allso hab Er sich erboten, das Er vnd all lanndtherrn vnd Edlleut des konigreichs zu Beheim yglicher in aigner person gekomen, So sollen all annder in dem königreich zu Beheim yeder sechs man, all auf Ir aigen kost könig lassla zuhilf komen vnd als Sy sich geschickht hetten da gab got den syg, den krewtzugen, desshalb wider bote Im könig Lassla

Was auch der konig nachmals kan vnd mug tun damit frid vnd ainigkeit furderlich Im Reich gemacht vnd der kristenlich Zug volbracht werde das sey Er alls ain kristenlicher konig vnd obrister khurfürst willig vnd erpewt sich auch darInn weder sein person noch macht zusparen.

Nu stee die sach doruff, wole vnser heyliger vater der Babst den Cristenglauben vnd das konigreich zu Hungern von den Turcken entschutten vnd Retten, So muess er vor allen dingen ymant dorzu ordiniren der vollen gewallt vnd macht hab frid vnd eynikeit vnd was dorzu not ist Im reich zumachen den zu hanthaben vnd den Cristenlichen zug zuuolbringen wann on das so sey die sach In keinen weg zuthun; wo auch das nit beschicht So werd das kunigreich zu Hungern zu dem Turcken slahen vnd furter der Turck so mechtig das er das Römisch reich leichtiglich auch vnter sich pringen müg So nun nott sey dem reich zuuersehen so sey wol zu besorgen Nachdem die treffenlichsten vnd mechtigisten teutzschen kurfürsten vnd fursten wider einander In aufrurn vnd kriegen gewest vnd noch nit vereynt sein das dann kein teyl gestatt das ymand an seinem widerteyl dorIn gelassen würd vnd ob ymandt dorzu gelassen würd So würd doch derselb nit die volg erlangenn als dann notturft der sachen erfordert So wer auch des kunigs der dann ein kurfürst ist vnd zu dem reich gehört vnd auch der anndern kurfürsten vnd fürsten vnd des reichs maynung nit das die sach einem frantzoischen oder anndern der nit vnter das reich gehört solt bevolhen werden derselb

mocht auch In dem reich kein Volg noch gehorsam erlangen vnd würd die sach dodurch mer gehindert dann gefürdert

Auff das nu In den sachen nichts versaumpt werde so erbiet sich der konig got dem allmechtigen zu lobe Cristen glawben zw Rettung vnnserm heyligen vater dem Babst zuwillen vnd vmb gemeynes nutz vnd friden des heiligen reichs sein lieb (leib) sein macht vnd sein gut nit zusparen Sunder sich getrewlichen In den sachen obgemelter mass zuweisen domit frid In dem heyligen reich gemacht vnd der zug an die Turcken so furderlichst das Imer gesein mag gestreckt werde

Furter soll vnsers Herrn des kunigs botschaft dem Babst sagen es sey ein tag vff Lucie nechst zu Bamberg vnd dornach ein ander tag vff Reminiscere auch nechstuergangen zu Nurmberg gehallten worden auf die sein die kurfursten vnd fursten geystlich vnd werntlich In teutzschen lannden verpottet vnd man hab vff den selben tegen Nemlich der von Meintz vnd ettlich annder geapellirt wider den decima vigesima vnd vicesima den sein heiligkeit vor Hat zu furderung des zugs gen die Türcken fürgenomen auszuseczen So haben die anndern fürsten solcher Apellacion adheriert vnd angehangen auss dem so sey wol zuuersteen das die fürsten nit In willen sein den zug lassen fürzugeen wann so sie kein gelt dorczu volgen wollen lassen So kond man den zug on gelt nit volpringen vnd so pald nu der kunig von Hungern des vernomen würdet So versteet er wol das man Im auss dem reich nit zuhilff will kumen vnd wirdet dodurch gentzlich bewegt sich mit dem turcken zu vertragen vnd zu Im zuthun Wo das durch vnsern heiligen vatter den Babst mit einem regirer des reichs das furnemen der fursten abstellen nit vorkumen wurde

Dorzu so hat vnser heyliger vater der Babst solchs fürnemens des decimas gethan vff den Ratslag den der keyser vnd die kurfürsten vnnd fürsten selbs vff den tag Michahelis zu frankfurt gethan haben desshalb sie sich vnpillich dowider seczen

Wo auch sein Heilikeit das geduldet so er ichts fürnem zurettung des Cristenglaubens das man Im dann dorInn vngehorsam erschyn vnd douon apellirt so würd Im doraus von tag zu tag In andern sachen do man villeicht mer scheins het, solch vngehorsam vnd verachtung entsteen das swerer dann swäre wer zusagen

Sollt nü sein Heilikeit ichts dogegen mit geystlichen processen vnd gebotbriefen furnemen So wurden die kurfürsten vnd fürsten von denselben processen vnd gebotbrifen auch apelliren als sie sich desselben auch vereynigt haben vnd wurden villeicht zu dem konig von franckreich vnd Cecilien die dann dem Babst widerwertig sein slahen vnd mit Im vertragen dadurch dem Babst vnd dem Stuel zu Rom an seiner oberkeit grosser abfall geschee

Wo auch der Babst das obgemelt apellirn gestattet so wurd sein eygen gesacz das er nechst zu Mantwa gethan hat dorInn er pey hohen penen verbewt das nymant von Im apellirn soll oder muge gancz verachtet vnd furter ein yder so es Im gefellig wer von seiner Heilikeit apellirn vnd Im vnd dem Stul douon vil vnrats vnd vngehorsam entsteen.

Will nün sein Heilikeit solchs vorkumen so kan er das durch den keyser nit thun wann er durch sein lasskeit Im reich auch verachtet ist vnd nichts fruchtparlichs dogen furnemen kan vnd des halben so ist seiner Heilikeit vast not vnd gut das er dem reich mit einem reigirer versehe der von den fursten geforchtet sey vnd die sach abstellen müge

Vnd vff das sein Heilikeit verstee das sein gebote Bann verachtet werden wie wol er

dann doctor Jorgen Heymburg dorumb In den bann gethan hat das er Herczog Sigmund ein apellacion wider sein Heilikeit begrifen hat So gebrauchen In doch die fursten In den obgemellten sachen vnd verachten seiner Heilikeit bann an dem ennde gantz.

Vnnser Her der konig sey auch von den kurfürsten vnd fursten mit allem vleis ersucht der obgemellten Apellacion mit seinem kunigreich fürstenthumen vnd lannden auch zu adheriren das hab er vnsern heiligen vater dem Babst zu gut noch nit gethan Er hab auch ettlich fursten enthallten das sei solchs vmb seinen willen auch noch nit gethan haben So sein ettwie vil fursten die das gethan haben vnd doch so sein koniglich Meyestat sie mit vleisse ersucht des werden abstellen als sie auch zugesagt habenn.

Der kunig von Cecilien hab auch ettwievil kurfürsten vnd fursten geschriben vnd sich hoch von vnnserm heyligen vater dem Babst beclagt vnd die kurfürsten vnd fürsten gebeten das sie ein gemeyn Concilium wider den Babst willigen auf das sey von der kurfursten vnd fursten wegen vff dem tag Reminiscere zu Nurmberg von des Conciliums wegen geratslagt worden vnd ein ander tag vff Sontag Trinitatis schirst gen frankfurt gesaczt vnd beslossen das beuoran die kurfursten In eygner person alle daselbst erscheinen sollen von des gemelten Conciliums auch der pragmatica sanction vnd des reichs wegen doselbst entlich zu besliessen.

Vnnd wie wol vnnser Herr der konig als ein oberster kurfurst des heiligen Reichs genaigt were den tag seinen furganck losen zu haben vff das man doselbst weg beslösse dadurch frid vnd eynikeit In dem heiligen reich gemacht mochten werden, so will er doch denselben tag widerbieten vnd doran sein das er vff ein annder gerawm zeit erlenngert werde Allein dorumb das er dodurch solch fürnemen das dann wider den Babst vnd den stuel zu Rome sult beslossen werden verkomen mög.

Vnd auf das der Babst des gentzlicher verstee das der ernst In den fürsten wider In sey so erfindt sich das also wie wol der Bischof von meincz sich vmb die Annatan mit seiner Heylikeit gantz vertragen vnd sein Confirmacion darauf genomen So hett er doch gleichwol von seiner Heylikeit der taxa halb apellirt vnd haben sich die kurfursten nemlich marggraue fridrich vnd ander zu Im verpunden Im In solcher apellacion zu adheriren Inmassen ein Instrument das der kunig dem Babst mitschickt Innen helt.

Vnnser Here der konig ist auch durch den von Meintz vnd ander mit allem vleis gebeten worden sich zu In nach laut des obgemelten briefs auch zuuerschreiben.

Das hat er noch nit gethan Er hat auch Herczog ludwig von Bayern vnd ettlich annder fursten ersuchen lassen das sie das vmb seinen willen auch noch nit gethan haben.

Auss dem allem versteet der Babst wol was ernst gegen Im furgenomen wirdt.

Vnd ob sein Heilikeit villeicht von ettlichen möcht ein verstentnuss erlangen dadurch sie sich nach seiner Heilikeit richten So mag sein heylikeit In wahrheyt glawben das er dodurch verkurczt würde; dann die sechs kurfürsten haben sich also vereynigt das ir keiner nichts enntlichs on die anndern zuthun hat vnd ob ir einer ichts thet So wurd doch dem nit noch kummen Sie thun auch alle vleis domit vnnser Herr der konig zu Ine auch In dieselbig eynung kome das hat er aber noch nit gethun allein dem Babst zugut.

Vnd wa der Babst dem reich mit einem reigirer versicht, der sich noch seiner heylikeit richtet, so ist die sach alle geprochen vnd wurdet der kurfursten eynung

auch zerüt, wann sein Heilikeit waiss wol das In allen eynungen der obergewalt pillichen aussgenomen ist So nü ein obergewalt kombt der macht hat vnd geforcht ist, der erlangt was er wil, wo er aber nit macht het vnd nit geforchtet were so wurd die oberkeit die sich selbs mit dem swert nit hanthaben mocht verachtet als dann sein Heilikeit selbs versteet.

Vnnd vff das sein Heilikeit noch gruntlicher verstee das vnser here der konig zu furderung des Cristenlichen zugs vnd des frids Im reich genaigt sey vnd was sein kuniglich gnad furgeb das solchs auss einem guten Hertzen kome so erfind sich das also:

Als der keyser vnd er zu brune pey einander gewest sein do hat sich der keyser gen dem konig verpflichtet vnd mit seiner eygen hant verschriben das er sein kayserlichen hof wöll besetzen vnd auch denselben hof vnd das reich reigirn nach des kunigs Rate.

Also hab Im der konig dornoch mermals zuemboten vnd geraten wie er das reich soll reigiren dodurch er frid vnd gehorsam Im reich mocht erlangen vnd alle sach furter des pas volziehen.

Aber der keyser hab sein verpflichtung sein verschreibung vnd auch des kunigs Rate gantz veracht vnd der sachen keiner nachkummen als dan landkundig vnd wissentlich sey

Vnd so nü der kunig verstee das die sachen mit dem keyser gantz gesawpt sein So sey er von der pflicht wegen domit er als ein Cristenlicher könig vnd der oberst kurfürst got dem Almechtigen dem Cristenglauben vnnserm heiligen vater dem Babst vnd dem reich gewandt ist schuldig allen vleis zuthun vnd gantz nichts zusparen domit dem obgemelten übeln vnd furnemen begegent werde Vnd das sein allein die vrsach die sein koniglich gnad bewegen wenn er hat von gots gnaden sust ein mechtig konigreich vil merklicher furstenthumb vnd lannd die Im alle vntertenig sein vnd gehorsam dauon er dann seinen koniglichen stant vnd wesen mit der Hilf gots loblich vnd wol hinpringen mag desshalb Im In keinen weg not wer sich in eine vnrue vnd arbait zugeben wann In die redlich mercklich vrsach vnd beuoran das er das seiner Heilikeit zu gut thun, dorzu nit bewegen.

So er aber betracht die obergemelten konig kurfursten vnd fursten vnd lannd die er an Im hat vnd des er dodurch mit seiner eygen macht die denn vast gross vnd vermügend ist die sachen alle mit der Hillf gotz loblichen vnd pas dann ymand anders volenden mag So besorgt er, wo er sich In die soch nit gab vnd auch sewmig erschien, das got der almechtig der do spricht wer nit pey mir ist der ist wider mich Im sein konigreich lannd vnd Stat hertiglich vnd swerlich strafen möcht an sele vnd an leib vnd deshalb so zwinge In sein eygen gewissen vnd nichts anders zu den dingen als einem Cristenlichen frummen kunig.

Vnd nachdem Im got die gnad geben hat das er das konigreich zu Beheim das dann vast lang zeit her mit kriegen vnd aufruren beladen vnd bekumert vnd des friden vnd der gericht entsetzt vnd berawbt gewesen ist Also In fride vnd eynikeit Hat bracht In Jars frist das ein yder hin vnd herwider dorInne vnd dodurch fridelich vnd sicher wanndern vnd furderlichs rechten von einem yden Arm vnd reich Edell vnd vnedell auch von dem kunig selbs bekomen mög vnd dopey auch vor seiner Maiestat gehanthabt wirdet So hofft er got der almechtig werd In auch In den anndern sachen den Cristenlichen Zug vnd das reich vnd beuoran den heyligen stul zu Rome pey seiner Oberkeit wirden vnd gerechtikeit zu hanthaben nit verlassen Vnd der hofft sich In den sachen so vffrichtiglichen vnd redlich mit peystant vnsers heyligen vaters des Babsts zu halten das er getrawet das seiner Heilikeyt vnd

Im die Ere vnnd lobe durch got vorbehalten sey das sie beschutzer vnd Schirmer des heiligen Cristenglaubens des heiligen Stuls zu Rome vnd des Heiligen reichs gehaissen vnd gehalten werden.

Vnnd das auch sein Heilikeit des konigs Cristenlich gut maynung In den sachen verstee So gefellet dem kunig wol das der Babst so die obgemelten sach beslossen werden einen Ertzbischoue zu Brag mach oder einem treffenlichen mann allen gewalt den ein Erczbischof von rechts wegen haben soll befelh der dann an einen Erczbischouen stat zu Brag vbe piss so lang ein ertzbischoue gesaczt werde vnd das auch der Babst einen treffenlichen Legaten herauss gen Brag schick der mit dem konig vnd Stathallter des Erzbistumbs wege furneme dodurch one plutvergiessung ein einikeit des glaubens Im konigreich furgenomen werde dorInn woll sich dann der konig als einem Cristenlichen konig zugehört erberlich halten.

Vnd vff das der Babst die sach noch grüntlicher versteen mūg So ferrer Im dann die ding zu willen sein So welt der konig dem Babst offenlich obediencz vnd gehorsam thun Inmassen sein vorfarern kunig zu Beheim gethan haben.

Der kunig wolt auch von der obgemelten sach des concilium die pragmatica sanction vnd auch den decima berūrend versteutnus mit dem Babst eingeen dodurch sein Heylikeit sich des kunig halben vnd die selben sach vberkumen werden.

Der kunig welt auch sunst von des zugs wegen an die turcken verstentnuss mit dem Babst eingeen dadurch der Babst ein wissen hab das der zug ein furganck gewynn vnd sie sich dorInn bede nacheinander richten mögen.

Der konig welt auch von des reichs wegen ein verstentnus mit dem Babst eingeen dadurch der Babst wisse das er von Im nit verlassen Sunder beschutzt vnd beschirmt vnd das auch der konig So das zuschulden kombt dem Babst alles das mit pflichten thun werde das Im ein Römischer kaiser vnd konig nach ausswеisung der recht schuldig ist zuthun.

Der konig hat auch mitsambt Hertzog Albrechten von Osterreich Herczog Sigmund von Osterreich gantz macht In den sachen den Babst vnd den Cardinaln sancti petri berūrend also das Herczog Sigmund der sachen pey In pleiben will wie sie die entscheyden das dem also soll nachgegangen werden.

So thuet Herczog Albrecht nit anders dann wie der konig will wann er ist zum konig gebrudert vnd also verschriben das er sich In allen sachen es sey wider den keyser oder ander genczlich nach dem konig richtet Also bestundt die sach gancz vff dem könig allein vnd so ferrer nün der Babst den sachen obgemelter mass wolt nachkomen So wollt Im der konig ein wissen machen das er In einer nemlichen zeit der man sich vertregt die slos die Herczog Sigmund dem Legaten hat angewunnen Im wider antwurten vnd abtretten solt vnd was auch der Legat sunst zu Herczog Sigmund zu fordern hät dorumb wolt Im der kunig furderlichs rechtens ergeen lassen vnd In vnd sein bistum pey dem das zurecht gesprochen würd hanthaben vnd schutzen

Vnnd vff das stuck Solt man ouch In Sunderheit mit dem Cardinal redenn vnd so ferre er zu den anndern obgemellten sachen geneigt were Im ein wissen machen So die obgemelten sach fürgiengen das das auch gescheen solt.

Man solt auch dem Babst zusagen so ferr er den sachen also als vorstet wolt nachkomen so wolt der konig sich dorein geben so pald die sach bescheen So wolt er von stundan für sich selbs vnd vil anderer fursten des reichs auch die könig von vngern vnd Bolan vnd mit In allen vil Herrn Ritter vnd knecht das creutz wider die vnglawbigen Turcken annemen dodurch der ernst von stund an vermerckt werd.

Durch die weg wo der Babst den nachkumet So wurdet das Concilium vnd die pragmatica sanction der zehent zweintzigst vnd dreissigst pfenning wider die Turcken wurdet furganck gewunen vnd dem Babst auch dauon mercklich gelt das man sich vereinigt gefallen.

Des Babst oberkeit würd gehanthabt der frid vnd das recht Im reich vffgericht vnd gehallten der zug wider die Turcken gescheen vnd eynikeit des glaubens Im kunigreich zu Beheim gemacht.

Wo aber der Babst den sachen nicht nachkumet So wurdet sich der konig zu den kurfürsten In die eynung geben Auch der obgemelten apellacion adherirn vnd doran sein dodurch die pragmatica sanction vnd concilium fürganck gewynnen vnd wurdet dodurch dem Babst vnd dem Stul zu Rome Ir oberkeit vnd In vnd allen Cardineln vnd amttleuten seins Bebstlichen hofs So grosser nutz entzogen vnd abfale bescheen als nye gewest ist Wann so der konig vnd die teutschen Herrn ains weren so prechten sie dann den konig von franckreich vnd Cecilien Auch den von Burgani wann sie wollen zu Ine So hat auch der konig macht des von Bolan vnd vngern vnd wurd dodurch dem Stul zu Rom ein solcher abfale gescheen der Im vnüberwindenlich were, dorzu so würd auch frid vnd eynikeit Im reich nit emacht der kristenlich zug verhindert das konigreich zu Hungern der Cristenheit abgezogen vnd die eynikeit des glawbens zu Beheim auch versaumpt vnd so vil vnrats vnd übels In der welt entsteen das nymant gnugsamlich awssprechen möcht vnd wer versehenlich so der keyser gantz sawmig ist vnd der Babst auch sowenig erfunden wurde das ein solche sach wider sie pede fürgenomen wurd das In peyden vnd ir oberkeit zu grossen vnstatten kümen mocht.

Wurd dann der Babst sagen er wer wol zu den sachen geneygt doch also das man Im sagen solt wie der kunig vermeynt das die furzunemen wer vff auch die vor berurten verstentnus zuseczen weren.

Dorauf ist zu antworten sein Heilikeit hab wol verstanden das dem reich not ist zu uersehen. Sein Heilikeit hab auch vermerckt wie es ein gestalt hab vmb die fürsten Im reich vnd auch die frantzoischen vnd ander fursten vnd hab dopey vernumen wes sich der kunig erboten hab Sey nun seiner Heilikeit gemaint zu den sachen zuthun, das mug er zu erkennen geben vnd dopey offenbarn wie vnd mit wem er Inn dem reich vermain zuuersehen vff das sich des kunigs botschaft auch dornoch wisse zu richten.

Wurd er dann sagen er wolt den kunig domit versehen doch das der konig den sachen nachkom wie vorsteet.

Dorauff ist zu fragen wie er dem konig versehen wölt, würd er dem antworten als einem romischen Konig Also das der keyser belib vnd die keyserlich wirde behielt vnd das der konig romischer kunig würd vnd die administration vnd reigirung des reichs behielte.

So ist zu fragen wann vnd vff welche zeit Auch wie das bescheen solt vnd ist furter dorauf zu reden das der Babst ein treffenlichen Legaten zu dem kunig schickt vnd sein meynung alle vff die stuck verzeichent vnd dopey seinen Bebstlichen Legaten gantzen vnd vollen

gewalt geb die sach . vff alle stuck noch gantzer notturft abzureden, Vnd so das bescheen wer sich der brief vnd aller ding zuuertragen. So solt der konig von stund an sein treffenlich Rete mit dem Sigell vnd vollen gewalt gen Rom schicken vnd die sach gantz volenden.

Wurd aber der Babst furhallten das der kunig solt Gubernator Coadiutor vicari president oder reigirer des reichs werden, so ist der Tittell vicari gantz abzuslahen von des pfaltzgrauen vnd des allten von Sachssen wegen, der ir yder nach laut der guldin Bullen vicari des reichs ist vnd sie auch dodurch mochten furnemen solchs wer wider ir freihait vnd des Halben die sach vntersteen zu jrren, dann von den andern Tittel wegen do ist hart dorauf zudringen das der konig romischer konig würd wann durch denselben Tittel mocht der konig eer gehorsam vnd volg Im reich erlangen dann durch einen andern.

Ob aber der Babst ye dorauf wolt besteen das der konig nit romischer kunig werden Sunder der Tittel einem mit reigirung des reichs haben sollt So ist das auch nit abzuslahen. Es ist auch nit aufzunemen Sunder man soll douon biss vf ein anpringen reden Also das der Babst alle des reichs fürsten vnd vntertan In seinem offen willen von der pflicht domit sie dem keyser von des reichs wegen gewandt sein entledig vnd In pey hohen penen der man sich mit Im vertregt gebiet das sie furter von des reichs wegen dem konig gehorsam vnd gewertig sein Auch gewonlich pflicht vnd Huldung thun sollen das auch der Babst In einer Sonndern Bullen dem kunig gantzen vnd vollen gewalt vnd macht geb, Noch aller notturft auf die pesten form das Heilig Römisch reich zu reigiren zuuerwerfen vnd zu handeln vnd zu thun alles das ein Römischer keyser der durch die kurfürsten alle enthelliglich zu Romischen kunig erwelet vnd durch den Babst keyser gemacht were, In eynichen weg thun konde solt oder möcht vnd das auch solcher gewalt vnd macht des kunigs lebtagen gantz aussweren solt vnwiderrufenlich.

Ob aber der Babst vermeynt den kunig zu obersten Haubtman wider die Türcken zu machen oder ob er vermeynt Im reich einen frid aufzusetzen vnnd den konig Conseruator vnd Hanthaber desselben fride zu machen.

Das ist nit vfzunemen wann da durch so gewinne der konig kleinen gewalt Im reich. Es ist auch dowider also zu reden, das da durch die obgemelten vbell nit verkumen Auch der decima nit furganck gewünne Sunder was man thun wöll das must also gescheen dadurch der konig oberkait vnd administration Im reich gewünn vnd desshalben die sach zu notturft hanndeln möcht.

Würd dann der Babst reden wie die verstentnus des decimas halben vnd vff die anndern stuck sein solt, dorauf ist er zuernemen wölt er sich dann nit mercken lassen So soll man vleis thun das die sach vnd alle verstentnus dem Legaten den er als vor steet gen Beheim schicken würd befolhen werden, Wolt er dann das auch nicht thun Sunder ye zuuoran ein wissen haben wer vff alle verstentnus soll gesatzt werden.

So sein sie also furzunemen zuerst von des decimas vigesimas vnd Tricesimas wegen den solt der Babst vffsetzen So der konig zu dem reich köm vnd sollten sich der Babst vnd der konig verschreiben, das ir keiner nymant da für freyen solt, vnd ob ymant dofür gefreyet würd, das dann solche freihait dessmals nit furganck haben solt, Angesehen das dise sach die Rettung des Cristenglaubens berürt, do wider dann nymant solt gefreiet sein.

Zum dritten so solt der Babst vnd der konig yede samentlich leut darzu ordnen, die das gelt das douon geuiel vfheben vnd In peden vff ein nemlich zeit der man sich dann

vertragen wurde, ein rechnung vnd aufrichtung theten Ir ydem was sich dann douon gepurt Inmassen man sich dann des vereynigen würd.

Vnd vff das das ir yder west was Im von dem gelt gefallen solt. So wer das die meynung die weil der kunig den zug an die Turcken thun wurd vnd desshalben vil geltz darzu bedorft, so solt er zuuoran allein auss dem Romischen reich haben alles das gelt das In den reichsteten, Auch von den Juden vnd von allen Stifften vnd von Clostern dem reich zuuersprechen vnd zu beschirmen steen vnd dorzu was In seinem konigreich In seinen fürstenthumen vnd lannden geuiel haben. Dann von des gelts wegen das sust Im reich von dem decima vigesima vnd Tricesima gefellet, doran solt der Babst vnd konig ir yder tail haben wie man sich des vertrug.

Ob aber der Babst doran kein genügen het, So solt man sich von der sach wegen mit Im vertragen Inmassen vnd der keyser sich mit Im dorumb vertragen haben.

Dann von der anndern verstentnus wegen solt sich der konig verpflichten So pald er Romischer konig würde das er dann von stundan sein trefenlich potschaft mit vollem gewalt zu seiner heilikeit schicken vnd Im offenlich obedientz vnd pflicht thun solt wie dann einem romischen konig zuthun gepurt.

Er wolt auch nit gestatten des reichs kurfursten vnd fursten das sie In ein concilium oder pragmatica sanction verwilligen oder sich dorin geben oder sunst ichts furnemen dodurch dem Babst eynicherley Irrung an seiner oberkeit bescheen mocht.

Er wolt auch für sich selbs noch durch ymandt anders von seinen wegen solchs enthun.

Vnd ob ymand wer der oder die wern ichts dowider furnemen oder thetten, do wider wolt er nach seinem gantzen vermugen sein vnnd solchs In keinen wege verhengen.

Ob er auch ychts vernemen würd das wider sein heilikeit In eynigen weg sein mocht, das wolt er seiner Heilikeit zu wissen thun vnd In getrewlich douor warnen.

Er wolt auch getrewlich sein Heilikeit vnd den Stul zu Rom pey seinen wirden Eren oberkeiten herkumen vnd gerechtikeiten vnd beuoran gen den vnglaubigen veinden vnsres Cristenglaubens schutzen vnd schirmen.

Vnd sich in den sachen vnd allen anndern die dorauss volgten oder gezogen werden mochten, von seiner Heylikeit nit trennen, noch schaiden lassen in keinen weg.

Vnnd dessgleichen solt sich der Babst widerumb zu dem konig verschreiben mutatis mutandis.

Furter von des keysers wegen soll der konig dem Babst auch lassen fürpringen, wie der keyser vnd er mit einander vereynigt gewest sein, vnd wie sich der keyser gen dem konig vnd gen den seinen wider die eynung gehallten vnd verhandelt hat, wie auch der konig von der sach wegen durch sein Rete den keyser mermals gutlichen ersucht, vnd gepeten hat von seinem vngepurlichen fürnemen abzusteen. Das alles dann der keyser nit getan vnd dodurch die eynung domit sie dann peder seiten an einander gewant gewesen sein verachtet hab.

Item man sollt auch dem Babst erzelen den hanndell gantz wie sich der zwischen dem keyser dem konig vnd der lantschaft zu Osterreich begeben hab.

Vnd das alles soll man dorumb thun, ob sich der keysser von dem kunig vor dem Babst beclagt hett oder hernachmals beclagen wurde, das der Babst eygentlich bericht werd

das sich nit der konig Sunder der keyser, annders dann Im gepurt gen dem kunig gehalten hab.

Vnnd das sind die sachen die dessmals doch vff vnsers gnedigsten herrn des konigs wolgefallen pey dem Babst zu handeln sein.

Dann von der sach wegen den keyser anttrefend, von des reichs wegen ist die meynung fürzunemen das vnser gnedigster herr der konig auch der konig von Hungern vnd Hertzog Albrecht von Osterreich vff einen nemlichen tag Ire Rete mit macht zusamen schicken vnd sich da vereynen das ir yder vff ein nemlich zeit des keysers veindt werd, vnd sich dopey auch vereynigen der zeit wann wo vnd wie starck Ir yder Im feld vff den keyser mit seinem Her sein wolle.

Item vnser herr der konig soll seinen veindtsbrief gen dem keyser dorauf grunden, zu erst so soll er anziehen die eynung die zwischen dem keyser vnd Im begriffen ist, die dann vnter andern das Inheldet &c. vber vnd wider dieselben eynung hab der keyser die vnd die sachen &c. gen dem konig vnd seinen vntertan vnd den seinen furgenomen vnd wie wol der konig durch sein treffenlich Rete zu dickermaln den keyser hab ersuchen vnd auch der eynung hab ermanen lassen, das der keyser von seinem vngepurlich furnemen abstee, vnd dem kunig sein vntertan vnd den seinen vmb ir forderung abtrag vnd aussrichtung tette, So hab doch der keyser das alles verachtet vnd dem kunig seinen vntertan vnd den seinen In dem nit nachkumen vnd In nit abtrag noch aussrichtung gethan, Sunder es sey in seinem geweltigen vnd freüenlichen furnemen beherrt vnd thu das nochmals vnpillich vnd wann nū einem yden von ordenlichen vnd natturlichen rechten erlaubt sey sich gewalts freuels vnd vnrechts vffzuhallten vnd die zu beschirm, dorumb nach zeitigem vorrate den vnser here der konig mit seinen fursten herren Rittern vnd knechten vnd Steten In den sachen mermals gehabt hab, So wolt er mit seinem kunigreich furstenthumen herschaften vnd Lannden vnd allen den seinen Auch mit allen seinen helfern helfershelfern vnd den die er vff des keysers schaden pringen müg des keysers vnd aller seiner erblichen fürstenthum Graueschaft Herschaft Lannd vnd leut veindt sein, vnd ob er vnd die sein, auch sein Helfer vnd helfershelfer dem keyser seinen obgemelten furstenthumen Graueschaften herschaften Lannden vnd leuten eynicherley schaden zufügt wie sich der begeb, De wolt der konig sein koniglich wirde vnd Ere bewert haben, vnd ob er eynicherley bewarung meer bedorft, die wolt er hiemit auch getan haben.

Die vrsach worvmb der konig des keysers veindt würd soll man In den veindesbrief setzen, wir hetten das auch ytz gethan, so sein wir der nit bericht.

Vnd die weil der kunig on (ohnehin) des Hertzog Albrechtens Helfers wider den keyser sein wurdet Nach laut der verschreibung zwischen Ine zu Eger begriffen, So ist gut das der konig vmb sein eygen sach vnd für sich selbs auch des keysers veindt werde vnd ye merer sach der konig mag anziehen, ye pesser das ist, vnd beuoran so soll er die sach anziehen die den von Zyly berurt, von seins verlassen guts vnd hab wegen das die Hertzogin dem konig vbergeben hat.

Der kunig soll auch dem Babst vnd anndern kurfürsten fürsten vnd anndern den Treffenlichsten Steten Im reich schreiben die vrsach die Ine bewegt hab, dorumb er des

keysers veindt worden ist, Auch das dodurch des keysers vnglimpf vnd des konigs glympf vermerckt werde.

Vnd In dem veindtsbrief so soll der kunig aussnemen alle kurfürsten fürsten Grauen herrn Ritter vnd knecht, Stete vnd vnterthan des heiligen Reichs, dann seiner koniglichen gnaden meynung nit sey das sich der veindtsbrief an dieselben Ständ ziehe noch die begreiffen soll.

Vnnd so der konig des keysers veindt worden vnd mit gantzer macht Im felld ist So ist wolzeit ymand zu schicken die zwischen In teyding vnd als dann mag der kunig durch teyding von dem keyser das reich erlangen vff das er die vehd vnd sein forderung gen Im abstell vnd sich mit Im von des reichs wegen vff füglich wege die wol furzunemen sein vertrag.

Ob auch der von Sternberg Marggraf Friderichs veindt werden wölt von des lehens wegen das Im der konig in Lusitzer land gelihen hat vnd doran Im Marggraf Fridrich eintrag thut vnd Im auch wie wol er sich dorein geben het vor dem Lehengericht rechtens aussgangen ist, So soll er doch solch sach alle den kurfürsten fürsten vnd treffenlichen Steten Im reich schreiben vff das man verstee, das solch vehd nit auss neid Sunder durch redlich vrsach geschee.

Vnnd ob der von Sternberg dem konig von Bolan, Herrn Victorein vnd ettlich Slesisch fursten vnd ander zu Helfern überkomen mocht das würd gut sein, dann do durch würd Marggraf Friderich mit ernst gesucht vnd gefrret, das er pey den kurfursten von des reichs wegen für sich selbs nit arbeyten auch den tag den die kurfursten gesatzt haben nicht suchen mocht vnd dorzu gedrungen würd das er vnserm herrn dem konig zu romischem kunig vffnemen vnd das er biss her gehyndert hat nun furter pey anndern kurfursten fudern müst.

Doch so soll der konig vor allen dingen von dem von Sternberg erlangen das er sich mit Marggraf Fridrich on des kunigs willen nit richten wölle.

Vnd so das geschicht so willigt der konig In kein richtigung er hab dann seinen vorteyl auch erlangt als nemlich von des reichs wegen als vorsteet.

Ob auch der konig Marggraf Albrechten wolt strafen vmb die vntrew die er dem konig In des reichs sachen gethan hat, So wer das der weg das der konig für sich selbs Marggraf Albrechts veindt würd dorumb wie wol der konig vnd Marggraf Albrecht als ein Burggraue zu Nurmberg sich mit einander vor ettlichen Jaren gütlich vnd erblich vereynigt vnd verpunden, die selben eynung mit trewen an eyds stat gelobt haben die dann Innheldt, das sich ir keiner hernachmals mit ymand annders vereynigen sollen, er hab dann die obgemelten Eynung zuuoran vffgenomen, ydoch so hab sich marggraf Albrecht dorüber vnd dowider mit dem Bischoue zu Bamberg vnd Wirtzpurg vnd auch dornoch mit Hertzog Ludwig vereynigt gehabt vnd die benanten erbeynung nit aussgenumen vnd dem nit gnüg gethan das dieselb erbeynung am Ennde Innenhelt vnd er schuldig gewest sey zuthun, vnd dorumb so woll der konig sein veindt sein &c. vt in forma.

Item der kunig soll allen kurfürsten vnd fürsten Im reich die mit Im In erbeynung vnd eynungen oder die Im von lehens wegen verpflicht sein, die sachen von Marggraf Albrechten schreiben vnd Ir ydem der pflicht domit er Im von Eynung oder Lehens wegen gewandt ist ermanen das er sein Helfer vnd Marggraue Albrecht veindt werd.

Vnnd so das also geschicht So würdet alle hillf Marggraf Albrechten abgezogen vnd er gantz werloss funden.

Der kunig mag auch yemand zu Hertzog Ludwig schicken vnd mit Im reden lassen, dass er sich wider den Marggrauen In die sach auch gebe vnd des gleichen auch dem pfaltzgrauen die Bischoue zu Bamberg vnd Wirtzpurg ersuchen lassen, So ist wol versehenlich, Sie werden alle das thun vnd sich mit des kunigs botschaft eins tags vereynen vff den die veindtsbrief von Ir aller wegen aussgeen Auch wann vnd wo sie alle mit macht Im felld sein sollen.

Vnnd durch den weg so würdet der Marggraf gedrungen alles das zuthun das dem konig von des reichs wegen gefellig ist.

Es werden auch des reichs fursten von einander getrennet, vnd mag dem keyser dodurch auss dem reich kein Hillf bescheen.

Vnnd vff das, das die sachen pey dem Babst keyser vnd den anndern des fruchtparlichen für den konig mög gehanndelt werden, so ist gut das der konig dem von Meintz schreib vff die meynung, als er vnd annder sein mitkurfursten die nechst zu Nurmberg waren, einen tag gen Franckfurt vff Sontag Trinitatis schirst gemacht vnd dem konig geraten haben das er In eygner person vff denselben tag erscheinen oder ob er des ye nit gethun mocht sein treffenlich Stete mit vollem gewalt vnter seinem sigell dohin schicken soll. Also sey er gantz In meynung gewest selbs dohin zu kumen vnd alles das helfen zuraten vnd furzunemen das da für das Heilige reich vnd den friden vnd die gerechtikeit were, So sein Im mercklich vnd treffenlich sach furkumen, derhalb er diese zeit In keinen weg komen oder sein Rete obgemellter mass als er dann gern gethan het, schicken müg, vnd soll dorumb den von Meintz pitten mit fleiss das er den tag bis vff Bartholomey schirst erstreck vnd erlennger, So der konig ye In willen sey als dann mit der Hilf gottes vff den selbigen tag personlich zu erscheinen vnd den sachen seines teyls als einem Cristenlichen kunig vnd kurfürsten des heiligen reichs gepürt getrewlich nachkumen vnd soll begeren des von Meintz gütig verschriben antwort.

Item der könig soll auch dem pfaltzgrauen schreiben von den sachen vnd Im ein abschrift des briefs als er dem von Meintz geschriben hat mit schicken vnd den pfaltzgrauen pitten doran zu sein domit die sach also furgenomen werd.

Durch den weg würdet fürkumen das nichts vff dem tag wider den kunig oder für einen anndern gehandelt würd.

Wölt aber der von Meintz den tag ye nit erlengern, so soll der konig vff den tag schicken vnd wölt man do ichts vff dem tag In des reichs sachen fürnemen das nit für den kunig were So soll des konigs botschaft doran sein das der keyser herauf auf einen anndern tag In das reich gefordert werde vnd ob er nit köm, das dann vff demselben andern tag furgenomen vnd was gut sey, vnd das ist dorumb gut das die sach verlenngert werde biss der konig sein sach pey dem babst vnnd keyser wie vorsteet aussgetragen hab. [1])

[1]) Vergl. Sitzungsberichte der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften v. 17. Nov. 1862.

Verzeichniss von Personen, Orten &c.



